N12<509163642 021

UB Tübingen

STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINERORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

BAND 109 / 1998

EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige

Herausgeber: Bayerische Benediktinerakademie e.V., München

Redaktion: Unter Mitwirkung von Lukas Schenker/Mariastein, Gregor Lechner/Göttweig, Franziskus Büll/Münsterschwarzach und Marcel Albert/Gerleve redigiert von Ulrich Faust/Ottobeuren.

Anschrift: Prof. Dr. P. Ulrich Faust, Archiv der Abtei
D-87724 Ottobeuren
Telefon 08332 / 7980 Telefax 79865

Verlag: EOS Verlag Erzabtei D-86941 St. Ottilien
Telefon 08193 / 71431 Telefax 6844

Aufgabenkreis: Die Zeitschrift veröffentlicht in deutscher Sprache wissenschaftliche Untersuchungen und Berichte zur Geschichte und Kultur des benediktinischen Mönchtums sowie Rezensionen zur monastischen Geschichte.

Manuskripte sind mit Disketten nach vorheriger Anfrage und nur in druckfertigem Zustand an die Redaktion einzusenden. Literaturangaben gemäß SMGB 103 (1992) 189.

Autorenkorrekturen und Abbildungen mit ihren Rechten gehen zu Lasten der Verfasser.

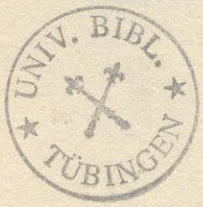
Sonderdrucke: Verfasser von Aufsätzen erhalten 20 Sonderdrucke und ein Exemplar des Bandes. Weitere Wünsche sind gegen Berechnung direkt mit dem Verlag zu regeln.

Nachdruck und elektronische Speicherung sind ohne Genehmigung der Redaktion nicht gestattet.

Erscheinungsweise: Jährlich erscheint ein Band zu ca. 500 Seiten.

© Bayerische Benediktinerakademie e.V., München

Gesamtherstellung: EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien, D-86941 St. Ottilien
ISSN 0303 – 4224



GoL 448 - 109

INHALTSVERZEICHNIS

JOACHIM WOLLASCH, FREIBURG
Traditionen in der Vita Benedictina, die nicht in der Regula gründen 7

ALOIS HAIDINGER, WIEN
Beobachtungen zum Festkalender des Stiftes Kremsmünster 27

PETER ORTH, ERLANGEN
Eine ungedruckte Papsturkunde für die Benediktinerabtei Montiéramey. Zugleich ein Beitrag zum Briefstil des Nikolaus von Clairvaux / Montiéramey 69

CAMILLA BADSTÜBNER-KIZIK, GDANSK/GDYNIA
Übersetzung der Vita Paulinae des Sigeboto und Kommentar 91

HELMUT FLACHENECKER, GÖTTINGEN
Das mittelalterliche Schottenkloster St. Nikolaus zu Memmingen 185

THOMAS VOGTHERR, LEIPZIG
Kloster Pegau und die Bursfelder Kongregation 211

MARIA MAGDALENA ZUNKER OSB, EICHSTÄTT
Ein spätgotisches Tafelbild mit der Darstellung der Heilstreppe (Intercessio) in der Benediktinerinnenabtei St. Walburg, Eichstätt 229

KARL SCHMUKI, ST. GALLEN
Der „Indianer im Kloster St. Gallen" – Georg Franz Müller (1646–1723), ein Weltreisender des 17. Jahrhunderts 243

GEORG SCHROTT, SPROCKHÖVEL
Trauer- und Festdekorationen in den bayerischen Klöstern des 17. und 18. Jahrhunderts. Einige kunstgeschichtliche Hinweise aus der Personalschriftenforschung 275

KONRAD KIENESBERGER OSB, KREMSMÜNSTER
Der Gottschedianer P. Rudolf Graser OSB und seine Fluchtreise nach Paris (1760/61) im Spiegel des überlieferten Briefwechsels. Eine Episode aus der Zeit der Aufklärung in Kremsmünster 291

Chronik des Ordens 465

IN MEMORIAM 483

Literarische Umschau 487

Autoren 504

Traditionen in der Vita Benedictina, die nicht in der Regula gründen*

von Joachim Wollasch – Freiburg

Es schiene mir vermessen, als Laie vor Ihnen zu erörtern, was benediktinisches Leben sei, Leben, das der Regel des hl. Benedikt entspricht. Eine andere Sache ist es, zu fragen, was im Lauf der Zeiten von Mönchen des hl. Benedikt unter benediktinischem Leben verstanden wurde. Bei jeder der klösterlichen Reformen des Mittelalters war davon die Rede und davon, wie mönchisches und klösterliches Leben nicht benediktinisch wäre[1]. Consuetudines monasticae sollten in einzelnen Klöstern regeln, was in der Regel nicht eigens angesprochen war, sich aus deren Intention jedoch ableiten ließ. Mit den normativen Texten der Consuetudines sollte zugleich der Zugang aus klösterlichem und mönchischem Alltagsleben zur Regel zurück erleichtert werden[2]. Kommentare zur Benediktsregel entstanden bereits seit der Karolingerzeit[3]. Ich brauche hier aber nicht all die Zeugnisse des Mittelalters aufzureihen, die uns erkennen lassen, wie damals im benediktinischen Mönchtum und seit dem 12. Jahrhundert in den einzelnen Mönchsorden benediktinisches Leben aufgefaßt worden ist.

---

* Vortrag bei der Jahressitzung der Bayerischen Benediktinerakademie am 22.XI. 1997 in der Abtei St. Bonifaz, München.

1) Solche Aussagen häuften sich und entfalteten eine beachtliche Argumentation im 12. Jahrhundert. Beredt zeugen davon die Auseinandersetzungen zwischen Petrus Venerabilis von Cluny und Bernard von Clairvaux. Vgl. A. H. Bredero, Bernhard von Clairvaux (1091–1153) Stuttgart 1996; J. Wollasch, Cluny. ‚Licht der Welt'. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft, Zürich – Düsseldorf 1996.

2) Zu den Consuetudines monasticae vgl. R. Schieffer, Consuetudines monasticae und Reformforschung (DA 44, 1988, S. 161–169); P. Engelbert, Bericht über den Stand des Corpus Consuetudinum Monasticarum (CCM) (Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens 102, 1991) S. 19–24, zuletzt die Arbeiten von B. Tutsch, vgl. B. Tutsch, Texttradition und Praxis von Consuetudines und statuta in der Cluniacensis ecclesia (10.–12. Jahrhundert) (Vom Kloster zum Klosterverband. Das Werkzeug der Schriftlichkeit, hg. von H. Keller u. F. Neiske = Münstersche Mittelalter-Schriften 74) München 1997, S. 173–205.

3) Vgl.W. Hafner, Der Basiliuskommentar zur Regula S. Benedicti. Ein Beitrag zur Autorenfrage karolingischer Regelkommentare (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums 28) Münster 1959 zum Hildemarkommentar u. Smaragdi Abbatis Expositio in Regulam S. Benedicti hg. von A. Spannagel u. P. Engelbert (CCM8) Siegburg 1974.

Doch seit wann wurde überhaupt von benediktinischem Leben gesprochen? Die Regel Benedikts wird seit Gregor d. Gr. immer wieder erwähnt. Wir hören von Mönchen, die unter Benedikts Regel Gott dienten, von Mönchen des hl. Benedikt. Das Beiwort ‚benediktinisch', *benedictinus, benedictina, benedictinum* indessen habe ich nicht im Mittellateinischen Wörterbuch, auch nicht bei Du Cange, überhaupt in keinem Wörterbuch gefunden. Nach meiner Kenntnis ist bisher niemand dem Wort benediktinisch und dessen Ursprung nachgegangen. Auch ich weiß nicht, wann, wo und in welchem Zusammenhang dieses Beiwort aufgekommen ist. In der Tegernseer Briefsammlung bin ich auf das Adjektiv *benedictinus, benedictina, benedictinum* gestoßen und zwar in allen vier Belegen zusammen mit dem Substantiv *vita*, also in der Formulierung *vita benedictina*[4]. Es läßt sich nachweisen, daß es Froumund war, der so formuliert hat[5].

Besonders aufschlußreich erscheint sein Bericht über die Gründung des Klosters Seeon[6], wenn man ihn mit der Urkunde Ottos III., die dieser am 15. April 999 in Rom für Seeon ausgestellt hat, vergleicht[7]. Otto III. erhob mit diesem Diplom Seeon zur Reichsabtei, indem er ihr Immunität, Schutz, freie Abtswahl gemäß der Benediktsregel und freie Vogtswahl verlieh. Namentlich erwähnt sind im Diplom der aus St. Emmeram gekommene *Adalbertus venerabilis abbas suique successores*. Die Urkunde ist ausgestellt *ad utilitatem fratrum ibidem secundum regulam sancti Benedicti degentium. Monachis quoque inibi regulariter commorantibus* gilt das Privileg Ottos III. Froumund ließ den Gründer Aribo in Ottos III. Diplom, wie er, Froumund es wiedergab, im eben gegründeten Kloster versammeln *non modicum agmen probabilium virorum sub institutione Beneditinę vitę degentium*[8]. *Sub institutione Benedictinę vitę*: das ist gegenüber dem herkömmlichen *secundum regulam sancti Benedicti* der Urkunde Ottos III. eine ungewöhnliche Steigerung. Ungewöhnlich war sie offensichtlich auch dem Schreiber des Froumundberichtes. Denn in dessen Original ist *Benedicte* zu *Benedictine* korrigiert[9].

Für Froumund ergab sich kein Widerspruch zur *Benedictina vita*, daß Otto III. nach seiner, Froumunds, Darstellung für Seeon verfügte: *Cui loco prefecimus abbatem nomine Adalbertum nostra imperiali auctoritate*[10], bevor er den kommenden Mönchen die freie Abtswahl gemäß der Benediktsregel zugestand. Froumunds Version erstaunt umso mehr, als in Ottos III. Diplom tatsächlich mit keinem Wort die Einsetzung des Abtes Adalbert von Seeon durch den Herrscher behauptet, Adalberts äbtliches Amt vielmehr als bestehend voraus-

4) MGH Epp. sel. VIII Die Tegernseer Briefsammlung (Froumund), hg. von K. Strecker, Berlin 1925, Nr. 8, S. $10_{/10}$, Nr. 27, S. $31_{/9}$, Nr. 32, S. $35_{/12}$, Nr. 52, S. $62_{/13}$.
5) Ebd. S. XIV.
6) Ebd. Nr. 27.
7) MGH DO III 138 Rom 999 Apr. 15.
8) Nr. 27, S. $31_{/8f.}$
9) Ebd. S. 31 Anm.c.
10) Ebd. S. $31_{/19f.}$

gesetzt wird. Beobachten wir daraufhin, in welchen Zusammenhängen Froumund die Formulierung vom benediktinischen Leben einsetzte.

Den berühmten Reformabt und Reichsbischof Godehard von Niederaltaich ließ Froumund mit einem Verteidigungsbrief gegen Bischof Gottschalk von Freising in der Tegernseer Briefsammlung dem Bischof versichern: „daß ich mir nichts von Eurer oder eines anderen Herrschaftsgewalt durch irgendjemandes Unterwerfung an mich zu reißen herausgenommen habe, es sei denn das, was ich aus der herrschaftlichen Hand des höchsten Herrn" – gemeint ist Heinrich II. – „heute sage ich nicht, ob ich wollte oder nicht – empfangen habe. Ein Hindernis für einen Gehorsam dieser Art habe ich in der Regel des Benediktinischen Lebens nicht aufgeschrieben gefunden" (*in regulari conscriptam vitę Benedictinę non inveni*)[11]. Die Regel des hl. Benedikt ist hier zu einer benediktinischen Lebensregel geworden. In Froumunds Version hatte der hl. Godehard nicht die geringsten Bedenken, die benediktinische Lebensregel stände seinem Gehorsam als Reichsabt dem König gegenüber entgegen. Gern wüßte man, welche Worte und Intentionen der Regel Godehard für seinen Gehorsam gegenüber Herzog, König und Kaiser in Anspruch genommen hat. Der zitierte Brief läßt darüber keine Aussage zu. Wieder ging es also um eine Abtseinsetzung ohne Beteiligung des Konvents, die dennoch als übereinstimmend mit der Regel und dem benediktinischen Leben angesehen wurde.

In seinem literarischen Epitaph für den vom Herrscher aus St. Maximin zu Trier nach Tegernsee zur Reform berufenen Abt Hartwig schrieb Froumund von diesem zwar nicht vom benediktinischen Leben, aber vom benediktinischen Weg, eine Formulierung, die ich sonst nirgends gefunden habe, und die, wie die andere Formulierung *vita Benedictina*, über den Bezug auf die Regel des hl. Benedikt hinausging. Froumund schrieb also: *Hic etenim fratres docuit perdiscere mores / Quos Benedictinam constat habere viam*[12]. Dieser hat ja die Brüder eine Lebensweise durch und durch zu lernen gelehrt, von der es feststeht, daß sie den Benediktinischen Weg besitzt[13]. Ob sich die Zeitgenossen im Tegernseer Konvent wie schon im Fall Godehards über den von auswärts berufenen Abt damit trösten konnten, daß Benedikts Regel im 64. Kapitel das Eingreifen des Diözesanbischofs, benachbarter Äbte und benachbarter Christen bei der Bestellung des Abtes vorsieht, wenn die gesamte Gemeinschaft einen zum Abt wählen wollte, der ihrem lasterhaften Lebenswandel zustimmte? Ich bin mir trotz der von Hartwig von Tegernsee eingeführten Reform darüber keineswegs sicher.

Institutione vitę Benedictinę nutriti – „erzogen in der Einrichtung des benediktinischen Lebens" – mit dieser auf sich selbst bezogenen Vorstellung leitete

11) Ebd. Nr. 52, S. 62$_{/9ff}$.
12) Ebd. Nr. III, S. 21$_{/Verse\ 9f}$.
13) Frau Dr. Brigitte Dullath von der Bayerischen Staatsbibliothek München, die freundlicherweise an Ort und Stelle überprüft hat, daß im Original tatsächlich *Benedictinam, ... v i a m* und nicht *Benedictinam ... v i t a m* steht, habe ich sehr zu danken.

Froumund, wahrscheinlich im Frühjahr 994, seinen Brief an Bischof Liutold von Augsburg ein, von dem er sich das größere Buch Priscians wünschte, um einen Bruder lehren zu können, den ihm Abt Gozpert anvertraut hatte, und dabei wollte er sich nicht dem Vorwurf aussetzen, die schier unerschöpfliche Bibliothek der Augsburger Bischofskirche zu mißachten[14]. Hätte Froumund geschrieben: *Institutione beati Benedicti nutriti*, wäre das von den Zeitgenossen auf die Benediktsregel bezogen worden. Froumund intensivierte dieses Verstehen zur benediktinischen Lebenssregel

Als Abt Gozpert und der Konvent von Tegernsee in Worten Froumunds Bischof Gebhard von Augsburg zu dessen Amtsantritt gratulierten, lobten sie an ihm, daß ihn, den früheren Abt von Ellwangen, der Name und die Regelgebundenheit benediktinischen Lebens in Lebensweise und Haltung auch als Bischof auszeichne (*vos nomen religiositatemque Benedictinę vitę positum in apostolica dignitate pre aliis exornare moribus habituque sentimus*[15].

Bereits beim Nachschlagen dieser wenigen Stellen in der Tegernseer Briefsammlung wurde eine die Abtswahl selbst betreffende Tradition im benediktinischen Leben der mittelalterlichen Jahrhunderte sichtbar, die sich mit der Regel, nimmt man sie ernst, nicht vertrug. Aber diese reichskirchliche Tradition in den Klöstern, die Reichskirchen waren, möchte ich hier ebenso wenig nachzeichnen wie die Praxis bischöflicher und adeliger Eigenklosterherren. Denn noch vor dem Beginn des Investiturstreites ist diesen Traditionen ja im benediktinischen Reformmönchtum eine alternative Tradition danebengestellt worden. Dabei ist freilich die freie Abtswahl in Cluny schon im 10. Jahrhundert nicht einfach nach dem Wortlaut der Benediktsregel erfolgt. Die Designation eines Abtes durch dessen Vorgänger und die Zustimmung zu dieser Designation, die vom Konvent in einem echten Wahlverfahren erbeten wurde, bildeten konstituierende Elemente der Abtswahl[16]. Es wurde also die in der Magisterregel vorgesehene mit der in Benedikts Regel festgelegten Bestellung des Abtes verbunden. Man könnte, im Blick auf die gleichzeitige Geschichte des König- und Kaisertums, von einer Konsenswahl sprechen. Die Ordination des gewählten Abtes von Cluny durch einen von Cluny aus erbetenen Erzbischof, den von Besançon, um den Diözesanbischof von Mâcon und dessen Metropoliten in Lyon nicht in die Lage zu bringen, Clunys Exemtion einzuengen, schloß die konstituierenden Elemente der Abtswahl ab. Ohne hierauf oder auf die Abtswahlen in Klöstern, die mit der *libertas Romana* begabt waren, einzugehen, möchte ich nur an drei das ganze benediktinische Leben in den mittelalterlichen Klöstern ergreifende Traditionen erinnern, die nicht in der Regel gründen. Beiseite bleiben Traditionen, die sich in der Liturgie gebildet haben, Caritaslieder ebenso wie der Karzer im Kloster, Einrichtungen der

14) Tegernseer Briefsammlung (wie Anm. 4) Nr. 8, S. $10_{/10}$.
15) Ebd. Nr. 32, S. $35_{/11ff}$.
16) Wollasch, Cluny (wie Anm. 1) bes. S. 69ff., dazu jüngst, ohne Bezug auf diese Feststellungen, Maria Hillebrandt, Abt und Gemeinschaft in Cluny (10.–11. Jahrhundert) (Vom Kloster zum Klosterverband [wie Anm. 2] S. 156f.).

klösterlichen Grundherrschaft oder Entwicklungen der klösterlichen Medizin und Krankenpflege, Schulwesen und andere kulturelle Einrichtungen. Sie alle wären als fortgeschrittene einzelne Ausformungen benediktinischen Lebens zu erklären, das ja in der Regel nicht bis ins Détail des Alltags festgeschrieben war.

So wie die mittelalterliche Praxis der Abtswahl vor dem Hintergrund der Reichskirchenherrschaft des Königs und des Eigenklosterwesens heute nicht zu erörtern ist, so sollen auch Traditionen, die von außen aus der Gesellschaft in das Mönchtum hineingetragen wurden wie die seit der Karolingerzeit meßbar angestiegene Klerikalisierung des Mönchtums[17], außer acht gelassen werden zugunsten solcher Traditionsentwicklungen, die sich in dem benediktinisch gewordenen Mönchtum selbst bildeten. Im Verhältnis zur Regel konnten sie in geringerer oder größerer Entfernung stehen, ohne daß damit schon etwas über die Verträglichkeit dieser oder jener benediktinischen Tradition mit der Regel gesagt wäre.

Die erste hier zu nennende Tradition braucht, da sie bekannt ist, nur kurz angesprochen zu werden. Vor Benedikt entstanden spielte sie in der Regel keine zentrale Rolle und wurde später zur Anschauung ausgebildet, nicht nur die Norm, sondern auch der Ursprung allen Mönchtums bestünde im Leben der Urkirche, wie es in der Apostelgeschichte dargestellt ist. Im Prolog der Regel lehnt sich der vorletzte Nebensatz zum Teil *in eius doctrinam usque ad mortem in monasterio perseuerantis*[18] an die Apostelgeschichte 2,42 an. Ein wörtliches Zitat aus der Apg. 4,32, eine ihrer zentralen Aussagen, *omniaque omnium sint communia ... nec quisquam suum aliquid dicat ...* begegnet dann erst im 33. Kapitel[19]. Der erste Satz des 34. Kapitels, vom Inhalt her nahegelegt, fährt Apg. 4,35 zitierend fort: *Diuidebatur singulis prout cuique opus erat*[20]. Dasselbe Zitat kehrt in der Regel 55,20 wieder[21]. An Ananias und Saphyra erinnert die Regel 57,5[22]. Rein formal erscheinen als Entlehnung der Apg. 5,3 die Worte *martiri deo*[23], die gleichzeitig Psalm 80,16 entsprechen. Kapitel 21 über die Dekane kann sich mit den Worten *elegantur ... decani*[24] auf Exodus 18,12 und auf die Apg. 6,3 berufen. Ein formaler Anklang *perseuerauerit pulsans* im Kapitel 58[25] entspricht Lucas 11,8 und Apg. 12,16. Das Gästekapitel schließlich benutzt (53,9) mit der Forderung *exhibeatur humanitas*[26] Apg. 28,1. So gewichtig die Rückgriffe der Regel auf die Apg. sind, so geben sie doch nicht im Zusam-

17) Vgl. dazu etwa A. Angenendt, Das Frühmittelalter, Stuttgart–Berlin–Köln 1990, S. 403ff.
18) Benedicti Regula, hg.von R. Hanslik (CSEL LXXV) Wien ^{2}1977, Prol. 50, S. 10.
19) Ebd. cap. XXXIII, 6, S. 99.
20) Ebd. cap. XXXIV, 1, S. 100.
21) Ebd. cap. LV, 20, S. 144.
22) Ebd. cap. LVII, 5, S. 145.
23) Ebd. cap. I, 7, S. 19.
24) Ebd. cap. XXI, 1, S. 83.
25) Ebd. cap. LVIII, 3, S. 146.
26) Ebd. cap. LIII, 9, S. 136.

menhang das in der Apostelgeschichte als Leben der Urkirche dargestellte Bild als Vorbild für alle Mönche wieder. Dies ist, wie wir wissen, im ersten Satz des Praeceptum Augustins für die Mönche geschehen: *Primum, propter quod in unum estis congregati, ut unanimes habitetis in domo, et sit vobis anima una et cor unum in Deo. Et non dicatis aliquid proprium, sed sint vobis omnia communia ... sic enim legitis in Actibus Apostolorum*[27].

Hier liegt zweifellos der Ursprung für die Tradition, in der das benediktinisch gewordene Mönchtum seit der Karolingerzeit bis zu Bernard von Clairvaux Norm und Ursprung allen Mönchtums in der Urkirche in der Apostelgeschichte sah. Aus der Fülle der Zeugnisse zur Erinnerung nur soviel: In seiner Bonifatiusvita bestätigte Willibald den klösterlich lebenden monastischen Mitarbeitern des Bonifatius: *quibus iuxta apostolicae institutionis normam cor erat unum et anima una ...*[28] Abt Odo von Cluny beschrieb das in der Apostelgeschichte gezeichnete Bild der Urkirche in den Versen seiner *occupatio* als *Ecclesiae Formam ... nascentis honestam*[29] und sagte darüber: *Hic modus est monachis, quos uita ligat socialis*[30].

Diese Rückbesinnung auf die Urkirche, die Odo mit Entschiedenheit verkündete, hatte sicher Breitenwirkung, bedenkt man, daß er und seine Mönche zahlreiche Klöster reformierten. So schickte Odo, als er S. Benoît de Fleury-sur-Loire erneuerte, die Mönche Ramnaldus, Hildemarus, Andreas, Cloibertus nach S. Martial de Limoges und nach S. Pierre de Solignac, sie sollten an seiner Stelle das Band der Verbrüderung um diese Gemeinschaften knüpfen, so, daß von da an auf immer kein Unterschied zwischen den Mönchen dieser Gemeinschaft und jenen von S. Benoît bestehen sollte; während die Mönche beider Seiten gegenseitig zueinandergingen, sollte gemeinsamer Lebenswandel in allem und sie alle wie eine Gemeinschaft aufgefaßt werden. Am Ende der Urkunde wird Gott gebeten, er möge diese gegenseitige Übereinkunft kräftigen, er, der festgelegt hat, *ut multitudinis credencium esset cor unum et anima una in ipso*[31].

Danach verwundert es auch nicht, wenn im nächsten Jahrhundert der Chronist Ademar von Chabannes, selbst Mönch, den ersten Reformabt von Cluny mit den Worten lobte: *exemplo et doctrina apostolicae regolae, quae est monachorum, extitit restaurator strenuus*[32]. Das Leben der Urkirche in der Apostel-

27) Augustinus, Regula ad servos Dei 1 (Migne, P.L. 32, col. 1378f); vgl. auch Augustinus, Regula secunda 2 (Migne, P.L. 32, col. 1450): Apostolicam enim vitam optamus vivere (Apg. 11,43); dazu A. De Vogüé, Mönch, Mönchtum (Lex. d. MAs 6, München–Zürich 1993, Sp. 740).

28) Vitae Sancti Bonifatii archiepiscopi Moguntini, hg. von W. Levison (MGH Scriptor. rer. germ. in us. schol.) Hannover–Leipzig 1905, S. $48_{/8-10}$.

29) Odonis abbatis Cluniacensis occupatio hg. v. A. Swoboda, Leipzig 1900, l. VI, vers. 572.

30) Ebd. VI, 583

31) M. Prou – A. Vidier, Recueil des chartes de l'abbaye de S. Benoît-sur-Loire 1, Paris 1900, Nr. XLIX, S. 124f.

32) Adémar de Chabannes, Chronique, hg. von J. Chavanon (Coll. de textes pour servir à d'étude et à l'enseignement de l'histoire 20) Paris 1897, III, 26, S. 148.

geschichte ist hier also geradezu als apostolische Regel, das ist Regel der Mönche, apostrophiert. Dieses Lob des Chronisten hat die Verse Odos zweifellos ganz und gar erfaßt. In Cluny selbst führte Maiolus nach dem Zeugnis der Vita, die Odilo von Cluny verfaßt hat, diese Traditionen eindringlich fort. Dieser Vortrag soll aber nicht wieder Cluny zum Thema haben.

Schon im ausgehenden 11. Jahrhundert sprang der Funke von klösterlichem Leben auf die Laien über. Bernold, selbst Mönch, berichtete von ihrer *communis vita*, von ihrem Gehorsam und ihrem Dienst gegenüber den regelgemäß lebenden Mönchsgemeinschaften[33]. Er berichtete auch von den Anfeindungen, denen diese Laien ausgesetzt waren, obwohl sie doch *ad formam primitivae aecclesiae* gemeinsam lebten. Bernold zitierte Papst Urban II., der als Kardinallegat seinerzeit die Verhältnisse in Alemannien aus eigener Anschauung kennengelernt hatte und nun ihre Lebensweise, weil sie *in primitivae aecclesiae formam impressa* war, als *sancta* und *catholica* bestätigte[34]. In Bernolds Augen lebten die Mönchsgemeinschaften in St. Blasien, Hirsau und Allerheiligen/Schaffhausen genau wie diese begeisterten Laien, die dorthin strömten, nach dem Vorbild der Urkirche. So konnte er diese Laien mit der einfachen Feststellung kennzeichnen: ... *praeter habitum idem sunt quod monachi*[35].

Im 12. Jahrhundert war die von Odo so energisch und erfolgreich verbreitete Tradition zweifellos längst Allgemeingut geworden. Um die Mitte des Jahrhunderts überschrieb der Chronist des bischöflichen Konstanzer Gregorklosters in Petershausen das erste Kapitel des Vorworts seiner Chronik: *Quod omnis institutio monachorum ex apostolicis actibus adsumpta sit*[36]. Und er schloß das Kapitel mit dem Satz: *Omnis namque cœnobialis vitę institutio in apostolicis actibus, si diligenter queritur, manifestissime invenitur*[37]. Im Jahrhundert der Mönchsorden mag auch gegenüber mancher Anfeindung seitens des Säkularklerus bewußter Stolz im Spiel gewesen sein, wenn der Autor das *principium* allen mönchisch-klösterlichen Lebens auf die Apostel, *fundatores ecclesie*, zurückführen konnte[38].

Da auch der erste Mönchsorden der Geschichte, der Cisterzienserorden, der Benediktsregel folgte, soll in telegraphischer Kürze nur noch Bernard von Clairvaux zitiert werden. Was er dazu in seiner Apologie schrieb, wollte er nicht auf den Cisterzienserorden ausschließlich, sondern auf den *ordo monasticus* insgesamt bezogen wissen. Er schrieb, sicher in Kenntnis der cluniacensischen Tradition seit Odo: *Ordinem nostrum, ordinem scilicet qui primus fuit in Ecclesia, immo a quo coepit Ecclesia, quo nullus in terra similior angelicis ordinibus,*

33) Bernold, Chron. ad a. 1091 (MGH SS 5, S. 452f.).
34) Ebd.
35) Bernold, Chron. ad a. 1084 (MGH SS 5, S. 439).
36) Die Chronik des Klosters Petershausen, hg. von O. Feger (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 3) Lindau–Konstanz 1956, S. 18.
37) Ebd.
38) Ebd.

nullus vicinior ei quae in coelis est Jerusalem mater nostra, sive ob decorem castitatis, sive propter caritatis ardorem, cuius Apostoli institutores ... inchoatores exstiterunt[39].

Nun, Sie haben es gehört, stand nicht am Anfang des mönchischen Lebens jenes der Urkirche, vielmehr stand das von den Aposteln gestiftete mönchische Leben am Anfang des kirchlichen Lebens. Die Akzente haben sich in dieser Tradition hörbar verschoben. Hatten noch Odo von Cluny und seine Nachfolger auf die Einheit in Liebe verwiesen, so erweisen sich die Zeugnisse des 12. Jahrhunderts schon als solche mönchischen Selbstbewußtseins in der Gesamtkirche. Bis zu welchem Zeitpunkt diese Tradition von den Zeitgenossen als im Sinn der Benediktsregel gesehen werden konnte, darf ich Ihrer Diskussion überlassen.

Die zweite Tradition, die heute in Erinnerung gerufen werden soll, betrifft die Mönchsgelübde. Fünfmal wird in der Regel die *stauilitas* angesprochen[40], das erste Mal dem Begriff die Worte *in congregatione* beigefügt[41] . Die *perseuerantia* des *votum*, des *propositum*, der *professio* und der *stauilitas in congregatione* bis zum Tod galt als das zu erstrebende Ideal. Aus der *stauilitas in congregatione* wurde schon seit dem frühen 9. Jahrhundert, etwa im Regelkommentar des Abtes Smaragd, die *loci stabilitas*[42]. Wenn in der Regel nicht von einer *stabilitas monasterii* oder *loci*, sondern eben von der *stauilitas in congregatione* die Rede ist, so hatte dies vor dem Hintergrund der Tatsache, daß Benedikt nicht nur ein Kloster geleitet hat, die Gemeinschaft seiner monastischen Schüler nicht auf einen einzigen Ort begrenzt war, gewiß seinen guten Sinn gehabt. Demgegenüber bildete in der Perspektive der *una regula* und der *una consuetudo* der karolingerzeitlichen Klösterreform das je einzelne Kloster den Bezugspunkt, am krassesten vielleicht der *Notitia de servitio monasteriorum*[43] abzulesen. Umso erstaunlicher mag es uns vorkommen, wenn angesichts der Einengung der *stauilitas in congregatione* zur *loci stabilitas* in den mittelalterlichen Jahrhunderten die Praxis der Mehrfachprofeß zunehmen konnte bis zu den erbitterten Streitigkeiten in der Zeit der Mönchsorden um die *fugitivi*, die Fahnenflüchtigen von einem zum anderen Orden.

Nun könnte man einwenden, das 61. Kapitel der Regel sähe die Möglichkeit einer Mehrfachprofeß vor. Zunächst wird dort geregelt, daß fremde, von weither daherkommende Mönche – wir hören nicht, aus welchen Gründen sie so weit ins Kloster reisten –, wenn sie als Gäste aufgenommen werden wollen, solange aufgenommen werden sollen, wie sie es wünschen, sofern sie, mit der von ihnen angetroffenen *consuetudo* zufrieden, das Kloster nicht stören. Wollte ein solcher Gast auch seine *stauilitas* bekräftigen, bestätigen (*firmare*), dann soll

39) S. Bernardi opera, hg. von J. Leclercq – H. M. Rochais, Bd. 3, Rom 1963, S.101.
40) Benedicti Regula (wie Anm.18) IIII,78, S. 37, LVIII, 9 u. 17, S. 147 u. 149, LX, 9, S. 155, LXI, 5, S. 156.
41) Ebd. IIII, 78, S. 37.
42) Smaragdi abbatis expositio in regulam s. Benedicti II, 78, hg. von A. Spannagel u. P. Engelbert (CCM hg. v. K. Hallinger VIII) Siegburg 1974, S. 147f.
43) MGH Capit. 1, S. 349ff. u. CCM (wie Anm. 42) I, Siegburg 1963, S. 497ff.

dieser Wille nicht zurückgewiesen werden, zumal, da sein Lebenswandel in der Zeit der Gastaufnahme hat bekannt werden können[44]. Von einer neuen Profeß ist nicht expressis verbis die Rede. Es wird auch nicht erläutert, wie die Stabilität, die der fremde Mönch in einer anderen Gemeinschaft gelobt hat, im Aufnahmekloster bestätigt werden konnte. Kapitel 61,10 es wird ja an jedem Ort dem einen Herrn gedient, für den einen König gekämpft[45], ist – *sit venia verbo* – ein Argument zugunsten des aufnehmenden Klosters, dessen Fortschritte, die ein fremder Mönch bei vorbildlichem Leben bewirken könnte, bilden das Aufnahmekriterium. Erst am Ende des Kapitels wird der Abt gewarnt, von einem anderen bekannten Kloster einen Mönch ohne Zustimmung dessen Abtes und ohne Empfehlungsschreiben aufzunehmen[46]. Wird hier eine rein pragmatische Lösung eines in Erfahrungen erkannten Problems gegeben? Man könnte darauf kommen, wenn man die Frage stellt, wie mit Mönchen aus einem nicht bekannten Kloster umgegangen werden sollte.

Smaragd, der karolingerzeitliche Abt, zitierte zum Schluß des 61. Kapitels das 13. Kapitel der Regula Quattuor patrum, in der nicht *de alio noto monasterio*, sondern *de alio monasterio* kein Mönch ohne den Willen seines Abtes aufgenommen werden soll[47]. Und was das *stauilitatem firmare* des Gastmönchs anlangt, so schrieb Smaragd, es sei nicht offenkundig, ob dies nur im Herzen oder auch ausgesprochen geschehe. Aber es sei so gemeint, daß der Gastmönch die Stabilität geloben solle wie ein Novize, obwohl er nicht verspreche, was er schon als Versprechen gegeben habe[48]. Der Regelkommentator hatte hier offensichtlich gewisse Schwierigkeiten. Zeugen verlangte Smaragd für den Vorgang, damit der aufgenommene Gastmönch nicht verurteilt würde *pro multa sua et inlicita vagatione*[49]. Auch hier scheinen Erfahrungswerte durch, ebenso in Smaragds Aufforderung, dem guten Gast solle gesagt werden: *Sta frater nobiscum immobilis in hoc monasterio*[50]. Denn es sei nicht nötig, Gott an einem anderen Ort zu suchen, da er *ubique est semper et totus*[51]. Also buchstäbliche *stabilitas loci*. Das 61. Kapitel der Regel und Smaragds Erklärungen dazu sind ganz aus der Perspektive des Klosters, das aufnehmen oder nicht aufnehmen kann, und nicht aus der Perspektive der reisenden Mönche geschrieben. Aber an einer Stelle könnte Smaragd ein mögliches Motiv angesprochen haben, das einen Mönch zum Weggang in ein anderes Kloster bewegt haben könnte, wenn er argumentierte: „Es ist für dich nicht notwendig, einen Ort zu suchen, an dem Du dem Herrn besser dienen kannst, weil Du durch gute Mühe und guten Dienst für den Herrn hier das Himmelreich er-

44) Benedicti Regula (wie Anm. 18) LXI, 1–5, S. 155f.
45) Ebd. S. 156.
46) Ebd. S. 157.
47) Smaragdi abb. expositio (wie Anm. 42) III, S. 307.
48) Ebd. III, S. 306.
49) Ebd.
50) Ebd.
51) Ebd.

obern kannst"[52]. Im Europa des beginnenden 10. Jahrhunderts gab es für viele klösterliche Gemeinschaften Notlagen, aus denen heraus ein anderes Kloster aufzusuchen und dort die Gelübde abzulegen zahlreichen Mönchen nahelag[53]. Normannen-, Sarazenen- und Ungarnexpansionen mit ihren bekannten Begleiterscheinungen wirkten sich nun voll aus. Es gab ganze Konvente, die sich mit den Reliquien ihres Klosterpatrons auf der Flucht befanden. Äbte wirtschaftlich verarmter Klöster konnten ihren Mönchen nicht mehr den Lebensunterhalt gewährleisten. Manch ein Mönch kehrte zu seinen Verwandten aufs Land zurück. Herrschaftliche Eingriffe in einzelne Klöster führten mehr als einmal zur Spaltung des Konvents, dessen einer Teil das Kloster verließ, der andere blieb.

Die päpstliche Reformlizenz für Cluny im Jahr 931 markierte sicher einen Umbruch in der noch nicht geschriebenen Geschichte der Profeß im Mittelalter: „Wir gestatten Euch", ließ P. Johannes XI. in die Urkunde schreiben, „daß Ihr, wenn ein Mönch aus irgendeinem Kloster zu Eurem Lebenswandel überwechseln will, freilich nur, wenn er bestrebt ist, sein Leben zu bessern, ein Mönch, dem sein Abt versäumt hat, mit dem regelgemäßen Lebensaufwand zu dienen, damit persönlicher Besitz ausgeschlossen sei, einen solchen Mönch aufnehmen dürft, bis der Lebenswandel seines Klosters gebessert ist"[54]. *meliorande vite studio* galt als einziges Kriterium für die Aufnahme des um sie bittenden Mönchs. Der Hinweis auf einen Abt, der seinem Mönch nicht ermöglicht, gelübdegemäß zu leben, erklärt, warum hier nicht auf einen Empfehlungsbrief des Abtes für den weggegangenen Mönch gewartet wird. Das Verb *suscipere* legt nahe, auch wenn nicht von einer neuen Profeß gesprochen wird, daß eine solche mit der Aufnahme verbunden war. Andererseits wird dem Übergang dadurch die Schärfe genommen, daß nur mit einer zeitweisen Aufnahme des Mönchs gerechnet wird. Nur – wie der Lebenswandel im Herkunftskloster emendiert werden sollte, aus dessen eigenen Kräften, kraft herrscherlichen Eingriffs oder durch Reform aus einem anderen Kloster, etwa Cluny selbst, all das läßt die Formulierung der Urkunde offen.

Doch in der Papsturkunde steht ja noch mehr als diese für damals nicht einmalige Lizenz: „Wenn Ihr ein Kloster aus dem Willen seiner Herrn *ad meliorandum* aufzunehmen zustimmt, dann sollt Ihr unsere Erlaubnis dazu haben"[55]. Daß die Mönche solcher ins Eigentum Clunys übergegangener Kloster die cluniacensische Profeß geschworen haben, spiegelt sich in den To-

52) Ebd. S. 307. Dies sollte freilich dem Gastmönch gesagt werden, den eine klösterliche Gemeinschaft gern bei sich aufnehmen wollte.

53) Hierzu und zum folgenden J. Wollasch, Il monachesimo in età ottoniana (Nel millenario di Maiolo. Influenze cluniacensi nell'Italia del Nord. Convegno internazionale Pavia-Novara 27–24 Sett. 1994)(im Druck).

54) H. Zimmermann, Papsturkunden 896–1046, Wien ^{2}1988, Nr. <64, S. 107f. Dazu Wollasch, Cluny (wie Anm. 1) S. 49f.

55) Ebd. S. 108, dazu Wollasch (wie Anm. 1) S. 49f.

teneinträgen der cluniacensischen Necrologien eindeutig wider[56]. Sogar, als im Investiturstreit der vertriebene Konvent von S. Vanne de Verdun in S. Bénigne de Dijon für Jahre Zuflucht fand, lehrte die Erfahrung, daß zwei Gruppen unterschiedlicher Profeß im selben Haus Schwierigkeiten aufwarfen, denen mit der Forderung begegnet wurde, jene Mönche von S. Vanne, die in Dijon bleiben wollten, müßten die Profeß für S. Bénigne geloben. Die anderen sollten nach Verdun zurückkehren[57].

In der Reformlizenz war die Reform selbst, das *ad meliorandum*, die Ursache für die erneute Profeß. Wurden zu reformierende Klöster ins Eigentum Clunys überführt, hatte dies Mehrfachprofeß zur Folge. Die Reform machte aus der *stabilitas loci* eine *mobilitas*. Dies gilt auch noch in dem Sinn, daß wir es im Zeitalter der klösterlichen Reformen mit Klosterverbänden zu tun haben. Sie waren in der Regel Benedikts nicht expressis verbis vorgesehen. In ihnen weitete sich die klösterliche Gemeinschaft von einem klösterlichen Standort zu mehreren aus. Die *congregatio* von Cluny, die spätere *Cluniacensis ecclesia*, war nicht an e i n e n klösterlichen Ort gebunden. Cluny bildete das *caput* des *corpus Cluniacense*, dessen Klöster die *membra*. Und alle Mönche all dieser Klöster waren cluniacensische Professen. Ihre *stabilitas in congregatione* war die einer klosterübergreifenden Gemeinschaft[58].

Als 1125 die Abteien S. Gilles, S. Benedetto di Polirone und S. Bertin dem Abt von Cluny ihre Unterordnung verweigerten, verlangte P. Honorius II., die Äbte von S. Gilles und S. Bertin hätten binnen 40 Tagen in Cluny Profeß und Gehorsamseid zu leisten[59]. Von Polirone mußten die Mönche, deren Abtswahl der Papst als eigenmächtig ablehnte, nach Cluny reisen und vom Abt von Cluny ihren Abt annehmen[60]. Gerade an den neuralgischen Stellen der *Cluniacensis ecclesia* wurde in der cluniacensischen Profeß die entscheidende Bindung gesehen. Da aber S. Gilles und S. Bertin eine lange vorcluniacensische Geschichte hatten, bedeutete hier die cluniacensische Profeß Mehrfachprofeß. Anders stand es in Polirone, das 1124 schon zu Cluny gehörte. Deshalb schickte Cluny den Abt nach Polirone, dessen Mönche sich im Streit von 1125 den Abt selbst in Cluny geben lassen mußten.

Auch im Blick auf die Geschichte der Profeß erscheint das 12. Jahrhundert reicher an Texten als die vorangegangenen Jahrhunderte. Mit dem Aufkom-

56) Synopse der cluniacensischen Necrologien, unter Mitwirkung von W.-D. Heim – J. Mehne – F. Neiske – D. Poeck, hg. von J. Wollasch, 2 Bde. (Münstersche Mittelalter-Schriften 39,1–2) München 1982, zu einem Einzelbeispiel betr. Romainmôtier vgl. neuerdings J. Wollasch, Zur Erforschung Clunys (Frühmittelalterliche Studien 31, 1997, S. 38 mit Anm. 32ff.).

57) B. Schamper, S, Bénigne de Dijon. Untersuchungen zum Necrolog der Handschrift Bibl. mun. de Dijon, ms. 634 (Münstersche Mittelalter-Schriften 63) München 1989, bes. S. 93f.

58) Zuletzt J.Wollasch, Stabilitas in congregatione. Vom Kloster zum Klösterverband (Germania Benedictina, Bd. I, im Druck).

59) Honorii II. pontificis romani epistolae et privilegia Nr. VIIIf. (Migne, P.L. 166, col. 1228f.).

60) Ebd. Nr. X, col. 1229f.

men der Mönchs- und Chorherrenorden häuften sich die Streitfälle darüber, ob ein Mönch, wollte er in ein Chorherrenstift wechseln, tatsächlich den besseren Ort, seine Gelübde zu verwirklichen, suchte. Schon Urban II. hat hier zugunsten der Mönche entschieden, deren Lebensweise strenger als jene der Kanoniker sei, sodaß ein Wechsel zwischen beiden Lebensformen nur in einer Richtung, nämlich vom Kanoniker zum Mönch, in Frage käme[61]. Ganz in diesem Sinn entschied ein Text, der Ivo von Chartres in den Mund gelegt wurde, die *arctior uita* sei gegenüber der *minus arcta uita* das Ziel des *uotum*[62]. Nur *arctioris vitae causa* war ein Übergang von einem zum anderen Kloster und die daraus folgende Mehrfachprofeß erlaubt. Diese Begründung wurde auch von der *littera dimissoria*, dem Entlassungsbrief des Abtes, dessen Mönch diesen Weg gehen wollte, erwartet.

Es liegt nahe, wie schwierig im Einzelfall der Nachweis des einzigen legitimen Grundes gelingen mochte, wie ab und zu hinter dem Wunsch nach einer *arctior vita* andere Dinge verborgen sein konnten. Schon im 12. Jahrhundert erhob sich Kritik gegen die als legitim anerkannte Mehrfachprofeß, mit der man sich immer wieder gern auf das 61. Kapitel der Benediktsregel berief. Der Mönch Julian von Vézelay predigte[63]: *promisimus sub iuramento stabilitatem in loco*. Aber wir nehmen Ärgernis vielleicht am schlechten Lebenswandel des Abtes und der Mitbrüder. Und da zerreißen wir das Band der Profeß und wandern aus ... sozusagen unter dem Mäntelchen der Verbesserung des Lebenswandels und nehmen aus der Regel als Argument und Deckung für unsere Unbeständigkeit jenes Wort, daß überall einem König gedient, für einen Herrn gekämpft wird (*assumimus illud de regula in argumentum et tegumentum mobilitatis nostrae*)[64]. Wenn die Bindungen der Gelübde nicht so sind, daß sie einen Mönch halten können, wenn es nicht Christi Kette ist (*si non est cathena Christi* – ein Zitat aus Gregors d. Gr. Dialogen III,16), dann hat sie der Vater Benedikt vergeblich in seine Regel eingefügt. Sicher bist Du, der Du über Flucht nachdenkst, gut oder schlecht. Wenn gut, dann brauchen Dich die anderen, wenn schlecht, dann brauchst Du die anderen. Also wechsle nicht den Ort, sondern Deinen Lebenswandel. (*Noli ergo locum mutare, sed mores*)[65].

Konnte die Schärfe dieser Problematik in einer mehrere Klöster umfassenden Gemeinschaft gemildert werden, weil dort die Versetzung von Mönchen

61) H. Fuhrmann, Papst Urban II. und der Stand der Regularkanoniker (Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Kl. 1984, 2) bes. S. 9, 15, 23ff.; G. Constable, the reception-privilege of Cluny in the eleventh and twelfth century (Le gouvernement d'Hugues de Semur à Cluny. Actes du colloque scientifique international, Cluny, sept. 1988, Cluny 1990, bes. S. 61).

62) Jean Leclercq, Textes sur la profession comme second baptême (Jean Leclercq, Analecta Monastica II = Studia Anselmiana 31, Rom 1953) S. 140.

63) M.-M. Lebreton, Les sermons de Julien moine de Vézelay (J. Leclercq, Analecta Monastica III = Studia Anselmiana 37, Rom 1955) S. 132–136.

64) Ebd.

65) Ebd., dazu J. Wollasch, Das Mönchsgelübde als Opfer (Frühmittelalterliche Studien 18, 1984, S. 542f.)

ohne Mehrfachprofeß und ohne Weggang aus der *stabilitas in congregatione* möglich war und praktiziert wurde, so spitzte das Nebeneinander der Mönchsorden die Frage, ob ein Mönch *fugitivus* war oder nicht, wenn er von einem Orden in den anderen übertrat, oft genug zu. Der niveauvolle Streit zwischen Bernard von Clairvaux und Petrus Venerabilis von Cluny um Bernards Verwandten, der zum Cluniacenser geworden war, braucht hier nicht ausgebreitet zu werden[66]. Aber wie fundamental die *stabilitas* der Professen für den ersten Mönchsorden der Geschichte schon war, geht daraus hervor, daß die mit Robert von Molesme ausgezogenen Mönche ihr Kloster *Novum monasterium* nannten und daß bei der von Molesme verlangten und vom Papst erzwungenen Rückkehr Roberts von Cîteaux nach Molesme Robert ausdrücklich aufgefordert war *monachos Novi Monasterii, qui ei sicut abbati suo professionem fecerunt et obedientiam promiserunt, ab ipsa professione et obedientia liberos et absolutos dimittat*[67]. Nachdem aber die Cistercienser mit der *carta caritatis* ihre eigene Verfassung erhalten hatten, stellte P. Eugen III. sein Privileg Sacrosancta Romana Ecclesia aus *vobis vestris successoribus et omnibus, qui ordinem vestrum professi fuerint*[68] . Dieselbe Urkunde verfügte: *Et ut in omnibus monasteriis de ordine vestro, sicut in Cisterciensi ecclesia, beati Benedicti regula perpetuis temporibus observetur et in lectionem ipsius nullus ordinis vestri professor ... quemlibet alium sensum inducat*[69]. Jetzt wurde also die Profeß auf die *stabilitas in ordine* geschworen. Die *congregatio* der *ordinis professores* war der Orden. Das Problem der Mehrfachprofeß beim *transitus* von Kloster zu Kloster wurde zum Problem der Mehrfachprofeß beim *transitus* von Orden zu Orden. Der Verwandlung der in der Benediktsregel vorgesehenen *congregatio* im Mittelalter bis hin zur Ordensgemeinschaft entsprach die Mehrfachprofeß *arctioris vitae causa* als Instrument der Reformdynamik. So gesehen hatte dies unbeschadet aller Berufungen auf das 61. Kapitel der Regel seinen Grund nicht in dieser.

Die dritte nicht in der Regel gründende Tradition in der *vita Benedictina*, die heute angesprochen werden soll, war jene des Gedenkens an Lebende und Tote und der zu diesem Zweck eingegangenen Verbrüderungen. Der Begriff *memoria* begegnet in der Regel überhaupt nicht, der terminus technicus *commemoratio* ein einziges Mal – 67,2 – in dem Sinn, daß die Brüder am Ende ihres täglichen *opus dei* der vom Kloster abwesenden Brüder gedenken sollten[70].

---

66) Wollasch, Cluny (wie Anm. 1) S. 270f., Bredero, Bernhard (wie Anm. 1) Register s.v. Robert von Châtillon.

67) Vgl. J. Wollasch, Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt (Münstersche Mittelalter-Schriften 7) München 1973, S. 174f. zu den cisterciensischen Anfängen und zum Novum Monasterium; Wollasch, Stabilitas in congregatione (wie Anm. 58); der Quellentext: Chartes et documents concernant l'abbaye de Cîteaux 1098–1182, hg. v. J. Marilier, Rom 1980, Nr. 15, S. 40.

68) J.-L. 9600 hg. v. J. Turk in Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis 4, 1948, S. 126.

69) Ebd. S. 122.

70) Benedicti Regula (wie Anm. 18) LXVII, 2, S. 172.

Demgegenüber fehlt in keiner der *consuetudines monasticae* des 10. Jahrhunderts eine Regelung des Gedenkens[71]. Im 10. Jahrhundert setzte auch in großer Breite die Necrologienüberlieferung ein, die nun als dominierende Form der Gedenküberlieferung die karolingerzeitlichen Verbrüderungsbücher ablöste, ohne daß etwa die Lebensform der Verbrüderung schwächer geworden wäre[72].

Die Wurzeln der mittelalterlichen Entwicklung des liturgischen Gedenkens für Lebende und Verstorbene und der mittelalterlichen Verbrüderungsbewegung sind noch nicht befriedigend erforscht[73]. Nachdem gewiß das Meßgedenken mit seiner Diptychenpraxis in der Spätantike[74], die Anschauung vom himmlischen Buch des Lebens[75] die Riten germanischer Blutsbrüderschaften[76] und die Wirkung des irischen Bußwesens[77] Einfluß erlangt hatten, sind es mit Sicherheit die angelsächsischen Mönchsmissionare auf dem Festland gewesen, die für Verbrüderung und Gedenken eine entscheidenden Impuls gegeben haben: Als Bonifatius sah, daß sein Lebenswerk auf dem Spiel stand, bat er Abt und Konvent von Monte Cassino um Verbrüderung und bot den schriftlichen Austausch der Verstorbenennamen seiner Umgebung und jener aus Monte Cassino an[78]. Und von Alcuin, dessen Briefsammlung von Zeugnissen des Gedenkens und der Verbrüderung überquillt, stammt der Grundsatz: *Caritas oblivionem non patitur*[79].

In den frühesten Martyrologien, die aus dem Mittelalter erhalten sind, schrieb man die Namen der im Kloster verstorbenen Brüder zu den Namen der Heiligen des jeweiligen Todestages[80]. Und die Gemeinschaften, die während der Karolingerzeit ihre Gedenkbücher, libri vitae, mit den Namenlisten ihrer verstorbenen und lebenden Äbte und Mönche und ihrer Wohltäter

---

71) J. Wollasch, Totengedenken im Reformmönchtum (Monastische Reformen im 9. und 10. Jahrhundert, hg. von R. Kottje u. H. Maurer = Vorträge und Forschungen, hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 38) Sigmaringen 1989, S. 148ff.

72) Ebd. S. 149ff.

73) Vgl. aber die weiterführende Studie von K. Schmid, Mönchtum und Verbrüderung (Monastische Reformen [wie Anm. 71]) bes. S. 121ff.

74) Ebd. S. 121ff.

75) Ebd. S. 123.

76) Ebd. S. 125.

77) A. Angenendt, Buße und liturgisches Gedenken (Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet, hg. v. K. Schmid [Schriftenreihe d. Kath. Akademie d. Erzdiözese Freiburg] 1985) S. 39–50; ders., Theologie und Liturgie der mittelalterlichen Toten-Memoria (Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter [Münstersche Mittelalter-Schriften 48] München 1984, S. 79–199).

78) Die Briefe des Heiligen Bonifatius und Lullus, hg. von M. Tangl (MGH Epp. sel. 1) Berlin 1955, Nr. 106, S. 231f.

79) MGH Epp. 4, Berlin 1895, Nr. 189.

80) J. Wollasch, Zu den Anfängen liturgischen Gedenkens an Personen und Personengruppen in den Bodenseeklöstern (Freiburger Diözesan-Archiv 100, 1980, bes. S. 70).

füllten, hatten, etwa in Salzburg, auf der Reichenau, in St. Gallen oder in Remiremont gleichzeitig Necrologien, in die, kalendarisch angelegt, die Namen der Verstorbenen zu deren Todestag eingeschrieben, jedes Jahr aufs Neue beim Anniversar wiedergefunden werden konnten und so, anders als in einem Verbrüderungsbuch mit seinen Zehntausenden von Namen, das individuelle Totengedenken theoretisch auf ewig gewährleisten konnten[81]. Die Bedeutung, die den Necrologien im täglichen Leben der klösterlichen Gemeinschaft zugemessen wurde, zeigte sich, wenn zunehmend die Necrologien zusammen mit Regula, Martyrolog und einigen Homilien im Kapiteloffiziumsbuch begegneten. Dieses wurde im täglichen Primkapitel mit dem Aufruf der am jeweiligen Tag Gestorbenen gebraucht[82].

Aber mehr noch: Die Verbrüderungsbücher mit ihren Namenlisten wurden zwar auf den Altar gelegt mit der Bitte an Gott, auch die, deren Namen nur er kennt, gnädig aufzunehmen[83], waren aber für liturgischen Gebrauch nicht handhabbar. Es ergaben sich daher aus ihren Namenseinträgen keine praktischen Folgen für den Gedenkbuch führenden Konvent. Für die verstorbenen Mitbrüder jedoch, die in einem Kloster ins Necrolog eingetragen wurden, bekamen Arme 30 Tage vom Todesfall an gerechnet die durch die Verstorbenen freigewordenen täglichen Präbenden[84]. So bildeten die Necrologien zugleich die Buchführung für die Armensorge im Mittelalter, die vor allem in der Verbindung mit dem Totengedenken zu den erstaunlichsten Leistungen und Sonderleistungen führen sollte[85].

Das Gedenken baute sich vergleichbar den Kreisen, die um einen ins Wasser gefallenen Stein in die Weite wachsen, auf. Ursprünglich standen im Necrolog die Namen der toten Äbte und Mönche des necrologführenden Klosters, dann die Namen großer Wohltäter und Wohltäterinnen und auch jene von Klosterherren[86]. Da sich die Laien in jener Zeit einer Heilsungewißheit an den Gedenkleistungen orientierten, die eine klösterliche Gemeinschaft ihren Mitgliedern gewährleistete, waren sie nicht mehr mit Einträgen ins Gedenkbuch zufrieden, sondern wollten ihrerseits mit den Mönchen der gedenkenden Gemeinschaft gleich behandelt werden[87]. In Schenkungsurkunden und in Verbrüderungsverträgen sicherten sich königliche, bischöfliche, adelige Klo-

81) K. Schmid u. J. Wollasch, Societas et Fraternitas. Begründung eines kommentierten Quellenwerkes zur Erforschung der Personen und Personengruppen des Mittelalters, Berlin–New York 1975.
82) Wollasch (wie Anm. 80) S. 66f.
83) Schmid (wie Anm. 73) S. 127.
84) J. Wollasch, Toten- und Armensorge (Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet [wie Anm. 27], bes. S. 18–21).
85) Ebd. S. 22ff.
86) Wollasch (wie Anm. 71) S. 154–161.
87) K. Schmid, Brüderschaften mit den Mönchen aus der Sicht des Kaiserbesuchs im Gallus kloster vom Jahr 883 (Churrätisches und St. Gallisches Mittelalter. Festschrift für Otto. P. Clavadetscher zu seinem 65. Geburtstag, hg. von H. Maurer, Sigmaringen 1984) S. 173–194; Wollasch (wie Anm. 71) S. 147f.

sterherren und -wohltäter ein Gedenken, das jenem für die Mönche oder gar Äbte der gedenkenden Gemeinschaften entsprach[88]. Auch eine conversa konnte ins Necrolog des Bamberger Michaelsklosters als *plenus frater* eingehen[89]. Aber und zwar gerade in der Zeit klösterlicher Reformbewegungen vom 10. zum 12. Jahrhundert füllten sich die Necrologien mit den Namen von Äbten und Mönchen, die sich mit dem necrologführenden Kloster zu gegenseitigen Gedenkleistungen verbrüdert hatten[90].

Das Gedenken entwickelte ständig Steigerungen an Intensität, ablesbar an den je zugesagten Gedenkleistungen. Da ein Abt in seinem Seelenheil als gefährdeter angesehen wurde, weil er beim Jüngsten Gericht auch für die Schuld der ihm Anvertrauten zur Rechenschaft gerufen würde, gedachte man seiner nach seinem Tod intensiver. Im 11. Jahrhundert wurde in S. Bénigne de Dijon ein Jahr hindurch für ihn der Psalm *Verba mea* gebetet, seine ungeschmälerte Präbende ein Jahr hindurch zur *eleemosyna*, zur Armenspeisung bereitgestellt[91]. Und dies sollte nicht nur in S. Bénigne selbst, sondern in allen Klöstern und Zellen, die zu S. Bénigne gehörten, so gehandhabt werden. Überall dort waren für ihn 30 Messen zu zelebrieren, vorausgesetzt, es waren genügend Priestermönche zur Erfüllung des Gedenkens da. Beim Jahrtagsgedächtnis wurden zur Vesper, bevor die Prozession zur Marienkapelle zog, fünf Kandelaber angezündet, und zu Offizium und Messe läuteten lange alle Glocken. Der *Tractus* wurde von zwei Cantoren *in cappis* gesungen, während der Meßfeier zwölf Arme in der Krankenabteilung (*in hospitali*) mit Brot, Wein und Fleisch versorgt, an fleischlosen Tagen mit anderer gleichwertiger Kost. Jeder Priestermönch sang an diesem Tag eine Messe für den toten Abt.

Petrus Damiani erbat sich, nachdem er als Kardinallegat die beschwerliche Reise über die Alpen zugunsten Clunys hinter sich gebracht hatte, daß sein Jahrtagsgedächtnis *rediviva semper memoria* begangen werde[92]. Wie es in Cluny urkundlich niedergelegt worden war, sollte Abt Hugo diese Verpflichtung allen Klöstern der *Cluniacensis ecclesia* mündlich (*vivo sermone*) und schriftlich (*in eorum codices stilo iubeat transscribi*) auferlegen. Auf diese Weise summierten

88) Wollasch (wie Anm. 71) bes. S. 158f.

89) Staatsbibl. Bamberg Msc. Lit. 144, fol. 77r zum 2. Mai an letzter Stelle der Tageseinträge: *Christina conversa plenus frater* (C. A. Schweitzer, Vollständiger Auszug aus den vorzüglichsten Calendarien des ehemaligen Fürstenthums Bamberg [Siebenter Bericht des historischen Vereins zu Bamberg, Bamberg 1844] S. 167 gab den handschriftlichen Zusatz *plenus frater* nicht wieder). Die jüngste Untersuchung des Michelsberger Necrologs stammt von Johannes Nospickel, Das Necrolog der Abtei Michelsberg in Bamberg. Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Lit. 144, Diss. phil. (masch.) Münster/Westf. 1995. Eine Facsimile-Ausgabe für die MGH Libri Memoriales et Necrologia. Nova Series ist geplant.

90) Wollasch (wie Anm. 71) bes. S. 150f. u. Schamper (wie Anm. 57).

91) Hierzu u. zum folgenden: Schamper (wie Anm. 57) S. 34 mit Anm. 15.

92) Hierzu u. zum folgenden J. Wollasch, Hugues I[ier] abbé de Cluny et la mémoire des morts (Le gouvernement d'Hugues de Semur à Cluny. Actes du Colloque scientifique international, Cluny 1988, Cluny 1990), S. 78.

sich die liturgischen und sozial-caritativen Gedenkleistungen für den Eremitenbischof enorm, vor allem für die Armen. Zusätzlich versprachen die Cluniacenser den lebenslangen Unterhalt eines Armen im Namen und für das Seelenheil des Petrus Damiani[93]. Eine lange Liste herausragender Wohltäter Clunys und der ihnen gewährten herausragenden liturgischen und sozial-caritativen Leistungen des Gedenkens ließe sich hier anfügen[94].

Doch nicht nur auf Personen und Personengruppen, sondern auch auf bestimmte Zeiten bezogen steigerten klösterliche Gemeinschaften ihr Gedenken für die Verstorbenen. Einen Markstein bedeutete die Einführung des Allerseelentages durch Odilo von Cluny und seine Mönche[95]. Sie geschah, „damit wir für die Seelen unserer verstorbenen Brüder, die unter dem Maßstab des hl. Benedikt in den Klöstern Gott dienen ... etwas mehr als das Gewohnte tun"[96]. Dazu gehörte die Speisung aller des Weges daherkommenden Armen (*supervenientes pauperes*), deren Zahl man anders als jene der stationären Armen (*praebendarii*) im Voraus nicht genau berechnen konnte. Am Anfang einer Fastenzeit erreichte sie 17.000[97]. Auch am Gründonnerstag weiteten Abt und Mönche das *mandatum* auf alle *supervenientes pauperes* aus[98]. Und am Montag nach Trinitatis gab es zum Gedenken an alle auf den Friedhöfen der Cluniacenser Ruhenden – bis zum 12. Jahrhundert immer mehr – zur reichlichen Speisung der *12 praebendarii* eine Speisung aller *pauperes supervenientes* mit Brot und Wein[99]. Abt Hugo von Cluny hatte dies eingeführt und allen cluniacensischen Häusern – im Rahmen der jeweiligen Konventsstärke – vorgeschrieben. Es mußte daher bereits Abt Petrus Venerabilis die täglichen Einträge ins Totenbuch mit den daraus resultierenden *praebendae* für die Armen auf 50 begrenzen, „damit nicht die mit fortschreitender Zeit ins Ungeheure wachsenden Toten die Lebenden vertrieben – damals 10.000 Verstorbene eines Konvents von 400 Mönchen, der sich beim Abt über die Ernährung beschwerte[100]. Die Grenzen des Gedenkens wurden nun in der wirtschaftlichen Lage der klösterlichen Gemeinschaft erreicht. Die Mönchsorden führten das individuelle Gedenken für die Ihren wieder zurück in ein pauschal summierendes und reservierten das individuelle für die Stifter, die im Anniversarbuch einge-

93) Ebd.

94) Wollasch (wie Anm. 1) S. 163ff.

95) Hierzu u. zum folgenden Wollasch (wie Anm. 1) S. 121ff.

96) Statutum S. Odilonis Abbatis de Defunctis (Bibliotheca Cluniacensis, hg. v. M. Marrier u. A. Duchesne, Nachdr. Mâcon 1915) col. 338E.

97) Udalrich von Cluny, Consuetudines III,11 (L. d'Achéry, Spicilegium sive Collectio veterum aliquot Scriptorum 1 [Paris 1723] S. 692).

98) Liber tramitis aevi Odilonis abbatis I,138, hg.von P. Dinter (CCM X) Siegburg 1980, S. 199.

99) Wollasch (wie Anm. 92) S. 84f. Zur Entwicklung der Schenkungen pro sepultura an Cluny bis zum Abbatiat Hugos I. Wollasch (wie Anm. 1) S. 162f.

100) Dispositio rei familiaris Cluniacensis (A. Bernard, A. Bruel, Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny 5, Paris 1894, Nr. 4132, S. 475–482 u. Statuta Petri Venerabilis abbatis 32, hg. von G. Constable, in: Consuetudines Benedictinae variae (CCM VI) Siegburg 1975, S. 66f., dazu Wollasch (wie Anm. 1) S. 235ff.

tragen wurden[101]. Wie angestrengt die Lage für die im 12. Jahrhundert vielfach verarmten benediktinischen Klöster geworden ist, während in diesen die Gedenkleistungen so ernst wie eh und je genommen wurden, läßt sich ermessen, wenn man die Verbrüderungsbeziehungen zwischen Kloster und Kloster berücksichtigt, die ihrerseits auf den gegenseitigen liturgischen und sozial-caritativen Gedenkleistungen beruhten. Verbrüderungslisten wie aus St. Blasien im Schwarzwald, St. Peter in Salzburg, S. Bénigne de Dijon oder die neuzeitlich überlieferten aus Cluny und Hirsau sind dafür beredte Zeugnisse[102]. Angesichts meiner Forschungen auf diesem Feld möchte ich es bei diesen unzureichenden Bemerkungen zur Tradition des Gedenkens im Mittelalter belassen.

Aber die Frage mag am Ende stehen, was den drei Traditionen in der *vita Benedictina*, die ins Blickfeld genommen wurden, gemeinsam war. Die Überlieferung aller drei Traditionen wird gerade in Zeiten und Räumen sichtbar, in denen es um Reformbemühungen im benediktinischen Mönchtum ging.

Der augustinische Verweis auf die Urkirche in Jerusalem für alles Mönchsleben wurde am entschiedensten vom ersten Reformabt Clunys, Odo, aufgenommen. Was wir von Bernold, der selbst in einem Reformkloster seine Chronik schrieb, von der *vita communis ad formam primitivae ecclesiae* unter den zu den Klöstern strömenden Laien erfahren, stellt ein Kronzeugnis der Anziehungskraft benediktinischen Reformmönchtums dar. Schließlich gilt die Berufung auf die *vita apostolica* als Kennzeichnung der jungen Mönchsorden und der Ketzerbewegungen des 12./13. Jahrhunderts[103].

Die Tradition der Mehrfachprofeß, so sehr man sich immer an das 61. Kapitel der Regel anlehnen mochte, entwickelte ihre eigene Dynamik, seit sich die Cluniacenser unter Abt Odo vom Papst die Lizenz hatten geben lassen, sowohl Mönche *meliorande vite studio* als auch Klöster, wenn deren Herren es wollten, anzunehmen. Untrennbar damit verbunden entstanden Mönchsgemeinschaften, nicht allein in der *Cluniacensis ecclesia*, die die Mauern des einzelnen Klosters sprengend Klöster übergreifend gestaltet waren und so die Möglichkeit der *stabilitas in congregatione* ohne Mehrfachprofeß boten.

Die Gedenktradition im mittelalterlichen Mönchtum schließlich begegnet in der Überlieferung am frühesten und deutlichsten im Aufbruch der angelsächsischen Mönchsmissionare auf das Festland. Wie sehr gerade Bonifatius das benediktinische Mönchtum im Frankenreich gefördert wissen wollte und wie sehr er sich am Erzkloster Monte Cassino orientierte, gehört ja zum festen Wissensbestand. Daß die Necrologienüberlieferung und der ihr innewohnen-

101) Wollasch (wie Anm. 84) S. 25.

102) Zuletzt J. Wollasch, Spuren Hirsauer Verbrüderungen (Hirsau. St. Peter und Paul 1091–1991, 2, hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, bearb. v. K. Schreiner = Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/2) Stuttgart 1991, S. 173–193.

103) So schon H. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Darmstadt ^{3}1970, N.D. 1977, S. 13ff.

de Wille zum individuellen Gedenken über den Tod hinaus, auf immer, gerade vor der Jahrtausendwende breit einsetzte, korrespondierend mit den entsprechenden Weisungen in den gleichzeitigen *consuetudines monasticae*, kann nicht auf Zufall zurückgeführt werden, sondern ist im Zusammenhang mit dem Reformmönchtum zu sehen. Ja, Odo von Cluny hat die Verbrüderung geradezu zu einem Werkzeug des Zusammenwachsens klösterlicher Gemeinschaften zu einer Reformbewegung eingesetzt. Davon war schon die Rede.

Allen drei besprochenen Traditionen war auch gemeinsam, daß sie gemeinschaftsbildend, Gemeinschaftsbewußtsein schaffend und stärkend wirkten. Für die Rückbesinnung auf die einmütige Gemeinschaft der Apostelkirche Jerusalem galt dies eo ipso. Und indem die Mehrfachprofeß nur als erlaubt angesehen wurde, wenn der Abt des Herkunftsklosters dem Mönch, der *ad meliorandam vitam* wegzog, nicht ein Leben gemäß den Gelübden gewährleisten konnte, wurde der Blick auf solche Gemeinschaften frei, in denen ein solcher Mönch seine *stabilitas in congregatione* verwirklichen konnte. Im Gedenken schließlich rückten die Lebenden näher zusammen und bildeten mit den Verstorbenen eine Gemeinschaft.

Eine klösterliche Gemeinschaft gewann ihr Selbstverständnis, wenn sie ihre Toten in ihrem Gedenken gegenwärtig hielt, zu deren Seelenheil gute Werke, vor allem für die lebenden Armen tat. Die Gemeinschaft der Lebenden und der Verstorbenen im klösterlichen Konvent trug den einzelnen Mönch über seine Lebensdauer hinaus in der Erwartung des Heils. Klösterliche Gemeinschaften, die sich miteinander verbrüderten, wuchsen zu einer größeren Gemeinschaft zusammen, in der Schwierigkeiten des Einzelklosters eher aufgefangen werden konnten. Zugleich verbanden sich klösterliche Gemeinschaften ihre jeweilige laikale Umgebung auf angemessene Weise. Den Schenkungen der Wohltäter konnten die Mönche als *pauperes Christi* keine andere Gegengabe als die liturgischer und sozial-caritativer Gedenkleistungen bieten. Gerade darin lag jedoch aus der Perspektive der Laien eine ganz besondere Anziehungskraft der klösterlichen Gemeinschaften. Diese versprachen die Hilfe, welche die Zeitgenossen in ihrer Heilsungewißheit anderswo nicht erwarten konnten. Die Laien konnten auf diesem Feld Anteil am Leben der klösterlichen Gemeinschaft bis hin zur vollen Bruderschaft erlangen.

Insofern alle drei besprochenen Traditionen in monastischen Reformbewegungen am stärksten gestaltet wurden, vermochten sie Alternativen zu jenen Traditionen in der *vita Benedictina* zu bilden, die dieser durch gesellschaftliche Strukturen, in die sie eingebettet war, aufgebürdet wurden – angefangen bei reichskirchlichen und eigenklösterlichen Gewohnheiten bis hin zu grundherrschaftlichen Entwicklungen – und die gar nicht oder schwer mit der Benediktsregel übereinstimmen konnten. Dem nachzugehen wäre ein eigenes Vortragsthema. Im Blick auf die drei besprochenen Traditionen jedoch zeigen sich diese als jederzeit vereinbar mit der Regel. Diese konnte nicht der Apostelgeschichte widersprechen. Auf sie konnte man sich bei der Mehrfachprofeß berufen, so eigendynamisch diese weiterentwickelt worden ist. Und die Einheit des Abtes mit seinen Mönchen in der Abtei, die den Text der Regel durch-

zieht, konnte schließlich durch die mittelalterliche Praxis des Gedenkens nur gesteigert werden. Daß die vita Benedictina solche Steigerungen erfuhr, gehört zur Geschichte der mittelalterlichen Jahrhunderte, in denen das Mönchtum zu einer bewegenden Kraft geworden ist, war Voraussetzung für diese.

Beobachtungen zum Festkalender des Stiftes Kremsmünster

von Alois Haidinger – Wien

Wie in vielen Klöstern, so sind auch in dem 777 von Tassilo III. von Bayern gegründeten Benediktinerstift Kremsmünster[1] relativ wenige liturgische Handschriften aus dem Hochmittelalter überliefert, die geeignet wären, eine Vorstellung vom Festkalender des Stiftes zu geben. Dank des ausgezeichneten Handschriftenkataloges zu den Kremsmünsterer Handschriften bis ca. 1325[2] und durch Autopsie der noch nicht katalogisierten Fragmente der Stiftsbibliothek ist die Auffindung der in Kremsmünster verbliebenen Quellen relativ einfach zu bewerkstelligen. Jedoch erst durch Heranziehung weiterer, teilweise erst in jüngster Zeit bekannt gewordener Quellen ist eine genügend breite Basis vorhanden, die es gerechtfertigt erscheinen läßt, das gesammelte Material in Form einer Synopse der Forschung zu präsentieren.[3]

Dafür wurden drei Gruppen von Quellen ausgewählt: Eine Gruppe von insgesamt sieben Handschriften und Fragmenten vom Ende des 11. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, deren Bestimmung für Kremsmünster entweder gesichert ist (Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 290; Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 28; Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. II/66; Melk, Stiftsbibl., Fragm. 106/1–2, 107 etc.) oder doch sehr wahrscheinlich erscheint (Stuttgart, Württembergische Landesbibl., Cod. bibl. 2° 20; Koningshoeven, Abdij O. L. Vrouw, Cod. s.n.). Außerdem wird dieser Gruppe eine Handschrift zugerechnet (Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 466), an deren Anlage Kremsmünster zumindestens beteiligt war. Die zweite Gruppe (Kremsmünster, Stiftsbibl., CC Cim. 5, Fragm. VI/250, CC 378, CC 356) soll eine Vorstellung von

1) Zur Geschichte des Stiftes vgl. unter anderen Kellner A., Profeßbuch des Stiftes Kremsmünster, Kremsmünster 1968, 9–74; Cremifanum 777–1977 (Festschrift zur 1200-Jahr-Feier des Stiftes Kremsmünster, Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 12), Linz 1977; Die Anfänge des Klosters Kremsmünster. Symposion 15.–18. Mai 1977 (Ergänzungsband zu den Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 2), Linz 1978.

2) Vgl. Fill H., Katalog der Handschriften des Benediktinerstiftes Kremsmünster (Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters Reihe 2, Band 3), Wien 1984, speziell 14–20.

3) Zusätzliche Informationen zur vorliegenden Veröffentlichung sowie eine Reihe von Abbildungen werden im Laufe des Jahres 1997 sukzessive via Internet unter der Adresse http://www.oeaw.ac.at/~ksbm/liturg/ zur Verfügung gestellt werden.

der Weiterentwicklung des Kremsmünsterer Festkalenders im Spätmittelalter vermitteln. Zu Vergleichszwecken wurde schließlich eine dritte Gruppe von insgesamt fünf Quellen (Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. II/67; Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 286; New York, Pierpont Morgan Library, M. 855; Oxford, Bodleian Library, Canon. liturg. 354; Melk, Stiftsbibl., Cod. 709) vom Ende des 12. Jahrhunderts bis um 1250 ausgewählt, deren benediktinische Herkunft entweder gesichert ist oder doch möglich erscheint.

Bis vor kurzem war die Ausgangslage für einen Rekonstruktionsversuch des Kremsmünsterer Heiligenkalenders relativ ungünstig: Das älteste vollständig erhaltene Kalendar in einer liturgischen Handschrift des Stiftes Kremsmünster ist in dem aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts stammenden Missale CC 378[4] überliefert, wohingegen sich die Kalendarien der beiden ältesten, unzweifelhaft für Kremsmünster geschriebenen liturgischen Codices leider nicht erhalten haben. Es handelt sich dabei um das Missale CC 28 aus dem Zeitraum Ende 11. bis Anfang 13. Jahrhundert und um das Brevier Linz, Bundesstaatliche Studienbibliothek, Cod. 290 aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Einen nur unvollkommenen Ersatz für diese Verluste vermögen zwei aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammende Kalendarblätter (Fragm. II/66)[5] zu geben.

Zum Missale **Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 28** liegt bereits eine erschöpfende Beschreibung vor,[6] für die folgende Übersicht wurde unter der Sigle **M1** sein Sakramentar (3. Drittel 11. Jahrhundert) und Graduale (Anfang 13. Jahrhundert) ausgewertet. Auch dem Vollbrevier **Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 290 (183)** wurde jüngst eine Arbeit gewidmet.[7] Die Bestimmung dieses der Hirsauer Liturgie folgenden Breviers[8] für Kremsmünster ist unter anderem durch die Betonung des mit einer kleinen figürlichen Initiale eingeleiteten Agapitus-Festes, durch Formulare für die Woche nach dem Fest

4) Eine detaillierte Beschreibung der Handschrift bei Fill (wie Anm. 2), 476–481.
5) Die Kenntnis dieser Fragmente wird Herr Dr. Hauke Fill, Kremsmünster, verdankt.
6) Vgl. Fill (wie Anm. 2), 79–85.
7) Vgl. Czernin M., A Monastic Breviary of Austrian Provenance: Linz, Bundesstaatliche Studienbibliothek 290 (183). Printouts from an Index in Machine-Readable Form. A CANTUS Index (Musicological Studies LV/3), Ottawa 1995. Der Index ist Bestandteil der via Internet (Adresse http://www.cua.edu/www/musu/cantus/) zugänglichen Datenbank Cantus (CANTUS. A Database for Gregorian Chant. Indices of the chants in selected manuscripts and early printed sources of the Divine Office. Developed at The Benjamin T. Rome School of Music of The Catholic University of America with funding from the National Endowment for the Humanities, the Dom Mocquereau Foundation, and The Catholic University of America.). – Vgl. auch Czernin M., Das Breviarium Monasticum Codex 290 (183) der Bundesstaatlichen Studienbibliothek in Linz. Eine quellenkritische Untersuchung des ältesten erhaltenen Brevieres aus dem Benediktinerstift Kremsmünster (ungedruckte Dissertation), Wien 1992. Die Dissertation konnte nicht eingesehen werden, sie ist bis April 1998 gesperrt.
8) Vgl. Heinzer F., Der Hirsauer Liber Ordinarius (RBen 102, 1992, 343).

am 18. August und für den Oktavtag gesichert.[9] In der Litanei sind neben Agapitus auch Blasius und Kilian, die Patrone von Admont und Lambach, hervorgehoben.[10] Das heute vorgebundene, vom Ende des 14. Jahrhunderts stammende Kalendar weist ganz allgemein auf die Diözese Passau[11] und ist möglicherweise in dem oberösterreichischen Benediktinerstift Gleink, wo die Handschrift erstmals 1439 nachweisbar ist,[12] entstanden. Holter, der sich wiederholt mit dem Buchschmuck der Handschrift beschäftigt hat, datiert sie zuletzt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts;[13] als Heimat des Zeichners nennt Holter Lambach.[14] Der erste Schreiber des Kremsmünsterer Breviers war auch an der Anlage eines zweiten, großformatigen Breviers für Kremsmünster beteiligt;[15] darüberhinaus ist er auch in dem um 1145/1160 entstandenen Pontifikale Melk, Stiftsbibl., Cod. 591 nachzuweisen.[16] Die Datierung des Melker Pontifikales läßt eine Entstehung der Linzer Handschrift bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts für möglich erscheinen. Die im Breviertext angeführten Feste werden in der folgenden Konkordanz unter der Sigle **B** aufgelistet;[17] die Feste des jüngeren Kalendars bleiben unberücksichtigt.

---

9) 341v–342v *In nat. sci. Agapiti*, 342v–343r *infra octavam*, 344r–344v *octava s. Agapiti*. Vgl. Czernin (wie Anm. 7), IX Anm. 16.

10) Die Litanei auf 66v–67r enthält insgesamt sechs Namen in Kapitälchen: unter den 32 Märtyrern Agapitus (Nr. 8), Blasius (Nr. 9) und Kilian (Nr. 25), unter den 24 Bekennern Nikolaus (Nr. 8) und unter den 16 Jungfrauen Afra (Nr. 10) sowie Gertrud (Nr. 15). Die vollständige Litanei wurde bereits im Internet veröffentlicht (vgl. Anm. 3).

11) Weder die Octava Agapiti am 25. Oktober noch die spätestens seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gefeierte Translatio Agapiti am 18. Februar ist erwähnt.

12) Auf Gleink bezügliche Notizen auf 518v. Vgl. Schiffmann K., Die Handschriften der Öffentlichen Studienbibliothek in Linz (maschinschriftlich). Linz 1935, 149, Nr. 183.

13) Vgl. Holter K., Mittelalterliche Buchkunst in Lambach (900 Jahre Klosterkirche Lambach. Oberösterreichische Landesausstellung 1989, Linz 1989, 203, Nr. VIII.13.

14) Vgl. Holter K., Initialen aus einer Lambacher Handschrift des 12. Jahrhunderts (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 46/47, 1993/94, 262).

15) Seine Hand begegnet im Linzer Codex 290 auf 9r-38v (Psalterium mit Biblischen Cantica, Te Deum, Pater noster, Credo und Quicumque) und in der ersten Eintragung auf 95r sowie auf den unter der Signatur V/196 in Kremsmünster verwahrten Brevierfragmenten.

16) In dem aus inhaltlichen Gründen zweifelsfrei für Melk bestimmten Pontifikale (zur Handschrift vgl. Glaßner Ch. – Haidinger A., Die Anfänge der Melker Bibliothek. Neue Erkenntnisse zu Handschriften und Fragmenten aus der Zeit vor 1200, Melk 1996, 86–88) ist er als Rubrikator – beispielsweise auf 44v – nachzuweisen. Überdies stammen auch die Rankeninitialen des Kremsmünsterer Breviers und Melker Pontifikales von einer Hand. Auf die kunstgeschichtlichen und paläographischen Beziehungen wird an anderer Stelle detaillierter eingegangen werden (Vgl. Anm. 24).

17) Ein Verzeichnis der Heiligenfeste findet sich bereits bei Czernin (wie Anm. 7), 167 f. In dem „Index of Saints" fehlen Adalbertus ep. m. (314v *Adalperti*; im Index statt dessen „Egberti"), Afra (337r *Donati et Afre*), Bartholomaeus ap. (343v *Bartholomei apli.*), Caesarius m. (363r *Cesarii m.* bzw. 365v *Cesarii mris.*; bei Cernin 88 „365v

Die Kalendarfragmente **Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. II/66**[18] bestehen aus zwei beschnittenen Einzelblättern zu den Monaten Mai/Juni und November/Dezember aus einer noch nicht näher bestimmten Handschrift.[19] Wie die meisten der im folgenden vorgestellten Kalendarien aus dem Zeitraum 1150 bis 1250 enthalten auch die vorliegenden Blätter Verweise auf das Sakramentar. Diese sind in allen Kalendarien in der Form gehalten, daß entweder der Heilige genannt wird, dessen Gebete zu benutzen sind, oder das Initium einer Kollekte aus dem Commune sanctorum angeführt wird.[20] Die von mehreren nahzeitigen Händen stammenden Nachträge sind teils liturgischer Art, teils sind es nekrologartige Einträge mit eindeutigem Bezug auf Kremsmünster. Zum 13. Dezember wird des Stifters gedacht: *Tassilo dux et monachus fundator istius loci.* Eine gleichlautende Eintragung findet sich im 1279(?) angelegten Nekrolog in CC Cim. 5;[21] in den liturgischen Kalendarien des Stiftes ist hingegen der Jahrtag des Stifters in der Regel nicht vermerkt.[22] Von den übrigen sechs nekrologartigen Nachträgen des Kalendars sind zwei auch im genannten Kremsmünsterer Totenbuch nachzuweisen.[23] Unklar ist, auf welche Kirche sich die von einer Hand der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zum 4. Juni eingesetzte Kirchweihnotiz *Dedicatio basilice s. Marie et altarium s. Iohannis Baptiste sanctique Micha[elis] archangeli* bezieht. Das Kalendar ist in der folgenden Übersicht unter der Sigle **K1** aufgeschlüsselt.

Erst in jüngster Zeit wurde eine weitere wichtige Quelle entdeckt: Im Zuge der Arbeiten an einem Katalog der illuminierten romanischen Handschriften des Benediktinerstiftes Melk[24] stieß der Verfasser auf ein fast vollständig erhaltenes Kalendar (**Melk, Stiftsbibl., Fragm. 106/1–2 und Fragm. 107**), an des-

---

SS. Caesarii, Juliani"), Felicissimus et Agapitus m. (337r *Felicissimi et Agapiti mrm.*), Maurus m. (371v *Chrisanti, Mauri et Darie*) und Wolfgangus ep. c. (363r *Quintini et Wolfgangi*).

18) Die Kenntnis der Fragmente wird Herrn Dr. Hauke Fill, Kremsmünster, verdankt.

19) Ein in der Praxis bewährtes Mittel zur Auffindung zusammengehörender Fragmente liturgischer Handschriften – die, sofern sie aus Teilhandschriften zusammengesetzt sind, in der Regel unterschiedliche Schriftgrößen und daher abweichende Schriftraumparameter zeigen – ist die Beachtung der Abstände ihrer Heftfädeneinschnitte. Für das in Rede stehende Kalendar wäre nach Fragmenten mit Heftfädeneinschnitten in den Abständen von ca. 30, 64, 64 und 30 mm zu suchen. Das Kalendar gehörte also einer Handschrift an, der Bünde im Verhältnis abba (a ca. 30, b ca. 64 mm) angebracht waren.

20) Vgl. beispielsweise folgende Verweise aus Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. II/66: 14. Mai: *Bonifacii mr. – Or. Agapiti*, 5. Juni *Bonifacii epi. cum aliis XII – Or. Magnificet*, 15. Juni *Viti, Modesti et Crescentie – Or. Concede.*

21) Zur Handschrift vgl. Fill (wie Anm. 2), 49–54.

22) Die *Commemoratio fundatoris* zum 13. Dezember im Brevier Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 262 aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ist die einzige(?) Ausnahme.

23) 14. Mai *o(biit) Willibirch* (Nekrolog *Wilbirgis sanctimonialis et soror nostra*), 19. Mai *Dietmarus*, 28. November *Helka*, 1. Dezember *Wisulto pbr. et m.* (Nekrolog zum 2. Dezember *Wisulto*).

24) Haidinger A., Die illuminierten romanischen Handschriften des Benediktinerstiftes Melk (Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittel-

sen Bestimmung für Kremsmünster wegen der in Kapitälchen hervorgehobenen Festtage des Kremsmünsterer Klosterpatrons – *AGAPITI MR.* und *Oct. s. AGAPITI* zum 18. beziehungsweise 25. August – nicht zu zweifeln ist. Als Reste eines Vollmissales, dem das in Rede stehende Kalendar einst angehörte, erwiesen sich auf Grund kodikologischer, paläographischer und ausstattungsmäßiger Gemeinsamkeiten der Grundstock eines im 15. Jahrhunderts neu zusammengestellten Lektionars (Melk, Stiftsbibl., Cod. 1891) sowie einige Graduale-, Sequentiar- und Sakramentar-Fragmente.[25] Nachträge im Lektionar von der Hand eines im Zeitraum 1160/1180 nachweisbaren Melker Schreibers[26] belegen, daß die aus kunsthistorischen Gründen spätestens in das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts zu datierende Handschrift bald nach ihrer Entstehung nach Melk gelangte. Kalendar-, Graduale- und Sakramentarfragmente sind in der folgenden Übersicht unter der Sigle **M3** ausgewertet.

Engste Verwandtschaft der beiden angeführten Kalendarien besteht zu jenem des Missales **Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. bibl. 2° 20** (olim St. Paul im Lavanttal).[27] Die computistische Tabelle auf 12r, die die Jahre 1136 bis 1169 umfaßt, legt eine Entstehung der Handschrift bald nach 1135 nahe. Spätestens um 1270 war der Codex bereits in Gebrauch des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal, wie aus Nachträgen in der Handschrift eindeutig erschlossen werden kann.[28] Zum Entstehungsort des Manuskriptes gibt es verschiedene Meinungen: Nach Kellner[29] entstammt der Codex der Schreibschule von Kremsmünster und wurde für St. Paul in Kärnten geschrieben. Irtenkauf anerkennt gleichzeitig in etwas widersprüchlicher Weise „daß eine Kremsmünsterer Handschrift dem Schreiber unseres Klosters im Lavanttal zu Vorlage diente" und „daß Cod. bibl. fol. 20 der Schreibschule

---

alters, Reihe 4, Band 4). Drucklegung voraussichtlich 1998. Die Publikation wird sich auch mit einer Reihe von Vergleichshandschriften aus anderen Bibliotheken beschäftigen.

25) Auf die Missale-Fragmente wird in ausführlicherer Form eingegangen bei Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 89–97, Abb. 62–69, 73. Vgl. auch die Internet-Datei http://www.oeaw.ac.at/~ksbm/melk/kat1996.htm mit Addenda und Corrigenda.

26) Vgl. Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 98–106, Abb. 70–73, 74–79.

27) Vgl. Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 91. Das Kalendar ist bereits zweimal – jeweils jedoch ohne die in ihm enthaltenen Verweise auf das Sakramentar – veröffentlicht worden: Vgl. Swarzenski G., Die Salzburger Malerei von den Anfängen bis zur Blütezeit des romanischen Stils. Textband, Leipzig 1913, 201–206, Kol. XXII und Irtenkauf W., Eine St. Pauler Handschrift aus dem Jahre 1136 (Carinthia 145, 1955, 255–258).

28) Vgl. Irtenkauf (wie Anm. 27), 260–264.

29) Vgl. Kellner A., Über die Heimat des Cod. Bibl. fol. 20 der Stuttgarter Landesbibliothek (SMGB 59, 1939, 240) und derselbe, Musikgeschichte des Stiftes Kremsmünster, Kassel und Basel 1956, 51 f.

von Kremsmünster entstammt".[30] Butz[31] nimmt als Entstehungsort der Handschrift „Österreich (Diözese Salzburg?)" an, nach Flotzinger[32] kann die Bestimmung der Handschrift für St. Paul nicht angezweifelt werden, „da ihr Inhalt weitestgehend mit dem gleich angelegten und bis auf die dort fehlenden Miniaturen auch ganz ähnlich ausgestatteten Missale Oxford, Bodleian Library, Canon. liturg. 354 (um 1160) übereinstimmt."

Die ursprüngliche Bestimmung der Handschrift für Kremsmünster ist auf Grund der folgenden Beobachtungen sehr wahrscheinlich: Im Kalendar ist zum Festtag des Kremsmünsterer Patrons am 18. August sein Name in Kapitälchen eingesetzt, das Sequentiar enthält eine eigene Agapitus-Sequenz,[33] die Sequenz – und ursprünglich wohl auch das Agapitus-Formular im Sakramentar[34] – wird durch eine Rankeninitiale hervorgehoben, vor allem aber ist im Gebet *Pietate tua* auf 153v als Name des Patrons ursprünglich *Agapiti* eingesetzt und erst von einer nahzeitigen Hand zu *S. Pauli* korrigiert worden. Dafür daß die Handschrift wenigstens kurze Zeit in Kremsmünster selbst in Gebrauch war, bevor sie an St. Paul abgegeben wurde, spricht auch, daß im Sequentiar nur die Agapitus- und Benedictus-Sequenz mit Intonationszeichen versehen sind.

Eine Reihe von Merkmalen des Stuttgarter Missales lassen sich auch in anderen Codices des Skriptoriums von Kremsmünster nachweisen: Die an das Agnus Dei anschließenden Gebete sind jenen des CC 28 engstens verwandt,[35] die umfangreiche Reihe der Votiv- und Totengebete ist in beiden Fällen fast

---

30) Vgl. Irtenkauf (wie Anm. 27), 273 f.

31) Vgl. Butz A., Die romanischen Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (Katalog der illuminierten Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart 2), Teil 2, Stuttgart 1987, 29, Nr. 19.

32) Vgl. Schatzhaus Kärntens. Landesausstellung St. Paul 1991. 900 Jahre Benediktinerstift. Katalogband, Klagenfurt 1991, 131 f., Kat. Nr. 7.5 (bearb. v. R. Flotzinger).

33) Sequenz *Concentu veneremur* auf 67v (Ed. Analecta hymnica medii aevi, Bd. 53, Leipzig 1911, Nr. 120). Die Commune-Sequenz *Martyr beate tuum colentes festum...* (Nr. 238) auf 71r wurde spätestens Anfang des 13. Jahrhunderts am Oktavtag des Agapitus-Festes benutzt: Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 28, 64r *In octava eiusdem. Martyr...* Das Sequentiar der Stuttgarter Handschrift ist bei Irtenkauf (wie Anm. 27), 267 aufgeschlüsselt; zwischen Stephanus und Ostersonntag sowie zwischen Pfingsten und Trinitas besteht Textverlust. Die Sequenzen aller in diesem Beitrag besprochenen Handschriften werden in synoptischer Form im Internet (vgl. Anm. 3) veröffentlicht werden.

34) Im Sakramentar fehlt zwischen Bl. 120 und 121 ein Blatt, das unter anderen das Formular zum Fest Assumptio BMV und Kollekte und Sekret des darauffolgenden Agapitus-Festes enthielt. Grund für den Verlust des Blattes könnte die Existenz einer figürlichen Initiale zu Agapitus gewesen sein.

35) In beiden Handschriften werden drei Mischungsformeln geboten (Text nach CC 28, 81v–82r): *Post orationem dominicam cum dixerit Pax domini sit semper vobiscum misceatur corpus dominico sanguini et dicat secrete: Hec sacrosancta commixtio corporis et sanguinis domini nostri Iesu Christi fiat omnibus sumentibus salus mentis et corporis et ad eternam vitam capessendam preparatio salutaris. – Alia. Fiat commixtio et consecratio cor-*

völlig gleich, die Alleluiaversikel für die Sonntage nach Pfingsten stimmen mit jenen des CC 28, der etwa gleichzeitigen Kremsmünsterer Graduale-Fragmente V/188 und der oben erwähnten Melker Fragmente eines Kremsmünsterer Missales[36] überein. CC 28 enthält nur bis zum 17. Sonntag Alleluiaversikel, die Kremsmünsterer Fragmente V/188 zum 5.–17. und 21.–23., die Melker Fragmente vom 8.–13. und 21.–23. Sonntag. Sie enden wie die Stuttgarter Reihe mit *Qui confidunt* (21. Sonntag), *De profundis* (22. Sonntag) und *Lauda anima* (23. Sonntag).[37] Schließlich sei noch auf die fragmentierte Palmsonntag-Initiale der Kremsmünsterer Graduale-Fragmente II/89 verwiesen, die dasselbe Formenrepertoire wie die Rankeninitialen des Missales tradiert.[38]

Bereits Irtenkauf hat – auf Grund des Vorkommens des Hirsauer Patrons Aurelius im Kalendar – auf die Abhängigkeit des Kalendars der Stuttgarter Handschrift von Hirsau hingewiesen;[39] seine Folgerung, daß „dadurch die Entstehung in St. Paul selbst – also kein Anfertigen in Salzburg – bewiesen" wäre,[40] erscheint jedoch nicht zwingend. Irtenkauf bedauert, daß uns von Hirsau keine Handschriften erhalten geblieben sind, die ein Kalendar enthalten würden;[41] dieses Manko ist in der Zwischenzeit zumindestens teilweise behoben. Heinzer hat jüngst nachgewiesen, daß der von Hänggi[42] edierte Rheinauer Liber ordinarius „den Hirsauer Ordinarius – in der Überlieferung des von Hirsau aus reformierten Klosters Rheinau – greifbar werden läßt".[43] Wie sehr die Kalendarien der Melker Fragmente und der Stuttgarter Handschrift dem Hirsauer Kalendar verpflichtet sind, wird vor allem dann deutlich, wenn man

---

poris domini nostri Iesu Christi omnibus accipientibus nobis in vitam eternam. – Alia. Sancti sanguinis commixtio cum sancto corpore domini nostri Iesu Christi prosit omnibus sumentibus ad vitam eternam. – Der volle Wortlaut der Gebete wurde bereits im Internet (vgl. Anm. 3) veröffentlicht.

36) Vgl. Melk, Stiftsbibl., Fragm. 110 und Cod. 532, Bl. I.

37) Zur Alleluiareihe der Stuttgarter Handschrift, die sich von der Hirsauer Reihe nur in den Alleluiaversikeln für den 21.-23. Sonntag unterscheidet vgl. Heinzer (wie Anm 8), 332. Mit der dort genannten Handschrift Udine, Erzbisch. Bibl., Cod. 75 stimmt Admont, Stiftsbibl., Cod. 786 in der Verwendung von *Qui sanat* als zweiten Vers für den 23. Sonntag nach Pfingsten überein.

38) Vgl. Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 91. Fragment II/84 (derzeit verschollen), das von Kellner (wie Anm. 29, 240 beziehungsweise Musikgeschichte, 63) zum Vergleich herangezogene erste Blatt eines Graduales – vgl. auch Irtenkauf (wie Anm. 27), 274 – hat mit dem Stuttgarter Missale weder hinsichtlich Schrift noch Buchschmuck etwas zu tun. Abbildung von Fragment II/84 bei Holter, Beiträge zur Geschichte der Buchkunst im Stift Kremsmünster (Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 12, 1977, Abb. 1).

39) Vgl. Irtenkauf (wie Anm. 27), 260, 266.

40) Vgl. Irtenkauf (wie Anm. 27), 260.

41) Vgl. Irtenkauf (wie Anm. 27), 266 Anm. 37.

42) Vgl. Hänggi A., Der Rheinauer Liber Ordinarius (Spicilegium Friburgense 1), Freiburg/Schweiz 1957.

43) Vgl. Heinzer (wie Anm. 8), 317.

den Vergleich nicht allein auf das Kalendar[44] beschränkt, sondern in den Vergleich auch die nur im Text des Ordinarius enthaltenen Verweise auf das Sakramentar miteinbezieht. Hirsauer Einfluß läßt sich in Kremsmünster darüber hinaus auch in CC 99a, der auf 118r–120r einen Abschnitt aus dem Hirsauer Liber Ordinarius überliefert, und in dem Kremsmünsterer Brevier Linz, Studienbibliothek, Cod. 290, das der Hirsauer Liturgie folgt, beobachten. Ob auch der Stuttgarter Codex geeignet ist, einen Beitrag zur Rekonstruktion der Hirsauer Liturgie zu liefern oder ob die Gemeinsamkeiten durch die Benutzung ähnlicher Vorlagen zu erklären sind, kann hier nicht entschieden werden. Kalendar, Graduale und Sakramentar der Stuttgarter Handschrift werden unter der Sigle **M2** ausgewertet.

Eine weitere mit Kremsmünster in Verbindung stehende Handschrift ist mit dem Vollmissale **Koningshoeven, Abdij O. L. Vrouw, Cod. s.n.** (olim Schlierbach, Stiftsbibl., Cod. 31[45]) überliefert.[46] Schrift und Buchschmuck legen eine Datierung um die Mitte oder im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts nahe. Aus Nachträgen im Kalendar kann erschlossen werden, daß das Missale vom 12. bis in das 14. Jahrhundert in der Aegidiuskirche der nur wenige Kilometer von Kremsmünster entfernten Pfarre Nußbach in Gebrauch war.[47] Neben nekrologischen Nachträgen[48] wurden im 13. Jahrhundert auch die Kirchweihdaten zu den Kremsmünsterer Pfarren Kirchberg (1. Juni) und Kirchdorf (12. Juni) sowie zu Kremsmünster selbst (4. Juni) im Kalendar vermerkt. Nach Schlierbach gelangte die Handschrift möglicherweise über das unweit Nußbach gelegene Kirchdorf, das im 14. Jahrhundert dem Frauenstift Schlierbach inkorporiert worden war.[49] Im Gebet *Pro congregatione et familia* auf 114r wird wie im Kremsmünsterer CC 28 und im Stuttgarter Missale als Patron Agapitus genannt, im Kalendar sind Agapitus und Kilian durch Ka-

44) Ed. Hänggi (wie Anm. 42), 2–25.

45) Vgl. Hofinger B., Verzeichnis der Handschriften der Bibliothek des Stiftes Schlierbach (Xenia Bernardina 2.2, Wien 1891, 493).

46) Vgl. Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 91 (entgegen den dort gemachten Angaben enthält das Kalendar der Handschrift keine Sakramentar-Verweise).

47) Noch aus dem 12. Jahrhundert stammt die Eintragung *Dedicatio istius ecclesie s. Egidii Nuzpach* zum 29. März. Spätestens im 14. Jahrhundert wurde die Kirchweihe in Nußbach auf den ersten Sonntag nach Ostern verlegt: Auf die Eintragung *Nota dominica Quasi modo geniti est dedicatio in Nuspach* zum 16. April folgt ein Verweis auf das Kirchweihformular (*Officium Terribilis quere 30*), woraus wohl gefolgert werden darf, daß sich die Handschrift zu dieser Zeit noch in Nußbach befand. – Ob für die Eintragung des neuen Termins des Kirchweihfestes bewußt der 16. April ausgewählt worden ist, mag dahingestellt sein; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts fiel jedenfalls nur im Jahre 1368 der erste Sonntag nach Ostern auf den 16. April.

48) Diese sind auf der zur Verfügung stehenden Mikrofiche-Kopie nur zum Teil lesbar. Im ersten Halbjahr 1997 soll die Handschrift eingesehen werden, danach werden die Nekrolog-Notizen im Internet (vgl. Anm. 3) publiziert werden.

49) Zu Nußbach vgl. Kellner (wie Anm. 1), 20, zu Kirchberg und Kirchdorf ebd., 26 und 33.

pitälchen hervorgehoben, im Sequentiar wird die Agapitus-Sequenz durch eine einleitende Federzeichnungsinitiale betont.[50] Die insgesamt 51 Gruppen von Votivgebeten sind in genau derselben Reihenfolge im Kremsmünsterer Sakramentar des CC 28 aus dem späten 11. Jahrhundert enthalten. Hingegen sind weder die an das Agnus Dei anschließenden Gebete noch die Alleluiareihe für die Nachpfingstzeit mit jenen der vorgenannten Kremsmünsterer Codices vergleichbar.[51] Buchschmuck und Schrift lassen eine Beteiligung Lambacher Kräfte bei der Anlage der Handschrift erkennen: Der ab 61r tätige Zeichner ist mit jener Hand gleichzusetzen, die zumindestens auch für die einleitenden Federzeichnungsinitialen in den beiden Lambacher Moralia-Handschriften Cml. XLIV und Cml. XLVII[52] verantwortlich ist, der Hauptschreiber des Lektionars ist in mehreren Lambacher Codices nachzuweisen.[53] Kalendar, Graduale und Sakramentar des Missales in Koningshoeven sind unter der Sigle **M4** ausgewertet.

Mit Kremsmünster wird auch das aus dem Besitz des Benediktinerstiftes Garsten[54] stammende Vollmissale **Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 466 (125)** in Zusammenhang gebracht. Die Handschrift ist 1259 in Weyer (*piscina*) an der Enns, im 15. Jahrhundert in Gaflenz – beides Pfarren des Stiftes Garsten – nachzuweisen.[55] Dafür, daß die Handschrift nicht von Anbeginn für Garsten bestimmt war, spricht unter anderen, daß Abt Berthold von Garsten, der bald nach seinem Tode 1142 als Heiliger verehrt wurde,[56] im Grundstock

50) Neben der Agapitus-Sequenz *Concentu veneremur* (55v) werden lediglich drei weitere Heiligen-Sequenzen (Stephan, Johannes Ewangelist, Peter und Paul) durch derartige Initialen hervorgehoben.

51) Die Alleluiareihe für die Nachpfingstzeit ist infolge von Textverlust nur bis zum 9. Sonntag erhalten; in keiner der übrigen hier behandelten Handschriften finden sich zum vierten bzw. fünften Sonntag die Verse *In te, domine, speravi, non confundar in eternum, ut tua iusticia libera me et eripe me, inclina ad me aurem tuam, accelera, ut eripias me* (vgl. Ps.30,2 f.) bzw. *Domine, in virtute tua letabitur rex et super salutare tuum exultavit vehementer* (vgl. Ps. 20,2). Auch ein Vergleich der Alleluiaversikel der Sonntage nach Ostern und der Pfingstwoche zeigt keine überzeugenden Parallelen.

52) Vgl. Abb. 7 bei Holter K., Beiträge zur Geschichte der Stiftsbibliothek Lambach (15. Jahrbuch des Musealvereines Wels, Wels 1969) und Abb. 26 bei Holter K., Neue Beiträge zur Geschichte der Stiftsbibliothek von Lambach im hohen Mittelalters (Schriften des oberösterreichischen Musealvereins 13, Linz 1986).

53) Siehe unten die Besprechung der Handschrift Linz, Bundesstaatl. Studienbibliothek, Cod. 466.

54) Zum Handschriftenbestand des seit 1107 von Benediktinern besiedelten Stiftes Garsten vgl. Schiffmann (wie Anm. 12) 13 f.; Paulhart H., Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs 5, Wien-Köln-Graz 1971, 19–24; Holter K., Das mittelalterliche Buchwesen im Stift Garsten (Kirche in Oberösterreich: 200 Jahre Bistum Linz; Oberösterreichische Landesausstellung 1985, 26. April bis 27. Oktober 1985 im ehemaligen Benediktinerstift Garsten, Linz 1985, 91–119 und 370–385).

55) Vgl. Schiffmann (wie Anm. 12), 119; Holter K., Die romanische Buchmalerei in Oberösterreich (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 101, 1956, 232).

56) Vgl. Lenzenweger J., Berthold, Abt von Garsten, † 1142. Graz–Köln 1958.

der Handschrift fehlt.[57] Die Handschrift ist mit zahlreichen Federzeichnungsinitialen und einem Kanonbild (69v) ausgeschmückt.[58] Zu Füßen des Gekreuzigten sind zwei knieende Personen mit den Beischriften *Marchwardus* und *Adelbertus abbas* dargestellt. Der Buchschmuck hat überzeugende stilistische Parallelen in Lambacher Handschriften der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Holter erkennt den Zeichner des Kanonblattes in dem spätestens 1167 entstandenen Widmungsbild des älteren Lambacher Rituales (Cml. LXXIIIa) wieder[59] und folgert daraus, daß als Abt Adalbert nur der 1159 verstorbene Abt von Kremsmünster in Betracht kommt. Markwart hingegen könnte nach Holter der von ca. 1160–1193 in Gleink und von 1193–1195 in Garsten nachweisbare Abt sein.[60] „Die Namensnennung auf dem Kanonblatt und die Nennung von Agapitus im Text" spricht nach Holter[61] dafür, daß die Handschrift „für Kremsmünster mindestens begonnen worden ist".

Als Hinweis auf eine Bestimmung der Handschrift für Kremsmünster könnte die Hervorhebung des heiligen Agapitus – im Kalendar durch Kapitälchen,[62] im Sakramentar durch eine einleitende figürliche Initiale[63] – gewertet werden. Sicher kein zwingender Hinweis auf Kremsmünster ist „die Nennung von Agapitus im Text";[64] wie die Synopse der ausgewerteten Handschriften zeigt, wurde das Fest des Agapitus von Praeneste am 18. August auch außerhalb von Kremsmünster begangen. Hingegen fehlen sowohl die Oktav des Agapitusfestes – diese fehlt allerdings auch in den weit enger mit Kremsmünster verbundenen Missalien aus Stuttgart und Koningshoeven – und die Sequenz *Concentu veneremur*. Auch die an das Agnus Dei anschließenden Gebete sowie die Alleluiaversikel zeigen mit den bislang mit Kremsmünster in Zusammenhang gebrachten Handschriften keinen Zusammenhang. Deutlicher als zu Kremsmünster sind die Verbindungen der Linzer Handschrift zu Lambach. In dem erst seit kurzem für Lambach in Anspruch genommenen Missale Melk, Stiftsbibl., Cod. 709 vom Ende des 12. Jahrhun-

57) Im Kalendar (27. Juli) wurde Abt Berthold im 13. Jahrhundert eingetragen, im Sakramentar wurden auf 108v drei Meßgebete erst im 14. Jahrhundert nachgetragen.

58) Ikonographische Parallelen bestehen zum etwa drei Jahrzehnte jüngeren Kanonbild des Lambacher Missales Melk, Stiftsbibl., Cod. 709 sowie zu den Kanonbildern aus dem beginnenden 13. Jahrhundert in St. Pölten, Diözesanbibl., Cod. 14 und Linz, Studienbibliothek, Cod. 286. Diese Zusammenhänge werden an anderer Stelle behandelt (vgl. Anm. 24).

59) Abbildung des Kanonblattes bei Holter K., Buchkunst, 11.-16. Jh. (1000 Jahre Oberösterreich. Das Werden eines Landes. Katalogteil, 1983, 86), des Widmungsbildes des Cml. LXXIIIa bei Holter (wie Anm. 13), nach S. 176.

60) Vgl. Holter (wie Anm. 55), 249, Anm. 31.

61) Vgl. Holter (wie Anm. 14), 263 und Anm. 41.

62) Neben Agapitus wird – abgesehen von Herren-, Marien- und Apostelfesten – lediglich Martinus ep. im Kalendar durch Kapitälchen betont.

63) Allerdings werden zahlreiche andere Heiligenfeste ebenfalls von gleichwertigen Initialen eingeleitet.

64) Vgl. Holter (wie Anm. 14), 263 und Anm. 41.

derts findet sich nicht nur dieselbe Alleluia-Reihe für die Nachpfingstzeit;[65] Übereinstimmung besteht auch in der Auswahl und Reihenfolge der zahlreichen Votivgebete[66] sowie in der äußerst selten vorkommenden Vertauschung der Verse zwei und vier der den Karfreitags-Hymnus *Pange lingua* abschließenden Doxologie.[67]

Von allen hier besprochenen Missalien weist nur der Linzer Codex 466 in seinen ausführlichen Formularen zum Sacrum Triduum[68] drei Karsamstags-Litaneien auf. In diesen wird jedoch weder Agapitus noch der Lambacher Patron Kilian, wohl aber Blasius, der vor allem in Admont, St. Lambrecht und Göttweig verehrt wurde, genannt.[69] Nach der Anzahl der Heiligennamen pro Kategorie zu schließen, handelt es sich hierbei offensichtlich um eine litania

65) Diese Übereinstimmung ist jedoch wenig aussagekräftig, da es sich um die den Diözesen Passau und Salzburg gemeinsame Reihe handelt. Abgedruckt beispielsweise bei Husmann H., Zur Stellung des Messpropriums der österreichischen Augustinerchorherren (StMw 25, 1962, 263). Die Alleluiaversikel in Melk, Stiftsbibl., Cod. 709 unterscheiden sich nur scheinbar ab dem 19. Sonntag: Das Formular zum 19. Sonntag mit dem Introitus *Salus populi* fehlt, so daß die restlichen Sonntage falsch gezählt sind.

66) Das Linzer Missale 466 überliefert auf 131v–149v 69 Gruppen von Gebeten (Kollekte, Sekret, Complet) zu verschiedenen Anlässen (darunter fünf die in CC 28 und im Stuttgarter Codex nicht zu finden sind) und weicht auch in der Reihenfolge der Votivgebete von den beiden vorgenannten Handschriften häufig ab. Das Lambacher Missale in Melk hingegen listet auf 148v–161v 53 Gruppen auf, die in genau derselben Reihenfolge in der genannten Linzer Handschrift auf 131v–146r zu finden sind; lediglich zwei Gruppen der Linzer Handschrift (139v/2 und 140v/1) sind im Lambacher Missale nicht nachzuweisen.

67) Linz, Studienbibl., Cod. 466, 30r: Hymnus *Pange lingua* (Ed. Analecta Hymnica 50, Leipzig 1907, S. 71–73, Nr. 66): Strophen 1–7, 9, 10, Zusatzstrophe *Quem totus mundus non capit*, Doxologie *Gloria eterno patri / pro salute posita / gloria unico eius / qui creavit omnia / spirituique sancto in sempiterna secula*. Ebenso – jedoch unter Auslassung der Strophe *Quem totus mundus* – Melk, Cod. 709, 42v und in dem für Seitenstetten bestimmten Missale New York, Pierpont Morgan Library, M. 855, 51v. Dieselbe Variante der Doxologie ist bereits in dem aus Münsterschwarzach stammenden Lambacher Kalendar-Nekrologfragment Fr. 4 feststellbar. Vgl. dazu Hochholzer E., Ein Lambacher Kalendar-Nekrologfragment (11. Jahrhundert) aus Münsterschwarzach? (FMSt 29, 1995, 249 Anm. 117). – Die Codices aus Stuttgart und Koningshoeven – in den übrigen in Rede stehenen Manuskripten findet sich der Hymnus *Pange lingua* nicht – enthalten die Doxologie in der korrekten Form.

68) Ein Vergleich der den untersuchten Handschriften gemeinsamen Teile zu Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag (Linz, Studienbibl., Cod. 286 scheidet aus einem solchen Vergleich aus, da infolge von Textverlust nach Bl. 22 nur das Ende des Karsamstagformulars erhalten ist) bringt – abgesehen vom Auftreten einer seltenen Form der Pange-lingua-Doxologie (vgl. Anm. 67) erwartungsgemäß nur marginale Unterschiede. Erwähnenswert erscheint, daß das Lambacher Missale Melk, Cod. 709 an Stelle des üblichen Gründonnerstag-Offertoriums *Dextera domini* das Offertorium *Protege, domine, plebem tuam...* mit dem Vers *Te, sancta dei crux, humiliter obsecramus...* aufweist.

69) Vgl. Ebner H., Patrozinienkarte (Ausstellung Romanische Kunst in Österreich. Krems 1964, 289–294).

septena, quina und terna.[70] Folgende Märtyrer, Bekenner und Jungfrauen werden genannt: Stephanus (1. und 3. Litanei), Linus (1), Cletus (1), Clemens (1), Sixtus (1), Laurentius (1), Florianus (1), Cornelius (2), Alexander (2), Urbanus (2), Marcellus (2), Augustinus (2), Blasius (3), Georgius (3). Silvester (1), Gregor (1), Leo (1), Hilarius (1), Martinus (1), Ambrosius (1), Benedictus (1 und 3), Remigius (2), Udalricus (2), Rupertus (2), Hieronymus (2), Martinus (3), Nicolaus (3). Maria Magdalena (1), Felicitas (1), Perpetua (1), Petronella (1), Agatha (1), Scholastica (1), Erindrudis (1 und 3), Caecilia (2), Lucia (2), Anastasia (2), Afra (2), Walpurgis (2), Margareta (3), Agnes (3). Eine Edition der Litanei ist im Internet vorgesehen.[71]

Nicht nur Zeichner aus dem Lambacher Skriptorium haben an der Entstehung der Linzer Handschrift mitgewirkt, sondern auch ein in Lambacher Codices der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wiederholt nachweisbarer Schreiber. Jene Hand, die im Linzer Lektionar von 154r-205v Z.12 tätig war,[72] ist ohne jeden Zweifel auch in den verschollenen Lambacher Codices Cml. XVIII[73] und Cml. XXII[74] sowie in den abgewanderten Lambacher Manuskripten Stuttgart, Württemberg. Landesbibliothek, Cod. theol. et phil. fol. 351[75] (olim Cml. XXIX), Chicago, Newberry Library, Ry. 6[76] (olim Cml. LXXVII) und Wien, Nationalbibl., Cod. 382[77] festzustellen. Auch das Lektionar des Kremsmünsterer Missales aus Nußdorf stammt fast zur Gänze von diesem Schreiber;[78] die Mehrzahl der Rubriken der letztgenannten Handschrift hingegen vom Schreiber der den Resten eines Kremsmünsterer Missales zugehörenden Graduale- und Sequentiarfragmente in Melk.[79]

---

70) Vgl. Eisenhofer L., Handbuch der katholischen Liturgik I, Freiburg 1932, 200 f.
71) Vgl. Anm. 3.
72) Ausgenommen 199r Z.7 *efficiamini...* bis Z. 15 *...humana.*
73) Vgl. zuletzt Holter (wie Anm. 14), 256.
74) Vgl. zuletzt Holter (wie Anm. 14), 262 und Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 88.
75) 17r Z.12 bis Textende; wiederholt kürzere Einschübe einer anderen Hand (z.B. 22v Z. 6–8, 23v Z.11–17 ... 134v Z. 29 – 135r Z. 2). Zur Handschrift vgl. zuletzt Butz (wie Anm. 31), 26, Abb. 94–96.
76) Vgl. Holter, Neue Beiträge (wie Anm. 52), 86.
77) Nur auf 89r Z. 21–89v. Zur Handschrift vgl. unter anderen Klebel E., Die Fassungen und Handschriften der österreichischen Annalistik (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 21, 1928, 47, 137 f.) und Holter K., Zwei Lambacher Bibliotheksverzeichnisse des 13. Jahrhunderts (MIÖG 64, 1956, 276).
78) Eine direkte Abhängigkeit der unter Beteiligung dieser Lambacher Kraft angelegten Lektionare von Linz und Koningshoeven kann ausgeschlossen werden. Sie stimmen weder in der Abfolge der Feste noch in der Auswahl der Lektionen überein. Ein Lektionar dieser Zeit aus Lambach hat sich leider nicht erhalten.
79) Vgl. Anm. 25. Auch diese dürften von einer bislang nur in Lambach feststellbaren Hand geschrieben worden sein, nämlich vom Schreiber des auf dem Hinterdeckel-Spiegel aufgeklebten Graduale-Fragmentes in der Handschrift Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 164a (olim Lambach, Stiftsbibl., Cml. CLXIV).

Eine eindeutige Klärung der Bestimmung des Linzer Missales ist noch nicht möglich. Vielleicht wurde das Missale von Abt Adalbert von Kremsmünster in Lambach in Auftrag gegeben und war für eine Kirche bestimmt, die weder mit Kremsmünster noch mit Lambach gleichzusetzen ist. Kalendar, Graduale und Sakramentar der Handschrift sind unter der Sigle **M5** ausgewertet.

Eine Vorstellung von der Weiterentwicklung des Kremsmünsterer Festkalenders im Spätmittelalter[80] vermögen die unter den Siglen **K2–K5** ausgewerteten Quellen zu geben: das Kalendar des 1279(?) angelegten Nekrologs in **CC Cim. 5**,[81] die Kalendarfragmente **VI/250** eines Breviers vom Ende des 13. Jahrhunderts,[82] das Kalendar des **CC 378**, eines Festmissales aus dem 1. Drittel des 14. Jahrhunderts,[83] sowie des **CC 356**,[84] eines 1464 angelegten Psalteriums für Abt Ulrich Schopenzaun.[85] Ein terminus post für die Datierung des genannten Kalendarfragments ist durch die von der Hand des Grundstocks zum 6. Februar eingetragene *Commemoracio fratrum Affligeniensium* gegeben (im Nekrolog des CC Cim. 5 findet sich ein gleichlautender Eintrag von einer Hand des späten 13. Jahrhunderts hingegen zum 7. Februar): Mit dem Benediktinerkloster Affligem in Brabant war Kremsmünster seit 1286 in einer Konföderation verbunden;[86] auch die Consuetudines dieser Abtei sind in Kremsmünster überliefert.[87] Dasselbe Fragment enthält auch den ältesten Nachweis des Fest-

80) Einen Überblick über die liturgischen Handschriften des Spätmittelalters in Kremsmünster vermag die Zusammenstellung der mit Buchschmuck versehenen Kremsmünsterer Codices zu geben. Vgl. Holter K., Die Bibliothek. Handschriften und Inkunabeln (Österreichische Kunsttopographie 43/2, Wien 1977, 134–220, Abb. 198–525).

81) Vgl. Anm. 21.

82) Das Doppelblatt enthält das Kalendar zu Januar und Februar sowie eine Reihe von Orationen des Kollektars. Im Kalendar finden sich sowohl Verweise auf das Sakramentar wie auf die Capitula des Kollektars.

83) Vgl. Fill (wie Anm. 2), 476–481. Von den Agapitus-Festen sind in der Handschrift nur die Gesangsteile zum Fest am 18. August (215v–217r) enthalten. Die Kurzlitanei (154v–155v) nach dem Exultet verzeichnet die Heiligen Stephanus, Agapitus, Laurentius, Vincentius; Martinus, Nicolaus, Benedictus; Maria Magdalena, Agatha, Agnes.

84) Vgl. Holter (wie Anm. 80), 183.

85) Die Handschrift enthält eine Reihe von Einschüben aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Im Kalendar sind einige Feste und Festgrade nachgetragen. Im wesentlichen denselben Festbestand zeigt das geringfügig ältere – da mitunter niedrigere Festgrade aufweisende – Brevier CC 262.

86) Eine aus dem späten 13. Jahrhundert stammende Abschrift der Konföderationsurkunde vom 19. Mai 1286 in Kremsmünster, CC 321 a, 78rb. Vgl. Fill (wie Anm. 2), 419 f. Gedruckt bei Neumüller W., Unbekannte Konföderationsurkunden für Kremsmünster aus dem Ende des 13. Jh. (Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 3, 1954, 161). – Nach Ausweis der Konföderationsurkunde wird der Verbrüderung *proxima vacante feria post purificacionem beate Marie virginis* gedacht.

87) CC 3, 105ra–139vb (um 1300). Vgl. Fill (wie Anm. 2), 45.

es der Translatio Agapiti am 18. Februar. Froschauer[88] hält es für möglich, daß Reliquien der römischen Diakone Felicissimus und Agapitus über Niederaltaich nach Kremsmünster zur Zeit des aus Niederaltaich stammenden Reformabtes Alram (1093–1122) gekommen sind und daß die Translation vom 18. Februar an dieses Ereignis erinnert. Vielleicht steht die Einführung des Translationsfestes jedoch im Zusammenhang mit der 1283 erfolgten Übertragung der Reliquien des Heiligen von der heute nicht mehr existierenden Marienkapelle zum neuen Hochaltar.[89] Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß das Translationsfest in dem 1279(?) angelegten Nekrolog des CC Cim. 5 noch(?) nicht vermerkt ist. Das Kirchweihfest in Kremsmünster war spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Vortag des Agapitus-Festes verlegt worden: War es nach Ausweis eines Nachtrags des 13. Jahrhunderts im Nußdorfer Missale am 4. Juni gefeiert worden, so fiel die *Dedicatio ecclesie sancti Agapiti* nach CC 378 nunmehr auf den 17. August. Die gegenüber dem 12. Jahrhundert im Spätmittelalter neu hinzugekommenen Feste sind aus der Synopse ersichtlich; erwähnenswert erscheint unter anderen die für Kremsmünster charakteristische(?) Verlegung des Festes Chrysanthus et Daria auf den 1. Dezember.

Unter der Signatur **Fragm. II/67** verwahrt die Stiftsbibliothek Kremsmünsterer ein Doppelblatt und zwei Einzelblätter vom Ende des 12. Jahrhunderts. 1v–2v enthalten ein Kalendar zu Januar bis März, auf 3r findet sich ein solches zu Dezember. Der restliche Teil der Fragmente ist mit Nachträgen verschiedener nahzeitiger Hände beschrieben, deren Inhalt auf die Verwendung des Kalendars in einem Missale hinweist.[90] Einer Reihe von Festen sind von einer nahzeitigen Hand in kleinerer Schrift Verweise auf das Sakramentar nachgestellt; dieselbe Hand hat auch das für Kremsmünster ungewöhnliche Fest der Märtyrer Papias et Maurus (mit Verweis auf Primus et Felicianus) am 29. Januar sowie die Oktav zu Blasius am 10. Februar eingetragen. 1082 hatte Bischof Altmann von Passau die Klosterkirche zu Ehren des Erlösers sowie der Heiligen Agapitus und Blasius geweiht;[91] Zeichen der Blasiusverehrung in Kremsmünster zur Zeit der Niederschrift des in Rede stehenden Kalendars

88) Froschauer R., Agapitus von Kremsmünster. Zur Metamorphose eines Heiligen (137. Jahresbericht des Öffentlichen Stiftsgymnasiums Kremsmünster, 1994, 43). Zusammenfassung eines Artikels, dessen Erscheinen in den SMGB vorgesehen ist.

89) Vgl. Neumüller W., S. Agapitus in Kremsmünster (117. Jahresbericht. Öffentl. Gymnasium der Benediktiner zu Kremsmünster, 1974, 24 f.).

90) (1r)]*tus misericors*. Trinitäts-Sequenz *Gloria tibi trinitas* (Ed. Analecta Hymnica 9, Leipzig 1890, Nr. 1); Lektion Io 19,25–27; Meßgebete zu Margareta. (3v-4r) Lektionen zu Annuntiatio BMV (Is. 7,10–15; 1,26–38). (4v) Sequenz zu Annuntiatio BMV (?):]*...Hec est ille flammans rubus... Hec est enim mater facta...* – *...quorum ipse Deus erit omnia in omnibus*.

91) Vgl. MGH.SS XXV 670.

finden wir in CC 28[92] und CC 114,[93] doch ist in keiner Handschrift eine Oktav vermerkt. Ein solches Fest ist am ehesten in Kalendarien des dem hl. Blasius geweihten Stiftes Admont zu erwarten. Leider sind nur wenige mittelalterliche Kalendarien aus Admont überliefert.[94] Weder im 1169–1171 entstandenen Nekrolog Cod. 686 a[95] noch in dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts niedergeschriebenen Kalendar Cod. 575 a[96] findet sich eine Oktav, wohl aber in dem nach der Jahrhundertmitte angelegten Missale Lissabon, Fundação Calouste Gulbenkian, L.A.222 (olim Admont, Stiftsbibl., Cod. 229 a).[97] Die zum Vergleich herangezogenen Kalenderblätter zum Monat Februar stimmen im Admonter Missale[98] und in den Kremsmünsterer Fragmenten überein (in der Admonter Handschrift fehlen allerdings die Verweise auf das Sakramentar); diese Übereinstimmung ist jedoch zu wenig aussagekräftig, um eine endgültige Aussage über die Herkunft der Kremsmünsterer Fragmente II/67 zu treffen. Die Kalendarfragmente sind unter der Sigle **K6** ausgewertet.

Gleich der Linzer Handschrift 466 war auch das Missale **Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 286 (128)** in Garsten in Verwendung.[99] Im Kalendar, das zahlreiche Verweise auf das Sakramentar enthält, sind mit Ausnahme der Eintragung *PERHTOLDI abbatis* zum 27. Juli keine Feste hervorgehoben.[100] Diese auf Abt Berthold von Garsten († 1142) bezogene Eintragung[101] weicht im Schriftduktus von den übrigen Eintragungen des Kalendars ab und ist wohl erst nachträglich eingesetzt worden; auch Meßgebete zu Berthold begegnen in der Handschrift nur als nahzeitiger Nachtrag (211v). Daraus könnte

92) In CC 28 werden im Libera auf 81v Blasius, Agapitus und Benedikt von einer Hand des 12. Jahrhunderts auf Rasur eingesetzt. Vgl. Fill (wie Anm. 2), 82, Abschnitt S.

93) In CC 114 wird bald nach 1200 ein Blasius-Offizium eingetragen. Vgl. Fill (wie Anm. 2), 153, Abschnitt G.

94) Die Kenntnis der beiden nachgenannten Codices wird Herrn Dr. Johann Tomaschek, Admont, verdankt.

95) Vgl. Mairold M., Die datierten Handschriften in der Steiermark außerhalb der Universitätsbibliothek Graz bis zum Jahre 1600 (Katalog der datierten Handschriften in lateinischer Schrift in Österreich VII), Wien 1988, S. 70, Nr. 92.

96) Ehemals dem Cod. 575 vorgebunden. Vgl. [Wichner J.,] Catalogus codicum scriptorum Admontensis, [Admont] 1888–1889 (handschriftlich), 230.

97) Zur Handschrift zuletzt Valagussa G., Alcune novità per il miniatore di Giovanni da Gaibana (Paragone 42, N.S. 28 (497), Juli 1991, 3–22). Als Datierung werden dort (S.8) die frühen sechziger Jahre des 13. Jahrhunderts vorgeschlagen.

98) Vgl. Buberl P., Die illuminierten Handschriften in der Steiermark I. Die Stiftsbibliotheken zu Admont und Vorau (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich 4), Leipzig 1911, 121, Fig. 124. – Ein Mikrofilm der Admonter Handschrift in Lissabon konnte leider nicht mehr zeitgerecht beschafft werden.

99) Vgl. Anm. 54.

100) In den einzelnen Teilen des Missales werden lediglich Hauptfeste des Kirchenjahres – neben Herren-, Marien- und Apostelfesten Johannes Baptista, Michael und Maria Magdalena – durch einleitende Federzeichnungsinitialen betont.

101) Vgl. Anm. 56.

geschlossen werden, daß das vorliegende Missale zum Zeitpunkt seiner Niederschrift noch nicht für Garsten bestimmt gewesen war. Dafür, daß das Missale zweifellos in geographischer Nähe der bislang behandelten Handschriften entstanden ist, spricht nicht nur sein sehr ähnliches Kalendar; auch kunsthistorische Gründe können geltend gemacht werden. Auf die enge Verwandtschaft des Kanonbildes zu jenem des Missales St. Pölten, Diözesanbibl., Cod. 14 wurde bereits wiederholt hingewiesen.[102] Neuere Forschungen haben ergeben, daß das St. Pöltener Missale möglicherweise im Skriptorium von Melk entstanden ist.[103] Der Hauptschreiber des Lektionars ist jedenfalls mit dem um 1200 nachweisbaren Melker „Kalendarschreiber"[104] gleichzusetzen; die Handschrift war zudem ursprünglich für die Stephanskirche in Hürm, nur wenige Kilometer südöstlich von Melk, bestimmt.[105] Ein inhaltlicher Vergleich der beiden Missalien ist leider nur in sehr beschränktem Maße durchführbar, da das St. Pöltener Missale lediglich Präfationen, Kanon, Meßgebete zu einigen Hauptfesten sowie ein Lektionar enthält.[106] Die Alleluiaversikel für die Nachpfingstzeit des Linzer Missales stimmen mit jenen der Diözesen Salzburg und Passau überein.[107] Sein Sequentiar ist im Vergleich zu allen übrigen hier besprochenen Missalien reichhaltiger; es enthält unter anderen Sequenzen zu Blasius, Gallus und Othmar.[108] Kalendar, Graduale und Sakramentar des Linzer Missales 286 sind unter der Sigle **M6** ausgewertet.

Den Abschluß der Synopse bilden drei Codices, deren Herkunft gesichert ist: Die Missalien New York, Pierpont Morgan Library, M. 855 aus Seitenstetten (olim Seitenstetten, Stiftsbibl., Cod. XIV),[109] Oxford, Bodleian Library, Canon. liturg. 354 aus St. Paul im Lavanttal[110] und Melk, Stiftsbibl., Cod. 709 aus Lambach. Nur die Handschrift aus St. Paul ist ein Vollmissale (das Kalendar

102) Vgl. Schmidt G., Die Buchmalerei (Die Gotik in Niederösterreich, Wien 1959, 41, Nr. 81); Holter (wie Anm. 59), 87, Nr. 24.

103) Eine genaue Untersuchung der Handschrift ist in Vorbereitung (vgl. Anm. 24).

104) Vgl. Glaßner – Haidinger (wie Anm. 16), 107–115. Noch ohne Hinweis auf das St. Pöltener Missale.

105) Vgl. die Traditionsnotiz aus dem 13. Jahrhundert auf 297v. Die Pfarre Hürm wurde erst 1365 dem Stift St. Pölten inkorporiert. Vgl. Winner G., „St. Pöltner Miszellen" (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 37, 1967, 104 f.).

106) Eine auf den Inhalt der Handschrift nicht näher eingehende kurze Beschreibung der Handschrift bei [Winner G.,] Katalog der Handschriften der Diözesanbibliothek Sankt Pölten (maschinschriftlich), Wien 1978, 10.

107) Vgl. Anm. 65.

108) Ed. Analecta Hymnica 54, Leipzig 1915, Nr. 36; ebd. 53, Leipzig 1911, Nr. 149 und Nr. 203.

109) Codicum manuscriptorum Bibliothecae Seitenstettensis I (handschriftlich), 21 f. Zur Handschrift zuletzt Berger-Fix A., Das Wimpassinger Kreuz und seine Einordnung in die Kunst des 13. Jahrhunderts (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 33, 1980, 31–82, speziell 71 ff.) und Corrie R. W., The Seitenstetten Missal and the Persistence of Italo-Byzantine Influence at Salzburg (DOP 41, 1987, 111–123).

110) Zur Handschrift vgl. zuletzt Schatzhaus Kärntens (wie Anm. 32), 140–142, Nr. 7.19.

ist jedoch bis auf den Monat Januar überschrieben); hingegen enthält das Seitenstettener Missale kein Lektionar und fehlen im Lambacher Codex Kalendar und Lektionar.

Die Bestimmung des Missales **New York, Pierpont Morgan Library, M. 855** für das 1112 gegründete niederösterreichische Benediktinerstift Seitenstetten steht außer Zweifel: Im Kalendar wird zum 11. Mai der Gründer Udalschalk von Stille (*UDILSHALCI fundatoris nostri*) genannt. Das Kirchweihfest ist zum 3. November vermerkt (*Dedicacio huius loci*); Heiligenfeste sind nicht hervorgehoben. Auf Grund der engen Verwandtschaft der Tierkreiszeichen im Kalendar der Seitenstettener Handschrift mit jenen im Kalendar des Orationales von St. Erentrud (München, Bayer. Staatsbibl., Clm 15902)[111] und der angeblich engen inhaltlichen Verwandtschaft der beiden Kalendarien wird die Entstehung der Handschrift in Salzburg angenommen.[112] Die Verwandtschaft des Seitenstettener Kalendars zu jenen der hier vorgestellten Handschriftengruppe ist jedoch zweifellos größer.[113] Die Alleluiaversikel der Nachpfingstzeit entsprechen jenen der Diözesen Passau und Salzburg;[114] die Auswahl der Sequenzen läßt keine Besonderheiten erkennen.[115] In der jüngeren Literatur wird die Handschrift auf „um 1265" datiert;[116] in Hinblick darauf, daß Schrift und Sekundärornamentik in der gleichfalls aus Seitenstetten stammenden, auf 1247–1250 datierbaren, die Evangelien und Episteln umfassenden Handschrift New York, Pierpont Morgan Library, M. 808 (olim Seitenstetten, Stiftsbibl., Cod. XV)[117] mit der vorgenannten Handschrift übereinstimmen, wäre auch eine geringfügig frühere Entstehung denkbar. Kalendar, Graduale und Sakramentar des Missales in New York sind unter der Sigle **M7** ausgewertet.

111) Zu Clm 15902 zuletzt Klemm E., Die romanischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek Teil 1: Die Bistümer Regensburg, Passau und Salzburg, Wiesbaden 1980, Kat. Nr. 24: „Salzburg, um 1200".

112) Berger-Fix (wie Anm. 109), 73 und Corrie (wie Anm. 109), 113.

113) Vgl. die Heiligenliste des Orationales von St. Erentrud bei Swarzenski (wie Anm. 27), 170–181, Kol. IV.

114) Vgl. Anm. 65.

115) Unterschiede zu den Sequentiaren der hier zusammengestellten Handschriften zeigen sich im wesentlichen nur in der Auswahl der Sequenzen für Montag bis Donnerstag nach Ostersonntag: Aanalecta Hymnica (wie Anm. 108) 53, Nr. 50; 53, Nr. 46; 53, Nr. 52; 54, Nr. 7. In den vorliegenden Handschriften hingegen Analecta Hymnica 53, Nr. 46 für Montag und 53, Nr. 50 für Dienstag; die Sequenz Analecta Hymnica 54, Nr. 7 meist zum Samstag nach Ostern.

116) Corrie (wie Anm. 109), 113.

117) Vgl. Codicum manuscriptorum Bibliothecae Seitenstettensis I (handschriftlich), 22 f.; Harrsen M., Central European Manuscripts in the Pierpont Morgan Library, New York, 158, 42, Nr. 28; Schmidt G., Die Buchmalerei (Die Gotik in Niederösterreich, Wien 1963, 98, Nr. 7).

Daß die Handschrift **Oxford, Bodleian Library, Canon. liturg. 354** in St. Paul im Lavanttal in Verwendung war, hat erstmals Flotzinger[118] deutlich gemacht. Er verweist auf die Nennung des Klosterpatrons im Gebet *Suscipe*[119] und auf ein nachgetragenes Gebet für den Stifter Engelbert I. von Spanheim, der das von Hirsau aus besiedelte Kloster 1091 gegründet hatte.[120] Im Gegensatz zu dem gleichfalls in St. Paul verwendeten Stuttgarter Missale – ein Produkt des Kremsmünsterer Skriptoriums, das nicht von Anfang an für St. Paul bestimmt gewesen ist – war das Missale in Oxford schon zum Zeitpunkt seiner Niederschrift für ein dem Apostel Paulus geweihtes Kloster vorgesehen. Das wird durch den Wortlaut der Oratio generalis auf 124r belegt: *Pietate tua... cum omni congregatione et familia sancti Pauli...* Vom Kalendar auf 57v-62v haben sich lediglich die Eintragungen zum Monat Januar sowie die einleitenden KL-Initialen der Folgemonate erhalten. Anstelle des übrigen Textes wurden Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhundert verschiedene liturgische Texte zur Messe eingetragen.[121] Das Lektionar enthält im Gegensatz zu den Lektionarien der übrigen hier behandelten Missalien auch Feste ohne Eigenlektionen und verzeichnet somit mehr Heiligenfeste als Graduale und Sakramentar. Flotzinger weist auf die weitgehende Übereinstimmung der Festfolge der Gradualteile der beiden in St. Paul verwendeten Handschriften hin;[122] zieht man zu diesem Vergleich jedoch die Heiligenfeste aller Teile der beiden Missalien heran (Kalendar, Graduale, Sakramentar und Lektionar), so zeigt sich allerdings, daß die Übereinstimmungen nicht signifikant größer oder kleiner als zu den Festfolgen der übrigen in folgender Liste präsentierten

118) Vgl. Flotzinger R., Choralhandschriften österreichischer Provenienz in der Bodleian Library/Oxford (Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung 26), Wien 1991, 15 f.

119) Auf der Rückseite des Kanonbildes (67v; bei Flotzinger irrigerweise 115v) sind von einer Hand der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts drei Gebete (*Suscipe, clementissime pater, omnipotens eterne Deus, supplicationes et preces..., Oblationes nostras, quesumus domine, propicius intende..., Leti, domine, sumpsimus sacramenta celestia...*) nachträglich eingesetzt worden. Dieselben Gebete, gleichfalls als Nachtrag der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, finden sich auch in dem zu diesem Zeitpunkt sicher schon in St. Paul in Verwendung befindlichen Missale in Stuttgart auf 160rv (dort mit der Rubrik *Item generalis*). In beiden Fällen wird im ersten Gebet der Klosterpatron genannt (Oxford: *...pro cuncta congregatione sancti Pauli ac familia eius...*, Stuttgart: *...pro cuncta congregatione et familia sancti Pauli...*).

120) Vgl. Flotzinger (wie Anm. 118), 14 Anm. 28 und 16. Das Gebet ist auf dem äußeren Freirand von 123r von einer Hand des 14. Jahrhunderts eingetragen worden: *Propiciare, quesumus domine, anime famuli tui Engelberti fundatoris huius ecclesie...* – Ein gleichlautendes Gebet, allerdings ohne namentliche Nennung des Stifters, befindet sich im Stuttgarter Codex auf 160rv. Es ist von gleicher Hand wie die Orationes generales auf 160rv (vgl. Anm. 119) nachgetragen worden.

121) Die Position der Nachträge (fortlaufender Text auf 56v-57r) und die Foliierung lassen erkennen, daß die Handschrift bereits zu diesem Zeitpunkt verbunden war.

122) Vgl. Flotzinger (wie Anm. 118), 20.

Handschriften sind. Zu den bei Flotzinger[123] genannten inhaltlichen Beziehungen der Missalien in Oxford und Stuttgart wäre zu ergänzen, daß die Alleluiaversikel zu den Sonntagen nach Pfingsten in den beiden Codices fast völlig übereinstimmen.[124] Während als Entstehungszeit der Handschrift bei Pächt und Alexander[125] das Ende des 12. Jahrhunderts angenommen wird, datiert Flotzinger das Missale in Oxford bereits „um 1160".[126] Dieser Frühdatierung widerspricht jedoch das Äußere der Handschrift. Schrift und Initialen – Rankeninitialen mit schlichten Akanthusblätterm, rote und blaue Initialen mit jeweils gegenfarbigen konturbegleitenden Lappenblattformen zu den Formularanfängen – verweisen bereits in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.[127] Ähnliche Initialformen finden sich etwa in dem Anfang des 13. Jahrhunderts entstandenen „Reiner Musterbuch" Wien, Nationalbibl., Cod. 507;[128] eine vergleichbare Schrift weist beispielsweise das um 1230 entstandene Lektionar Melk, Stiftbibl., Cod. 8[129] auf. Für die folgende Synopse wurden unter der Sigle **M8** Kalendar, Graduale, Sakramentar und Lektionar des Missales in Oxford ausgewertet.

123) Vgl. Flotzinger (wie Anm. 118), 20 ff.

124) Zur Stuttgarter Reihe vgl. Anm. 37. Die Alleluiareihe für die Nachpfingstzeit im St. Pauler Missale in Oxford entspricht bis zum 20. Sonntag völlig der Hirsauer Reihe (vgl. Heinzer [wie Anm. 8], 332) und endet wie die Stuttgarter Reihe mit *Qui confidunt* (21. Sonntag) und *De profundis* (22. Sonntag). Im Formular zum 23. Sonntag ist kein Alleluiavers enthalten.

125) Vgl. Pächt O. – Alexander J. J. G., Illuminated manuscripts in the Bodleian Library Oxford I, Oxford 1966, 8, Nr. 102.

126) Flotzinger (wie Anm. 118), 21. Der Umstand, daß der 1173 kanonisierte Bischof von Canterbury Thomas Becket nicht im Grundstock der Handschrift enthalten ist, sondern nachgetragen wurde (von einer Hand des 14. Jahrhunderts) ist kein Beweis für eine Entstehung der Handschrift vor 1173, da dieser keineswegs unmittelbar nach seiner Kanonisation Eingang in süddeutsch-österreichische Kalendarien gefunden hat; beispielsweise ist er auch in den Direktorien Klosterneuburg, Stiftsbibl., Cod. 1213 (datiert 1325) und Cod. 1014 (um 1500) nicht enthalten. Zum Klosterneuburger Kalendar vgl. Haidinger A., Katalog der Handschriften des Augustiner Chorherrenstiftes Klosterneuburg 1: Cod. 1–100, Wien 1983, 221–224.

127) Zur Entwicklung des Initial- und figürlichen Schmucks an der Wende der Romanik zur Gotik vgl. Fingernagel A., Die Anfänge der gotischen Buchmalerei in Österreich (Gotika v Sloveniji, Ljublana 1995, 361–370).

128) Vgl. Reiner Musterbuch. Faksmilie-Ausgabe im Originalformat des Musterbuches aus Codex Vindobonensis 507 der Österreichischen Nationalbibliothek. Kommentarband von F. Unterkircher. Graz 1979.

129) Die Handschrift gehört einer Gruppe an, die unter anderen auch die in der Kunstgeschichte bekannten Melker Codices 382 und 1809 umfaßt. Zu diesen vgl. unter anderen Niederkorn-Bruck M., Katalog 900 Jahre Benediktiner in Melk, Melk 1989, 268, Nr. 30.02 beziehungsweise 269, Nr. 30.04. Eine kunsthistorische und paläographische Untersuchung aller Handschriften dieser Gruppe – ihr gehören nach derzeitigem Wissensstand die Melker Codices 6, 8, 241, 295, 338, 382, 383, 388, 1809 und 1864 an – ist derzeit im Gang (vgl. Anm. 24).

Die ursprüngliche Bestimmung des Missales **Melk, Stiftsbibl., Cod. 709**[130] für das Benediktinerkloster Lambach wurde erst im Zuge derzeit laufender Arbeiten an den illuminierten romanischen Handschriften des Stiftes erkannt.[131] Das Missale ist mit einem Kanonbild und einer Reihe von Rankeninitialen im Lambacher „Gottschalk-Stil" ausgeschmückt.[132] Neben Herren-, Marien- und Apostelfesten werden Kilian (in den Meßgebeten *de patrono* auf 148v namentlich genannt), Laurentius, Michael und Gallus durch Rankeninitialen hervorgehoben. Im Sequentiar findet sich keine eigene Kilian-Sequenz, hingegen die übliche Agapitus-Sequenz zum Patron des Nachbarklosters. Auf die Alleluiaversikel für die Nachpfingstzeit, die Votivgebete und die eigentümliche Form der Doxologie zum Hymnus *Pange lingua* wurde bereits hingewiesen.[133] Da das Kalendar nicht erhalten ist, kann die vorliegende Handschrift nur eine unvollkommene Vorstellung vom Lambacher Festkalender des ausgehenden 12. Jahrhunderts liefern. Vier zusätzliche Feste – zu Valentinus, Paulus eremita, Hilarius und Scholastica – überliefert das nur in Fragmenten erhaltene, etwa zeitgleiche „Gottschalk-Antiphonar";[134] ergänzende Informationen könnten auch einem abschriftlich erhaltenen „Calendarium Lambacense" aus dem 12./13. Jahrhundert entnommen werden.[135] Graduale und Sakramentar des Lambacher Missales sind unter der Sigle **M9** ausgewertet.

Die folgende tabellarische Übersicht zeigt erwartungsgemäß die starke Verwandtschaft der für Kremsmünster in Anspruch genommenen Kalendarien mit der Vergleichsgruppe aus benachbarten Benediktinerklöstern aus dem Zeitraum Ende 12. bis Mitte 13. Jahrhundert. Es wäre zu klären, inwieweit dieser Kalendartypus des 12. und 13. Jahrhunderts mit seinen Verweisen auf das Sakramentar eventuell auf Vorlagen zurückgeht, die in Zusammenhang mit der Hirsauer Reform stehen.

130) Vgl. [Staufer V.,] Catalogus codicum manu scriptorum, qui in bibliotheca monsterii Mellicensis O.S.B. servantur, vol. II (handschriftlich), 791.

131) Vgl. Anm. 24. Eine Beschreibung des Äußeren und des Inhalts der Handschrift liegt vor und wird gemeinsam mit Abbildungen im Internet unter der Adresse http://www.oeaw.ac.at/~ksbm/k4_5300.htm veröffentlicht werden.

132) Die an der Austattung der Handschrift beteiligten beiden Zeichner haben unter anderen auch in den Handschriften Berlin, Staatsbibl. Preußischer Kulturbesitz, Ms. theol. lat. quart 140 (olim Lambach Clm. XCIII) und Oxford, Bodleian Library, Ms. Lyell 56 (olim Lambach Cml. XLIII) zusammengearbeitet.

133) Vgl. Anm. 65–67.

134) Vgl. Davis L. F., Epiphany at Lambach: The Evidence of the Gottschalk Antiphonary (ungedruckte Dissertation), Yale University, 1993.

135) Auf die Existenz dieser Abschrift aus dem 20. Jahrhundert (Lambach, Stiftsarchiv, Schuberband 575, fasc. Varia) hat erstmals Hochholzer (wie Anm. 67), 239 aufmerksam gemacht.

Kremsmünsterer Kalendarien:

B Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 290 (183) (Mitte 12. Jh.)
M1 Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 28 (3. Drittel 11.Jh. [Sakramentar] und Anfang 13. Jh. [Graduale])
K1 Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. II/66 (Mitte 12. Jh.)
M2 Stuttgart, Württembergische Landesbibl., Cod. bibl. 2° 20 (gegen Mitte 12. Jh. [nach 1135])
M3 Melk, Stiftsbibl., Fragm. 106/1–2, 107 etc. (3. Viertel 12. Jh.)
M4 Koningshoeven, Abdij O. L. Vrouw, Cod. s.n. (Mitte od. 3. Viertel 12. Jh.)
M5 Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 466 (125) (um 1160 [vor 1167])
K2 Kremsmünster, Stiftsbibl., CC Cim. 5 (Ende 13. Jh. [1279 ?])
K3 Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragm. VI/250 (Ende 13. Jh. [nach 1286])
K4 Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 378 (1. Drittel 14. Jh.)
K5 Kremsmünster, Stiftsbibl., CC 356 (1464 und Ende 15. Jh./Anfang 16. Jh.)

Vergleichskalendarien:

K6 Kremsmünster, Stiftsbibl., Fragmente II/67 (Admont [?]; Ende 12.Jh.)
M6 Linz, Bundesstaatl. Studienbibl., Cod. 286 (128) (Garsten [?]; Anfang 13. Jh.)
M7 New York, Pierpont Morgan Library, M. 855 (Seitenstetten; Mitte 13. Jh.)
M8 Oxford, Bodleian Library, Canon. liturg. 354 (St. Paul im Lavanttal; 1. Drittel 13. Jh.)
M9 Melk, Stiftsbibl., Cod. 709 (Lambach; Ende 12. Jh.)

Vorbemerkungen:

Ausgewertet wurden ein Brevier (**B**), sechs Kalendarien (**K1–K6**) sowie neun Missalien (**M1–M9**). Die Festbezeichnungen wurden nach Grotefend[136] vereinheitlicht; auf die Auflösung der in Kalendarien üblichen Abkürzungen wurde verzichtet. Das Vorkommen eines Festes wird mit +, das Fehlen mit – angezeigt; Textverlust wird durch 0 gekennzeichnet, Nachträge werden mit n vermerkt. Dort, wo der Nennung des Heiligenfestes ein Verweis auf das Sakramentar folgt, wird + durch v ersetzt. Bei den Missalien wird durch eine Folge von drei beziehungsweise vier Zeichen veranschaulicht, in welchem Teil beziehungsweise welchen Teilen der Handschrift – ob im Kalendar, Graduale, Sakramentar oder (nur bei **M8**) Lektionar – das Fest nachgewiesen werden kann. Bei **K5** sind auch die Festgrade aufgenommen worden: c. steht für Commemoratio, III und XII für die entsprechende Anzahl von Lektionen.

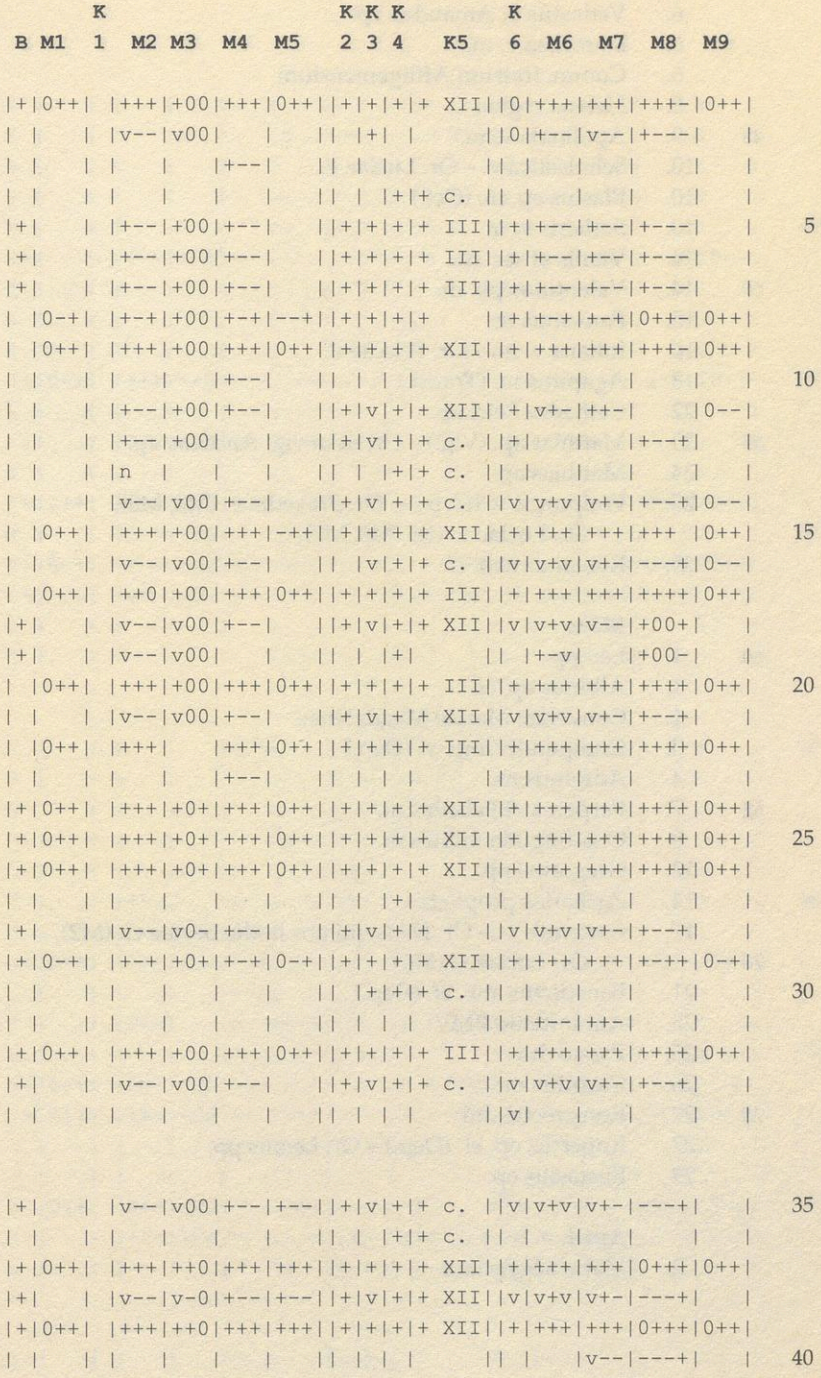
136) Grotefend H., Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit 1–2, Hannover 1892–1898 (Nachdruck Aalen 1984).

Januar

1. Circumcisio dni
1. Basilius ep. cf. Odilo ep. – Or. Processi et Martiniani m.
1. Basilius ep. cf.
1. Odilo ep.
2. Stephanus protom. (Oct.)
3. Iohannes ap. et ev. (Oct.)
4. Innocentes m. (Oct.)
5. Epiph. dni (Vig.)
6. Epiph. dni
7. Isidorus ep. cf.
7. Valentinus ep. cf. – Or. Silvestri pp.
8. Severinus cf. – Or. Eusebii m.
8. Erhardus ep. cf.
10. Paulus eremita cf. – Or. Galli cf.
13. Epiph. dni (Oct.)
13. Hilarius ep. cf. – Or. Marci pp.
14. Felix pb. cf.
15. Maurus abb. cf. – Or. Saturnini m.
15. Macharius abb. cf. – Or. Vitalis m.
16. Marcellus pp. m.
17. Antonius abb. cf. – Or. Pancratii m.
18. Prisca v. m.
19. Marius et Martha m.
20. Fabianus et Sebastianus m.
21. Agnes v. m.
22. Vincentius m.
23. Emerantiana v. m.
24. Timotheus ap. m. – Or. Thomae ap.
25. Conversio Pauli ap.
25. Proiectus ep. m.
26. Polycarpus ep. m.
28. Agnes v. m. (Oct.)
29. Valerius ep. cf. – Or. Urbani pp.
29. Papias et Maurus m. – Or. Primi et Feliciani m.

Februar

1. Brigitta v. – Or. ut in oct. Agnetis v.
1. Ignatius ep. m.
2. Purificatio BMV
3. Blasius ep. m. – Or. Marcelli pp.
5. Agatha v. m.
6. Amandus ep. cf. – Or. Stephani pp.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9

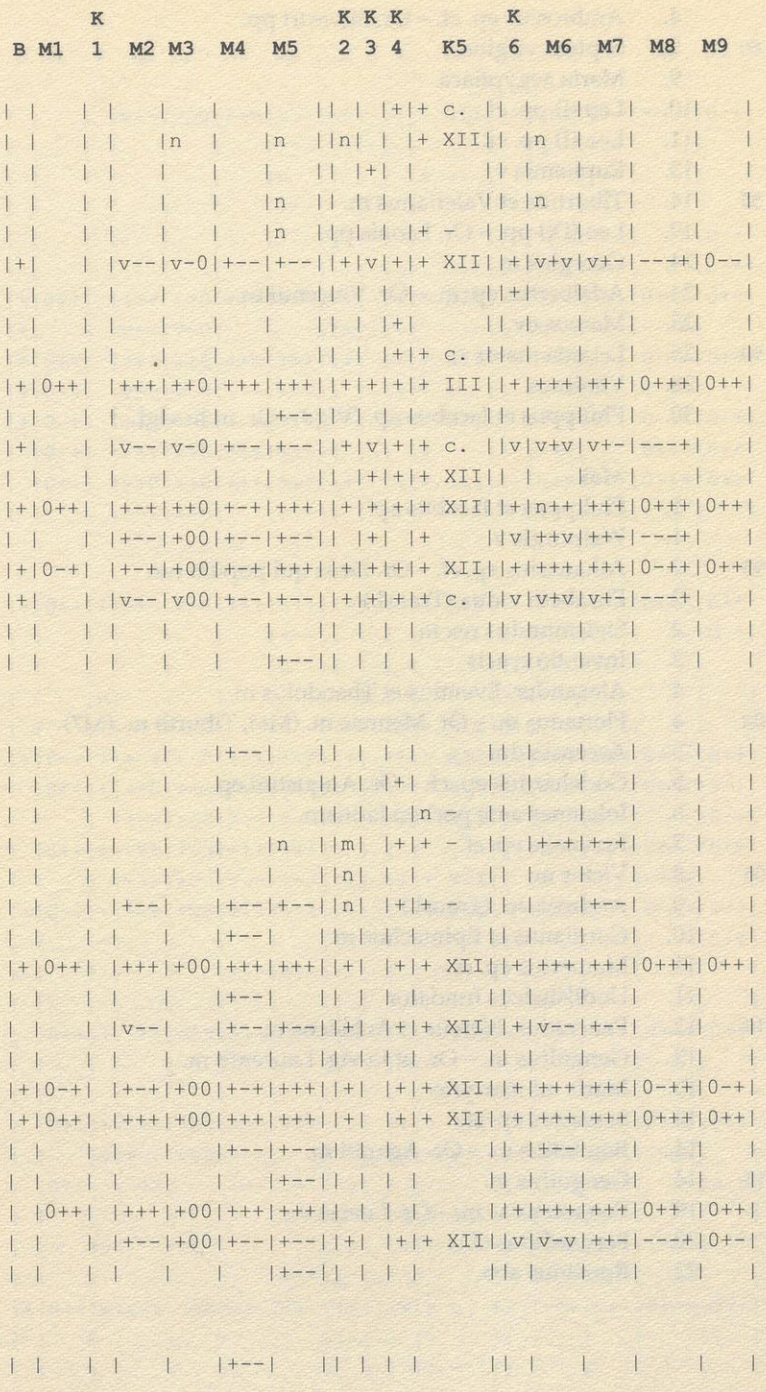
6. Vedastus et Amandus ep.
6. Dorothea v. m.
6. Comm. fratrum Affligeniensium
8. Helena regina
9. Apollonia v. m.
10. Scholastica v. – Or. Luciae v.
10. Blasius ep. m. (Oct.)
10. Sotheris v. m.
14. Vitalis et soc. m.
14. Valentinus pb. m.
15. Faustinus m.
16. Iuliana v. m. – Or. Priscae v.
18. Agapitus m. (Transl.)
22. Cathedra Petri ap.
23. Matthias ap. (Vig.) – Or. ut in vig. Andreae ap.
24. Matthias ap.
25. Walpurgis v. (Dep.) – Or. Praxedis v. (M2, M3), Or. Luciae v. (K6, M6, M7)
28. Romanus abb. cf.

März

1. Leo pp.
1. Albinus ep. cf.
1. Conversio Mariae Magdalenae
3. Cunigundis imp. v. (Dep.)
4. Adrianus m.
7. Perpetua et Felicitas m.
8. Quadraginta milites m.
12. Gregorius pp.
14. Zacharias propheta
17. Gertrudis v. – Or. Deus qui nos hodie beatae G. (M2), Or. Luciae v. (M6)
21. Benedictus abb. cf. (Dep.)
25. Annuntiatio BMV
25. Passio dni
26. Castulus m.
27. Resurrectio dni
27. Rupertus ep. cf. (Dep.) – Or. Leonis pp.
29. Eustasius ep.

April

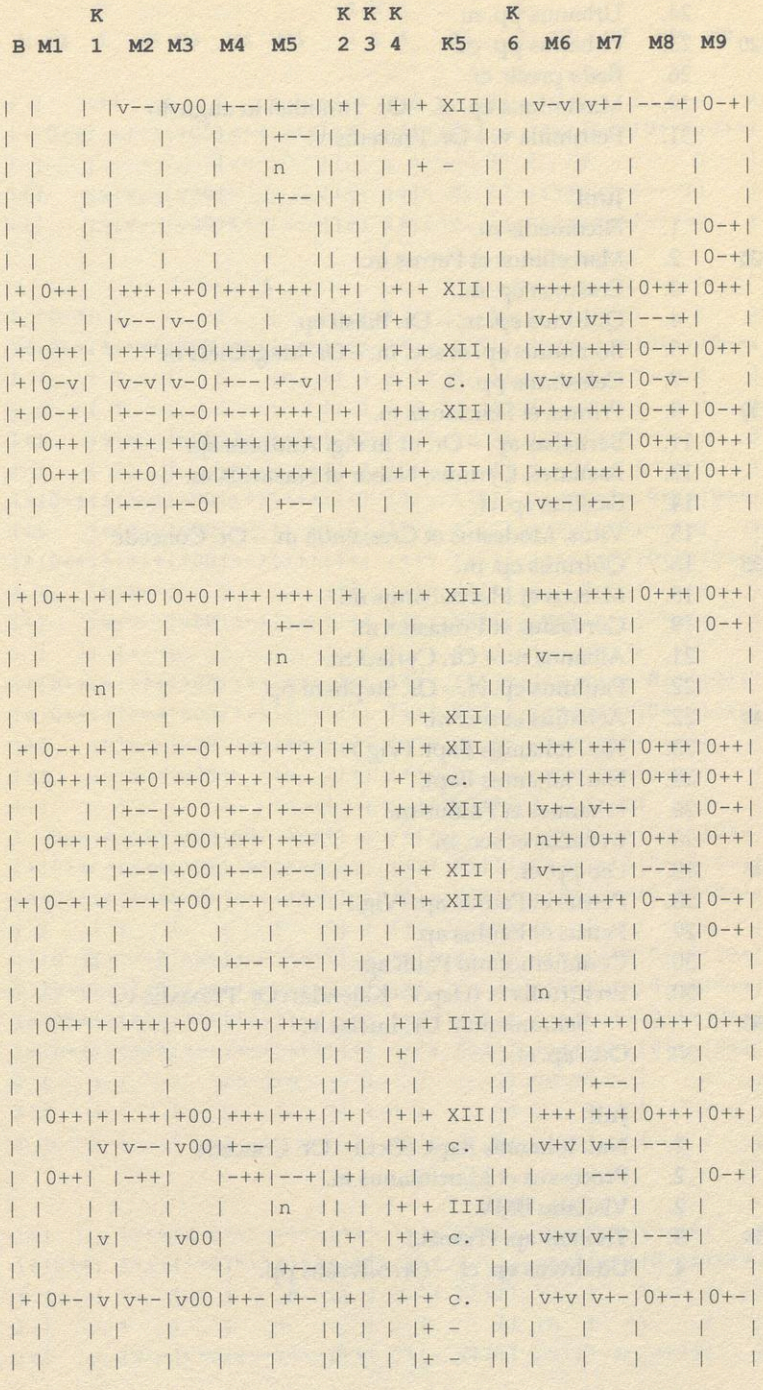
2. Maria aegyptiaca


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
45
50
55
60
65
70
75

4. Ambrosius ep. cf. – Or. Silvestri pp.
9. Septem virgines
9. Maria aegyptiaca
10. Leo (I) pp. cf.
11. Leo (I) pp. cf.
13. Euphemia v.
14. Tiburtius et Valerianus m.
19. Leo (IX) pp. – Or. Leonis pp.
24. Georgius m.
24. Adalbertus ep. m. – Or. Vincentii m.
25. Marcus ev.
25. Letania maior
28. Vitalis m.
30. Philippus et Iacobus ap. (Vig.) – Or. ut in vig[...]

Mai

1. Philippus et Iacobus ap.
1. Walpurgis v.
2. Athanasius ep. cf. – Or. Deus qui populo tuo
2. Elisabeth vidua (Transl.)
2. Sigismundus rex m.
3. Inventio crucis
4. Alexander, Eventius et Theodolus m.
4. Florianus m. – Or. Mennae m. (M6), Tiburtii m. (M7)
5. Ascensio dni
5. Godehardus ep. cf. – Or. Augustini ep.
6. Iohannes ante portam latinam
7. Iuvenalis ep. cf.
8. Victor m.
9. Andreas ap. (Transl.)
10. Gordianus et Epimachus m.
11. Mamertus ep. cf.
11. Uodilshalcus fundator
12. Pancratius, Nereus et Achilleus m.
13. Gengulfus m. – Or. ut in vig. Laurentii m.
13. Maria ad martyres
13. Servatius ep. cf.
14. Bonifatius m. – Or. Agapiti m.
14. Gengulfus m.
19. Potentiana v. m. – Or. Luciae v.
20. Bernardinus cf.
22. Romanus abb.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
80
85
90
95
100
105
110
115

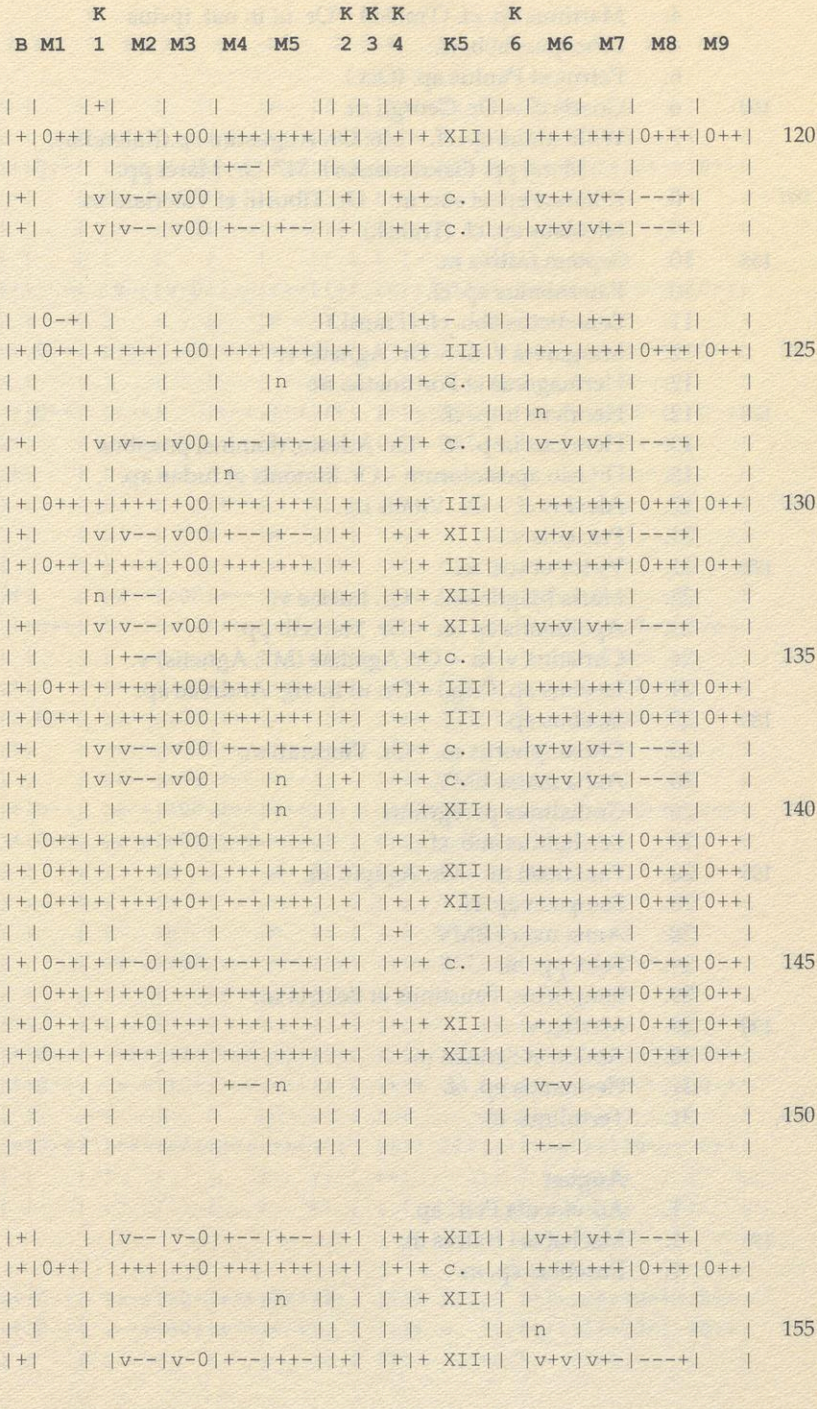
24. Urbanus pp. m.
25. Urbanus pp. m.
26. Beda presb. cf.
29. Maximinus ep. cf. – Or. Timothei in augusto
31. Petronilla v. – Or. Praxedis v.

Juni

1. Nicomedis m.
2. Marcellinus et Petrus m.
3. Erasmus ep. m.
4. Quirinus ep. m. – Or. Blasii ep.
5. Bonifatius ep. et soc. m. – Or. Magnificet te
7. Celestinus pp. cf.
9. Primus et Felicianus m.
11. Barnabas ap. – Or. ut in vig. Andreae ap.
12. Basilides, Cyrinus, Nabor et Nazarius m.
14. Basilius ep. cf.
15. Vitus, Modestus et Crescentia m. – Or. Concede
16. Quirinus ep. m.
18. Marcus et Marcellianus m.
19. Gervasius et Protasius m.
21. Albanus m. – Or. Cyriaci m.
22. Paulinus ep. cf. – Or. Stephani pp.
22. Achatius et soc. m.
23. Nat. Iohannis Bapt. (Vig.)
24. Nat. Iohannis Bapt.
26. Iohannes et Paulus m.
28. Irenaeus et soc. m.
28. Leo pp. cf.
28. Petrus et Paulus ap. (Vig.)
29. Petrus et Paulus ap.
30. Commemoratio Pauli ap.
30. Erentrudis v. (Dep.) – Kalendar: Or. Praxedis v., Sakramentar: Or. Luciae v.
30. Otto ep. cf.

Juli

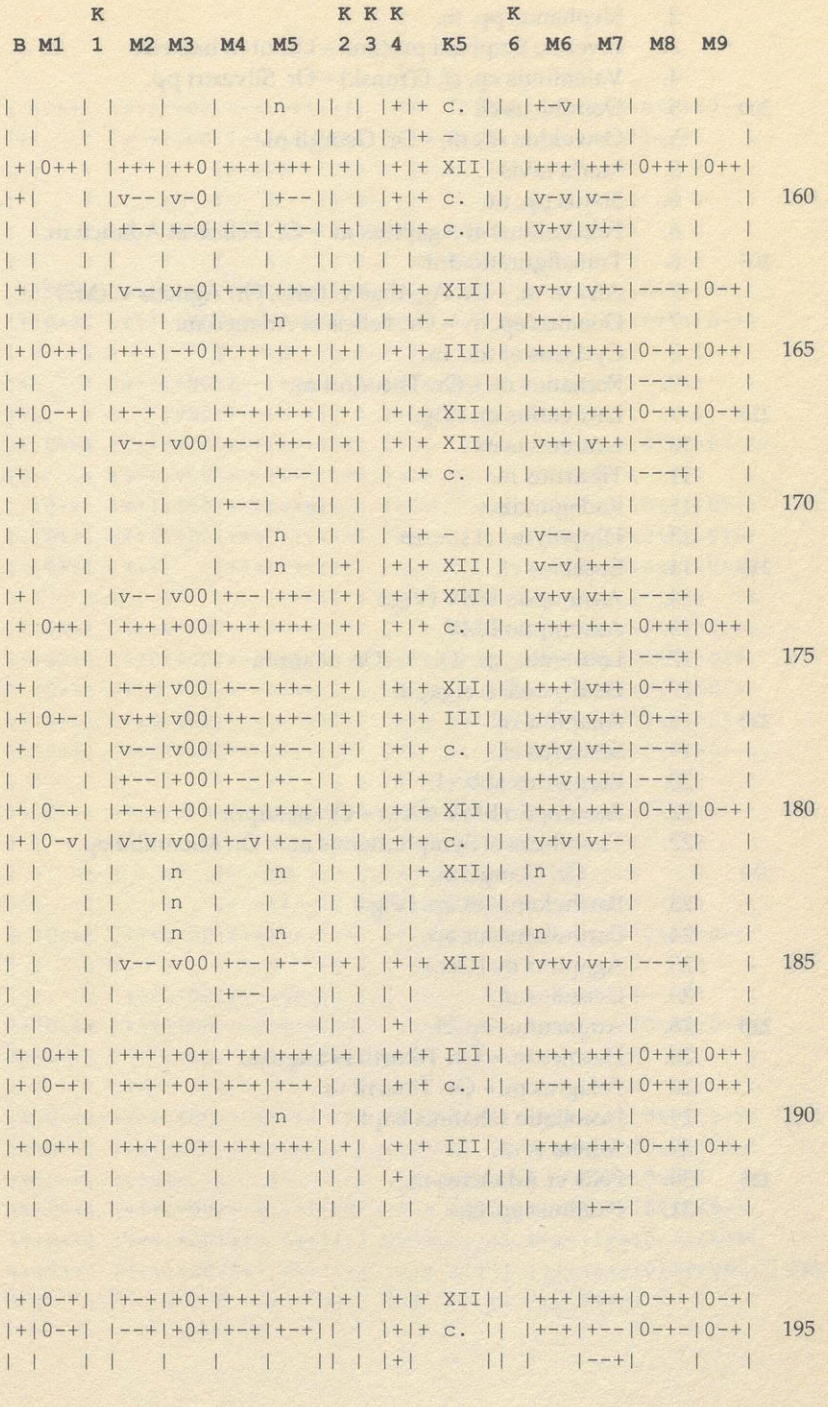
1. Nat. Iohannis Bapt. (Oct.) – Or. Concede
2. Processus et Martinianus m.
2. Visitatio BMV
3. Thomas ap. (Transl.)
4. Udalricus ep. cf. – Or. Silvestri pp.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
XII
III
c.
n
120
125
130
135
140
145
150
155

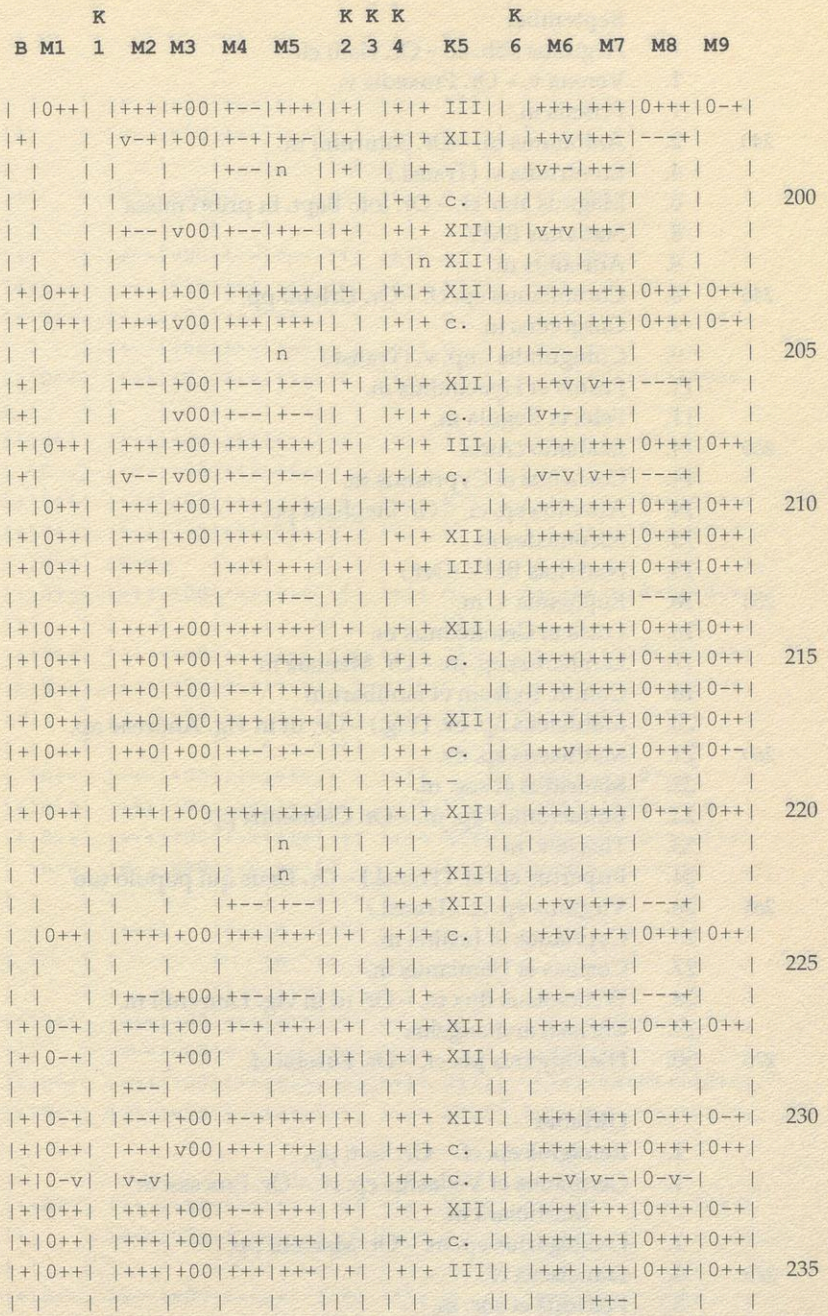
4. Martinus ep. cf. (Transl.) – Or. ut in nat. ipsius
4. Procopius abb. cf.
6. Petrus et Paulus ap. (Oct.)
6. Goaris cf. – Or. Georgii m.
7. Willibaldus ep. cf. – M6: Or. Augustini ep.(Kalendar), Marci pp. (Sakramentar). M7: Or. Marci pp.
8. Kilianus ep. et soc. m. – Or. Tiburtii et Valeriani m.
9. Nicolaus ep. cf. (Transl.)
10. Septem fratres m.
10. Paternianus ep. cf.
11. Benedictus abb. cf. (Transl.)
12. Margareta v. m. – Or. Agnetis v.
12. Hermagoras et Fortunatus m.
12. Henricus imp. cf.
13. Henricus imp. cf. – Or. Adesto, domine, precibus
15. Divisio apostolorum – Or. Simonis et Iudae ap.
17. Alexius cf. – Or. Vitalis m.
21. Praxedis v.
21. Victor et soc. m.
22. Maria Magdalena – Or. Luciae v.
23. Apollinaris ep. m. – Or. Marcelli pp.
24. Christina v. m. – Or. Agathae (M7: Agnetis) v.
24. Iacobus ap. (Vig.) – Or. ut in vig. Andreae ap.
25. Iacobus ap.
25. Christophorus m. – Or. Vincentii m.
26. Anna mater BMV
26. Gothalmus peregrinus
27. Bertholdus abb. cf.
28. Pantaleon m. – Or. Agapiti m.
28. Sampson ep. cf.
28. Anna mater BMV
29. Felix pp. m.
29. Simplicius, Faustinus et Beatrix m.
29. Martha v.
30. Abdon et Sennen m.
31. Germanus ep. cf.
31. Tertulinus m.

August

1. Ad vincula Petri ap.
1. Machabaei fratres m.
1. Eusebius ep. m.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
160
165
170
175
180
185
190
195

2. Stephanus pp. m.
3. Inventio Stephani protom. – Or. ut in nat. eius
4. Valentinus ep. cf. (Transl.) – Or. Silvestri pp.
5. Dominicus cf.
5. Oswaldus rex m. – Or. Georgii m.
5. Maria nivis
6. Sixtus pp. m.
6. Felicissimus et Agapitus m. – Or. Felicis et Adaucti m.
6. Transfiguratio dni
7. Afra v. m. – Or. Agathae v. (M6), Or. Agnetis v. (M7)
7. Donatus ep. m. – Or. Felicis et Adaucti m.
8. Cyriacus et soc. m.
9. Romanus m. – Or. Theodori m.
9. Laurentius m. (Vig.)
10. Laurentius m.
11. Tiburtius m.
11. Radegundis v.
13. Hippolytus et soc. m.
14. Eusebius cf.
14. Assumptio BMV (Vig.)
15. Assumptio BMV
17. Laurentius m. (Oct.) – Or. ut supra
17. Dedic. eccl. s. Agapiti
18. Agapitus m.
19. Sebaldus cf.
20. Bernardus abb. cf.
22. Assumptio BMV (Oct.) – Or. ut supra
22. Timotheus et Symphorianus m. – Or. Maximini ep.
Or. Georgii m.
23. Bartholomaeus ap. (Vig.)
24. Bartholomaeus ap.
25. Agapitus m. (Oct.)
25. Genesius m.
28. Augustinus ep. cf.
28. Hermes m. – Or. Tiburtii in augusto
28. Pelagius m. – Or. Tiburtii m.
29. Decollatio Iohannis Bapt.
29. Sabina v. m.
30. Felix et Adauctus m.
31. Paulinus ep. cf.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
200
205
210
215
220
225
230
235

September

1. Aegidius abb. cf. – Or. Galli cf.
1. Verena v. – Or. Praxedis v.
1. Priscus m.
2. Antoninus m. – Or. Saturnini m.
4. Erentrudis v. (Transl.)
6. Magnus abb. cf. – Or. Ioh. Bapt. in priori missa
8. Nativitas BMV
8. Adrianus m.
8. Corbinianus ep. cf. – Or. Urbani pp.
9. Gorgonius m.
9. Cunigundis imp. v. (Transl.)
11. Protus et Hyacinthus m.
11. Felix et Regula m.
14. Exaltatio crucis
14. Cornelius et Cyprianus m.
14. Aurelius ep. cf. – Or. Stephani pp.
15. Nicomedes m.
15. Nativitas BMV (Oct.)
16. Euphemia v. m.
16. Lucia et Geminianus m.
17. Lambertus ep. m. – Or. Mennae m.
18. Comm. fratrum et familiarum
20. Matthaeus ap. ev. (Vig.) – Or. ut in vig. Andreae ap.
21. Matthaeus ap. ev.
22. Mauritius et soc. m.
22. Emmeramus ep. m. – Or. Clementis pp.
23. Thecla v. m.
24. Rupertus ep. cf. (Transl.) – Or. Deus qui populo tuo
26. Virgilius ep. cf. (Transl.)
26. Cyprianus et Iustina m.
27. Cosmas et Damianus m.
28. Wenceslaus dux m. – Or. ut in vig. Laurentii m.
29. Michael archangelus
30. Hieronymus pb. cf. – Or. Eusebii cf.

Oktober

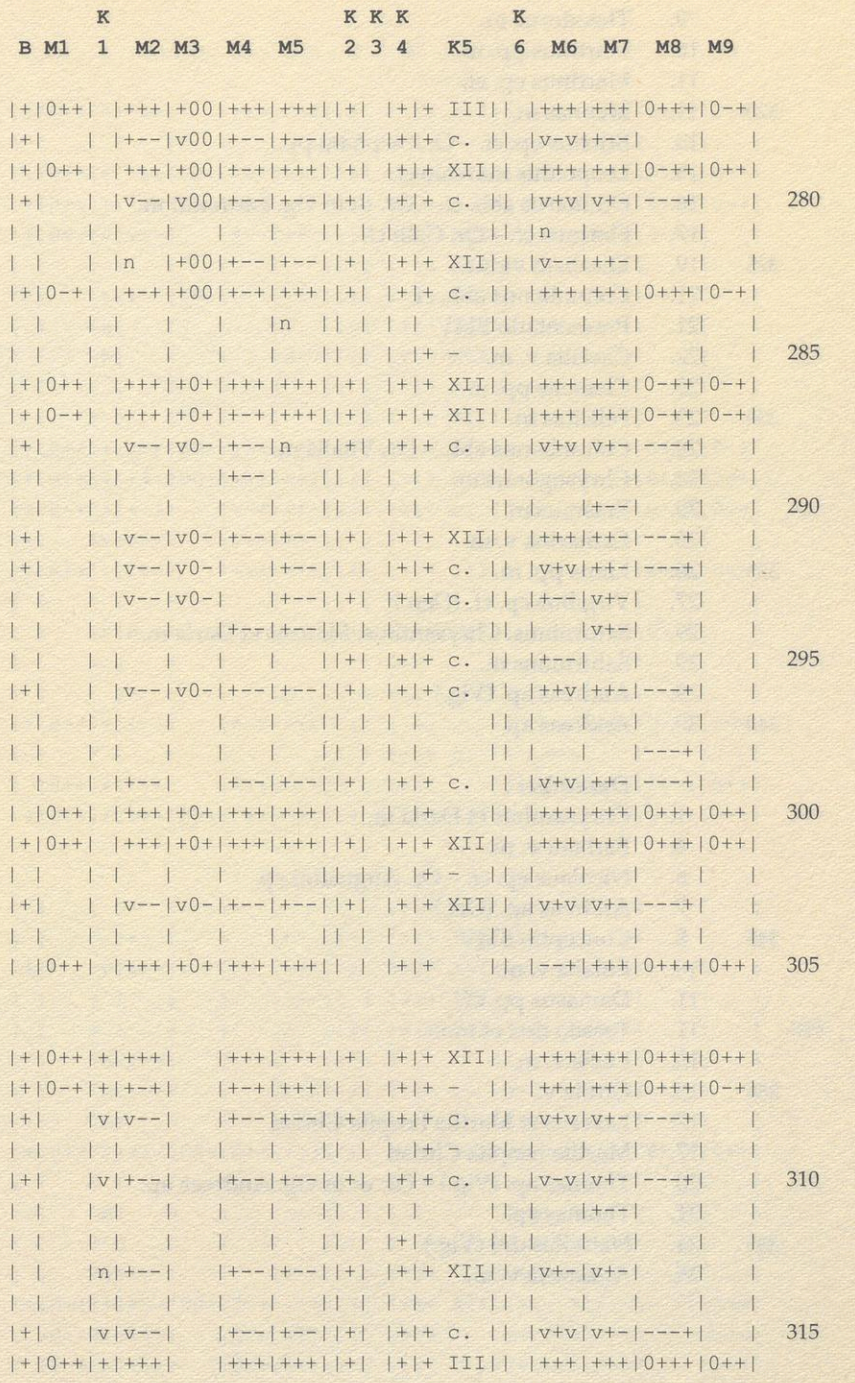
1. Remigius ep. cf. – Or. Sixti pp.
1. Germanus et Vedastus ep. cf. – Or. Processi et Martiniani m.
2. Leodegarius ep. m. – Or. Marcelli pp.
4. Franciscus cf.
5. Placidus et soc. m.

```
       K                   K K K        K
 B M1  1  M2 M3  M4  M5   2 3 4   K5   6  M6  M7  M8  M9

| |   | |+--|+00|+--|+--||+| |+|+ XII|| |v+v|++-|    |   |
|+|   | |v--|v00|+--|+--|| | |+|+ c. || |v-v|v+-|---+|   |
| |   | |   |   |   |   || | |+|     || |   |   |    |   |
|+|   | |v--|v00|   |   ||+| |+|+ c. || |v+v|++-|---+|   |
| |   | |   |   |   |   || | | |     || |   |   |---+|   |
|+|   | |v--|v00|+--|+--||+| |+|+ c. || |v+v|v+-|---+|   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ XII|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|0++| |+++|+00|+++|+++|| | |+|+ c. || |+++|++-|0+++|0+-|
| |   | |+--|+00|+--|+--|| | |+|+ c. || |v-v|+--|    |   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ III|| |+++|+++|0+++|0++|
| |   | |   |   |   |   || | |+|     || |+--|   |    |   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ III|| |n++|+++|0+++|0++|
| |0-+| |+--|+00|+++|++-|| | | |     || |n-+|+--|    |   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ XII|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|0++| |+++|+00|+++|+++|| | |+|+ c. || |+++|+++|0-++|0++|
| |0-v| |+-v|   |--v|   || | | |     || |+-v|   |    |   |
|+|0+-| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ c. || |+++|+++|0-++|0++|
|+|   | |   |   |   |   || | | |+ XII|| |   |   |    |   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ III|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|0-+| |+-+|+00|+-+|+-+|| | |+|+ c. || |+-+|+-+|0-+-|0-+|
|+|   | |v--|v00|+--|+--||+| |+|+ XII|| |++v|v+-|0+-+|   |
| |   | |   |   |   |   ||+| | |     || |   |   |    |   |
| |0+-| |++-|+00|++-|++-|| | |+|+    || |++v|++-|0+-+|   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ XII|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ XII|| |+++|+++|0+++|0++|
| |0-v| |v-v|v00|+-v|+--|| | |+|+ c. || |v-v|v+-|---+|   |
| |   | |   |   |   |   || | | |     || |   |++-|    |   |
| |   | |+--|   |+--|n  ||+| | |+ -  || |v+-|++-|---+|   |
| |   | |   |   |   |n  || | | |     || |   |   |    |   |
| |   | |   |   |+--|+--|| | | |     || |   |++-|    |   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ III|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|   | |v--|v00|+--|+--||+| |+|+ c. || |++v|v+-|---+|   |
|+|0++| |+++|+00|+++|+++||+| |+|+ XII|| |+++|+++|0+++|0++|
|+|0+-| |v+-|v00|+--|++-||+| |+|+ XII|| |v+v|v+-|---+|0+-|


|+|0+-| |v+-|v00|+--|++-||+| |+|+ XII|| |v+v|v+-|---+|0+-|
|+|   | |v--|v00|+--|++-|| | |+|+ c. || |+-v|+--|    |   |
| |   | |   |   |   |   || | | |     || |   |   |    |   |
|+|0+-| |v+-|v00|+--|++-||+| |+|+ c. || |v+v|v+-|---+|   |
| |   | |   |   |   |n  || | |+|+ c. || |   |   |    |   |
| |   | |   |   |   |   || | | |+ XII|| |   |   |    |   |
```

7. Marcus pp. cf.
7. Sergius et Bacchus m. – Or. Luciae et Geminiani m.
9. Dionysius et soc. m.
10. Gereon et soc. m. – Or. Concede
12. Maximilianus ep. m.
13. Colomannus m. – Or. Hermetis m.
14. Calixtus pp. m.
15. Aurelia v.
15. Hedwigis vidua
16. Gallus abb. cf.
18. Lucas ev.
19. Ianuarius et soc. m. – Or. Magnificet te
19. Pelagia v. m.
20. Quirinus m.
21. Ursula cum sodalibus m. – Or. Euphemiae v.
21. Hilarion abb. cf. – Or. Saturnini m.
22. Severus ep. cf. – Or. Sixti (M7: Silvestri) pp.
23. Severinus ep. cf. – Or. Leonis pp.
24. Severinus ep. cf.
25. Crispinus et Crispinianus m. – Or. Abdonis et Sennes m., M6: Or. Luciae et Geminiani m.
25. Chrysanthus, Maurus et Daria m.
26. Amandus ep. cf. (Transl.) – Or. Adesto, domine, precibus
27. Simon et Iudas ap. (Vig.)
28. Simon et Iudas ap.
29. Narciscus ep. m.
31. Wolfgangus ep. cf. Quintinus m. – Or. Felicis et Adaucti m.
31. Omnes sancti (Vig.)

November

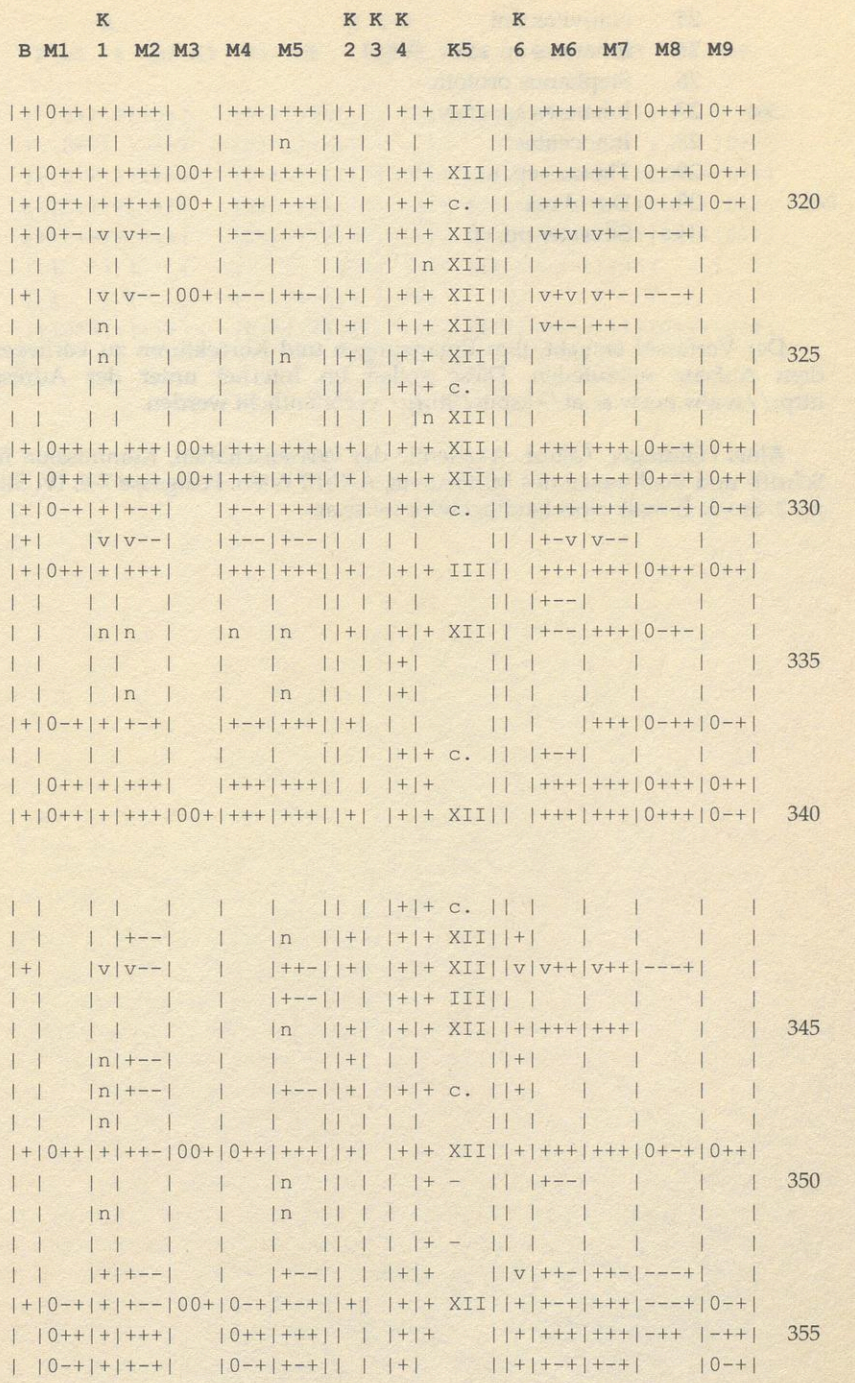
1. Festum omnium sanctorum
1. Caesarius m.
2. Eustachius et soc. m. – Or. Felicissimi et Agapiti m.
2. Commemoratio animarum
3. Pirminius ep. cf. – Or. Marci pp.
3. Dedicatio ecclesiae
5. Malachias ep. cf.
6. Leonardus abb. cf. – M6: Or. ut in vig. Laurentii m., M7: Or. Eusebii cf.
7. Willibrordus ep. cf. – Or. Ioh. Bapt. in priori missa
8. Quattuor coronati m.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
280
285
290
295
300
305
310
315

9. Theodorus m.
10. Martinus pp. m.
11. Martinus ep. cf.
320 11. Mennas m.
13. Brictius ep. cf. – Or. Stephani pp.
15. Leopoldus marchio cf.
16. Othmarus abb. cf. – Or. ut in vig. Laurentii m.
17. Florinus cf. – Or. Galli cf.
325 19. Elisabeth vidua
21. Columbanus abb. cf.
21. Praesentatio BMV
22. Caecilia v. m.
23. Clemens pp. m.
330 23. Felicitas m.
23. Columbanus abb. – Or. Vitalis m.
24. Chrysogonus m.
25. Erasmus m.
25. Catharina v. m.
335 26. Linus pp. m.
27. Virgilius ep. cf. (Dep.)
29. Saturninus, Chrysanthus, Maurus et Daria m.
29. Saturninus m.
29. Andreas ap. (Vig.)
340 30. Andreas ap.

Dezember

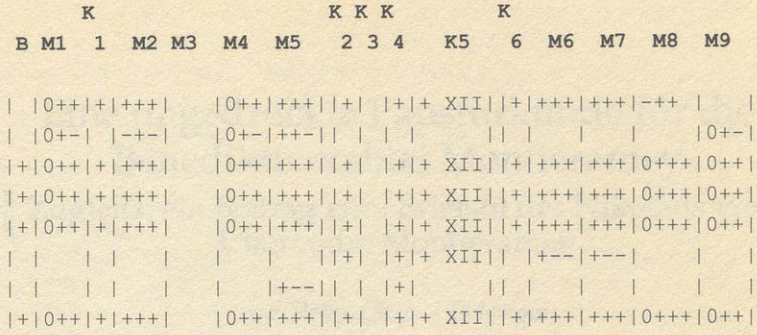
1. Chrysanthus et Daria m.
4. Barbara v. m.
6. Nicolaus ep. cf. – Or. Augustini ep.
7. Andreas ap. (Oct.)
345 8. Conceptio BMV
10. Eulalia v. m.
11. Damasus pp. cf.
11. Tassilo dux et mon.
13. Lucia v. m.
350 13. Ottilia v.
17. Lazarus et Martha hospita Christi
17. Martha hospita Christi
20. Thomas ap. (Vig.) – Or. ut in vig. Andreae ap.
21. Thomas ap.
355 24. Nativitas dni (Vig.)
25. Anastasia v. m.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
320
325
330
335
340
345
350
355

25. Nativitas dni
26. Iohannes ap. et ev. (Vig.)
26. Stephanus protom.
360 27. Iohannes ap. et ev.
28. Innocentes
29. Thomas ep. m.
29. David rex
31. Silvester pp. cf.

Der Verfasser ersucht, ihm Ergänzungen und Korrekturen zu vorliegendem Aufsatz mitzuteilen. Diese sollen im Internet unter der Adresse http://www.oeaw.ac.at/~ksbm/liturg/ veröffentlicht werden.

Alois Haidinger, Österr. Akademie der Wissenschaften, Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters, A-1010 Wien, Postgasse 7-9, IV. Stiege, 3. Stock. E-mail: alois.haidinger@oeaw.ac.at.


K K K K
B M1 1 M2 M3 M4 M5 2 3 4 K5 6 M6 M7 M8 M9
360

Eine ungedruckte Papsturkunde für die Benediktinerabtei Montiéramey

Zugleich ein Beitrag zum Briefstil des Nikolaus von Clairvaux/Montiéramey

von Peter Orth – Erlangen

I.

Summarische Handschriftenbeschreibungen haben ihre Tücken, und die Details von Sammelhandschriften, etwa von Briefkorpora, entgehen leicht dem nur kursorisch prüfenden Auge eines Bearbeiters. Ein äußerlich einheitliches Erscheinungsbild des Codex mag eine inhaltliche Geschlossenheit suggerieren, die gerade bei Briefsammlungen oder Gebrauchstexten im weitesten Sinne nicht ohne weiteres erwartet werden darf[1]. Auf dem Feld der Briefsammlungen etwa kann das Spektrum eingestreuter Spuria von winzigen Exzerpten bis zu eigenständigen Briefreihen reichen, und Position und Art der Einsprengsel dürften in glücklichen Fällen helfen, Provenienz und Entstehung von Sammlungen zu erklären[2].

---

1) Constable G., Letters and Letter-collections (TSMÂO 17), Turnhout 1976, 56–62 und neben anderen den Beitrag von Holtz L., La recherche des témoins (La critica del testo mediolatino. Atti del Convegno [Firenze 6–8 dicembre 1990], hrsg. von C. Leonardi [Biblioteca di «MeLa» 5], Spoleto 1994, 31–59).

2) Als Beispiel sei auf die von von Moos P., Hildebert von Lavardin 1056–1133. Humanitas an der Schwelle des höfischen Zeitalters (Pariser Historische Studien 3), Stuttgart 1965, 369 aufgelisteten Spuria in handschriftlichen Sammlungen der Briefe Hildeberts verwiesen, darunter etwa die Briefe Meinhards von Bamberg im Ms. Paris, Bibliothèque Nationale, lat. 2903, dazu Erdmann C., Studien zur Briefliteratur Deutschlands im elften Jahrhundert (MGH.SRI 1), Leipzig 1938, 47–55 und Erdmann C. – Fickermann N., Briefsammlungen der Zeit Heinrichs IV. (MGH.B 5), Weimar 1950, 189f. Eine Papsturkunde, ein Mandat Papst Innocenz II., folgt auf Briefe Hildeberts etwa im Ms. Charleville-Mézières, Bibliothèque Municipale, 121, fol. 32^{R} (ed. H. Meinert, Papsturkunden in Frankreich. Neue Folge, 1. Bd.: Champagne und Lothringen, Anhang: Urkunden und Regesten [AGWG.PH 3. Ser., 4], Berlin 1933, 211 Nr. 27, datiert 22.VI.1131), ein Brief Honorius' II. an die Suffraganbischöfe von Tours (RPR [JJ] Nr. 7313; gedruckt PL 171,254f.) gehört als Antwort auf Hildeberts Brief II,30 (das ist die ep. d in der von von Moos [wie oben, 326 und die Konkordanz 365–368] eingeführten Nomenklatur; gedruckt PL 171,253f.) zum Bestand von ca. 25 der von von Moos verzeichneten handschriftlichen Sammlungen von Briefen Hildeberts (327–331).

Die Handschriften der Bibliothèque Municipale in Troyes wurden 1855 im zweiten Band der Quarto-Reihe des Catalogue général verzeichnet[3]; zu Ms. 1924 erfährt man dort wenig mehr als eine vorsichtige Datierung (s. XII–XIII), den Umfang der Handschrift (205 Folia) und eine Inhaltsangabe, die lediglich Briefe Ivos von Chartres im vorderen (fol. 1^{R}–130^{R}), Briefe Hildeberts von Lavardin im zweiten Teil der Handschrift (fol. 130^{V}ff.) auflistet. Während die Briefe Ivos im Trecensis 1924, soweit ich sehe, noch nicht beachtet wurden[4], hat P. VON MOOS die Anordnung der Briefe Hildeberts skizziert und eine vorläufige Einordnung der Series in die Überlieferungsgeschichte versucht[5], aber

3) Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques des départements, t. II, Paris 1855, 793; erwähnt bei VON MOOS (wie Anm. 2) 327 und 365. Die Handschrift stammt aus der Bibliothek Bouhier, die über Clairvaux, das die umfangreiche Sammlung von Handschriften und gedruckten Büchern 1781/82 erwarb, in die Bibliothèque Municipale von Troyes gelangte. Die im Catalogue général genannte ältere Signatur „E.43" bezieht sich vermutlich auf den handschriftlichen Katalog des Jean IV. Bouhier (Montpellier, Bibliothèque de la Faculté de Médicine, Ms. 19, um 1721), von dem A. HARMAND, der Bearbeiter des zweiten Bandes im Catalogue général, eine Kopie nahm. Weitere Angaben zur Provenienz des Trecensis 1924 konnten nicht ermittelt werden; zur Bibliothek Bouhier vgl. Catalogue général (wie oben) II-IV und La bibliothèque de l'abbaye de Clairvaux du XIIe au XVIIIe siècle, t. I Catalogues et répertoires, hrsg. von A. VERNET (PIRHT 23), Paris 1979, 59f. Das Buch von A. RONSIN, La bibliothèque Bouhier, Dijon 1971 war mir nicht zugänglich. Ich bin der Bibliothèque Municipale in Troyes und dem Centre National de la Recherche Scientifique/Institut de Recherche et d'Histoire des Textes (Paris) für Mikrofiche-Aufnahmen eines Teiles der Handschrift zu Dank verpflichtet.

4) Die Sammlung des Trecensis endet mit den Briefen 266 und 268 (PL 162,270f. und 272f.). Die Handschrift wurde nicht berücksichtigt in der unvollendet gebliebenen Ausgabe der Briefe Ivos von LECLERCQ J., Yves de Chartres. Correspondance, t. I (1090–1098) (CHFMA 22), Paris 1949, XXVI Anm. 1, erwähnt jedoch in ders., La collection des lettres d'Yves de Chartres (RBen 56, 1945/46, 117). Zur Briefsammlung Ivos vgl. auch SPRANDEL R., Ivo von Chartres und seine Stellung in der Kirchengeschichte (Pariser Historische Studien 1), Stuttgart 1962, 9–20.

5) VON MOOS (wie Anm. 2) 327. Seine Angaben können noch präzisiert werden; die Textfolge im uns interessierenden Teil des Trecensis 1924 lautet: 1–19, 21–24, 26, 25, 27–48, Sermo III, 49–56 (mit 57*) (50 ist zweigeteilt und wird bis *offerens sacrificium Deo* [PL 171,214B] als „L", von *Porro dictum est* bis *strenue peragite* [214C] als „LI" gezählt) – Spuria – 67–70 – Spurium – 20, 63–66, 70 (Dublette), d, 71, b, c, BEAUGENDRE II,31 (= RPR [J] Nr. 7313; vgl. oben Anm. 2), 58, 74, 72, 77, 75 (abbrechend mit *per humilitatem* [146B]), 76, 78, 79, 59–62, 31 (von *Actum fortasse putas* [165C] bis *ad spiritum lenis aure deficientem* [167A]; Dublette), Sermo VI. Sie ist also durchaus von der Series der Handschrift, die von VON MOOS (327) als Muster seines „Typs O" der Überlieferung der Hildebertbriefe heranzog, dem Ms. Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Reg. lat. 171, verschieden. Zur Nomenklatur der Briefe, die von der seit A. BEAUGENDRES Ausgabe (Paris 1708) üblichen systematischen abweicht und sich an die Brieffolge der Handschriften des „Typs A" anlehnt, siehe VON MOOS 326 und 365–368 (Konkordanz). In jenem Fall werden die Briefe mit einer römischen Ziffer I–III für die von BEAUGENDRE kreierten drei Bücher und einer arabischen bezeichnet, in diesem entweder nur mit arabischen Ziffern oder

weder er hat die im folgenden darzustellenden Einschübe beachtet, noch A. WILMART, der auf die zusammen mit den Briefen im Trecensis enthaltenen Sermones III und VI Hildeberts aufmerksam machte[6].

In der Handschrift 1924 sind zwischen den fol. 130^{V}–177^{V}, 178^{V}–180^{V} und wiederum fol. 181^{V}ff. eingetragenen Briefen und Predigten Hildeberts vom selben Schreiber und wie die Hildebert-Stücke fortlaufend von gleichzeitiger Hand römisch numeriert vier kurze Stücke geschrieben, die sicherlich nicht Hildebert gehören:

Fol. 177^{V}–178^{R}: Compendiosa expositio des Vaterunser (Inc.: *Pater noster hoc est deus pater diligens nos*; Expl.: *fac nos liberos ab omni malo amen*)[7]

Fol. 178^{R}: Praefatio zum Brieftraktat Bernhards von Clairvaux *De moribus et officiis episcoporum*, 1127/28 an Heinrich von Boisroques, Erzbischof von Sens, gerichtet[8]

Fol. 178^{R}–178^{V}: Urkunde eines Papstes Hadrian für Abt Guido von Montiéramey (Inc.: *Sicut equum est et officio religioso conveniens*; Expl.: *indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum*)

Fol. 178^{V}–180^{V}: Hildebert von Lavardin, epp. 67–70

Fol. 180^{V}–181^{V}: anonyme Schrift *De dignitate condicionis humanae* (Inc.: *Multorum animo questio nascitur, unde dictum sit a primevo conditore: „Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram."* [Gn 1,26] *Tanta*

---

kleinen lateinischen Buchstaben für nicht in Handschriften des „Typs A" enthaltene Briefe.

6) WILMART A., Les sermons d'Hildebert (RBen 47, 1935, 12–51, hier 33 Anm. 4).

7) Vgl. BLOOMFIELD M.W., GUYOT B.-G., HOWARD D.R., KABEALO T.B., Incipits of Latin Works on the Virtues and Vices. Including a Section of Incipits of Works on the Pater Noster, 1100–1500 A.D. (PMAA 88), Cambridge/Massachusetts 1979, Nr. 8785. HAURÉAU B., Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale, t. 1, Paris 1890, 121f. verweist auf das Nebeneinander der Vaterunser-Auslegung mit dem zweiten Teil der ep. I,10 Hildeberts (VON MOOS Nr. 31; Incipits 6418 *Victum fortasse putas et plenam iactas victoriam*, vgl. auch Incipits 188 mit dem regulären Beginn *Actum fortasse putas*) in den Handschriften Paris, Bibliothèque Nationale, lat. 2950 (siehe Bibliothèque Nationale. Catalogue général des manuscrits latins, t. II, publié sous la direction de P. LAUER, Paris 1940, 535) und 15732, ferner Dijon, Bibliothèque Municipale, Ms. 42 (24). Die Dublette der ep. I,10 im Trecensis 1924 setzt gleichfalls erst mit *Actum fortasse putas* ein (vgl. Anm. 5).

8) Ep. 42 (S. Bernardi opera, vol. VII: Epistolae I. Corpus epistolarum 1–180, recc. J. LECLERCQ – H. ROCHAIS, Rom 1974, 100–131, hier 100,8–18 [Salutatio und Praefatio]; kommentiert in Bernhard von Clairvaux, Sämtliche Werke lateinisch/deutsch, hrsg. von G.B. WINKLER, Bd. 2, Innsbruck 1992, 1068–1072). Der Auszug weicht vor allem durch Wortstellungsvarianten erheblich vom Text der Ausgabe ab. Eine Zuordnung zu einer der von den Editoren unterschiedenen Redaktionen ist anhand des textkritischen Apparates nicht möglich. Einzelne Briefe Bernhards (Bernhard von Clairvaux, epp. 238, 3, 73, 70) stehen unter Episteln Hildeberts in den Handschriften Paris, Bibliothèque Nationale, lat. 2513 (aus Foucarmont OCist) und lat. 2905 (aus Mortemer-en-Lyons OCist; die Lokalisierung ist nach BONDÉELLE-SOUCHIER A., Bibliothèques cisterciennes de la France médiévale. Répertoire des abbayes d'hommes, Paris 1991, 228 unsicher), eine umfängliche Sammlung geht

itaque dignitas humane conditionis esse cognoscitur; Expl.: *in primo Adam condidit mirabiliusque in secundo reformavit*)[9]

Die Spuria stehen an markanten Stellen: Die drei ersten fol. 177^{v}–178^{v} schließen die Folge 1–19, 21–48, Sermo III, 49–56 (mit 57*) der Briefe Hildeberts ab, diese Spuria wiederum werden von einer auch sonst geschlossen auftretenden Gruppe von Briefen Hildeberts, den epp. 67–70[10], abgelöst. Auf das Pseudepigraphon *De dignitate condicionis humanae* folgt die ep. 20, eine in der gesamten Überlieferung der Hildebertbriefe singuläre Position, dann ein häufig geschlossen tradiertes Briefquartett, die epp. 63–66. Mit der ep. 56 (mit 57*) ließ P. VON MOOS aus guten Gründen eine erste vielleicht von Hildebert selbst veranstaltete, inhaltlich-chronologisch angelegte Sammlung der Briefe

---

Predigten und Briefen Hildeberts in Douai, Bibliothèque Municipale, Ms. 372 tome II voraus.

9) Der kurze Text ist in verschiedenen Fassungen, jeweils erst mit *Tanta dignitas* beginnend, in MIGNES Patrologia Latina gedruckt, zuerst unter den Werken des Ambrosius (PL 17,1015A–1018C), dann in der Appendix zu Augustinus als cap. 35 in einer anonymen, bisweilen Alcher von Clairvaux zugeschriebenen Kompilation *Liber de spiritu et anima* (PL 40,805f.) und schließlich unter dem Namen Alcuins (PL 100,565–568), vgl. CPL, ed. E. DEKKERS, adiuv. Ae. GAAR, Steenbrugge ^{3}1995, Nr. 171b und MACHIELSEN J., Clavis Patristica Pseudepigraphorum Medii Aevi, Bd. II B, Turnhout 1994 (im folgenden zitiert als: CPPMA), 683–685 Nr. 3008 [Lit.]. Die anonyme Schrift *De dignitate condicionis humanae* ist eine der seit dem 12. Jahrhundert verbreiteten interpolierten Fassungen der *Dicta Albini*, denen Teile der *Dicta Candidi* in unterschiedlichem Umfang inseriert werden, vgl. MARENBON J., From the Circle of Alcuin to the School of Auxerre. Logic, Theology and Philosophy in the Early Middle Ages (CSMLT 3. Ser., 15), Cambridge 1981, 145f. zur interpolierten Fassung beider Texte in Handschriften des 12. Jahrhunderts, die auch Vorlage für das Exzerpt des pseudoaugustinischen *Liber de spiritu et anima* sei. Die *Dicta Albini de imagine Dei* sind ediert 158–161, der interpolierte Passus aus den *Dicta Candidi presbiteri de imagine Dei* von *Iuste mihi videtur* bis *incomparabiliter suavis* 161. Die Textgestalt des Trecensis 1924 steht am nächsten der PL 17,1015A–1018C abgedruckten Version, und zwar ist sie zusammengesetzt aus 1015A–1016C bis *suavis Dominus universis etc.* und 1018A–C *Nunc vero de similitudine … in secundo reformavit*. Das Incipit jedoch rückt sie in die Nähe der von LOTTIN O., Psychologie et morale aux XIIe et XIIIe siècles, t. V: Problèmes d'histoire littéraire. L'école d'Anselme de Laon et de Guillaume de Champeaux, Gembloux 1959, 248–250 edierten Fassung, der freilich der Passus 1018A-C fehlt, während die *Dicta Candidi* vollständig aufgenommen sind. Die separate Überlieferung des cap. 35 des *Liber de spiritu et anima* ist dokumentiert in: Die handschriftliche Überlieferung der Werke des hl. Augustinus, Bd. I/1, von M. OBERLEITNER, Wien 1969, 174; Bd. II/1, von F. RÖMER, Wien 1972, 178; Bd. III, von F. RÖMER, Wien 1973, 70; Bd. IV, von J. DIVJAK, Wien 1974, 70; Bd. V/1, von R. KURZ, Wien 1976, 234f.; Bd. VI/1, von D. WEBER, Wien 1993, 179f. (SÖAW.PH 263, 281, 289, 292, 306, 601); vgl. CPPMA, Bd. II A, Turnhout 1994, 76–78 Nr. 153.

10) HASELDINE J.P., The Creation of a Literary Memorial: The Letter Collection of Peter of Celle (SE 37, 1997, 333–379, hier 359f. [Lit.]) erklärt regelmäßig an verschiedenen Stellen von Sammlungen auftauchende Briefgruppen, wie etwa Hildeberts epp. 67–70, mit dem Archivierungsverfahren des Absenders, in dessen Archiv diese Briefe auf einzelnen Blättern vereinigt gewesen sein könnten.

enden; sie ist allerdings nicht eigenständig handschriftlich überliefert[11]. Daß mit den Spuria, die in einer Vorlage des Trecensis 1924 sukzessive an ursprünglich selbständige Teilsammlungen von Briefen angehängt worden sein könnten, tatsächlich Cäsuren markiert werden, scheint mir aufgrund der heterogenen Natur des zweiten Teiles der Briefsammlung durchaus wahrscheinlich: darunter befinden sich immerhin zwei Dubletten, ep. II,43 (VON MOOS Nr. 70) und ein Teil der ep. I,10 (VON MOOS Nr. 31)[12].

Das dritte der Spuria ist eine an einen Abt Guido von Montiéramey gerichtete Urkunde eines Papstes Hadrian, mit der dieser das Urteil eines Erzbischofs von Sens, der einen zwischen Montiéramey und dem Abt von *Castellio* umstrittenen Zehnten aus einem Weinberg Montiéramey zugesprochen hatte, bestätigt. Der Text endet mit einer vollständigen Sanctio, eine Datierung und die übrigen Teile des Eschatokolls fehlen. Die namentlich genannten Personen können nur mit Papst Hadrian IV. (4.XII.1154–1.IX.1159) und Abt Guido III. von Montiéramey[13] identifiziert werden (um 1137–1163), bei den nicht explizit bezeichneten handelt es sich also um Erzbischof Hugo von Sens (1142–1168), der auch anderweitig von Hadrian IV. Mandate empfing[14], und wahrscheinlich um Abt Nikolaus I. (1145–1158) oder seinen Nachfolger Waldric von Châtillon-sur-Seine, einem seit 1142 zur Kongregation von Arrouaise gehörenden Regularkanonikerstift[15]. Als Datierung ergibt sich vorerst der Papat Hadrians IV. Ob es sich um die Abschrift einer echten Papsturkunde oder eine Stilübung handelt, ist kaum eindeutig zu entscheiden. Einerseits ist der Sachverhalt durchaus plausibel, wenn auch sonstige Nachrichten oder Schriftstücke über den Fall – eine Kommissorie Hadrians für den delegierten Richter

11) VON MOOS (wie Anm. 2) 331–333.

12) Verglichen mit dem ersten Auftreten der ep. 70 (PL 171,267C-268B) fol. 180^{R-V} fehlt in der Dublette fol. 187^{R-V} die Salutatio; die erste Fassung hat anstelle von *Quod si etiam liceat* (268B) *Que si etiam liceat* (bezogen auf *De reformatione*, das zudem durch ein Kapitelzeichen abgesetzt ist). Zur Dublette von ep. I,10 (VON MOOS Nr. 31) siehe oben Anm. 5 und 7.

13) RTAP 2, 1937, 1953f. (Montiéramey) und BUR M., Art. „Montiéramey", in: LMA 6, 1993, 807; zur Chartularüberlieferung im Archives départementales de l'Aube in Troyes MEINERT H., Papsturkunden in Frankreich. Neue Folge, 1. Bd.: Champagne und Lothringen [AGWG.PH 3. Ser., 3], Berlin 1932, 47f.

14) Am 17.X.1155 werden der apostolische Legat Erzbischof Samson von Reims und Erzbischof Hugo von Sens von Hadrian IV. aufgefordert, Graf Heinrich von Troyes unter Androhung des Interdikts von seinen Angriffen auf das Kloster Lagny abzubringen (RPR [J] Nr. 10095; ediert bei LOEWENFELD S., Epistolae Pontificum Romanorum ineditae, Leipzig 1885 [ND Graz 1959], 122 Nr. 225); zum Legatenamt Erzbischof Samsons von Reims siehe JANSSEN W., Die päpstlichen Legaten in Frankreich vom Schisma Anaklets II. bis zum Tode Coelestins III. (1130–1198) (KHAb 6), Köln–Graz 1961, 167.

15) FOSSIER R., Art. „Châtillon-sur-Seine", in: DHGE 12, 1953, 588–590 und RICHARD J., Art. „Châtillon-sur-Seine", in: LMA 2, 1983, 1775 [Lit.]; die Identifizierung des mehrdeutigen *Castellio* mit den Regularkanonikern von Châtillon-sur-Seine ist aufgrund der räumlichen Nähe zu Montiéramey am wahrscheinlichsten.

Erzbischof Hugo von Sens oder eine vorausgegangene Appellation der Kontrahenten an den Papst – fehlen[16]. Andererseits weicht unsere Urkunde an einigen Stellen von dem von Hadrian IV. am 8.VI.1158 für das Kloster Notre-Dame in Soissons benutzten Formular ab[17], abgesehen von einigen offenkundigen Korruptelen – sie können freilich alle als durch den Kontext des Eintrags verständliche Kürzungen und geringfügige Formulierungsvarianten gedeutet werden. Rechtserheblich scheint nur das Fehlen einer Nichtigkeitserklärung erschlichener päpstlicher Urteile zugunsten der Gegenseite zu sein[18]. Verdächtig dürfte die Urkunde auch nicht aufgrund ihrer nur an den Abt gerichteten Salutatio sein, während Hadrian IV. sich 1156 an *dilectis filiis G<uidoni> abbati et universis monachis Arremarensis monasterii* wendet[19].

Die Urkunde fehlt im einschlägigen Urkundenbuch von LALORE, der Trecensis 1924 wurde im Archivbericht von H. MEINERT[20] nicht erwähnt; sie sei daher nachstehend abgedruckt:

---

16) Zur Delegationsgerichtsbarkeit vgl. MEDUNA B., Studien zum Formular der päpstlichen Justizbriefe von Alexander III. bis Innocenz III. (1159–1216): die *non obstantibus*-Formel (SÖAW.PH 536), Wien 1989, 24–27, die Besitzstreitigkeiten als häufigen Prozeßgegenstand hervorhebt, und GROSSE R., Nachträge zu den «Papsturkunden in Frankreich, Neue Folge VI: Orléanais». Nach Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von J. Ramackers (Francia 19/1, 1992, 215–228), der einige Urkunden delegierter Richter ediert und darauf hinweist, daß die zugrundeliegenden päpstlichen Kommissorien in der Regel nicht erhalten seien. Die jüngst erschienene Arbeit von MÜLLER H., Päpstliche Delegationsgerichtsbarkeit in der Normandie (12. und frühes 13. Jahrhundert, Teil 1: Untersuchung (Studien und Dokumente zur Gallia Pontificia 4,1), Bonn 1997 behandelt 9–31 und 48–115 historische Entwicklung und Verfahren der Delegationsgerichtsbarkeit, 154f. Besitz und Einkünfte als Streitgegenstand.

17) Ediert von J. RAMACKERS, Papsturkunden in Frankreich. Neue Folge, 4. Bd.: Picardie (AGWG.PH 3. Ser., 27), Göttingen 1942, 180 Nr. 68 (= L; zur Datierung siehe ebenda 529). Im einzelnen sind verschieden: 6 *sunt*] *legitime fuerint* L; 10 *vertebatur*] *tractabatur* L (rhythmisch gleichwertig); 12 *presentiam suam evocata*] *suam presenciam convocata* L (cursus velox); 13 *auditis*] *diligenter auditis* L; 13 *cognitis*] *plenarie cognitis* L; 14 f. *eandem sententiam*] *sentenciam ipsam* L.

18) RAMACKERS (wie Anm. 17): ... *communimus. Statuentes, ut, si canonici s(ancti) Iohannis de Vineis per subrepcionem a nobis super ea aliquid temptaverint, nullum vobis futuris temporibus preiudicium faciat. Nulli ergo* ... Zur Erschleichung/*subreptio* MÜLLER (wie Anm. 16) 220 f.

19) RPR (J) Nr. 10138 vom 4.II.1156. Gedruckt bei LALORE C., Cartulaire de l'abbaye de Montiéramey (Collection des principaux cartulaires du diocèse de Troyes 7), Paris – Troyes 1890, 68f. Nr. 42. Vgl. auch die nur an *dilecto Guidoni abbati Arremarensi* am 7.V.1143 gerichtete Urkunde Papst Innocenz II. (LALORE, Cartulaire 60 Nr. 35).

20) (wie Anm. 13) 51–54 zur Bibliothèque Municipale in Troyes.

Hadrian IV. Bestätigt Abt Guido III. von Montiéramey das in dem Streit mit dem Abt (Nikolaus I. ?) von Châtillon-sur-Seine um den Zehnten aus einem Weinberg von Erzbischof Hugo von Sens im päpstlichen Auftrag gefällte Urteil.

RPR (J) — *(4.XII.1154–1.IX.1159)*

Troyes, Bibliothèque Municipale, Ms. 1924, fol. 178^{R}–178^{V}, s. XII^{2}–XIII in.

Die zugrundeliegende Kommissorie Hadrians IV. an Erzbischof Hugo von Sens und dessen Entscheidung als delegierter Richter scheinen verloren zu sein.

Adrianus episcopus servus servorum Dei dilecto filio *fol. 178^{R}*
Guidon<i> Aremarensi abbati salutem et apostolicam benedictionem.

Sicut equum est et officio religioso conveniens, que in controversiam deducuntur, rationabili fine decidere, ita quidem ordo exigit rationis, que sunt decisa, firmare et, ne in oblivionem temporis processu deveniant, fidei committere [littere] litterarum. | Cum autem controversiam, que in- *fol. 178^{V}*
ter te et dilectum filium nostrum abbatem de Castellione super decima cuiusdam vineę vertebatur, venerabili fratri nostro Senon<ensi> archiepiscopo commisissemus, ipse utraque parte ante presentiam suam evocata et rationibus utriusque partis auditis et cognitis decimam ipsam tibi et monasterio tuo adiudicavit. Unde quoniam eandem sententiam nostro petiisti munimine roborari, nos eam auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere vel aliquatenus ei contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum.

1 *diploma numero „LX" in codice insignitum est* | 8 [littere] *seclusimus* | 15 peitisti] precii *ms.* | 19 autem] aⁿ̄ (= ante) *ms.*

II.

Abgesehen von unserer an Abt Guido von Montiéramey adressierten undatierten Urkunde Hadrians IV. hat der Rechtsstreit, in den Erzbischof Hugo

von Sens als delegierter Richter eingriff, wahrscheinlich keine schriftlichen Spuren hinterlassen; vorausgegangene Eingaben an die Kurie und Kommissorien des Papstes sind nicht erhalten. Der Überlieferungszusammenhang – als Spurium innerhalb einer Sammlung mit Briefen Hildeberts von Lavardin – könnte nun umgekehrt helfen, den Weg der Urkunde ein wenig aufzuhellen.

Eine Urkunde zugunsten der Benediktinerabtei Montiéramey wird außerhalb der ausstellenden päpstlichen Kanzlei am ehesten natürlich vom Empfänger aufbewahrt und kopiert. Müßte der Trecensis (oder eine Vorlage) also gerade wegen der darin enthaltenen Urkunde Papst Hadrians IV. der Bibliothek von Montiéramey zugewiesen werden, über die freilich nur sehr wenig bekannt ist?[21] Nach Montiéramey scheint jedoch eine weitere Spur zu führen.

In den fünfjährigen Pontifikat Hadrians IV. fallen neben unserer Urkunde vier weitere Stücke für das *monasterium Arremarense* und einen seiner bekanntesten Mönche, von denen nur eines genau datiert ist, RPR (J) Nr. 10138 vom 4.II.1156. Die übrigen lassen sich offenbar im Zeitraum 1157–1159 nicht genauer einordnen: RPR (J) Nr. 10483 von einem 26.II. und RPR (J) Nr. 10491 und 10492 von einem 8.III. Die beiden letztgenannten sind gleichlautende Empfehlungsschreiben Hadrians IV. für einen Nikolaus, Mönch von Montiéramey, an den apostolischen Legaten Erzbischof Samson von Reims bzw. Bischof Heinrich von Beauvais. Beide Briefe belegen Nikolaus' Aufenthalt in Rom und sein dortiges Engagement für die Interessen Montiéramey[22]. Daß er dabei auch Urkunden erwirkt und befördert hat, ist nicht unwahrscheinlich.

---

21) Catalogue des manuscrits en écriture latine portant des indications de date, de lieu ou de copiste, par C. SAMARAN et R. MARICHAL, t. V Est de la France, par M. GARAND, M. MABILLE et J. METMAN, Paris 1965, 615: Troyes, Bibliothèque Municipale, Ms. 175 („Liber Rollandi, abbatis monasterii Arremarensis" [Abt 1207–1225]); vgl. MEINERT (wie Anm. 13) 52 und Catalogue général (wie Anm. 3) V mit einem pauschalen Hinweis auf Handschriften der Provenienz Montiéramey in der Bibliothèque Municipale zu Troyes. Keine Hinweise auf Montiéramey bei MUNK OLSEN B., Les bibliothèques bénédictines et les bibliothèques de cathédrales: les mutations des XIe et XIIe siècles (Histoire des bibliothèques françaises, t. I Les bibliothèques médiévales du VIe siècle à 1530, sous la direction d'A. VERNET, Paris 1989, 31–63) und in Bibliothèques de manuscrits médiévaux en France. Relevé des inventaires du VIIIe au XVIIIe siècle, par A.-M. GENEVOIS, J.-F. GENEST, A. CHALANDON, Paris 1987. Die Histoire de la propriété ecclésiastique en France, t. IV: Les Livres, «Scriptoria» et Bibliothèques du commencement du VIIIe à la fin du XIe siècle, par É. LESNE (MFCL 46), Lille 1938, 546f. nennt zwei heute in Troyes, Bibliothèque Municipale aufbewahrte Handschriften aus Montiéramey (Mss. 29 und 158) und hält es für wahrscheinlich, daß „dépouilles des églises du diocèse de Troyes" erheblich zum „fonds Bouhier" beigesteuert hätten, zu dem der Trecensis 1924 gehört hat (siehe oben Anm. 3).

22) RPR (J) Nr. 10491: Papst Hadrian IV. an den apostolischen Legaten Erzbischof Samson von Reims (gedruckt PL 188,1597BC): *Veniens autem ad apostolicae sedis praesentiam dilectus filius noster magister Nicolaus, qui nobis satis charus est et acceptus, Arremarensis monasterii monachus, de suffragio eius et admissione precum suarum in negotiis eiusdem ecclesiae fraternitatem tuam nostris litteris expetiit admoneri*; RPR (J) Nr. 10492 gleichlautend an Bischof Heinrich von Beauvais (PL 188,1596D–1597A).

Der von Hadrian empfohlene Nikolaus ist niemand anderes als Nikolaus von Clairvaux, der von 1145 bis vielleicht Anfang 1152 die prominenteste Gestalt in der „Kanzlei" Bernhards von Clairvaux gewesen ist, als er das Zisterzienserkloster im Streit mit Bernhard, der ihm Betrug vorwarf[23], verließ und vielleicht bereits jetzt in das Kloster seiner Jugend, die Benediktinerabtei Montiéramey, zurückkehrte, jedenfalls jedoch nach seiner Romreise, deren Zeitpunkt und Dauer zwar nicht präzise zu ermitteln sind, die aber sicherlich in den Papat Hadrians IV. fiel, im Jahre 1158 dort ist[24].

Nikolaus' Tätigkeit für Bernhard ist nur punktuell bekannt[25], seine eigenen literarischen Leistungen hingegen recht gut: Neben einer Briefsammlung und insgesamt 19 Sermones stehen rhythmische Dichtungen[26]; wir werden uns im folgenden jedoch auf seine Prosaarbeiten beschränken. Nikolaus räumt an verschiedenen Stellen seines Œuvre ein, eigene Werke mit fremden Federn geschmückt zu haben, ohne dies immer explizit anzuzeigen. Vor allem aus den Werken Bernhards von Clairvaux, zu deren Verbreitung auch Nikolaus beigetragen hat, konnten zahlreiche Anleihen seines Sekretärs nachgewiesen werden[27]. Völlig unbeachtet blieb jedoch ein Hinweis, den J.J. RYAN bereits

23) Siehe Bernhard von Clairvaux, ep. 284 (S. Bernardi opera, vol. VIII, Epistolae I. Corpus epistolarum 181–310, II. Epistolae extra corpus 311–547, recc. J. LECLERCQ – H. ROCHAIS, Rom 1977, 198f. und Bernhard von Clairvaux, Sämtliche Werke lateinisch/deutsch, hrsg. von G.B. WINKLER, Bd. 3, Innsbruck 1992, 438f. und 1147; datiert 1151–1152 bzw. nach dem 21.IX.1151) an Papst Eugen und besonders ep. 298 (Opera VIII,214; Werke 3,468f. und 1151f.; datiert nach Mai 1152) an denselben (Warnung vor den Fälschungen des Nikolaus und Bitte, ihm jegliche Unterstützung zu versagen: *Si ad vos venerit, – nam hoc gloriatur, et amicos se habere confidit in curia –, mementote Arnaldi de Brixia, quia ecce plus quam Arnaldus hic. Nullus perpetua dignior inclusione, nihil ei perpetuo silentio iustius*).

24) Dazu BENTON J.F. , The Court of Champagne as a Literary Center (Spec. 36, 1961, 551–591, hier 555f.). Zur Biographie Nikolaus' siehe neben der älteren Darstellung von STEIGER A., Nikolaus, Mönch in Clairvaux, Sekretär des hl. Bernhard (SMGB 38, 1917, 41–50) vor allem The Letters of Peter the Venerable, ed., with an Introduction and Notes, by G. CONSTABLE (HHS 78), Cambridge/Massachusetts 1967, Bd. 2, 316–330. Zusammenfassend BENTON J.F., Art. „Nicolas de Clairvaux (ou de Montiéramey)", in: D.S. 11 fasc. 72–73, 1981, 255–259 [Lit.] und COURTH F., Art. „Nikolaus von Clairvaux", in: Marienlexikon 4, 1992, 623f. [Lit.]. LECLERCQ J., Les collections de sermons de Nicolas de Clairvaux (RBen 66, 1956, 269–302 [zitiert nach dem Wiederabdruck in: LECLERCQ J., Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits, t. I, Rom 1962, 47–82, hier 69f.]) glaubt, daß Nikolaus seine Predigten nach dem Verlassen von Clairvaux und vor der Reise nach Rom in Montiéramey gehalten habe.

25) RASSOW P., Die Kanzlei St. Bernhards von Clairvaux (SMGB 34, 1913, 63–103 und 243–293, besonders 75–84) und LECLERCQ J., Saint Bernard et ses secrétaires (RBen 61, 1951, 208–229 [zitiert nach dem Wiederabdruck in: LECLERCQ J., Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits, t. I, Rom 1962, 3–25]).

26) BENTON J.F., Nicolas of Clairvaux and the Twelfth-century Sequence. With Special Reference to Adam of St. Victor (Tr. 18, 1962, 149–179 [Edition 164–173]).

27) Zur Überlieferung und Identifizierung seiner Sermones RYAN J.J., Saint Peter Damiani and the Sermons of Nicholas of Clairvaux: a Clarification (MS 9, 1947, 151–161) und LECLERCQ, Les collections de sermons (wie Anm. 24), dem das Ver-

1947 gab[28]: Er erkannte in den von Nikolaus in einem Sermo zitierten *verba illius oratoris ... qui ubique redolet Ciceronem* und einem an anderer Stelle als *alter nostrorum temporum Tullius, de quo superius mentionem feci, vernans ubique flore sermonum* apostrophierten Autor Hildebert von Lavardin und zwei ausführliche Zitate aus seinen Briefen[29]. RYAN verfolgte diese Spur nicht weiter; sie hätte ihn zunächst zu einem weiteren Sermo des Nikolaus führen können, der – in der Manier Nikolaus' – versteckte Anklänge an und Wendungen aus verschiedenen Briefen Hildeberts aufweist:

Nikolaus von Clairvaux	Hildebert von Lavardin
Sermo 12 (PL 144,813A) *Nec plenam iactet victoriam, quisquis hunc fortassis ascendit*	ep. I,10 (VON MOOS Nr. 31, PL 171,165C) *Actum fortasse putas et plenam iactas victoriam, si nulla molesta, nulla leta propositum tibi religionis extorserint*
(PL 144,813B) *Misericordia est speciosum humanae naturae ornamentum, cuius expers male degenerat, et hominem diffitetur*	ep. II,50 (VON MOOS Nr. 23, PL 171,275B) *Misericordia speciosum est humanae naturae ornamentum, cuius expers male degenerat et hominem diffitetur. Unde et nescire misereri (miseri PL), cum feris est habere commercium*[30]

zeichnis in RLS 4, 1972, 250–252 folgt. Auf bernhardinische Vorbilder in einem Sermo Nikolaus' ging zuletzt PIGEON M., Le sermon de Nicolas de Clairvaux pour le 29 septembre (CCist 53, 1991, 321–329) ein. LECLERCQ, Les collections de sermons (wie Anm. 24) 55 wertete Nikolaus' Eingeständnis in der Einleitungsepistel seiner Briefsammlung (PL 196,1593B) *ad illud solummodo vigilans, ut possem petentes vel expectantes citius expedire, hinc est quod multa similia ibi posita sunt; multa tam de veteribus quam novis epistolis nunc quidem latenter impressa, nunc signanter expressa, cum mihi melius memoria quam ingenium subveniret* als charakteristisch für seine tatsächliche literarische Technik.

28) RYAN (wie Anm. 27) 158 Anm. 42.

29) Nikolaus von Clairvaux, Sermo 13 (PL 144,820D und 822A); an der ersten Stelle wird Hildebert, ep. I,11 (VON MOOS Nr. 63, PL 171,169C-D), an der zweiten ep. I,6 (VON MOOS Nr. 42, PL 171,152C–D) benutzt. Zum Ausdruck *vernans ubique flore sermonum* vgl. etwa Apollinaris Sidonius, ep. IV,3,2 *opus ... vernantis tamen eloquii flore mollitum* (rec. C. LUETJOHANN, MGH.AA 8, 1887, 55,3).

30) Vgl. Hildebert, ep. I,3 (VON MOOS Nr. 26, PL 171,144C) *igitur crudelem esse cum feris est habere commercium et hominem diffiteri* und Hildebert, de querimonia pr. 2 (PL 171,993C) *denique non nosse me, quae nunquam fuerim sine te, quid est aliud quam vivere bestiam, et hominem diffiteri?*; vgl. VON MOOS (wie Anm. 2) 319.

(PL 144,813C) *Difficile est illud* (sc. *cor hominis*) *mundare, cum in suis abditis delitescens, irruentium recipiat agmina cogitationum*	ep. I,2 (VON MOOS Nr. 8, PL 171,143B) *Mille sunt occursantium phantasmata cogitationum, mille diaboli suggestiones, mille mortalium tentationes animorum*
(PL 144,815C) *Isti sunt* (sc. *sancti*) *advocati, quos apud iudicem habemus. Pro quo isti intercesserint, sententiam non timet capitalem. Confugiamus ergo ad probata suffragia, nec nos deterreat enormitas peccatorum*	ep. I,14 (VON MOOS Nr. 64, PL 171,180A; vgl. ep. I,18 [VON MOOS Nr. b, PL 171,189D]) *Pauperes ante supremum tribunal in propulsandis delationibus obtinent principatum. Unde fit, ut bene speret de iudice, quisquis pauperum meretur interventum. Pro quo eorum voces convalescent, sententiam non timet capitalem*; ep. III,8 (VON MOOS Nr. 25, PL 171,289A) *Symmachus dicit: „Ex usu venit, ut opem desiderantes ad suffragia probata confugiant."*[31]

Die Suche hätte ihn ohne Zweifel weiter zu einem Brief Nikolaus' an Petrus, den Dekan der Kathedrale von Troyes, führen können, in dem er diesen um die Zusendung von Briefen Hildeberts, die er kopieren wolle, bat[32]. Wie P. RASSOW gezeigt hat, gehört die Masse der Briefe Nikolaus' in die Jahre 1145–1149, als er sich bereits in Clairvaux aufhielt. Als terminus ad quem der ep. 17 benannte er das Jahr 1147, in dem Petrus Comestor, der Empfänger des Briefes, als Dekan von Troyes sicher bezeugt ist[33]. Freilich ist eine frühere Ansetzung nicht ausgeschlossen, da einer Gruppe von Nikolaus' Briefen, die RASSOW mit guten Gründen 1145 und 1146 datierte, deutliche Spuren einer

31) Symmachus, ep. III,35 *ex usu venit, ut opem desiderantes ad suffragia probata confugiant* (zitiert auch bei Gaufrid von Breteuil, ep. 30 [PL 205,856C], dessen Epistel allerdings mit Symmachus-Zitaten gespickt ist; zu Gaufrid siehe DELHAYE P., Art. „Geoffroy de Breteuil", in: D.S. 6, 1965–1967, 231f.). Die ep. III,35 des Symmachus ist in der Gruppe der seit dem 12. Jahrhundert weit verbreiteten Symmachus-Florilegien enthalten, vgl. Q. Aurelii Symmachi quae supersunt, ed. O. SEECK, MGH.AA 6,1, 1883, XXVIII und 81 und Symmaque, Lettres, t. II (Livres III-V), ed. J.-P. CALLU, Paris 1982, 44.

32) Nikolaus von Clairvaux, ep. 17 (PL 196,1616A) *Rescribe mihi voluntatem tuam: et epistolas domini Cenomanensis mitte nobis, quia volumus eas transcribere, et si fieri possit: Nihil mihi rescribas: attamen ipse veni* (Ovid., epist. 1,2); siehe RASSOW (wie Anm. 25) 82.

33) RASSOW (wie Anm. 25) 281–286, hier 283 und QUINTO R., Art. „Petrus Comestor", in: LMA 6, 1993, 1967f.

Lektüre von Briefen Hildeberts anzumerken sind[34]. Schließlich hätte Nikolaus bereits vor seinem Eintritt in Clairvaux diese in Troyes – Petrus Venerabilis wendet sich im März 1141 an Nikolaus in seiner Eigenschaft als *capellanus* Bischof Attos von Troyes – kennenlernen können[35].

---

34) Hildebert, ep. II,10 (VON MOOS Nr. 6, PL 171,218B) *Fortassis in publica commoda peccem, si longo sermone morer te, si quos debes pluribus oculos prolixiore pagina teneamus* im von Nikolaus verfaßten Bittschreiben Bischof Johannes' von St. Malo (PL 182,681A lokalisiert dieser sich *inter vestros Clarae-Vallenses positus*) an Bernhard von Clairvaux (PL 182,680C, als ep. 474 unter den Briefen Bernhards gedruckt): *scribo vobis, breviter tamen, ne quos mundo debetis oculos, detineam pagina longiori*). Der PL 196,1618 als ep. 21 gezählte Brief Nikolaus' nutzt als literarische Folie geschickt Hildeberts ep. II,17 (VON MOOS Nr. 39, PL 171,225B), einen der beiden aus seiner Gefangenschaft verschickten Hilferufe. Zur Datierung RASSOW (wie Anm. 25) 283 (1146). Zu Johannes vgl. POULIN J.-C., Art. „Johannes von Craticula", in: LMA 5, 1991, 565, der den hier gemeinten Konflikt Johannes' mit Marmoutier bereits 1145 zugunsten des Bischofs enden läßt. In diesen Zusammenhang gehört auch Nikolaus von Clairvaux, ep. 42, die mit *caeterum ora pro me; et ora patrem meum orare pro me, curam agere de me, compassione esse iuxta me* (PL 196,1641B, zur Datierung RASSOW [wie Anm. 25] 283) ebenfalls Hildebert, ep. II,17 (VON MOOS Nr. 39, PL 171,226C) *Oro vos orare pro me, curam agere de me, compassione esse iuxta me* aufgreift; das Exordium des Briefes *Quod te meum appello, non adulationis sed dilectionis est argumentum* (PL 196,1641C) erinnert an den Beginn von Hildebert, ep. I,6 (VON MOOS Nr. 42, PL 171,149B) *Quod te dominam appello, noveris esse meriti tui, quod dilectam, debiti mei.* Unter den vor 1147 entstandenen Briefen lassen zwei weitere Vertrautheit mit Hildebertbriefen erkennen: Hildebert, ep. III,13 (VON MOOS Nr. 32, PL 171,291A) *Visum est huic eligere servum tuum et apud te interprete uti, quo fratrem suum militaribus informandum disciplinis regiae maiestati commendaret. Puero quidem sublimium patebat aditus curiarum*, vgl. Nikolaus von Clairvaux, ep. 30 (= Bernhard von Clairvaux, ep. 468, PL 182,673A [im Namen Bernhards an Manuel Komnenos]) *audeo mittere ad thronum gloriae vestrae praesentium latorem, iuvenem magnae nobilitatis, ut eum sacramentis militaribus applicetis, et accingatis ei ensem contra inimicos crucis Christi, qui adversus eum extulerunt caput. Et iuveni quidem sublimium patebat aditus curiarum*, (zur Datierung [Sommer 1146] RASSOW [wie Anm. 25] 284) und Hildebert, ep. III,10 (VON MOOS Nr. 28, PL 171,289BC) *Fortassis ignoras, sed tecum fui Romae, tecum nivium perpessus sum iniurias, tecum montes pertuli vel lubricos glacie vel scopulis exasperatos* in Nikolaus von Clairvaux, ep. 33 (PL 196,1623C) *Forsitan miraris ... amicus, hic est qui tecum montes lubricos glacie vel scopulis exasperatos transiit et transivit, qui tecum Romae et corde et corpore fuit, tecum in Tiburtinis montibus vigilavit*, zur Datierung (letztes Drittel 1146) RASSOW (wie Anm. 25) 284. In Nikolaus, ep. 6 (PL 196,1601A), ebenfalls an Petrus Comestor in Troyes gerichtet, klingt mit *Gaudeo super te et utramque fortunam te vivente derideo: dum aut prospera tibi communicata sit laetior et adversa te compatiente sit lenior* Hildeberts ep. III,5 (VON MOOS Nr. 29, PL 171,286C) *Bonam* (sc. *fortunam*) *etenim communicata facit laetitia gratiorem, adversa vero magnum suscipit ex amici solatio remedium* an.

35) Petrus Venerabilis, ep. 87, ed. CONSTABLE (wie Anm. 24), Bd. 1, 227 und Bd. 2, 156 und 317.

P. RASSOW und J. LECLERCQ haben einige Briefe Bernhards von Clairvaux als Dictamina Nikolaus' identifizieren können. Grundlage waren teils Nachschriften, die Nikolaus als Verfasser verrieten[36], teils spezifische Wendungen und Formulierungen, die auch in Nikolaus' eigener Briefsammlung auftauchten, in Briefen Bernhards – besonders für J. LECLERCQ – jedoch befremdlich wirkten. LECLERCQ votierte am entschiedensten für Nikolaus' Verfasserschaft der ep. 545 Bernhards an Erzbischof Malachias von Armagh[37], die er folgerichtig zwischen 1145, dem Eintritt Nikolaus' in Clairvaux, und 1148, als Malachias in Clairvaux starb, datierte. Die „clichés" Nikolaus', die LECLERCQ benannte, entpuppen sich allerdings als Reminiszenzen an die Briefe Hildeberts:

Nikolaus von Clairvaux	Hildebert von Lavardin
Bernhard von Clairvaux, ep. 545 *Licet longe sitis a nobis, non tamen ab animo nostro longe estis, quia locorum vel temporum incommoda sanctus amor ignorat. Vasto siquidem mari distinguimur, sed coniungimur caritate. Caritas enim in sacrario dilectionis amplectitur, quam nec Oceanus, nec aquae multae poterunt extinguere, nec illam flumina obruere. In hac ergo semper vobiscum sum, per hanc vos semper mecum estis. Quomodo enim non diligerem in Christo Domino eum cui scientia ad doctrinam, vita ad con-*	ep. III,12 (VON MOOS Nr. 44, PL 171,290BC) *Locorum vel temporis incommoda sanctus amor ignorat. Affectus in eo principatur, qui semper sui iuris est, nec ei vis praeiudicat aliena. Omni siquidem tempore licet diligere, etsi quem diligis, videre non liceat. Hinc est, quod mari ac terra separatus a te in Christo diligo te illuc mentionem tui deferens, ubi et honesta cogitatio praemium et illicita supplicium promeretur. Ad altare quippe Domini tua me comitatur memoria timentem, ne mihi cedat ad*

36) RASSOW (wie Anm. 25) 80 f.
37) Vgl. Ó CRÓINÍN D., Art. „Malachias (Maél Máedoc Ua Morgair)", in: LMA 6, 1993, 159 f.

scientiam, mores ad exemplum plenissime, ut audivimus, suffragantur?[38]

iudicium, si eo interventu te defraudo, quem beneficiis, regina, comparasti[39]; ep. II,9 (VON MOOS Nr. 21, PL 171,216C–217A) *Hoc autem mihi locus invidit nec aliter salutationis indulsit obsequium, nisi prius orbis dimidium consultarem. Oportet enim maris et aeris explorare clementiam, si quem iudicamus in Anglia salutandum. Caeterum talis incommoda separationis charitatis copula supplevit, quae neminem patitur esse absentem nobis, neminem non familiarem. Ea nihil est diffusius. Par enim latitudo est et charitatis et mundi. Charitas amplectitur, quidquid Oceanus.*

38) Opera (wie Anm. 23) VIII,512f.; Werke (wie Anm. 23) 3,1040f. und 1237f. Zur Zuweisung an Nikolaus siehe LECLERCQ J., Deux épitres de saint Bernard et de son secrétaire (SMGB 69, 1957, 227–231 [zitiert nach dem Wiederabdruck in: LECLERCQ J., Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits, t. II (SeL 104), Rom 1966, 313–318]). Er verweist 317 auf Nikolaus, ep. 50 (PL 196,1649D-1650A) *Locorum enim vel temporis incommoda verus amor ignorat, quia affectus in eo principatur qui semper sui iuris est, charitas enim amplectitur quidquid Oceanus, et in sacrario dilectionis neminem nobis patitur non esse praesentem* (von RASSOW [wie Anm. 25] 285 bald nach der Affiliation von Grandselve an Clairvaux 1145 datiert), ep. 18 (PL 196,1616D) *huiusmodi amor locorum et temporis incommoda penitus ignorat, semper enim licet diligere, etsi quem diligas, videre non liceat* (keine Angaben zur Abfassungszeit bei RASSOW [wie Anm. 25]) und ep. 36 (PL 196,1631B) *Charitas enim, quae in sacrario dilectionis, et amicum diligit in Deum et inimicum colligit propter Deum, non vos mihi absentes patitur vel ad horam, et facile est facere charitati, quae unam rempublicam terram facit ...* (keine Angaben zur Datierung bei RASSOW [wie Anm. 25]). In seinen epp. 18, 36 und 50 rekurriert Nikolaus also in größerem Umfang auf die oben genannten Briefe Hildeberts.

39) Siehe VON MOOS (wie Anm. 2) 230. Zur Formel des Exordiums vgl. Adalbertus Samaritanus, Praecepta dictaminum ep. 18 (ed. F.-J. SCHMALE, MGH.QG 3, 1961, 70,19–21) *locorum longa intervalla non separant, quos individua mentis caritas copulat, nec adeo valet in disiungendo corporum separatio, quantum in copulando animorum coniunctio*; über Adalbertus Samaritanus siehe WORSTBROCK F.J., Die Anfänge der mittelalterlichen Ars dictandi (FMSt 23, 1989, 1–42 passim) und Repertorium der Artes dictandi des Mittelalters, Teil I: Von den Anfängen bis um 1200, hgg. von F.J. WORSTBROCK, M. KLAES und J. LÜTTEN (MMAS 66), München 1992, 1–6; ähnlich Ennodius, ep. VII,7,1 *Perfecta caritas corporalis absentiae damna non patitur nec animorum serena coniunctio itinerum sequestratione multatur. quorum animae Christo in caritatem sociante conveniunt, nulla possunt separari interiectione terrarum* (ed. F. VOGEL, MGH AA 7, 1885, 234,7–9 Nr. 312); zum Motiv der Verbundenheit in Liebe siehe auch THRAEDE K., Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik (Zet. 48), München 1970, 125–146.

Charitas in sacrario dilectionis et amicum colligit in Deum et inimicum propter Deum. Eadem diligere non desinit, cum diligi desinatur. Omnes habet presentes, omnes affines. Quibus non potest obsequio, subvenit affectu. Absit igitur, ut publicum charitatis beneficium mihi maris fluctibus auferatur, cum scriptum sit: „Aquae multae non potuerunt extinguere charitatem." (Ct 8,7) *Facile enim est, ut diversi cultores littoris charitas uniat, quae unam rem publicam terram fecit et celum;* ep. II,12 (VON MOOS Nr. 3, PL 171,219B) *Unus ex nostra ecclesia excerptus est, cui et ad fructum scientia et ad exemplum mores exuberant*[40]

Die Entlehnungen aus Hildeberts Briefen, die in Nikolaus' Epistolar verstreut auftreten, im Exordium der ep. 545 Bernhards jedoch konzentriert sind, wurden der Briefsituation – Gebetsgedenken für Malachias – angemessen sehr geschickt ausgewählt: In der ep. II,9 wendet sich Hildebert an Anselm von Canterbury nach England und variiert im ersten Teil des Briefes mannigfach das Motiv der räumlichen Trennung, die *caritas* zu überwinden vermag[41]. Inhaltlich näher steht ep. III,12, ein Billett Hildeberts, in dem er Königin Mathilde, der Gattin König Heinrichs I. von England, Achtung und Wertschätzung trotz seiner Abwesenheit beteuert und verspricht, ihre *memoria* im Gebet zu pflegen.

Damit wird LECLERCQS Argumentation keineswegs entkräftet, vielmehr könnte ein neues Kriterium für die Identifizierung von Diktaten des Nikolaus von Clairvaux gefunden sein: die Benutzung von Briefen Hildeberts von Lavardin.

---

40) Siehe auch Hildebert, ep. II,29 (VON MOOS Nr. 55, PL 171,249A) *cui et ad fructum scientia et ad gratiam mores exuberant* und Gilbert Foliot, ep. 36,9 (edd. C.N.L. BROOKE – A. MOREY, The Letters and Charters of Gilbert Foliot, Abbot of Gloucester (1139–48), Bishop of Hereford (1148–63), Bishop of London (1163–1187), Cambridge 1967, 75) *cui enim et ad doctrinam scientia et ad honestatem mores exuberant.*

41) Ebenfalls gedruckt in: S. Anselmi Cantuariensis archiepiscopi opera omnia, vol. IV continens epistolarum libri secundi primam partem, rec. F.S. SCHMITT, Edinburgh 1949 (ND Stuttgart – Bad Cannstatt 1984), 146 f. Nr. 239 und in: Anselmo d'Aosta, Lettere, 2: Arcivescovo di Canterbury, t. 1, Introduzioni di G. PICASSO, I. BIFFI, R.W. SOUTHERN, traduzione di A. GRANATA, commento di C. MARABELLI, Mailand 1990, 342–347.

P. RASSOW reklamierte Bernhards ep. 521 an Petrus Venerabilis für Nikolaus; zu der für RASSOW ausschlaggebenden Schlußformel *Salutat vos Nicholaus noster ut vester: vester est enim*[42] dürfte nunmehr auch ein Anklang an einen der beiden berühmten Briefe, die Hildebert 1112 aus seiner Gefangenschaft in Nogent-le-Rotrou schrieb, als Argument für Nikolaus' Diktat treten[43].

Die bisher dokumentierten Entlehnungen Nikolaus' aus Briefen Hildeberts[44] – durch systematische Suche könnten sie sicherlich vermehrt werden – stammen aus den Briefen 3 (55), 6, 8, 21, 23, 25, 28, 29, 31, 32, 39, 40, 42, 44, 63 und 64 (bzw. ep. b; Numerierung nach VON MOOS); in der Mehrzahl sind es kleinere, pointiert formulierte Freundschafts- und Reverenz erweisende Briefe, epp. 31, 42 und 63f. gehören dagegen zu Hildeberts umfangreicheren Brieftraktaten. Alle werden durch den Trecensis 1924 überliefert, und es wäre eine verlockende, wenn auch voreilige Hypothese, in der Briefsammlung dieser Handschrift einen Reflex von Nikolaus' epistolographischen Interessen zu sehen[45]. Die Benutzung von Briefen Hildeberts ist abgesehen von den vor allem

---

42) RASSOW (wie Anm. 25) 80f. und 290. Die dort vorgeschlagene Zuweisung des an Erzbischof Samson von Reims gerichteten Schreibens Philipps von Lüttich (PL 185,371f.) an Nikolaus findet eine ähnliche Stütze: (PL 185,372B) *Sed nimis progredior et interrumpendus est cursus sermonis; quia fortassis incommoda praelibatio est, si quos pluribus debetis oculos detineam pagina longiori* nach Hildebert, ep. II,10 (VON MOOS Nr. 6, PL 171,218B) *Fortassis in publica commoda peccem, si longo sermone morer te, si quos debes pluribus oculos prolixiore pagina teneamus* (vgl. ep. III,1 [VON MOOS Nr. h, PL 171,283C] *Credidi me peccaturum* (*peccatorum* PL) *in plures, si quos debes pluribus oculos prolixiore pagina detinerem*); vgl. Anm. 34.

43) Bernhard von Clairvaux, ep. 521 (Opera [wie Anm. 23] VIII,483f.; Werke [wie Anm. 23] 3,984–987 und 1230f.; datiert nach dem 7.V und vor dem 15.VII.1150) *Intepuerunt corda principum; sine causa gladium portant: pellibus mortuorum animalium reconditus est, rubigini consecratus ... Salutat vos Nicholaus noster ut vester: vester est enim* und Hildebert, ep. II,18 (VON MOOS Nr. 40, PL 171,227C) *Caeterum vides, quia iam potestas sine causa gladium portat* (siehe Rm 13,4 *non enim sine causa gladium portat Dei enim minister est*). *In vagina reconditus est, pellibus mortuorum animalium* (codd.; *animalium mortuorum* PL) *tectus est*. Siehe Anm. 34 zur Benutzung von Hildeberts ep. II,17 in ep. 21 und 42, bezogen auf die Auseinandersetzung Bischof Johannes' von St. Malo mit Marmoutier. Die Editoren LECLERCQ und ROCHAIS nennen als einzigen Textzeugen der ep. 521 Bernhards Douai, Bibliothèque Municipale, Ms. 372 tome II, in dem Predigten und Briefe Hildeberts auf Briefe Bernhards folgen (siehe Anm. 8).

44) Dieser Aspekt ist MEAGHER L., The Letters of Nicolas of Clairvaux (Heaven on Earth, hrsg. von E.R. ELDER [SMCH 9, CistSS 68], Kalamazoo/Michigan 1983, 128–142) und SABERSKY D., The Style of Nicholas of Clairvaux's Letters (Erudition at God's Service. Papers from the 1985 and 1986 Cistercian Studies Conferences, hrsg. von J.R. SOMMERFELDT [SMCH 11, CistSS 98], Kalamazoo/Michigan 1987, 195–215) gänzlich entgangen.

45) Den Charakter der von Nikolaus benutzten Sammlung von Hildebertbriefen zu kennen, wäre von eminenter Bedeutung für die Frühgeschichte der Verbreitung dieser Briefe, deren Textzeugen – vielleicht Lincoln, Cathedral Chapter Library, MS. 236 ausgenommen, das THOMSON R.M., Catalogue of the Manuscripts of Lincoln Cathedral Chapter Library, Cambridge 1989, 195 s. XII[1] datiert – frühestens in

in Clairvaux entstandenen Briefen auch in zweien seiner Sermones evident und reicht damit wahrscheinlich in die Zeit seines erneuten Aufenthaltes in Montiéramey, nachdem er Clairvaux verlassen mußte, hinein. Mag sich Nikolaus auch in ep. 1 mehr auf seine *memoria* als auf sein *ingenium* zugute halten, könnte er doch eine Abschrift mit Briefen Hildeberts aus Clairvaux mit sich geführt oder wenigstens in anderer Weise Zugang zu einer solchen Handschrift besessen haben. Erwägenswert ist, ob nicht zwei der in den Sermones zitierten Hildebert-Briefe – es sind die epp. 63 und 64 (VON MOOS), die erst zum heterogenen zweiten Teil der Series im Trecensis gehören – mit gutem Grund erst hier auftauchen. Ob damit nämlich ein Hinweis auf die oben vermutete schrittweise Genese der Briefreihe gefunden ist, kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt – vor einer systematischen Musterung von Nikolaus' Œuvre – allerdings nicht entschieden werden.

Die zusammengetragenen Indizien dürften mithin die vermutete Verbindung zwischen Nikolaus und dem Trecensis nicht ausreichend absichern, vielmehr sind einige Alternativen zu berücksichtigen, die Zweifel an dieser Annahme nähren können: Es sind die Handschriften Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ms. Phillipps 1719 und Troyes, Bibliothèque Municipale, Ms. 513 und 1926.

Ms. Phillipps 1719 vereinigt in drei „ursprünglich zusammengehörige(n)" Teilen drei Briefsammlungen: Auf Briefe Hildeberts (fol. 1RA–53RA) folgen ein Symmachusflorileg (fol. 57^{R}–93VB) und Briefe Nikolaus' (fol. 96VB–118RB), darunter einige noch nicht bei MIGNE abgedruckte[46]. Handschriften dieses Typs – die Kombination mehrerer Briefsammlungen – sind nicht selten, und im Falle des Berolinensis weisen Zusätze wie ein Cento aus Hildebertbriefen, Exzerpte, u.a. aus einem Brief Fulberts von Chartres, und ein einzelner Brief Stephans von Tournai auf die didaktische Funktion des Sammelcodex hin, in dem offenkundig mustergültige Briefe zusammengetragen werden sollten und auch teilweise umgesetzt wurden[47]. Ohne Zweifel könnte eine Vorlage des Berliner

---

der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts einsetzen. Der jüngste Brief im Trecensis, ep. I,15 (VON MOOS Nr. 69) an Gottfried von Anjou, wird auf 1131 datiert (vgl. CHIBNALL M., The Empress Matilda. Queen Consort, Queen Mother and Lady of the English, Oxford – Cambridge/Massachusetts 1993 [Taschenbuch-Ausgabe], 58).

46) Die Handschriften-Verzeichnisse der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Bd. 12 Verzeichniss der lateinischen Handschriften, von V. ROSE, Berlin 1893, 418–422, Korrekturen bei RASSOW (wie Anm. 25) 279–281 und 287. Erwähnt bei VON MOOS (wie Anm. 2) 328 und 360 und J.-P. CALLU (ed.), Symmaque, Lettres, t. I (Livres I–II), Paris 1972, 37 und 56 (als Florileg „F 8"). Die in PL noch fehlenden Briefe sind von BENTON bis auf einen ediert worden (Fundorte bei BENTON, Nicolas [wie Anm. 24] 257). Alle bis jetzt in Nikolaus' Briefen belegten Hildebertbriefe sind auch im Berolinensis enthalten.

47) Zur ep. 213 Stephans von Tournai (ed. J. DESILVE, Valenciennes – Paris 1893) im Berolinensis vgl. VULLIEZ C., Études sur la correspondance et la carrière d'Étienne d'Orléans dit de Tournai († 1203) (L'abbaye parisienne de Saint-Victor au moyen âge, hrsg. von J. LONGÈRE [Bibliotheca Victorina 1], Paris – Turnhout 1991, 195–231, hier 220). ROSE (wie Anm. 46) hatte das Exzerpt fol. 53VA *Gratias ago diligentie t., que*

Codex genauso wie Troyes 1924 mit der Hildebert-Rezeption des Nikolaus von Clairvaux in Verbindung gebracht werden. Aber auch hier ist Vorsicht geboten, zumal ein Brief des Nikolaus von Clairvaux auf eine mögliche Beziehung zu den Trecenses 513 und 1926 hindeutet, die beide am Ende des 12. Jahrhunderts oder zu Beginn des 13. zur Bibliothek von Clairvaux gehörten[48].

In ep. 35 ruft Nikolaus einen jungen Adligen namens *Walterus* zur Besinnung und wünscht sich, auch ihn, seinen Freund, in Clairvaux zu sehen; er warnt ihn vor *subversores* in seiner Umgebung und kleidet diese Warnung in Zitate aus einer Epistel des Apollinaris Sidonius:

Nikolaus von Clairvaux, ep. 35	Apollinaris Sidonius, ep. V,7[49]
subversores sunt tecum, imo tu cum subversoribus esse coepisti; illos duos loquor, vulpes astu, fastu leones: ad super-	4 *ad fallendum vulpes, ad superbiendum tauri, ad consumendum minotauri*

mee simplicitati premonitorium facit. Verum enim premoneri de multis indigeo propter mee discretionis vel negligentie morbum nicht als Anfang der ep. 43 Fulberts von Chartres (ed. F. Behrends, The Letters and Poems of Fulbert of Chartres,Oxford 1976, 76) erkennen können, ebensowenig fol. 55^{VA-VB} die erste Hälfte des Briefes eines Archidiakons A. von Reims und Châlons-sur-Marne an den Elekten R. (Rotrocus du Perche [1190–1201] ?) von Châlons-sur-Marne mit der Bitte, die Einkünfte aus seinem Archidiakonat wieder freizugeben, als Cento aus Briefen Hildeberts.

48) Siehe Munk Olsen B., L'étude des auteurs classiques latins aux XIe et XIIe siècles, t. II Catalogue des manuscrits classiques latins copiés du IXe au XIIe siècle (PIRHT), Paris 1985, 668 und 454 und La bibliothèque de l'abbaye de Clairvaux (wie Anm. 3) 139, 150, 423, 541, 656 und 680. Von Moos' Kurzbeschreibung des Trecensis 1926 (wie Anm. 2, 327) geht in die Irre: Zum einen wurde die Briefreihe durch inserierte Blätter s. XV um die epp. d, 71 (Dublette), b, c und 58 (Dublette) ergänzt, zum anderen sind die von von Moos vermißten epp. 73, 89 und 90 suo loco durchaus vorhanden. Ein kursiver Eintrag nach ep. 70 *hic desunt quattuor epistole que habentur de novo scripte in folio immediate sequente* verweist die Insertion an die Stelle, die sie in Handschriften des „Typs O" (von Moos ebenda) einnehmen. In beiden Handschriften ist zu Hildeberts ep. III,18 (von Moos Nr. 78, PL 171,294A–D) der Adressat Bernhard von Clairvaux besonders hervorgehoben. Sie ist im Briefkorpus Bernhards ep. 122 (Opera [wie Anm. 8] VII,302f., vor 1130 datiert), ep. 123 (Opera VII,304) Bernhards Antwortschreiben; in ep. 124 (Opera VII,305–307, datiert 1131) schließlich bittet Bernhard Hildebert um Unterstützung für Papst Innocenz II. Der Briefwechsel liegt also mindestens fünfzehn Jahre vor Nikolaus' Bemühungen um eine Handschrift mit Briefen Hildeberts aus Troyes, die in Clairvaux vielleicht noch nicht vorhanden waren.

49) Rec. C. Luetjohann (wie Anm. 29) 82f.; siehe auch Sidoine Apollinaire, t. II Lettres (Livres I–V), ed. A. Loyen, Paris 1970, 183–185. Thema des Briefes ist eine Polemik gegen *delatores*, die den Bruder Apollinaris des Adressaten Thaumastus vor dem Burgunderkönig Chilperich I. verleumden (Loyen 235 f.).

biendum tauros, imo tauros[50] *ad consumendum, nonne ipsi sunt, quos iuxta Sidonii vocem haec peculiariter provincia manet inferre calumnias, deferre personas, afferre minas, auferre substantias. Ad eorum enim consilia Falaris cruentior, Midas cupidior, Ancus iactantior, Tarquinius superbior, Tiberius callidior, Gaius periculosior, Claudius socordior, Nero impurior, Galba avarior, Vitellius sumptuosior, Domitianus truculentior redderetur* (PL 196, 1628C)	1 *Hi sunt, quos haec peculiariter provincia manet, inferre calumnias deferre personas, afferre minas auferre substantias* 6 *ad quorum consilia Phalaris cruentior Mida cupidior, Ancus iactantior Tarquinius superbior, Tiberius callidior Gaius periculosior, Claudius socordior Nero impurior, Galba avarior Otho audacior, Vitellius sumptuosior Domitianus truculentior redderetur*
Quod si iuxta virum mordacem nares illorum duorum (qui bene duo sunt, quia ab unitate divisi) rubiginosi aura marsupii afflaveris, nonne confestim videbis illic et oculos Argi et manus Briarei et Sphingarum ungues et Ulyssis argutias et Simonis fallacias[51] *et periuria Laomedontis et fidem Polymnestoris et pietatem Pygmalionis adhiberi?* (PL 196, 1629B)	5 *Quorum si nares afflaverit uspiam robiginosi aura marsupii, confestim videbis illic et oculos Argi et manus Briarei et Sphingarum ungues et periuria Laomedontis et Ulixis argutias et Sinonis fallacias et fidem Polymestoris et pietatem Pygmalionis adhiberi*

50) Das korrupte *imo tauros* in MIGNES Patrologia Latina ist sicherlich nach Sidonius zu *minotauros* zu emendieren.

51) Vgl. Hildebert von Lavardin, de querimonia, pr. 4 (PL 171,999A) *Ut igitur Aristotelem sophismatibus, argutiis Ulyssem, Simonem* (gemeint ist in beiden Fällen Sinon, der die Trojaner überredete, das hölzerne Pferd in ihre Stadt zu ziehen; falls kein Druckfehler vorliegt, ist eine Verwechslung mit *Simon magus* in den Handschriften denkbar) *fallaciis antecedas*. Sollte also bereits Hildebert ep. V,7 des Sidonius gekannt haben? (dazu VON MOOS [wie Anm. 2] 7 und 66 und Hildebert, ep. I,16 [VON MOOS Nr. 33, PL 171,185A] *Cotidie Nero nostris occursat aspectibus, cotidie Tarquinius, cotidie Polymestor*). Der ThesLL 2,556,22f. und 6,1,177,48 führt eine ähnliche Stelle bei Gregor von Tours, Liber in gloria martyrum praef. (ed. B. KRUSCH, MGH.SRM 1,2, 1885, 38) an: *non revolvam … Itachis ingenia, non Achillis argutias, non Senonis fallacias* und vermutet sprichwörtlichen Charakter. Einige Aspekte des Sidonius-Fortlebens vor allem in der Stilistik des 12. Jahrhunderts behandelt FARAL E., Sidoine Apollinaire et la technique littéraire du moyen âge (Miscellanea Giovanni Mercati, vol. II: Letteratura medioevale [StT 122], Città del Vaticano 1946, 567–580).

Eine Bearbeitung dieser Epistel, die zu einer Römer-Invektive umgestaltet wurde[52], beschließt in einer Reihe von Manuskripten, die P. VON MOOS als „Typ A" zusammenfaßte, eine Series von 93 Briefen Hildeberts[53]. Nur in zwei von insgesamt zehn Handschriften wird als Autor Sidonius in einer Rubrik genannt. Während in allen übrigen Codices der Text mit *Sphingarum* oder *Sphingarum ungues* abbricht, wird er allein im Trecensis 513, fol. 102^{RA-VA} bis *Quid, inquam, faciat, cui natura cum bonis, vita cum malis est?* (= Sidon., ep. V,7,6 [83,8]) fortgesetzt. Die Exzerpte in Nikolaus' Brief gehen also über den Text der Römer-Invektive in den Trecenses 513 und 1926 hinaus, die beide Sidonius nicht nennen, im Gegensatz zu Nikolaus. Dies spricht zwar dagegen, daß Nikolaus eine Handschrift des „Typs A" benutzt hat, aber es ist nicht auszuschließen, daß zu einer (nicht erhaltenen) Vorstufe dieser Handschriftenfamilie eine umfänglichere, Sidonius näher stehende Version der ep. V,7 gehört hat.[54]

---

52) Inc.: *Romani sunt quos timent* (82,5). Sidonius' Epistel wurde gekürzt um V,7,1 *Indagavimus ... gemit* (82,2–5), 7,3 *quorum ... publicanis* (82,13–18), 7,3–4 *discinctis ... litanias* (82,20–23) und 7,6–7 (spätestens ab *ad quorum consilia*, 83,9–17, das Nikolaus von Clairvaux noch kennt). Zur Identifizierung und Rezeptionsgeschichte des Spuriums in der frühen Neuzeit DIEUDONNÉ A., Hildebert de Lavardin, évêque du Mans, archevêque de Tours (1056–1133). Sa vie – ses lettres, Paris 1898, 120–123 (zu Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. lat. 2595, 15166 und 17468), der es als „l'œuvre d'un clerc né malin" deutet und gegen eine Urheberschaft Hildeberts votiert. Wenig hilfreich die Ausführungen bei BENZINGER J., Invectiva in Romam. Romkritik im Mittelalter vom 9. bis zum 12. Jahrhundert (HS 404), Lübeck–Hamburg 1968, 78f. Anm. 30.

53) Nur die Handschriften Florenz, Biblioteca Riccardiana, Ms. 371, fol. 60^{V}-61^{R} und Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Archivio di San Pietro, Ms. G 11, fol. 86^{V}–87^{R} (beschrieben von F. DE MARCO innerhalb eines Censimento dei codici dei secoli X–XII [StMed 3. Ser., 11, 1970, 1128f]. Die Handschrift war VON MOOS nicht bekannt) geben die Rubrik *Ex epistula Sidonii Arvernensis*; beide brechen syntaktisch unvollständig mit *spingarum* (für *Sphingarum* bei Sidon., ep. V,7,5) ab, wie auch Troyes, Bibliothèque Municipale, Ms. 1926, fol. 70VB–71RA. Die übrigen – Cambrai, Bibliothèque Municipale, Ms. 211, fol. 128^{VA-VB}, Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. lat. 17468, fol. 98VB, lat. 15166, fol. 69^{RB-VA}, lat. 2595, fol. 102^{RA-RB}, Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Ms. Vat. Reg. lat. 246, fol. 60^{VA-VB} und London, British Library, MS. Arundel 25, fol. 56^{RA-VA} – überliefern zusätzlich noch das zugehörige *ungues*.

54) Im Bibliothekskatalog von Clairvaux aus dem Jahre 1472 wird übrigens unter „I 21" ein *beau petit volume* mit den neun Büchern der Briefe Sidonius' und *son livre nommé Panegiricus* aufgeführt (La bibliothèque de l'abbaye de Clairvaux [wie Anm. 3] 162); Ms. Troyes, Bibliothèque Municipale, 256 (s. XII) aus Clairvaux enthält einen einzelnen Brief des Sidonius (Catalogue général [wie Anm. 3] 128 und La bibliothèque de l'abbaye de Clairvaux [wie Anm. 3] 143 und 425). KÖNSGEN E., Epistolae duorum amantium. Briefe Abaelards und Heloises? Edition und Untersuchungen (MLST 8), Leiden–Köln 1974, X, XXX und 104 macht auf die Sidonius-Exzerpte in dem von Johannes de Vepria während der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts in Clairvaux geschriebenen Ms. Troyes, Bibliothèque Municipale, 1452, fol. 21RA–41^{V} aufmerksam; im Gegensatz zu anderen Vorlagen, auf die Johannes

Die denkbaren Verbindungen zwischen Predigten und Epistolar des Nikolaus von Clairvaux auf der einen, diesen vier Handschriften mit Briefen Hildeberts auf der anderen Seite können vorerst nur hypothetisch bleiben. Nicht nur, daß ausreichende Gründe für eine eindeutige Zuordnung in den Codices und bei Nikolaus fehlen, läßt auch der gegenwärtige Kenntnisstand über die Überlieferungsgeschichte der Briefe Hildeberts keine Klärung erhoffen: Zwar hat P. VON MOOS nach den Vorarbeiten von A. DIEUDONNÉ eine Klassifizierung der ihm bekannten Handschriften, der er die Abfolge der Briefe zugrundelegte, vorgenommen, sich jedoch zu den Problemen etwa der Chronologie der Sammlungstypen sehr verhalten geäußert. Schließlich steht eine Kollationierung, die die Beziehungen zwischen den einzelnen Textzeugen klären könnte und die längeren Zitate bei Nikolaus vielleicht einordnen hülfe, noch aus.

Halten wir unsere Ergebnisse fest: Nikolaus von Clairvaux besitzt früh Kenntnis zahlreicher Briefe Hildeberts, er zählt zu den am intensivsten von ihm genutzten Autoren – in seinem eigenen Œuvre und in Auftragsproduktionen. Handschriften mit Briefen Hildeberts sind spätesten 1147 in Troyes und Clairvaux vorhanden. Ob der Trecensis 1924 aus Montiéramey stammt, kann abschließend nicht geklärt werden; die dort abgeschriebene Urkunde Papst Hadrians IV. scheint dafür zu sprechen.

(etwa für seine Auszüge aus Cassiodors Variae und Ennodius) nachweislich in Clairvaux zurückgegriffen hat, konnte KÖNSGEN für Sidonius keinen erhaltenen Codex aus Clairvaux aufspüren, bezweifelt jedoch nicht, „daß in Clairvaux Vorlagen für Sidonius vorhanden waren". Im übrigen könnte bereits Nikolaus' *subversores* von dem vor *Hi sunt quos timent* bei Sidonius stehenden *delatores* angeregt sein.

Übersetzung der Vita Paulinae des Sigeboto und Kommentar

von Camilla Badstübner-Kizik, Gdansk

I. Übersetzung

Vorrede zur Lebensgeschichte der seligen Paulina, einer adligen Frau aus der Nähe von Erfurt[1]

Gott, der die menschliche Natur liebt, sie erschuf und durch seine wunderbare Gnade erneuerte, wollte am Ende der Zeiten Mensch werden um des Menschen willen, den er am Anfang der Zeiten als ein mit Vernunft begabtes und der Erkenntnis der ewigen Weisheit fähiges Wesen geschaffen hat. Um die Würde menschlichen Seins offenbar zu machen, vereinte er das, was er gütig geschaffen hatte, gnädig mit seiner Gottheit.

Der menschgewordene Gott kam (auf die Erde), um zu suchen, was verloren war, zu retten, was untergegangen war, zu sich zu nehmen und zu heilen, was der Feind zertreten hatte. Er kam, um die, die er bestimmt hat, zum (ewigen) Leben zu berufen, die, die er berufen hat, gerecht zu machen und die, die er gerecht gemacht hat, in einzigartiger Gnade zu verherrlichen.[2] Durch verschiedene Gnadengaben des einen selben Geistes sich voneinander unter-

1) Die Übersetzung bezieht sich auf die Textausgabe: Sigebotonis Vita Paulinae (ed. J. R. Dieterich, MGH. SS 30/2, 909–938, Hannover 1934, Neudruck Stuttgart/New York 1963). Ich habe versucht, möglichst durchgängig zwischen wörtlicher Übersetzung und auch heute lesbarer Wiedergabe des Textes zu vermitteln. Gelegentlich schienen Ergänzungen und Zusammenziehungen für ein besseres Verständnis des Textes unvermeidlich. So wurden einerseits die Namen der handelnden Personen vereinzelt ergänzt, um den Verlauf der Handlung deutlich genug zu machen (z. B. der Name „Paulina" in den Kapitelüberschriften) oder andererseits häufige Pleonasmen verkürzt. Dies sowie eine dem Erzählfluß angemessene Angleichung der Tempora (v. a. im 54. Kapitel) wurden nicht besonders vermerkt, alle anderen Ergänzungen sind in Klammern gesetzt. Wertvolle Hinweise verdanke ich Prof. Klaus Schreiner und Dr. Gabriela Signori, Bielefeld (für die Vorrede), Prof. Fidel Rädle, Göttingen (für Kap. 29) sowie den Patres OSB Prof. Ulrich Faust, Ottobeuren und Dr. Franziskus Büll, Münsterschwarzach.
Die Bibelverweise und Zitate folgen der Einheitsübersetzung des Alten und Neuen Testaments. Direkte Zitate aus der Vulgata sind kursiv gesetzt.

2) Vgl. Röm 8, 30.

scheidende Gruppen und Stände formte und lenkte er so durch ihre Glieder, daß das eine ohne das andere keine Fortschritte machen und nicht bestehen konnte, und der, der durch Macht und Ehre den Rang eines höheren Gliedes erreicht hat, in seinen Dankgebeten das geringere Glied nicht vergessen konnte. Es nimmt nämlich am Körper der Kopf einen höheren Platz ein als die Füße, und die einzelnen Glieder, obwohl einer Natur, unterscheiden sich durch ihren Stand und ihre Stellung.

So gilt in der Kirche die priesterliche Würde mehr als der Ehestand, so gilt die Jungfrau mehr als die Witwe. Diese hält dennoch das Band ungeteilten Glaubens, ja ungeteilter Liebe zusammen, wenn auch ihr Verdienst und ihr Lohn, ihre Mühe und ihr Fortschritt sie in verschiedene Stände aufgliedern.

Christus liebt die Klugen, er liebt die Verheirateten und die Enthaltsamen. Bei diesen belohnt er die Frucht der Weisheit, bei jenen den Ehebund aus dem Schoß der Mutter Kirche, bei den dritten die Gnade der Enthaltsamkeit, (bei den einen) das jungfräuliche Verdienst, (bei den anderen) die eheliche Gemeinschaft, (bei den dritten) das Gelübde der Witwenschaft und ihr Verdienst. Er belohnt sie so, daß bei allen nicht der Rang oder das Geschlecht, sondern die Heiligkeit des Lebens vergolten wird. Großen Lobes und Lohnes würdig nämlich ist die jungfräuliche Reinheit, einer Belohnung würdig ist (aber) auch die Enthaltsamkeit der Witwe.

Judith und Hanna sind in der Heiligen Schrift mit Lob verherrlicht und geehrt; die eine von ihnen streckte einen lasterhaften Feind nieder,[3] die andere gab sich Fastenübungen und Gebeten hin und erfüllte so einen Gott wohlgefälligen Dienst.[4] Dem predigenden Christus folgten auch einige verheiratete Frauen und Witwen in wunderbarer Hingabe, und sie dienten dem Herrn mit ihrem Vermögen.[5] Nach dessen Auferstehung folgten Witwen auch den Spuren des Paulus und der übrigen Apostel und weil sie es nicht mit Worten konnten und durften, unterstützten sie die Apostel mit ihren Fähigkeiten und gaben so ein Beispiel bewährter Zeugenschaft. Von solchen Frauen sagt Paulus zu Timotheus: *Ehre die Witwen, wenn sie wirklich Witwen sind. Eine Frau aber, die wirklich eine Witwe ist und allein steht, setzt ihre Hoffnung auf Gott und betet beharrlich und inständig bei Tag und Nacht. Wenn bekannt ist, daß sie Gutes getan hat, wenn sie Kinder aufgezogen hat, gastfreundlich gewesen ist und den Heiligen die Füße gewaschen hat, wenn sie denen, die in Not waren, geholfen hat und überhaupt bemüht war, Gutes zu tun.*[6]

Zu diesen zum Lobe unseres Herrn die selige Paulina hinzuzuzählen, durch ihren Glauben und ihren Lebenswandel wahrhaft eine Tochter des großen Paulus, haben wir nach der Vorschrift des Apostels für wert erachtet, sie, die das Gesetz witwenhafter Enthaltsamkeit nach dem Beispiel der (ihr) vorausgehenden Mütter befolgte und den Weisungen Christi unermüdlich

3) Vgl. Jud 13,9.
4) Vgl. Lk 2,36–37.
5) Vgl. Lk 8,1–3.
6) 1 Tim 5,3.5.10.

anhing, leuchtete in unserer Zeit wie eine blühende Rose hervor und besprengte mit dem Duft ihres heiligen Lebens das Haus der Kirche von allen Seiten.[7] Herausragend durch die Fortschritte ihrer Tugenden war sie durch Bitten würdig, das zu erhalten, und durch Suchen das zu finden, was sie erbat und auf ihr Klopfen hin erlangte sie Einlaß in den himmlischen Ruhm.

So endet die Vorrede zur Lebensgeschichte der seligen Paulina, der edlen Frau.

Kapitel 1 Von Paulinas adliger Herkunft

Paulina stammte von den berühmtesten thüringischen Geschlechtern ab. Was immer sie von ihren Eltern ererbt hatte oder was von anderen adligen Vorfahren bis auf sie gekommen war, verdunkelte sie weder durch schlechte Sitten noch böse Taten, sondern sie fügte ihrer gesamten Familie, allen ihren Vorfahren und Nachkommen, wie die spätere Wirkung ihrer Verdienste es zeigte, den strahlenden Glanz ihrer Rechtschaffenheit – wie ich es nennen möchte – hinzu.

Ihr Vater Moricho[8] war zunächst am Hofe Markgraf Ekkehards,[9] später dann, in der ersten Blüte seiner Jugend, am Kaiserhof Heinrichs IV.[10] erzogen worden. Als Ritter und Inhaber eines glänzenden Amtes hatte er sich beim Kaiser großes Vertrauen und die Gnade freundschaftlichen Umgangs erworben und von diesem viele Lehen als Lohn erhalten,[11] die er erstrebte und die ihm auch rechtmäßig zustanden. Er besaß die allerbesten Sitten, er hielt sich hartnäckig an die Gerechtigkeit, war ein vorausschauender Ratgeber und ein treuer Helfer, er war gütig, von makellosem Ruf und edlen Sitten, (kurz) er war die Zierde des bis heute blühenden Geschlechts. Bei Hof verwaltete er an der königlichen Tafel das Amt eines Truchsessen und genoß bei allen Ministerialen sehr großes Ansehen.

Sein Bruder Werner war Bischof zu Merseburg.[12] Zu seinen Lebzeiten erleuchtete er gleichsam als himmlisches Gestirn die ganze Kirche. Er war ein Mann von vorzüglichem Verdienst um Gott und ein höchst wachsamer Verwalter seines Amtes. Über seine Verdienste ist an gegebener Stelle einiges zu erwähnen.

---

7) Vgl. Hos 14,6–7.

8) Die genauen Lebensdaten bleiben wegen der ungesicherten Identität Morichos Vermutung: er wird vor 1040 geboren und nach 1100 in Hirsau als Konverse verstorben sein.

9) Ekkehard II., 1032–1046 Markgraf von Meißen.

10) Heinrich IV., 1056–1106 deutscher König und Kaiser. Es ist wahrscheinlich, daß Moricho schon unter Heinrich III., 1039–1056, an den Hof kam.

11) Belegt ist eine 1068/69 erfolgte Schenkung Heinrichs IV. von 24 bei Gebstedt gelegenen Königshufen an Moricho zu dessen privatem Eigen. Weitere Schenkungen sind wahrscheinlich (vgl. Hesse L. F., Geschichte des Klosters Paulinzella, Rudolstadt 1815/17, Nr. 1 und DH IV, 213, 272).

12) Werner war seit 1063 bis zu seinem Tode 1093 Bischof zu Merseburg, später auch Abt des von ihm reformierten Petersklosters auf der Altenburg.

Auf Geheiß des Königs und mit dem Versprechen königlicher Freigebigkeit führte Moricho eine Gattin heim, die Uoda hieß.[13] Würde des Adels, Zucht der Sitten und der Ruhm ihres Reichtums stimmten mit der schönen Gestalt zusammen. Auch nach Herkunft, Alter und freiem Stand paßte sie zu Moricho. Beide also gaben, in ehelicher Treue und Gemeinschaft vereint, dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist,[14] und durchliefen so den unsicheren Kreislauf alles Zeitlichen, so daß sie nicht aus dem Gedächtnis verloren, was sie künftig zu erwarten hatten.

Kapitel 2 Von dem Traumgesicht, das Uoda die Geburt einer Tochter offenbarte

Wir wollen also das Verdienst der seligen Paulina von ihrer mütterlichen Wurzel her untersuchen und der Reihe nach beschreiben, wie sie gewissermaßen schon im Mutterleib durch ein Vorzeichen geheiligt und in die himmlischen Gaben eingeweiht wurde.

Obwohl ihre Mutter durch das Band der Ehe oder die Sorge um Haus und Hof gebunden schien, nahm sie doch Christus in sich auf, barg ihn in ihrem Inneren und versah unermüdlich den Dienst der Martha.[15] Niemals vergaß sie um des Ehebundes oder weltlicher Angelegenheiten willen ihren inneren Bräutigam oder die Gnade der ewigen Güter.

Als sie eines Nachts tief eingeschlafen war und ihren Leib im Schlaf erquickte, schien es ihr, als ob sie eine Stimme hörte, die zu ihr sprach und fragte, ob sie schliefe. Als sie antwortete, daß sie unzweifelhaft wache, entgegnete jene: „Du hast eine Tochter empfangen und ihr Name wird Paula sein;[16] sie wird durch das Verdienst ihres Glaubens und die Vollkommenheit ihres Ruhmes mit ihrer Person alles übertreffen, was von deinen Vorfahren her in glanzvoller Erbfolge bis auf sie weitergegeben wurde, und die ganze berühmte Familie wird sie durch ihre Fortschritte auf dem Pfad der Tugenden erhöhen. Wie eine Blüte wird sie aus dem vornehmen Stamme hervorsprießen und die Frucht des Heils und der Gnade zum Segen vieler hervorbringen."

Die Gott ergebene Magd erwachte und freute sich dieser Vision zum Lobe Gottes, doch wußte sie, wenn sie auch schwanger war, noch nicht um ihre Leibesfrucht. Der Stachel der Furcht und Liebe zu Gott trieb sie dazu, gute Werke zu vollbringen und unter Einsatz ihres Vermögens und ihrer Seele heilige Verdienste zu erringen. Unverdrossen strebte sie nach einem tätigen Leben und flehte in heißem Gebet, daß sie der Erfüllung des empfangenen göttlichen Versprechens würdig sei. Sie wachte über ihr Leben und ihre Sitten und bot so gemeinsam mit ihrem Gatten bereits einen gewissen Beweis für die Heiligkeit der zu erwartenden Tochter. Gefestigter in ihrem Glauben, wies sie

13) Identität und Lebensdaten Uodas müssen ungeklärt bleiben.
14) Vgl. Mt 22,21; vgl. Mk 12,17; vgl. Lk 20,25.
15) Vgl. Lk 10,38.40.
16) Vgl. Lk 1,31.

durch wachsende Gottesverehrung schon auf das hin, was ihr im Schlaf verkündigt worden war.

Kapitel 3 Von der Geburt der seligen Paulina

Als die Tochter geboren war, versahen ihre Eltern sie mit der heiligen Taufe der Kirche, sie gaben ihr aber auf den Rat einer Äbtissin, einer Tante der Jungfrau, den Namen Paulina, und nicht Paula.[17] Späterhin unterwiesen sie ihre Tochter in Kenntnissen, die ihrem noch zarten Alter angemessen waren und überzeugten ihr geliebtes Kind nach Kräften mit Worten und Taten, sittsam zu leben, eifrig nach Frömmigkeit zu streben und durch die Körperhaltung die Seele geziemend zu verfeinern.

Als die Jungfrau in die Mädchenjahre gekommen war und die Stufe des verständigen Alters erreichte, förderte sie ihre vornehme Abstammung durch eifriges Streben nach Tugenden und vermischte weder verachtenswerte Zügellosigkeit noch kindliche Laster mit der jugendfrischen Blüte. Zu diesen Vorzügen kam noch hinzu, daß sich die Jungfrau durch eine äußerst feine und schamhafte Gestalt auszeichnete und so bescheiden in Blicken und Gebaren war wie gemäßigt in ihren Sitten.[18] So war sie weder ihrer Umgebung aufgrund außergewöhnlicher, angemaßter Ruhmsucht verhaßt noch durch haltlose und ungezügelte Herablassung verachtenswürdig, sondern sie hielt sich an das Vorbild und die Ermahnungen der Eltern und machte sich bei Verwandten, Bekannten und Freunden gefällig und beliebt.

Sie besaß nämlich die hochherzige Freiheit, sich einzelnen Personen, Pflichten oder örtlichen und zeitlichen Gegebenheiten anzugleichen oder gleichzumachen, wobei der Glanz ihrer Würde unerschüttert blieb. Ein entarteter Geist hingegen schreitet immer in aufdringlichem Hochmut voran und zeigt sich mit seinem angeborenen Rang unzufrieden. Er trachtet danach, den Nachteil unedler Geburt mit dem Trugbild einer falschen Selbsteinschätzung zu bemänteln und täuscht mit der Lüge, Frucht eines edlen Sprosses zu sein, über seine minderwertige Herkunft hinweg. Bei der Jungfrau (Paulina) aber stimmten die edlen Sitten mit der edlen Abkunft überein, sie schmückte sich nicht mit fremden Federn und fügte so Tugend an Tugend.

Allerdings hätte sie zu diesem Zeitpunkt etwas Unstatthaftes getan, wenn sie mit einem Gelübde heiliger Jungfräulichkeit gegen den Willen ihrer Eltern gehandelt hätte. Eine eheliche Verbindung schien nämlich gerade jetzt für sie vorgesehen zu sein. Die vorauseilende göttliche Vorsehung bestimmte die zukünftige Frucht ihres Leibes bereits zum Dienst an ihrem Ruhm, und so wurde die Jungfrau (Paulina) entsprechend dem Rang ihrer weltlichen Stellung in äußerst prächtigem Hochzeitsschmuck einem Mann anvermählt. Der Lohn jungfräulichen Verdienstes ging ihr zwar nicht verloren, das aber, was

17) Der Hinweis auf Paula sollte vermutlich die geistige Verwandtschaft zum Apostel Paulus deutlicher machen (vgl. Apg 13,9).

18) Erkennen und Einhalten des rechten Maßes galt in der Erziehung des Adels als Hauptziel der Bemühungen.

sie für Gott (erreichen) wollte, konnte sie nicht erfüllen, denn ihre Eltern erhoben Widerspruch.

Kapitel 4 Wie Paulina die göttlichen Gaben zu mißbrauchen begann und mittels eines Traumgesichts gescholten wurde

Aber, wie es zu geschehen pflegt, der Überfluß an Besitz legt der Jugend immer Fangnetze aus und versucht, sie zum Mißbrauch der göttlichen Gaben zu überreden. So begann auch Paulina bald, die ihr nach göttlicher Fügung zugewiesenen Güter gewissermaßen zu mißbrauchen. Sie war kaum sechzehn Jahre alt, und schon überschritt sie das Maß durch ihren überaus aufwendigen Kleiderputz und verdiente es, von Gott liebevoll zurechtgewiesen zu werden. Mit ihrem Prunk und Putz nämlich handelte sie den apostolischen Vorschriften zuwider, die da sagen: *nicht kostbare Kleider (seien ihr Schmuck)*.[19]

Als sie eines Nachts auf ihrem weichen Lager ruhte und sich tiefem Schlaf überlassen hatte, erblickte sie im Traum ihr Untergewand, das sie zum Trocknen in die Sonne gelegt hatte, zu wunderlicher Größe aufgebläht und in weltlicher Prahlerei herausgeputzt. Und siehe, vor ihren Augen erschien ein Äthiopier von völlig schwarzer Gestalt.[20] Der näherte sich dem ausgebreiteten Kleid, suchte, wo er denn, der nackte und schmachvolle Fremdling, eindringen könnte, und weil er die rechtmäßige Öffnung zum Hineinschlüpfen nicht fand, irrte er längere Zeit in der Nähe der Ärmel und der Kapuze herum. Paulina erschrak und erwachte. Den Schrecken, der sie geschüttelt hatte, verstand sie als Schlüssel (zu diesem Traumgesicht), und voller Verwunderung erkannte sie, woher, von wem und warum es geschickt worden war – von (unser) aller Höchstem Vater nämlich, der die zum ewigen Leben Berufenen schilt und die Gescholtenen bessert und lenkt. Sei es also, daß Paulina durch Betrachtung ihrer Lage, sei es, daß sie durch den Tadel göttlichen Scheltwortes getroffen war: sie setzte dem gewohnten Überfluß ein Maß und zügelte den unüberlegten Ausbruch haltloser Freiheit mit dem Zaum ehelicher Zucht.

Nach einigen Jahren kam ihr Gatte bei einem Brand ums Leben. Gern hätte Paulina (nun) Witwenschaft gelobt und den Entschluß gefaßt, von nun an allen ehelichen Gemächern fern zu bleiben. Ihr zartes Alter aber und der Widerstand von seiten ihrer Verwandtschaft vereitelte diesen Vorsatz mit allen Mitteln.[21] Wieder wurde sie mit dem Band der Ehe gebunden und einem sehr berühmten und durch die Ehrenhaftigkeit seines Lebenswandels herausragenden Mann namens Ulrich in rechtmäßiger Ehe angetraut.[22] Wenn sie das nicht getan hätte, hätte sie den Worten des Apostels zuwidergehandelt, der

19) 1 Tim 2,9.

20) Hier vermutlich eine Metapher für einen Dämon.

21) Paulina war zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht 20 Jahre alt. War eine Ehe, wie vermutlich in diesem Fall, ohne Nachkommen geblieben, so konnte die Verwandtschaft eine neuerliche Verheiratung der Witwe verfügen.

22) Ulrich von Schraplau (?) stammte sehr wahrscheinlich aus dem ostsächsischen Raum. Seine Lebensdaten sind unbekannt.

sagt: *Gehorcht euren Eltern!*[23] Und an anderer Stelle: *Deshalb will ich, daß jüngere Witwen heiraten, Kinder zur Welt bringen, den Haushalt versorgen,*[24] ihrem Haus vorstehen usw.

Kapitel 5 Wie Paulina erneut gegen ihren Willen eine Ehe einging und (dennoch) das Ewige dem Zeitlichen vorzog

Paulina war dem Ehegemach, wenn auch mit zögernder Seele, erneut verpflichtet; in geistiger Verbundenheit aber verließ sie ihren himmlischen Bräutigam nicht, dessen Brautschmuck sie dank der heiligen Taufe und ihres Glaubens schon früher in neuer Wiedergeburt in Empfang genommen hatte.

So widmete sie sich ihrem Hausstand, so kümmerte sie sich um die ehelichen Belange, daß sie beharrlich in Frömmigkeit und Barmherzigkeit dem apostolischen Gebot Genüge tat, so gut sie vermochte. Im Geiste hing sie an den ewigen Gütern, verwaltete aber (gleichzeitig) im Stande ehelicher Pflicht ihren zeitlichen Besitz.

Kapitel 6 Wie Paulina gleichsam zum zweiten Mal zum Leben erwachte und ihren weltlichen Schmuck Gott übergab

Über dieses Ereignis besitzen wir von allen ihren guten Sitten und Taten die allerbeste Kunde, darüber hinaus aber verfügen wir noch über die heiligen Zeugnisse, die Paulina aus ihrem weltlichen Schmuck zu einer Zeit verfertigen ließ, als sie im irdischen Prunk völlig zu versinken schien.

Unter dem wachsamen Eifer ihrer Eltern und ihres Ehegatten umsorgte sie ihren blühenden Leib mit sehr aufwendigem Schmuck und trug zu ihrer ehelichen Zierde zum Schein ein aus Gold, Silber und kostbaren Edelsteinen bestehendes Geschmeide um den Hals. Doch bei passender Gelegenheit, in Abwesenheit ihres Gatten oder bei einem anderen Anlaß, rief sie einen erfahrenen Goldschmied herbei und händigte ihm jenen Schmuck aus, damit er ein Kreuz des Herrn daraus verfertigte. Auch Kästchen und Schreine, in denen man Reliquien aufbewahrte, ließ sie mit ihrem Geschmeide bedecken und zieren. So zeigte sie ganz deutlich, wie sie diese Zeichen aufwendiger Lebensführung einschätzte und diente mit dem, was sie zum Schmuck ihrer Gestalt erhalten hatte, allein dem Ruhme Christi, nicht ihrem eigenen.

Was gibt es Prunkvolleres und Lieblicheres an weiblichem Schmuck als in schöner Abwechslung mit Edelsteinen und Gold verzierte Halsgeschmeide? Ihre künstlerische Feinheit zieht die Blicke der Betrachter auf sich, und ihr Schöpfer treibt mit der Prahlerei des glänzenden Steins und Metalls den Menschen nur dazu, sich selbst für etwas zu halten, was er nicht ist. Die große Seele der edlen Frau aber verachtete alles Wertvolle, denn sie wußte, daß eine gute Seele Gott mehr gefällt als die Augen des Gatten ein schönes Gewand je erfreuen kann.

---

23) Eph 6,1; Kol 3,20.
24) 1 Tim 5,14.

In der Nacht weltlichen Ruhmes erglühte Paulina im Lichte des Glaubens an den Schöpfer, in Reichtum und Überfluß lebte sie ärmlich, sie verachtete glänzendes Gewand und sonstigen weiblichen Schmuck, blieb enthaltsam beim Genuß feiner Speisen und sorgte sich mehr um ihre innere Erbauung als um die weltlichen Geschäfte.

Kapitel 7 Wie Paulina inmitten all dieser (irdischen) Wonnen Christus durch Enthaltsamkeit diente

So konnte man die edle Frau mit ihrem Manne an der Tafel sitzen sehen, wie sie im Beisein des Gesindes den beim üppigen Mahl anwesenden Gästen die Speisen auftat und das Fleisch mit dem Messer stückweise zerkleinerte, aber niemals davon kostete, wie sie den Becher mit süßem Wein an die Lippen führte, aber nicht daraus trank. Vielmehr täuschte sie die Aufmerksamkeit ihres Gatten durch heilige Verstellung,[25] verzehrte bescheiden in Asche gebackenes Brot, das sie im Ärmel verborgen hielt, und nippte ein wenig Wasser, nachdem das öffentliche Mahl für die Gäste beendet war.

Vergleiche die kärglichen Mahlzeiten der bescheidenen Frau, die Ähnlichkeit hatten mit denen, die Einsiedler zu sich nehmen, mit der überladenen Tafel, an der zügellose Sorglosigkeit unbegrenzt essen und trinken konnte! Weder trieb der Hunger Paulina zu Tisch, noch lockten sie die verführerischen Speisen, weder vermochten der dabeisitzende Gatte noch die Menge der Umstehenden sie anzugreifen oder einzuschüchtern: sie diente dem Herrn durch das Bestreben nach Enthaltsamkeit im Überfluß. Von dem aber, was sie ihrem Leib vorenthielt, brachte sie im Verborgenen ihrer Seele den göttlichen Blicken ein Opfer dar, *das Gott gefällt*.[26]

Eine gewisse Art von Martyrium ohne Blutvergießen[27] ist nämlich die Enthaltsamkeit im Überfluß und der unerschrockene Widerstand gegen Genußsucht und Völlerei, wenn man aus dem Reichtum heraus durch viele Wünsche verführt zu werden scheint.

Es suchte also die verständige Frau in der Sicherheit die Gelegenheit zum Kampfe, damit sie sich später in einem Mißgeschick siegreich bewähren könnte. Sie wußte mit dem Apostel im Überfluß zu leben und Entbehrungen zu ertragen,[28] indem sie im Überfluß den Geist nicht niederhielt und in der Bedürftigkeit ihre Begierden beherrschte. Immer aber lenkte sie sittsam und tugendhaft ihre Handlungen so, daß sie in tapferer Rechtschaffenheit als Familienmutter ihrem Hauswesen vorstand und den Ruhm ihrer Vortrefflichkeit nicht

25) Vgl. hierzu Opitz 1984 (wie Kommentar, Anm. 23), 331.
26) Eph 5,2.
27) Diese Ansicht vom unblutigen Martyrium der Reformkreise stand im Gegensatz zu den radikaleren Auffassungen der an urchristlichen Vorstellungen orientierten Häretiker. Die hier illustrierte Standhaftigkeit und Konsequenz inmitten von Widerständen, im Gegensatz zur Flucht vor ihnen, schließt unmittelbar an das im Vorwort entworfene Ideal der *vera vidua* an.
28) Vgl. Phil 4,12.

verdunkelte und (doch) bei all diesen Geschäften das Gedeihen der besonderen (geistigen) Frucht nicht aus den Augen verlor. Auf das Streben nach den sechs Werken der Barmherzigkeit – das sind die Sorge für Kranke, der Besuch Gefangener, die Gnade der Gastfreundschaft und noch andere Prüfsteine des christlichen Lebens[29] – war sie in kluger Sorgfalt so bedacht, daß nur wenige ihr darin gleichkamen und nicht viele verehelichte Frauen ihr darin überlegen zu sein schienen.

Kapitel 8 Wie sich Paulina mit ihrem Gatten nach Rom begab, um dort zu beten

Schließlich begab sie sich um Glauben, Andacht und die allerhöchste Gnade zu finden, gemeinsam mit ihrem Gatten nach Rom.[30] Demütig bittend trat sie vor die Schwelle der Apostel, neigte vor dem apostolischen Hirten Haupt und Geist und brachte Gott für die Erlösung ihrer Seele Gelübde und Gebete dar. Wiederholt besuchte die gottergebene Frau zahlreiche Stätten der Heiligen, brachte entsprechend ihren Möglichkeiten in den Kirchen viele Opfer dar und machte sich endlich mit ihrem ganzen Gefolge froh auf den Rückweg.

Da es aber nicht geraten schien, die mühevolle Pilgerfahrt allzu schnell zu beenden, verabschiedete sie sich von ihren Eltern und deren Begleitern und machte sich mit ihrem Mann und einigen Wenigen auf den Weg nach Spanien zum Grabe des heiligen Jakobus, wo sie, wie in Rom, die Gnade apostolischer Fürsprache suchte.[31]

Wie aber der allmächtige Herr seine Magd für würdig hielt, auf dieser Reise belehrt zu werden, darf nicht verschwiegen werden.

Kapitel 9 Wie Paulina beim Überschreiten des Flusses Gironde durch die Gnade Gottes zusammen mit vielen anderen gerettet wurde

Es geschah nun, daß sie auf ihrem Weg an den Fluß Gironde des (uns) näher gelegenen Teil Spaniens[32] gelangte und versuchte, ihn in einem Nachen zu überqueren. Kaum aber hatte das mit einer gewaltigen Menschenmenge

29) Vgl. Mt 25,34–40.

30) Der Zeitpunkt dieser ersten Romreise ist ungewiß. Als Päpste kommen Urban II. (1088–1099) oder Paschalis II. von Ravenna (1099–1118) in Frage.

31) Ziel war Santiago de Compostela im Nordwesten Spaniens. Das Grab des Heiligen Jacobus wurde dort 820/30 aufgefunden, der große Pilgerstrom setzte ab Mitte des 10. Jh. ein.

32) Möglicherweise handelt sich um die Gironde (Gerunda, Girundia, Gerunna), den unteren Lauf der Garonne in Frankreich, vielleicht auch um die gleichnamige Meeresbucht ebenda. Einer der üblichen Pilgerwege von Norden nach Santiago de Compostela hat dort vorbeigeführt. Wenn Sigeboto den Fluß in Spanien lokalisiert, könnte das auf ungenaue geographische Vorstellungen zurückzuführen sein, oder aber darauf, daß er Paulina von Rom kommen und damit Spanien durchqueren läßt. Ein Fluß ähnlichen Namens ist allerdings auf den möglichen Strecken nicht zu identifizieren.

beiderlei Geschlechts beladene Schiff, von Rudern bewegt, die Mitte des Flusses erreicht, als gemeldet wurde, daß eine dünne Planke durch die Stöße erschüttert wurde. Sie spaltete sich und durch das Leck drang der Abgrund herein. Schon trat allen, die dabei waren, die Gegenwart des Todes entgegen. Alle, die im Schiff waren, erschraken, rissen in der verzweifelten Lage gemeinsam mit dem Schiffsherrn die Takelage herunter, erhoben die Hände, den Verstand und die Stimmen zu den Sternen und, was den letzten Moment eines verzweifelten Lebens ausmacht, überantworteten in einem einhelligen, fassungslosen Hilfeschrei sich und ihre Habe dem Schöpfer aller Dinge. Aus den Tiefen hervorsprudelnd, schmetterte der unselige Abgrund mit unheilbringender Woge heran, drang in das Leck ein und ließ die, die es sahen, fast tot zurück, ohne daß sie (wirklich) tot waren. Sie zweifelten völlig an der Hoffnung, jemals aus so großer Gefahr errettet zu werden, und die klaren Sinne schwanden ihnen.

Paulina aber blieb unerschrocken in Glauben und Standhaftigkeit auf Gott gerichtet, obgleich auch sie ein klein wenig Todesangst verspürte. Ihr stand ja durch den Ablaß, den sie in Rom empfangen hatte, das Tor des Himmels mittels dieses passenden Schlüssels schon offen. Sie packte einen Zipfel des Gewandes, das sie trug, drehte ihn zusammen, verstopfte damit das Leck vor dem heranbrüllenden Abgrund, hockte sich über die hineinflutenden Wassermassen und drängte so in tapferer Zuversicht das hereinströmende Meer zurück. Schließlich bezichtigte sie die bereits von entsetzlicher Blässe gezeichneten Gefährten des zaghaften Mißtrauens, ermunterte sie nachdrücklich, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen und trieb und bat inständig, sie sollten mit Geschick und Tatkraft den sinkenden Nachen dem Hafen zutreiben.

So besannen sich die Leute nach dem Beispiel der unerschrockenen Tatkraft der mutigen Frau in ihren von Todesangst erschütterten Seelen, boten alle ihre Kräfte auf, schöpften um die Wette das Flußwasser aus und drängten mit vereinter Kraft ihren entmutigten und hoffnungslosen Steuermann, loszufahren. Weil der Heiland aller mit Hand an die Ruder legte, gelangten sie alle unbeschadet in den Hafen. Dort priesen alle, die dabei waren, in einem einstimmigen Dankgebet den Herrn, mit dessen Hilfe sie erkannt hatten, was für eine Begleiterin sie sich genommen hatten, die ihnen in allen durch diesen Schrecken entstandenen Mühen zum Heil auserkoren war.

Paulina selbst aber, froh über die Vorsehung des obersten Schutzherrn, entbrannte in tieferer Liebe zu Gott und fügte einem frommen Verdienst ein nächstes hinzu, indem sie Fortschritte machte durch den Ertrag heiligen Glaubens.

Kapitel 10 Wie Paulina ihre zwei Töchter Gott überantwortete

Weil aber die Vorschrift rechtmäßigen Ehebundes sie zwang, häuslichen Geschäften eifrig zu dienen und sie daher für Gott nicht frei war, wie sie wollte, übergab sie ihm zur Vermehrung seiner Dienerschar ihre zwei Töchter, die sichtbar geeignet waren, damit sie in den himmlischen Lehren unterwiesen

würden. In einem Gernrode genannten Ort übergab sie sie Gott im Kloster von Sankt Cyriakus[33] und verlobte die beiden Novizinnen durch den heiligen Schleier mit dem himmlischen Bräutigam. Sie empfahl sie zuvorderst der Äbtissin dieses Klosters,[34] auf daß sie in den geziemenden Regeln unterwiesen würden, und dann dem ganzen Konvent.

Weiter überschrieb Paulina ihren Töchtern soviel von ihrem Besitz,[35] daß sie immer die Unterstützung des Familienvermögens von seiten der mütterlichen Besitztümer hinter sich wüßten, wenn ihnen zur Erfüllung persönlicher Bedürftigkeit im Hinblick auf das Gelübde nicht ausreichen sollte, was sie aus der allgemeinen Pfründe der Ordensegel entsprechend erhielten. Als beide Mädchen *in vorgerücktem Alter*[36] und in die Jahre reiferer Verständigkeit gekommen waren, tat sich Engelsint, die eine von ihnen, bei den literarischen Studien hervor, denn sie war von aufnahmefähigerem Geiste. Eifrig war sie dem Studium zugetan und lernte, auch anderen zu vermitteln, was sie selbst durch gelehrte Unterweisung erfahren hatte.

Bereit, auch ihre heimlichen Unterlassungssünden mit vielen Seufzern zu büßen, fand sie immer Zeit und Ort, um zu sühnen und ihr Leben zu vervollkommnen. So geschah es auch. Der Geist Gottes spornte Engelsints Herz an, und immer wieder suchte sie den Ort auf, an dem sie jetzt in Frieden ruht[37]. Aus der Erinnerung an ihre fromme Mutter heraus und in dem Wissen um eine zukünftige Vergeltung wuchsen Glaube und Demut in ihr. Liebe und Ermutigung von seiten des Abtes dieses entsprechenden Klosters, des ganzen dortigen Konvents und nicht zuletzt ihrer *an Gefallen bei Gott*[38] bewundernswerten Schwester seligen Angedenkens, Bertrad, ermunterten die noch Zögernde. Endlich nahm sie es auf sich, in der allem vorauseilenden Gnade Christi den Pfad des mühsameren Lebens zu gehen[39] und veränderte entsprechend der mütterlichen Erbschaft Aufenthaltsort, Lebensführung und Gesinnung. Das Vorhaben, ein geringeres Gelübde abzulegen, hatte sie fallen lassen.[40]

---

33) St. Cyriakus in Gernrode im Harz wurde 959 von Markgraf Gero als Kanonissenstift für die Versorgung seiner Tochter gestiftet. Der Bau der Stiftskirche wurde im gleichen Jahr begonnen, im zweiten Viertel des 12. Jahrhundert erfolgten wesentliche Umbauten. Die Basilika gilt heute als besterhaltener ottonischer Bau Norddeutschlands und ist vor allem wegen des Heiligen Grabes aus dem 11. Jahrhundert berühmt.

34) Die namentlich nicht zu identifizierende Äbtissin wird dem Stift nach 1064 und vor 1118 vorgestanden haben.

35) Es wird sich um eine Art Ausstattung gehandelt haben. Eine Mitgift wäre erst bei einem tatsächlichen Eintritt in ein Kloster ausgezahlt worden.

36) Lk 1,7.

37) d.h. Paulinzella.

38) Lk 2,52.

39) Vgl. Mt 7,14.

40) Das Verbleiben im Damenstift Gernrode bedeutete ein geringeres Gelübde. Engelsint könnte auf den Widerstand der väterlichen Verwandtschaft gestoßen sein, die bei einem Eintritt ins Kloster die Mitgift auszuzahlen hatte, die damit in Kirchen-

Gyzela, die zweite (Tochter),[41] beabsichtigte, ihrer Schwester mit einem höheren Ziel zu folgen; während sie aber die Bestrebungen der heiligen Mutter von Tag zu Tag ans Licht brachte, kam ihr der Tod unerwartet zuvor, und sie konnte nicht mehr ausführen, was sie vorhatte.

Engelsint war ein seliges Ende vorherbestimmt, als sie nach einem vollendeten glücklichen Leben ihren letzten Tag im Kloster der Frau Paulina beschloß und beim Herrn in heiligem Frieden ruhte.

Kapitel 11 Von Paulinas Tochter, die noch zu Lebzeiten ihres Ehemannes in ein Kloster eintrat

Was aber können wir von ihrer dritten Schwester Bertrad berichten?

Sie war ihren beiden Schwestern zeitlich auf dem Wege zu einem Leben nach der Ordensregel voraus, übertraf sie an Strenge des monastischen Gelübdes bei weitem und war von allen ihren Konventsschwestern die frömmste. Sie war die wahre Erbin und Nachfolgerin der mütterlichen Lehren und ihres Erfolges bei der Vervollkommnung in den Tugenden. Auch bei der Arbeit war sie in gleicher Weise tüchtig. Als sie sich aus Liebe zu Christus losgesagt hatte von der Quelle vergänglichen Glücks, von ihrem Ehemann nämlich und vom Besitz, von der Verwandtschaft und der engeren Familie, verband sie sich unlösbar mit Christus, unserem Herrn. Und indem sie Tag und Nacht im Gott Tempel diente[42] sicherte sie sich in den himmlischen Gefilden Schätze, die Diebe nicht stehlen und Motten nicht zerstören.[43]

Bertrad war eine kluge und gottesfürchtige Frau, von großer Würde und umsichtiger Wachsamkeit, bewundernswerter Demut und Reue, begierig, das göttliche Wort zu vernehmen, im Gespräch bescheiden und überaus angenehm, ihr Geist war nie müßig bei der Arbeit und beim Gebet war sie ganz hingegeben, im Gehorsam streng, bedacht auf die himmlischen Lehren, über die geringsten Nachlässigkeiten ärgerlich und wegen gegenwärtiger und künftiger Übel immer in Sorge. Auf ihrem Antlitz leuchtete das Zeichen reinen Verstandes und sowohl daraus wie aus ihrer Gestalt konnte man erkennen, daß der Heilige Geist in ihr wohnte. Immer war Bertrad zum Dienen bereit, wenn ihr der sich selbst auferlegte Dienst aber auch nicht gerade ungedankt blieb, so wurde sie doch oft (um seinetwillen) gekränkt.

---

besitz überging. Die Tochter verstarb wahrscheinlich nach 1107, dem Todesjahr Paulinas.

41) Sie verblieb entweder in Gernrode oder verstarb in der Siftung der Mutter als Converse. Die Paulinzellaer Nekrologien sind nicht überliefert, in einzelnen Fällen haben Konventsmitglieder Aufnahme in das Totengedächtnisbuch des verbrüderten Klosters Michelsberg bei Bamberg gefunden. Dieses verzeichnet unter dem 7. Juni eine *Gisala conversa*, an sieben weiteren Tagen eine *Gisala laica*. Das Jahr bleibt unsicher; vgl. Schweitzer, K.A., Bericht des Historischen Vereins zu Bamberg 7 (1844) 253 ff. und Dieterich (wie Kommentar, Anm. 6) 915, Anm. 2.

42) Vgl. Lk 2,37.

43) Vgl. Mt 6,20; vgl. Lk 12,33.

Um ihren Lebensbericht mit wenigen Worten abzuschließen: immer wollte Bertrad mehr Gutes, als in ihren Kräften stand, nie fehlte es ihrem frommen Herzen an heiliger Liebe, wenn auch diesem frommen Eifer nicht immer Erfolg beschieden war. Unter diesen Bemühungen um blühendes Verdienst gelangte die selige Frau ans Ende ihres Lebens und wurde von Gott, dem Vergelter aller guten Werke, erhoben und gekrönt.[44] Von den Töchtern Paulinas haben wir somit ausreichend berichtet.

Kapitel 12 Mit welcher Wachsamkeit Paulina nach der Rückkehr aus Rom ihr Verdienst vergrößerte, nicht verkleinerte

Als sich die selige Paulina also, wie oben berichtet, von Rom heimwärts gewandt hatte und nach Hause zurückgekehrt war, widmete sie sich wie gewohnt den Angelegenheiten des familiären Besitzes und umsorgte ihre Familie. Dafür aber, daß die Mühsal einer so großen Reise nicht vergeblich durchmessen worden war, sorgte sie als aufmerksame Wächterin ihrer eigenen Person. Durch das Gut, um dessentwillen sie ausgezogen war, schmälerte sie nicht etwa ihr Verdienst, sondern sie vermehrte es.

So schritt sie wachsam voran und verschloß daheim mit dem Riegel der Ehrfurcht vor Gott, was sie draußen empfangen hatte. Von Tag zu Tag brannte sie mehr darauf, von den ehelichen Fesseln freigesprochen zu werden; und obgleich sie sich nach den ewigen Gütern sehnte, war sie (doch) gezwungen, gegen notwendige, alltägliche Sorgen anzukämpfen. Dennoch brachte dieser Wunsch die gottergebene Frau nicht dahin, den Tod ihres Ehemannes herbeizuwünschen, sondern sie überlegte vielmehr, auf welche Art sie sich zum Dienst für Gott freimachen könnte.

Endlich zeigte sich Gott, der Vater aller, bei dem alle Wünsche sind, gnädig, und ihr Gatte beschritt, fest in unversehrtem Glauben und gestützt auf die Macht der christlichen Religion, den Weg allen Fleisches, nachdem er vorher noch seine Vermögensverhältnisse in einem rechtsgültigen Testament festgeschrieben und geordnet hatte,[45] und die Magd Christi wurde nun mit der langersehnten Freiheit beschenkt.

Der Leichnam des geliebten Gatten wurde unter Ehren und in Anwesenheit einer zahlreich versammelten Schar von Freunden beiderlei Geschlechts in die Stadt Marsinopolis, Merßeburgk genannt, gebracht und dort unter Begräbnisgottesdiensten, die einer solchen Ehefrau würdig waren, bestattet. Sie ehrte den Tod und das Begräbnis ihres Gatten durch vielfältige Spenden in

44) Das Michelsberger Nekrologium verzeichnet am 20. und 28. November eine *Bertrad monacha de cella Pauline*, das Todesjahr wird nach 1107 anzusetzen sein.

45) Der Hinweis zeugt von einem bereits etablierten Zivilrecht. Damit war die rechtliche Möglichkeit gegeben, später einen Teil des beweglichen und unbeweglichen Gutes legal der Kirche zu übertragen. Was Ulrich seiner Familie hinterließ, bleibt unsicher. Sein Sohn Werner muß wenigstens umfangreichen Landbesitz in Sachsen erhalten haben (vgl. Kap. 23, 24), Paulina erhielt ein Wittum, das ihr materielle Unabhängigkeit und wohl auch Landbesitz sicherte (vgl. Kap. 18, 27 u.ö.).

den Almosentopf der Armen. Ferner ließ sie auf eigene Kosten eine mit dem Kloster an der Südseite verbundene Kapelle von anmutigster Zier errichten und bat sich aus, die mit Schmuckstücken und kirchlichen Geräten vorzüglich ausgestattete Kapelle zu Ehren des heiligen Johannes des Evangelisten weihen zu lassen.[46] Aber auch der Gnade der Gastlichkeit genügte sie entsprechend den Vorschriften der Apostel:[47] zur Beherbergung von Pilgern ließ sie ein Armenhaus in ebendieser Stadt mit großen Geldmitteln ausstatten und durch neue Gebäude erweitern.[48] Zu dessen Fertigstellung gab sie die jährlichen Einkommen aus ihren Gütern in einem Maße aus, daß sie sich und ihre Töchter noch des weiblichen Schmuckes entledigte und aus der gesamten Familie von überall her alles nur Entbehrliche in unbeschadetem Glauben und in aller Ehrenhaftigkeit zusammentrug, auf das sie ihr begonnenes Werk zum Lobe Christi und zum Nutzen der Armen vollendete.

Kapitel 13 Wie Paulina nach dem Tode ihres Gatten den heiligen Schleier nahm

Das, was Paulina viele Jahre hindurch im Geiste getragen hatte, wünschte sie nun, nach Empfang der Freiheit, endlich auszuführen. Nach dem Hinscheiden ihres Gatten veränderte sie ihre Lebensgewohnheiten, nahm den heiligen Schleier, verlobte sich dem ewigen Bräutigam und entflammte ganz in göttlicher Liebe.

All die vielen Jahre hindurch war sie so begierig nach der Freiheit und der Lösung aus den ehelichen Banden gewesen, daß sie nach dem Tod ihres doch durchaus geliebten Gatten keine Trauer aufkommen ließ, sich im Gegenteil sogar freute, in Christus verwitwet zu sein, daß ihr also mehr Freude aus dem wiederempfangenen neuen Bräutigam erwuchs, als daß sie sich in Trauer um den verlorenen Gatten eines fleischlichen Ehebündnisses abhärmte.

Den pflichtgemäßen Schmerz der seufzenden Seele um den Hingang des Ehegatten wog die Freude über den Erhalt der Möglichkeit auf, freier nach dem Höchsten suchen zu können, denn die Lösung der ehelichen Fessel bedeutete für Paulina in ihrer Liebe zu Christus die vollendete Gelegenheit zu heiligem Fortschritt. Der Apostel sagt hierzu: *Eine Frau ist gebunden, solange ihr Mann lebt; wenn aber der Mann gestorben ist, ist sie frei, zu heiraten, wen sie will; nur geschehe es im Herrn. Glücklicher aber ist sie zu preisen, wenn sie unverheiratet bleibt.*[49]

---

46) Die Merseburger Bischofschronik berichtet vom Bau einer Johanneskapelle unter Bischof Werners Nachfolger Albuin (1097–1112). Es ist nicht endgültig geklärt, ob das dort erwähnte *monasterium* den Dom oder das Peterskloster meint. Wahrscheinlich entstand die Kapelle am Peterskloster; vgl. *Chron. epp. Mers.* (wie Kommentar, Anm. 15) 186.

47) Vgl. Röm 12,13; vgl. 1 Petr 4,9; vgl. Hebr 13,2.

48) Eines dieser Gebäude könnte die Pauluskapelle gewesen sein, die laut Merseburger Bischofschronik *apud monachos in hospitali* errichtet wurde; vgl. *Chron. epp. Mers.*, Kommentar, wie Anm. 15) 186.

49) 1 Kor 7,39–40; Röm 7,2.

Die verwitwete Magd Christi durfte das Verlockende nun tun, denn bis sie (ausführen) durfte, was sie konnte und was ihr genehm war, hatte sie es wegen der ehelichen Bindung abgelehnt. So gelobte sie Gott Enthaltsamkeit, verblieb und alterte in der Unverletzlichkeit dieses Gelübdes und vollendete den Lauf ihres Lebens in untadeligem Glauben, wobei sie sich die witwenhafte Enthaltsamkeit in der Freiheit des Gelübdes zu eigen machte, wie sie früher die mit ehelicher Keuschheit verbundenen Pflichten eingehalten hatte.

Kapitel 14 Wie Paulina nach dem Tode ihres Gatten zum zweiten Mal nach Rom pilgerte

Als sie nun alle ihre Mittel zum Nutzen der Armen, zum Schmuck von Kirchen oder zum Bau von Hospitalgebäuden ausgegeben hatte, kam sie wiederum demütig zum apostolischen Sitz, um dort zu beten.[50] Sie empfing Rat über den Zustand ihres vergangen, gegenwärtigen und künftigen Lebens, bat um Vergebung ihrer Sünden und erhielt sie. Als sie dann in gewohnter Weise die Grabstätten der Märtyrer aufsuchte, bekräftigte sie auch dort durch Opfergaben ihre Gelübde und tat auf jede nur erdenkliche Weise ihren Vorsatz, Witwe zu bleiben, in heißestem Flehen kund. Während sie eifrig bei der Sache war und nur wenige Gedanken auf ihre Rückreise und die ihrer Begleiter verwendete, verließen diese bereits die Stadt und ließen sie in dem Glauben zurück, sie befände sich in ihrer Gesellschaft.

In einem Zustand wunderbarer Demut irrte die für Christus bestimmte Frau allein hin und her und nährte sich, gleichsam in die Gesellschaft der Heiligen versetzt, von geistigen Genüssen. Die Eile ihrer Begleiter, welche eher das Ausgehen des Reiseproviantes und des Taschengeldes zurücktrieb, als daß sie das Verweilen an den heiligen Stätten und der günstige Anlaß, so ihr frommes Verdienst zu mehren, hielt, täuschte Paulina. Sie vermeinte, den Gefährten unmittelbar zu folgen, doch sie verirrte sich, nachdem sie die Stadt verlassen hatte. In Unkenntnis des rechten Weges, den sie einschlagen sollte, ging sie immer mehr in die Irre. Wen nämlich ein unbekannter Pfad in die Irre treibt, der wird, wie der Volksmund sagt, um so langsamer zurückfinden, je mehr er (scheinbar) vorankommt, und so mehrt ihm die Länge des Weges den Ertrag einer solchen Mühe.

Kapitel 15 Wie sich Paulina verirrte, ihr aber ein Adler voranflog und sie den rechten Weg wiederfand

Als sie also hin und her überlegte und ganz und gar nicht wußte, was sie tun sollte, siehe, da flog mit raschem Flügelschlag ein Adler heran, warf sich mit dem Vorhaben, ihr gleichsam die Richtung zu versperren, in die sie weitergehen wollte, in die Mitte des Weges und stürzte die verblüffte Frau in nicht geringe Verwirrung. Dann erhob er sich wieder, wandte sich im Fluge

50) Paulinas zweite Romreise fällt höchstwahrscheinlich in die Zeit vor 1102, Papst war Paschalis II. von Ravenna (1099–1118).

dorthin, wo er ihre Reisegefährten voranschreiten wußte und lenkte die Umherirrende gleichsam zu ihren Begleitern hin.

Weil aber die Magd Gottes dem Adler als Orakel wenig Aufmerksamkeit schenkte und ihren Weg behend fortsetzen wollte, kam der Vogel wiederum heran, warf sich der Reisenden in den Weg und wies der irrenden Frau mit ebenderselben Bewegung wie vorher die Spuren der vorauseilenden Weggenossen. In weiser Ahnung erkannte die Magd Christi, daß sie in der Weissagung des Vogelfluges die göttliche Vorsehung zur Wegbegleiterin hatte, sie folgte dem voranfliegenden Vogel durch die Einöde und wurde schneller als gesagt von diesem Führer mit ihren Reisegenossen zusammengeführt.

Die Schülerin Christi liebte nämlich, noch als sie verheiratet war und doch schon immer nach Keuschheit strebte, den Johannes in verehrender Anbetung vor den anderen Aposteln, und so liebte sie auch vor allen anderen Vögeln den Adler,[51] der zum Lobe des Apostels seines geistigen Erkenntnisvermögens wegen im Fluge dargestellt wird. Paulina war würdig, den zum Führer ihrer Schritte zu haben, durch dessen Worte und Verdienste sie in angemessener Sorge um ihren Glauben der Sünde des Irrtums entsagte.

Sie kam aber auf ihrem Weg in die Heimat mit einem päpstlichen Schreiben zum Kloster des heiligen Blasius im in Schwaben gelegenen Schwarzwald,[52] doch fand sie den dortigen Abt schon verstorben. Sehr schmerzlich empfand sie es, daß sie das Gelübde, das sie im Sinn hatte, nicht ausführen konnte, denn Gott bestimmte es anders. In Frieden zog sie weiter, nachdem sie von den Brüdern des Klosters im Schwarzwald aus Liebe eine Mauleselin (für die Reise) erhalten hatte.[53]

Kapitel 16 Wie nach dem Tode der Mutter Paulinas Vater in Hirsau Mönch wurde und in Frieden Ruhe fand

Als sie nach einem gewaltig langen und sehr mühevollen Weg nun zu ihren Besitztümern zurückgekehrt war,[54] fand sie ihre Mutter verstorben und

51) Als Symbol der Himmelfahrt Christi wird der Adler seit Hieronymus († 420) und Gregor († 604) dem Evangelisten Johannes zugeschrieben. Interessant ist Sigebotos Bezug auf den Zusammenhang zwischen Vogelflug und geistigem Erkenntnisvermögen.

52) St. Blasien im Schwarzwald übernahm 1072 die Consuetudines von Fruttuaria und war bischöfliches Eigenkloster, während Hirsau als dynastische Eigengründung der rechtlichen Ausgangslage Clunys nahekam. Namentlich faßbar ist ein Abt Udo, der am 24. September 1105 verstarb. Der sich damit ergebende Zeitunterschied zwischen Paulinas Romreise und ihrer Rückkehr über St. Blasien könnte ein Indiz dafür sein, daß es sich um ein Ereignis mit vorrangig topischer Bedeutung handelte („Hindernisse auf der Suche nach dem *wahren* Mutterkloster"). Die Konzentration dieser Suche auf Hirsau wird damit verstärkt; vgl. dazu Küsters (wie Kommentar Anm. 24).

53) Das Tier galt als Attribut der Pauperes Christi.

54) Paulina wird zu dieser Zeit auf ihren Besitztümern im östlichen Sachsen gelebt haben (vgl. Kap. 38 ff.).

von ihrem Gatten im Kirchlein zu Dubercsan begraben.[55] Den Sinn des Vaters aber traf sie bei der Überlegung an, wo und wie er die restliche Zeit seines Lebens, die seinem hochbetagten Alter noch verblieb, zu göttlichem Dienst bestimmen und die Ausschweifung weltlicher Leichtfertigkeit seiner früheren Jahre verhüllen könnte. Von nun an nahm ihr Vater Moricho im Kloster Hirsau[56] das Joch des Herrn dankbar auf sich, nachdem er vorher unter seinen Söhnen und Töchtern seinen letzten Willen hinsichtlich seines Vermögens kundgetan hatte.[57] Als er später sein Leben unter der Zucht der Ordensregel glücklich beendete, fand er bei seinen Vätern in Frieden die ewige Ruhe.

Kapitel 17 Wie Paulina das Grab ihrer Mutter besuchte und wieder schied, nachdem ein von Gott gesandtes Wunder geschehen war

So wandte sich die selige, ihrer Eltern und ihres Ehemannes beraubte Frau in unveränderter Gesinnung an den Vater der Waisen und Führer der Witwen und wartete auf den Trost des himmlischen Bräutigams, während sie weiter nach dem strebte, was gerecht ist. Schließlich machte sie sich, getrieben von der Liebe zu ihrer Mutter, an einem gewissen Tage auf zu der Stelle, wo jene begraben lag, um ihrem Leichnam einen Besuch abzustatten. Ganz von Tränen überströmt, brachte sie Gebetsopfer für die Erlösung ihrer Mutter dar und erkannte dann aufgrund eines auf göttliches Geheiß geschehenen Wunders, daß diese das Licht der Ewigkeit besaß. Als Paulina nämlich ihr Gebet beendet hatte, entdeckte sie beim Aufrichten, daß die Kerze, die sie zu Häupten der Mutter hingestellt hatte, vom Himmel herab angezündet worden war. Beim Anblick dieses Wunders fühlte sie die Gegenwart göttlicher Gnade und erkannte daraus, daß ihre selige Mutter in ewigem Frieden ruhte.

Tatsächlich ist offenbar, daß das Licht ihrer beider Verdienste, des Verdienstes der Mutter nämlich und des der verwitweten Tochter, zusammenfloß und daß für die Augen des Betrachters sichtbar gemacht wurde, was im Verborgenen geschah.

---

55) Die verschiedenen Schreibungen des Ortsnamen in den späteren Auszügen und Kompilationen lassen auf eine frühe Unsicherheit schließen, wo das Grab von Paulinas Mutter zu suchen sei. Möglicherweise handelt es sich um das 8 Kilometer westlich von Jena gelegene Döbritschen, das 1280 urkundlich erwähnt wird. Ein Ort gleichen Namens liegt südlich von Camburg an der Saale.

56) Das Schwarzwaldkloster wurde 1059 durch Adalbert von Calw neu gegründet und 1069 durch den aus St. Emmeram in Regensburg berufenen Wilhelm, den späteren Abt, durch die Übernahme der cluniazensischen Gewohnheiten reformiert. Innerhalb kurzer Zeit wurde Hirsau zu einem Verfechter der cluniazensischen Reformideale und zum Haupt eines mächtigen Verbandes.

57) Einen großen Teil seines Besitzes hat Moricho sicherlich in das Kloster Hirsau eingebracht. Neben den beiden (?) Söhnen waren Töchter, die bereits eine Mitgift erhalten hatten, also auch Paulina, nicht mehr erbberechtigt. War sie allerdings die älteste Tochter, so konnten ihr zusätzliche Liegenschaften übertragen worden sein. Morichos Sterbedatum bleibt unbekannt, zum Zeitpunkt der Gründung Paulinzellas (zwischen 1102 und 1105) aber hat er sicher noch gelebt.

Kapitel 18 Wie und wann die selige Paulina an den Ort kam, an dem sie jetzt im Herrn ruht

Aber weil die Menge an (beweglichem) Familienvermögen durchaus erschöpft war und allmählich schwand[58] – Paulina hatte ja, wie berichtet, all ihren Besitz für die Bedürfnisse Notleidender aufgewendet – und weil sie in mütterlicher Liebe ihre Kinder als Erben ihrer Güter eingesetzt hatte,[59] und so aus den Einkünften nichts oder doch nur wenig geblieben war, und weil auch der Anlaß gekommen war, ihren brennenden Wunsch zu erfüllen, so strebte sie danach, allein Gott noch vollkommener zu gefallen und verlangte nach der Abgeschiedenheit der Einöde.[60] Sie ergab sich dem Wunsch nach einem zurückgezogenen Leben ganz und gar und ließ sich in einem Gau Thüringens, der Längwitz genannt wird,[61] eine der gewünschten Armut angemessene kleine Behausung errichten. Um von nun an ganz für Gott ins Feld zu ziehen, weihte sie sich seinem Dienst und sprach: „Hier soll meine Ruhestätte im Heiligen Geist sein, hier will ich wohnen und den Tag des Gerichtes erwarten."[62]

An demselben Ort ließ sie zum Gedächtnis der Maria Magdalena[63] auch eine Kapelle erbauen, zunächst aus einfachem Holz, später aus Steinen, und

58) Paulina könnte zu diesem Zeitpunkt über eine in zwei Ehen erweiterte Mitgift, zwei Morgengaben und zwei Witwenausstattungen verfügt haben. Die Ausstattung mit Landbesitz über die Morgengabe oder das Wittum ist sehr wahrscheinlich. Das Familienvermögen wird hier aber kaum mehr als einen Teil der Fahrhabe Paulinas und die Einkünfte aus ihren Gütern meinen.

59) Der Rückzug aus der Welt kam einem Ausscheiden aus dem weltlichen Rechtssystem gleich, Verfügungen mußten also vorher getroffen werden. Es muß Vermutung bleiben, was sie ihren Kindern hinterließ, falls diese schon vom Vater geerbt hatten und Paulina umfangreichen Landbesitz zurückhielt und in die Stiftung einbrachte. Aus dem davon nicht erfaßten Vermögen könnten die Söhne Grund und Boden sowie Fahrhabe, die Töchter insbesondere Kleidung und Schmuck geerbt haben.

60) Vgl. Reg. S. Ben. 38. Die erneuerte Forderung nach *eremus* und *solitudo* wurde von den Reformern als zentral verstanden.

61) Der Längwitzgau (Lengvicz, Langwizza) ist nördlich des Thüringer Waldes, südlich von Stadtilm zu lokalisieren. Das Gebiet gehörte vielleicht zu einem Lehen, das Moricho von Heinrich IV. erhalten hatte und war dann entweder als Mitgift oder eine zusätzliche Ausstattung an Paulina gelangt. Ebenso konnte es als Morgengabe oder Wittum aus einer der beiden Ehen an Paulina gefallen sein, dafür scheinen die in Kapitel 50 erhobenen (als Topos zu verstehenden) Besitzansprüche der männlichen Verwandtschaft zu sprechen. Die Stelle ist ein wichtiger Beleg für die territorialpolitische Bedeutung der Gründung von Reformklöstern.

62) Die Stelle findet sich im Originaltext der Vita nicht, ist aber im *Chronicon ecclesiasticum* des Nikolaus von Siegen überliefert (Kommentar, wie Anm. 5, 272).

63) Maria Magdalena galt als bevorzugte Schutzheilige der Frauen, sie verkörperte die asketische Buße für ein sündiges Leben. Häufig trat sie, meist zusammen mit Johannes dem Täufer, als Schutzpatronin von Doppelklöstern auf, die der Tradition des bretonischen Wanderpredigers und radikalen Reformers Robert von Arbrissel nahestanden (um 1045–1116). Erst in einer späteren Phase der Entwicklung Paulin-

widmete sie nach der Weihe durch den ehrwürdigen Bischof Heinrich von Magdeburg[64] der heiligen Maria Magdalena.

Kapitel 19 Wie der Teufel die Kapelle zweimal zerstörte usw.

Der Erinnerung wert aber scheint es, einzuflechten, mit welch gewaltigen Anstrengungen der alte Feind gleichsam von Anfang an das Gift seiner Bosheit gegen die Magd des Herrn und ihre Niederlassung schleuderte und deutlich seine furchtbare Absicht zeigte, zu verhindern, was sie schon zum Teil in Angriff genommen hatte.

Kaum hatte nämlich die Magd Christi die Kapelle, von der wir sprachen, vollendet und zur Weihe vorbereitet, als plötzlich um Mitternacht ein rasender Sturm das ganze aus Dächern und Bretterwerk fest gefügte Gebäude auseinanderriß, niederschmetterte, zertrümmerte und weithin verstreute. Die Bruchstücke wurden wieder eingesammelt und in einem festeren Verband untereinander gesichert. Doch in der Nacht, die dem Tag der Weihe vorausging, zerschmetterte sie ein noch heftigerer Sturm und zersprengte sowohl das, was durch Mauerwerk gestützt wurde als auch das Mauerwerk selbst.

Paulina aber war mit Glauben und Standhaftigkeit gegen den Feind gewappnet; beseelt von der Hingabe an Gott und einer Zuversicht, verachtete den feindlichen Ansturm wie das Gewebe einer Spinne[65] und zögerte nicht, das begonnene Vorhaben mit einem Eifer zu Ende zu bringen, der dem früheren in nichts nachstand. Der Satan aber schärfte die Pfeile seiner Bosheit, weil er mit gewissem Scharfsinn vorausgesehen hatte, daß sein Schlupfwinkel durch die Verehrung Gottes verändert werden sollte. Unter Aufbietung all seiner Kräfte und Listen versuchte er, diesen Quell nachfolgender (göttlicher) Gnade zu erschüttern. Als aber die Kirche geweiht war, blieb die Magd Christi unbeirrt an diesem Ort und, abgegrenzt gegen die Verlockungen der Welt, machte sie die Waldgegend zu einem Haus des Gebetes.

Kapitel 20 Unter welch strenger Zucht Paulina an diesem Ort lebte

Mit welcher Strenge sie an diesem Ort ihren Leib quälte,[66] wie rauh das Gewand aus Ziegenfell war, mit dem sie ihre durch Fastenübungen, Nachtwachen und Gebete geschwächten Glieder scheuerte und bändigte, wie sie ihre

---

zellas (vgl. Kap. 46) tritt ein Patronat Johannes des Evangelisten und Marias hinzu, ein Hinweis darauf, daß die Gründung in ihrer Frühphase radikalreformerisch ausgerichtet war.

64) Die Kapelle wurde zwischen 1105 und 1107 von Erzbischof Heinrich von Magdeburg (1102–1107) geweiht. Der lateinische Text bietet die Namensform *Ehelone*, die auf einen Abschreibefehler zurückzuführen sein könnte.

65) Die Stelle erinnert an die Wort- und Bildwahl bei P. Vergilius Maro (Georgica 4, 147), Martialis (Epigramme 3, 93) und dem frühchristlichen Redner Arnobius (Gegen die Heiden 6, 16).

66) Die asketischen Übungen kennzeichnen ebenso wie die Formulierungen *cilicii asperitate* und *ferreis carthenis* die radikale Frühphase der Stiftung.

kaum noch an den Knochen hängenden Gelenke mit eisernen Ketten strafte, welche Feder könnte das beschreiben? Oder wie sie mit ihrem ganzen Geist dem Wachsen und Werden des äußeren Menschen den Kampf angesagt hatte und die noch immer vorhandenen aufbegehrenden verdächtigen Leidenschaften ihres Leibes mit dem Schwert eifriger Zucht abtötete? Um für Christus zu leben, wählte sie also den Tod des Fleisches, damit dem Leben, wenn es dahinwelke, nicht der (ewige) Tod folge, wenn es, durch den Tod bedrängt, vergehe. „Was hat mir die Linderung meiner körperlichen Bedürfnisse gebracht", sprach sie, „deren Ende Wurm und Asche ist, die dem ewig wechselnden Zufall unterworfen sind und heiliger Verehrung, in der man Gott sucht, immer feindlich im Wege stehen? Dem inneren Heil nämlich ist entzogen worden, was dem Fleisch umso üppiger zugestanden wurde, und dem Leib war jeder Überfluß an Reichtum ebenso hinderlich, wie das, was der Seele an einzig geschuldeter Notwendigkeit vorenthalten wurde. Das Süße schmeckt der Seele bitter, das Bittere süß; den Fortschritt des Geistes bezeugt der Verfall des Fleisches, und dem Schöpfer vollständig dienen wird nur, was ihn in dem allen Schöpfern eigenen Ehrgeiz (auch äußerlich Vollendetes zu schaffen) verletzt hat. Ein (gemeinsames) Ende ist dem gesetzt, was aus verschiedenen Anfängen entsteht, und alles, was das unbeständige Rad des Glücks emporsteigen und wieder versinken läßt, beschließt die notwendige Frist des sich vollendenden Laufes."

Also starb die Magd Christi für die Welt, um in Christus zu leben und sprach mit dem Apostel: *Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.*[67] Mit dem ganzen Verlangen ihrer Seele suchte sie nun ihren Geliebten auf ihrem Lager, dessen sie sich nun auf ewig erfreuen kann.[68]

Kapitel 21 Wie Paulina durch Handarbeit der eigenen Not Genüge tat und Land hinzuerwarb

In vollendeter Seele also kündigte sie dem weltlichen Prunk auf, errichtete ihre Behausung um der inneren Ruhe willen zwischen den Tieren des Waldes und übersprang die Fallstricke der sündigen Welt mit dem Fuß der Tugenden. Gerade so gedachte sie der apostolischen Vorschrift: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,[69] und der Worte Salomons: *Geh zur Ameise, du Fauler, und werde weise,* die im Sommer sammelt, was sie zur Winterzeit verzehrt,[70] wie auch schließlich dessen, was in den „Leben der Väter" zu lesen ist: Darum kämpft gegen den Mönch, der arbeitet, nur ein einziger Teufel, gegen den, der in Muße untätig bleibt, ein tausendfacher Feind.[71] Tag und Nacht verband sie

67) Gal 2, 20.
68) Vgl. Hl. Sal. 3,1.
69) Vgl. 2 Thess 3,10.
70) Spr. Sal. 6,6.8.
71) Vgl. Vitae Patrum 4, 39.

deshalb mit ihrer Hände Arbeit, sie betete ohne Unterlaß und arbeitete beim Beten.[72]

In der Provinz[73] nun, in der sie lebte, gab es keine Frau, die ihr hinsichtlich ihrer äußerst kunstreichen Erfahrung beim Weben von golddurchwirkten Chor- und Meßgewändern oder beim Herstellen von Gold-, Silber- oder Seidengeweben jeglicher Art überlegen war, ja kaum eine, die ihr darin gleichkam. Durch diese Handarbeit schritt sie soweit voran, daß sie mit der Bezahlung und dem Lohn für diese Arbeiten ihrer eigenen und der Not derjenigen, die bei ihr lebten, Genüge tat und gewisse, ihrem damaligen Aufenthaltsort benachbarte Güter erwarb und ihrer Niederlassung angliederte; es handelte sich um Nuisaza, Hengilbach und Besitzungen in Lyeberga und Nabewinden.[74]

Daß sie auf diese Weise viel zusammentrug, viel oder doch das meiste aber auch wieder verlor, das verletzte die Magd Christi ein wenig, weil sie bemerkte, daß eine feindliche Hand sich das aneignen wollte, was sie mit viel Schweiß zum Dienst an Gott vorbereitete. So erging es ihr mit dreißig Gold- oder Silbermark oder dem Lohn für andere Dinge, die im Verlaufe von kaum einer Stunde des Nachts heimlich aus der Kirche entwendet wurden. Da die fromme Frau aber (mit den Waffen der Gerechtigkeit) *in der Rechten und in der Linken*[75] immer auf Christus hinschaute, konnte sie weder durch das, was sie erworben hatte, jauchzend in die Höhe erhoben, noch von dem, was sie verloren hatte, betrübt zu Boden geworfen werden.

Nichts aber auf der Erde geschieht ohne Grund und in keinem Falle entsteht Unrecht aus dem, was unser aller gerechter Richter in weisem, wenn auch verborgenem Ratschluß zuläßt. Wir glauben also, daß das auf göttlichen Ratschluß hin geschah, damit später das Verdienst ihres Gottvertrauens in das von ihr begonnene Werk belohnt würde, was (sonst) als etwas gewürdigt würde, das mit eitlem Metall aus ihrem Besitz vollendet worden sei.[76]

Die selige Paulina wandte sich also nicht in Mißtrauen von Gott ab, vielmehr erahnte sie mit vorausschauendem Geist, daß an ebendieser Stätte eine monastischer Verehrung würdige Gefolgschaft emporwachsen werde. Bei Gebet und Arbeit empfahl sie Gott, dem Sachwalter aller Dinge, eifrig zur Vollendung an, was sie in Angriff genommen hatte.

---

72) Vgl. Reg. S. Ben. 48.

73) Die Grenzen diese Gebietes bleiben ungewiß. Paulinzella gehörte zur Diözese Mainz.

74) Die erworbenen Güter lagen wohl bei Neusitz (bei Gösselborn), bei Hengelbach und Groß- und Kleinliebringen (nördlich von Paulinzella), sowie bei Nahewinden (östlich von Großliebringen) in der weiteren Umgebung. Urkundenbelege aus dieser frühen Zeit der Stiftung sind nicht überliefert.

75) 2 Kor 6,7

76) Die Stelle klingt an das zisterziensische Ideal an, gerade beim Bau und der Ausstattung von Kirchen und Klöstern nur der eigenen geistigen und manuellen Arbeit zu vertrauen und die Macht des Geldes zu verachten.

Kapitel 22 Von Paulinas tiefer Demut

Sie fühlte bereits tiefere Liebe zu Christus als zu den zurückgelassenen Rechtstiteln und den Ehren der Vorfahren, und stützte sich bei der in Angriff zu nehmenden Einrichtung des klösterlichen Lebens an jenem Ort allein auf den, dessen Macht der Wandel alles Irdischen nichts anhaben kann. Auf alle nur erdenkliche Weise bemühte sie sich, den Augen desjenigen zu gefallen, dessen Gabe es war, was sie in ihrem Eifer ausführte, und durch den sie vor allem ein gutes Zeugnis beim Heiligen Geist besaß.

Sie bevorzugte Einfachheit hinsichtlich Kleidung und Lebensführung und schämte sich weder Verwandten noch Freunden gegenüber der Bescheidenheit demütiger Armut. Die Hoffnung auf das ewige Leben hielt ihren Geist dicht auf den Spuren Christi. Wenn sie nämlich gezwungen war, sich in Sachen irgendeines wichtigen Geschäftes zuweilen nach Sachsen oder anderswohin aufzumachen, so reiste sie auf einem Maultier, wie gewöhnlicher keins zu finden war und das einen aus Strickwerk geknoteten Eselssattel trug, auch wenn sie in aller Eile den Rückweg antreten wollte.

So widersetzte sie sich mit demütiger Stirn der sündhaften Welt, rühmte sich mit den Worten des Paulus des Kreuzes Christi[77] und beanspruchte in keiner Weise ihre vornehme Herkunft, indem sie (etwa) ein geschmückteres Gewand unter dem heiligen Schleier trug. Auf ihren Reisen pflegte die gottergebene Magd hinten am Sattel befestigte Beutel oder vielmehr Bündelchen mit sich zu führen, so daß man sie eher für eine Lastenträgerin, für eine Landstreicherin, die ihre Habe mit sich schleppt, oder gar für eine reisende Krämerin hielt, als für eine ehrwürdige Frau, zumal sie obendrein nur einen Begleiter hatte, der noch dazu nicht ritt, sondern zu Fuß ging.

Kapitel 23 Von der Umkehr ihres Sohnes (auf den Weg des Herrn)

Es geschah aber, daß Paulina oftmals eines anstehenden Geschäftes wegen einen bestimmten Weg von Thüringen nach Sachsen nahm und dabei durch einen Ort kam, der Gatterstedt genannt wird,[78] wo damals ihr Sohn lebte. Doch kehrte sie nicht bei ihm ein, da er sich mit frechem Sinn ihren Ermahnungen ein wenig entgegen zu stellen schien und bekannt war als einer, der über das Maß hinaus auf ritterliche Turniere und kriegerische Auseinandersetzungen setzte.

Er war ein Ritter von höchstem Wagemut,[79] von edler Körperhaltung und schlanker Statur, frohgemut und voller Eifer, edel, weder geizig noch verschwenderisch, seinen Freunden unbedingt treu, seinen Feinden ein Schreck-

77) Vgl. Gal 6,14.

78) Der Ort liegt nordwestlich von Querfurt im Bistum Merseburg, eine Burg ist dort bezeugt.

79) Der folgende Tugendkatalog Werners zeichnet das Idealbild eines weltlichen Ritters. Vor dem Hintergrund der späteren Konversion ist dem mit Blick auf das Publikum der Vita besondere Bedeutung beizumessen.

nis, ein Liebhaber, doch kein Anhänger geistiger Beschäftigung, rührig bei kriegerischen Ereignissen und kaum jemandem dabei an eifernder Leidenschaftlichkeit unterlegen. Da er nun neben anderen Eigenschaften auch an ausgezeichneter Tapferkeit soviel besaß, wie ein weltliches Leben fordert, kämpfte er einmal in der Stadt Merseburg vor dem Kaiser und dessen Hof mit gezücktem Schwert in einem Einzelkampf gegen den Mann, der seinen Bruder erschlagen hatte,[80] und ging als Sieger hervor.

Warum aber sollten wir das zum Lob eines Mannes vorbringen, wenn nicht seine Demut in der Gnade Christi dem irdischen Ruhm folgte, um die weltliche Vortrefflichkeit hinter sich zu lassen und später gewissermaßen in seinen Sitten nicht das offenbar wurde, was er in der Welt gewesen, sondern wozu er geboren war? *Der Wind* nämlich *weht, wo er will,*[81] und wie er denen einen Zeitpunkt des Erbarmens setzt, denen er (helfen) will, so bestimmt er auch für die, derer er sich endlich erbarmt, einen Zeitpunkt und setzt fest, wann sie Fortschritte machen.

Als nämlich besagter Werner unlösbar in weltliche Angelegenheiten verstrickt zu sein schien und seiner seligen Mutter gar keine Hoffnung mehr auf eine Bekehrung ihres Sohnes blieb, da geschah es, daß der königliche Hof zu Goslar zusammentrat und die Fürsten sich versammelten, um über den Zustand des Reiches zu beraten.[82] Unter ihnen war eben auch Werner. Sein Verstand war von höfischer Bildung und einer gewissen strahlenden Helligkeit so geformt, daß er sich vor den Höflingen und den durch weltlichen Ruhm sich auszeichnenden Männern keinerlei ungebildete Einfalt gestattete, sondern vor allen ruhmvoll auftrat. Er und die Welt schienen nämlich in gleichem Maße füreinander bestimmt zu sein, und was die eine noch als Blüte versprach, pflückte der andere schon als die vermeintliche Frucht üppigen Lebens.

Das aber sollte damals gründlich geändert werden. ER nämlich, der Matthäus die Strahlen glänzenden Metalls verächtlich machte und stumpf erscheinen ließ, ER, der den in falscher Begierde entflammten Sinn des Saulus

80) Werner soll den Tod seines Bruders Friedrich in einem gerichtlichen Zweikampf in Anwesenheit von Kaiser und Hof gerächt haben. Zeitlich kommt wohl nur Heinrich V. (1098/1111–1125) in Frage. Es kann nicht genauer angegeben werden, um welchen seiner Besuche in Sachsen es sich handeln könnte. Möglich scheint, daß der höfische Rahmen hier die Weltverbundenheit des Ritters Werner illustrieren soll.

81) Joh 3,8.

82) Es kann nicht begründet festgelegt werden, welcher Hoftag zu Goslar gemeint ist, wenn man die wenigen chronologischen Angaben der Vita als bewiesen ansieht, kommt ein Zeitraum von etwa 1100 (Werner könnte dann das kampffähige Alter erreicht haben, wenn man annimmt, daß er um 1085 geboren wurde) bis ca. 1108 in Frage (vgl. Urkundenbeleg unten). Es ist wahrscheinlich, daß dem deutlich topischen Ereignis („weltlicher Ritter entsagt seinem Besitz zugunsten eines Klosters und bekehrt sich zu christlichem Lebenswandel") vielmehr ein würdiger Rahmen gegeben werden sollte, der höfische Kontext zeigt die Konversion in besonderem Licht.

bezähmte,[83] ER wandelte in sieghafter Gnade auch die Gesinnung dieses Dickschädels,[84] weil das mütterliche Gebet ihm vorauseilte. So verkehrte sich durch plötzliche Veränderung in seinem wunderbar aufgeschreckten Geist die Liebe plötzlich in Haß und der Haß in Liebe, und nachdem die verstehende Gnade des heiligen Geistes ausgeströmt war, erfüllte sie ihn ganz. Er überantwortete die blühende Ehre weltlicher Zierde SEINEN Blicken. Den höfischen Festen weltlicher Zierde zog er frommes Streben vor, öffentliche Plätze vertauschte er frohgemut mit abgeschiedenen Orten und beschloß, den durch göttliche Fügung entdeckten Schatz mit einem Riegel zu sichern.

Alle, die die glaubwürdige Kunde von Werners Umkehr auf den Weg des Herrn in Verwunderung stürzte, staunten und erkundigten sich eifrig, was diese plötzliche glückliche Wandlung der Gnade Gottes bei einem höfischen Mann wohl bedeute. Er aber schätzte in seinem veränderten Sinn die prächtigen Würden des königlichen Hofes gering, eröffnete niemandem, was er vorhatte, sondern verbarg das Geheimnis seines Gewissens und begab sich in aller Eile auf seine Besitztümer. Lange bewegte und erwog er im Geiste, wie er Christus zum Erben seiner Güter machen könne; zum einen wog der Lohn seligen Verdienstes, zum anderen trieb die unsichere Lage der Welt. In seinem Herzen bewegte er einzig und allein die Frage, wie er, der Entlaufene und Abtrünnige, sich seinem Gott wieder nähern könne und wie der bis jetzt in seinem Innern lebende weltliche Mensch durch geistige Zucht unschädlich gemacht werden könne. Es war nämlich gegen seine Einsicht, das schon begonnene Gebäude seines Glaubens auf sandigem Fundament zu errichten, sondern er wollte auf festen Felsen gründen,[85] was er als Baumaterial für das (ewige) Leben zusammengetragen hatte.

Kapitel 24 Wie Werner der Mutter sein Geheimnis eröffnete und ihr nachfolgend die Waffen ablegte

Die fromme Mutter hatte von all dem keine Kenntnis und wußte überhaupt nicht, was die göttliche Gnade an ihrem Sohn bewirkt hatte. Auf gewohnte Weise reiste sie einmal wegen einer zu verhandelnden Angelegenheit nach Sachsen und kam durch den Ort, wo ihr Sohn lebte. Durch einen Boten von ihm gerufen, lehnte sie es ein erstes und auch ein zweites Mal ab, zu kommen. Beim dritten Mal jedoch wurde sie von der frommen Bitte des Sohnes besiegt und traf ihn am folgenden Tage zu einem Gespräch.

Als sie nun so beisammen saßen, besprachen sie ihrer beider verschiedenen Angelegenheiten, vieles wurde ausführlich erörtert, und weil sie um das Geheimnis seines Gewissens noch nicht wußte, brachte sie auch eine seiner vornehmen Herkunft angemessene Verehelichung zur Sprache und erwähnte sein künftiges Erbe. Was sollen viele Worte? Der Diener Christi eröffnete sei-

83) Vgl. Mt 9,9; vgl. Apg 26,12 ff.
84) im Original: *rinoceros*.
85) Vgl. Mt 7,24 ff.

ner Mutter ohne Zögern, was er im Sinn trug und deutete näher an, was es mit der Sache auf sich habe. Er heftete seinen Geist fest auf Christus und verbrannte, zum unerbittlichsten Feind seiner eigenen Fleischlichkeit geworden, seine Burg, damit die Grundlage jeglichen wiederkehrenden Übels vernichtet sei. Hierauf legte er als eifriger Nachfolger seiner Mutter die Waffen ab und machte durch den Bund der Hoffnung und des wahren Glaubens Christus vor Zeugen zum Erben seiner Güter. Leichten Sinnes gelobte er, vollkommen auf den Weg des Herrn umzukehren und überantwortete sich und seinen gesamten Besitz Gott, dem Vater aller Dinge.[86]

Er empfing die Tonsur, doch war er bisher der Regel klösterlicher Zucht noch nicht unterworfen, sondern verweilte noch etliche Zeit draußen bei den bärtigen Brüdern,[87] nachdem er allein seinen weltlichen Lebenswandel aufgegeben hatte, um seinen Besitz zum Nutzen des von ihm erwählten Klosters freier zu verwalten.

Kapitel 25 Welche Mönche als erste jenen Ort zu bewohnen begannen

Zu dieser Zeit aber gab es im Kloster zwei Mönche aus Schwaben, Eberno und Sigeboto,[88] welche die Bitten der Magd Christi überzeugt hatten, bei ihr zu bleiben und sich dem begonnenen Werk mit aller Kraft zu widmen. Dem einen von ihnen, Eberno, wurden alle damals anstehenden Arbeiten anvertraut, dem anderen aber, der die schwere Last der äußeren Pflichten zunächst vorsichtig ablehnte, die Sorge um sein eigenes geistiges Fortkommen und das der anderen. Aber die Sache kam unter den Händen jenes nicht voran, weil er weniger geeignet war, klösterliche Angelegenheiten zu bewältigen und er mit seinen Kräften der auferlegten Last nicht gewachsen war; er zog hinweg und überließ dieses Amt dem anderen. Genauso machten es auch mehrere aus verschiedenen Orden.

Als die Magd Christi an diesen Ort gekommen war, um ihn zu besiedeln, da strömten sie ihr anfangs zu, doch zogen sie, sei es aus Angst vor der verhaßten Einsamkeit, sei es – was glaubhafter ist – verleitet von der eigenen Unbeständigkeit, in demselben Wankelmut, in dem sie kamen, später wieder hinweg. Wenn sie aber kamen, um bei ihr zu bleiben, gab die Magd Christi ihnen immer eine Bleibe in ihren Behausungen; sie selbst zog sich von den lie-

86) Offenbar regelte auch Werner seine Vermögensverhältnisse in einem Testament (*Christum heredem bonorum suorum faciat*). Eine 1108 in Goslar von Heinrich V. ausgestellte Urkunde bestätigt eine Schenkung Werners an Paulinzella; vgl. Beleg bei Dieterich (wie Kommentar, Anm. 6) 921, Anm. 1. Falls Werner keine Nachkommen besaß, müssen der Familienstiftung umfangreiche Besitztümer mit den dazugehörenden Leibeigenen zugegangen sein.

87) Als Laienbruder konnte Werner über seine in die Stiftung eingegangenen Besitztümer relativ ungehindert zu deren Nutzen verfügen.

88) Dieser Sigeboto ist nicht identisch mit dem Autor der Vita, der erst mit dem zweiten Abt Ulrich vor 1120 aus Hirsau kam. Bezeichnenderweise kommen die ersten beiden männlichen Konventualen aus der gepriesenen Reformlandschaft Schwaben.

ben Brüdern zurück[89] und ließ sich keine festen Häuser, sondern gleichsam Hirtenhütten an einem etwas abgelegeneren Ort errichten, doch entfernte sie sich nicht aus dem geliebten Tal.

Weil aber die Fremden in so unbeständigem Wechsel kamen und wieder hinweg zogen, besprach sie sich mit ihrem Sohn und dem oben erwähnten Mönch Sigeboto, der sich im übrigen bei der ganzen Einrichtung des Klosterlebens überaus eifrig zeigte und auch sein Leben dort beendete. Sie beschloß in heilsamem Ratschluß, daß ein Sachwalter für ihre Gründung aus einem in der alten Regel der Vorfahren bewährten Kloster gefunden werden müsse. Er sollte den Weg der Vorfahren gut kennen und geeignet sein, neue Seelen zu gewinnen.

Solange jedoch die Sache in der Hand ihres Sohnes und der anderen Mönche wenigstens etwas voranzukommen schien, wenn es um das Kloster in ihren Wunschvorstellungen auch besser stand als in der Wirklichkeit, zog sich die selige Frau von diesem Ort zurück, da sie um ihr eigenes Geschlecht und das der bei ihr lebenden Gefährtinnen sehr wohl wußte. Sie wählte sich einen abgelegeneren Winkel als Behausung und hinterließ der Nachwelt damit ein bedeutsames Beispiel dafür, daß Furcht vor größerem (Übel) Schutz sei vor geringerem (Übel). Denen nämlich, die Gott in rechter Weise suchen, nützt ein Zusammenleben mit Frauen gewöhnlich nicht viel, im Gegenteil, es schadet ihnen sogar mehr.

Kapitel 26 Über Paulinas Trennung von den Mönchen

Als nun viele sich darüber beklagten, daß sich Paulina von ihrem Sohn, der, wie berichtet, inzwischen (auf den Weg des Herrn) umgekehrt war, und von den anderen, die sie entsprechend ihrem Gelübde zusammengeführt hatte, trennte, sprach sie selbst: „Wenn mein Sohn mich allein zur Mutter hat, wird er all die Frauen, die mit mir zusammenleben, nicht zu Müttern haben. Und wenn auch das Wort der Mutter den Sohn immer von einem Verdacht freisprechen kann, so wird doch eine Vermischung der Geschlechter jenen, die ihre Mütter nicht bei mir haben, wenn auch nicht tatsächlich, so aber doch durch falschen Verdacht schaden." Denn wo eine andere Regel ausdrücklich eine Vermischung der Geschlechter, von Männern und Frauen, zuließe, seien sie auch durch Heiligkeit ausgezeichnet, so würde ein solches Zusammenleben den Ränken der Widersacher offenstehen, auch wenn die Heiligkeit beider Geschlechter mit dem Blitz der Wunder Berge spaltet und durch den Glauben und die Würde ihrer Gebete Berge versetzt.[90] Solches ist nur zu vermeiden, wenn Furcht und Liebe zu Gott dazwischen treten und die Sorgfalt der Hirten sie durch die Wand göttlichen Wortes voneinander trennt.

Wie gesagt, zog sich Paulina äußerlich von ihren Brüdern zurück, im Herzen aber blieb sie ihnen eng verbunden. Fortwährend erwog sie im Herzen

89) Vgl. zum damit beginnenden Übergang von einer Gemeinschaft weiblicher Religiosen zu einem Doppelkloster Kap. 26 und ausführlicher im Kommentar.

90) Vgl. 1 Kor 13,2.

hin und her, brachte zur Sprache und verwandte Eifer und lange Überlegungen darauf, wie ihre Gründung durch einen würdigen Hirten zum Blühen zu bringen wäre, wie man das begonnene Werk vollenden, mittels eines Privilegs dem apostolischen Stuhl unterstellen und somit in Freiheit übergeben könnte.[91]

Kapitel 27 Wie Paulina zum dritten Mal nach Rom kam und dem heiligen Petrus das Kloster überantwortete

Nach Anrufung des Allerhöchsten nun, der den Wunsch all derer erfüllt, die ihn fürchten, und ihr Gebet erhört, zog sie in Sachen ihrer Klostergründung schon zum dritten Mal nach Rom.[92] Am Altar des heiligen Petrus legte sie eine zum apostolischen Meßgewand passende gewirkte Stola als Geschenk nieder und eröffnete Paschalis, dem obersten aller Priester, was sie aus ihren Besitztümern für den Bau des Klosters verfügt hätte. Sie erhielt das Privileg apostolischer Autorität zum Schutz ihrer Güter und deren rechtmäßiger Übertragung und konnte nun ihre eigenen Besitzungen und, was immer ihre Brüder Udalrich und Poppo, ihre Schwester Bertrad[93] und ihr Sohn Werner aus ihrem ererbten Vermögen dazu beitrugen, rechtmäßig Gott und der heiligen Maria überschreiben,[94] zum künftigen Nutzen derjenigen, die Gott in besagtem Kloster dienen wollten.

Um die Gründung nun auch zu sichern, empfahl und überantwortete sie das Kloster im Zustand der Freiheit von öffentlicher Gewalt dem seligen Petrus und der römischen Kirche. Papst Paschalis ordnete an, daß vom Abt des Klosters jährlich eine Goldmünze an den Altar des heiligen Petrus gezahlt werden müsse.[95] Damit nämlich sollte festgeschrieben sein, daß die Satzungen dieser Freiheit und Güterübertragung unantastbar und, von aller Herrschaft weltlicher Macht frei, befestigt sein würden, und das Kloster für immer unter dem Schutz der römischen Kirche gesichert sein sollte.

Für all das, was sie in großer Ehrerbietung überantwortet hatte, erflehte die Magd Christi nach Erhalt des urkundlichen Zeugnisses den Segen des Papstes und kehrte zurück. Damit es aber keinen Ort auf der Erde gäbe, der ihres sich mehrenden Verdienstes nicht teilhaftig wäre, war sie würdig, auf göttlichen

91) Die damit angestrebte *romanitas* und *libertas* beschränkte die potentiellen Mutterklöster auf den Kreis der benediktinischen Reformklöster.

92) Die dritte und letzte Romreise Paulinas fällt in das Jahr 1106 oder kurz davor. Papst war Paschalis II. von Ravenna (1099–1118).

93) Über die Geschwister Paulinas ist nichts bekannt. Durch die Güterübertragungen muß ein Großteil der Besitzungen Morichos in die Stiftung Paulinas eingegangen sein.

94) Mit der Unterstellung unter Rom und der damit erfolgten Institutionalisierung der Gründung wird die Gottesmutter Maria neben Johannes dem Evangelisten zur Hauptpatronin. Das Patronat Maria Magdalenas tritt in den Hintergrund (vgl. Kap. 18). Die Stiftung hieß mindestens bis zum Tode Paulinas (1107) Mariazell.

95) Damit war die Unterstellung unter Rom besiegelt und wurde jährlich symbolisch bekräftigt. Die folgenden Formulierungen gemahnen an eine Urkundenvorlage.

Ratschluß hin gezüchtigt zu werden, als sie mit einem so großen, vom römischen Stuhl empfangenen Schatz den Heimweg antrat.

Kapitel 28 Von der auf göttliches Geheiß empfangenen Züchtigung

Auf Paulina auf dem (Rück-)Weg war, geschah es, daß sie sehr hart von dem Pferd stürzte, auf dem sie saß, so daß der Knochen ihres einen Armes derart in zwei Teile zersplitterte, daß der verzerrte Arm nach einem solch schweren Sturz von nun an durch keine Macht der Heilkunst mehr zusammenwachsen konnte. Dennoch ließ sich die heilige Frau ihren Schmerz nicht anmerken,[96] denn von Paulus hatte sie in Worten und Taten gelernt, daß die Vollendung der Tugend auf Leid beruht,[97] von Johannes, daß Gott den in Zucht nimmt und zurecht weist, den er liebt,[98] und wie Jakob empfing sie vom Engel die Segnung des Hinkens und kehrte nach Hause zurück.[99]

Dann aber wurde die Güterübertragung und die Bestätigung der Freiheit für das Kloster zu Rom im Jahre 1106 der Geburt unseres Herrn festgeschrieben unter der Regierung des erhabenen Kaisers Heinrich V., für das Kloster der frommen Frau Paulina in Thüringen, in der Mainzer Diözese, deren Bischofsstuhl Adelbert innehatte,[100] im Längwitzgau, in der damaligen Grafschaft des Sizzo,[101] wo die zwei Bäche Bärbach und Rottenbach zusammenfließen, zur freiheitlichen Verwaltung allen, die diesem Kloster durch Lebensführung und Sitten vorstehen und der dreisten Herrschaft aller, seien es Vögte oder Untervögte, sowie jedwedem Machtmißbrauch entzogen.[102]

Kapitel 29 Wo sich die selige Paulina um einen neuen Hirten bemühte

Die selige Paulina nun fühlte sich bereits in großer Hoffnung ermutigt, sie würde das von ihr begonnene Werk auch zu Ende führen, und deshalb be-

96) Unempfindlichkeit gegen Schmerz galt als Zeichen von Heiligkeit.
97) Vgl. 2 Kor 12,7–10.
98) Vgl. Offb 3,19.
99) Vgl. 1. Mos. 32,26.32.
100) Adelbert I., Graf von Saarbücken, 1110–1137 Erzbischof von Mainz.
101) Sizzo ist der Leitname der thüringischen Schwarzburger und späteren Schwarzburg-Käfernburger. Sie hatten mit kurzen Unterbrechungen die Vogtei über Paulinzella bis zur Auflösung des Klosters 1534/1542 inne. Hier handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Sizzo II., Graf zu Schwarzburg, 1050–1115(?).
102) Sigeboto inseriert hier offenbar wörtlich die Schlußformel einer Urkunde. Das Gründungsprivileg, das Papst Paschalis II. 1106 für Paulinzella ausstellte, ist ebenso wie die Gründungsurkunde Heinrichs V. aus dem gleichen Jahr nicht erhalten. Das einzige der Fälschung unverdächtige Dokument ist die Bestätigung des Klosterstatuts durch Heinrich V. vom 26. August 1114, die, wie es üblich war, Formulierungen der vorausgehenden Dokumente wieder aufnahm. Die Herkunft der Textvorlage muß ungeklärt bleiben. Der Hinweis auf die Handlungsfreiheit der Äbte und die Rechenschaftspflicht der Vögte weist in die Nähe der Bestätigung von 1114, die ihrerseits nachweislich vom Hirsauer Formular (1075) beeinflußt wurde; vgl. Urkundenbuch (wie Kommentar, Anm. 7) Nr. 7.

dachte und erwog sie gründlich hin und her, woher und wen sie ihrem Kloster als würdigen Hirten erwählen könnte. Zwar kannte sie teils vom Hörensagen, teils aus eigener Erfahrung viele Klöster und Orden, besonders aber in Schwaben. Aber sie war doch unschlüssig, mit welchem Kloster sie zuerst dem Wunsch ihrer dringenden Absicht Genüge tun sollte.

Zur damaligen Zeit gab es im ganzen römischen Reich kein derart schrecklich verödetes und vereinsamtes Gebiet, wo so viele Männer und Frauen im Dienste an Gott geistige Frucht reifen ließen, wie in Schwaben, wo in der Schwärze des Waldes[103] und der Schrecknis der Gegend soviele Gärten voller Köstlichkeiten blühten und soviele Rosenhaine voller Tugenden unter klösterlicher Regel emporsprossen. Man konnte in dieser schrecklichen Einöde so etwas wie die Zelte des alten Gottesvolkes entdecken,[104] wo die Herzöge und Fürsten der Mönche, die ihren truppweise marschierenden Gemeinschaften voranzogen, Rast hielten, wo der unzugängliche Schlupfwinkel wilder Bestien[105] in eine gewaltige Versammlung von Völkern und einen Chor von Heiligen verwandelt worden war, wo es waldreiche Täler, grünende Wiesen und Quellen frischen Wassers gab, die in überströmender Fülle sprudelten.[106] Dort wehren die steilen Hänge der Felsen, die dichten Wälder und die tiefen Täler die lärmende Unruhe weltlichen Getriebes ab und halten sie fern, dort freut sich das wahre Israel nach dem Untergang des Pharao und seiner Triumphwagen seiner neuen Freiheit[107] und gewinnt auf sicherem Pfad das Land des verheißenen Erbes durch die Gründung von Klöstern für die allein rechtmäßige Lehre.

In einem schwarzen und mißgestalteten Haupte nämlich und einem minderwertigen Leibe wiegen große und leuchtende Augen die angeborene Abscheulichkeit der gesamten Erscheinung auf, und als die vornehmsten Organe am Kopf stellen sie die geringsten Teile des Körpers unter ihren Schutz. In gleicher Weise erhellte auch dort die im schattigen Sitz des Waldes überall strahlende klösterliche Zucht mit dem hellen Glanz ihrer Regel ganz Schwaben, und Schwaben wiederum erhellte den ganzen Erdkreis. Den Lehren der Vorväter stellte sie neue an die Seite, und sie vertrieb alte und eingefleischte Schatten dank ihres schwäbischen Lichts.

103) Sicher eine Anspielung auf den Schwarzwald. Der hagiographische Topos „einst Wildnis – jetzt schöner Ort" verstärkt den bewußt zugespitzten Kontrast zwischen der Zeit vor und nach der Ordensreform. Die Fruchtbarmachung der Natur ist gleichbedeutend mit der Fruchtbarmachung des Geistes durch die Reform.

104) Anspielung auf den Auszug der Israeliten aus Ägypten, vgl. z.B. 2. Mos 13,20.

105) *Eremus* ist seit dem 9. Jahrhundert auch ein Synonym für *silva*. Der dichte, tiefe Wald galt als ein Symbol für Heidentum und als Wohnsitz fabelhafter Wesen.

106) Die Stelle bietet Anklänge an den Topos vom *locus amoenus*, der bis ins 16. Jahrhundert ein Hauptmotiv in der idealen lateinischen Naturschilderung bildete. Der klassische *locus amoenus* enthielt die sechs landschaftlichen Reize „Baum", „Wiese", „Quelle oder Bach", „Blume", „singender Vogel" und „kühlender Wind". Zugleich wird auf die Vorliebe der Benediktiner angespielt, in Tälern zu siedeln. Sie galten als Ort der rechten Demut.

107) Vgl. 2. Mos. 14,28; 15,1.4.17.

Unter all diesen Glanzlichtern nun erstrahlte in jenen Zeiten das Kloster Hirsau wie das Sternbild der Venus oder der Morgenstern, der den kommenden Tag ankündigt, und es zeigte allen, die auf der Suche nach der Wahrheit waren, durch sich den Weg und das Abbild ewigen Lebens und künftiger Glorie. Fest gegründet auf einen Felsen[108] nämlich war es noch immer so mit der Standhaftigkeit heiliger Tugend gegen die Fluten der Welt, die Pforten der Hölle und die Gewaltherrschaft des Königs und seiner Verbündeten gewappnet, daß es damals, als das päpstliche Urteil diesen vom Leib der Kirche abtrennte und ihn als Rebellen wider den päpstlichen Stuhl mitsamt seinen Anhängern durch das Schwert kirchlicher Strenge verurteilte,[109] den Angehörigen jedweden kirchlichen Standes, die das Gift des königlichen Irrtums ausspieen, sicheres Asyl bot, seien es Bischöfe oder Äbte, hochgebildete oder unwissende (Brüder), und um keinen Preis weltlicher Macht oder politischer Autorität, die ihre Pfeile abgründiger Bosheit gegen es schleuderte, wich. Denn als der gemeinsame Feind aller mit List und Tücke gegen das Kloster nichts auszurichten vermochte, versuchte er es über Geschenke oder mittels Gewalt, doch eher schwanden die Kräfte des Angreifers als die Zuversicht des sich widersetzenden (Klosters). Also tobte der König mit verschiedensten Machenschaften gegen das Kloster, das er seinen Plänen in seiner kirchlichen Eintracht im Wege stehen sah.[110] Bald drohte er, es durch alles vernichtendes Feuer zu zerstören, bald hetzte er seine höfischen Hunde gegen das Kloster los, und setzte die Drohungen in die Tat um. Aber wie ein unverrückbarer Fels inmitten rasender Sturmfluten trotzte Hirsau den andonnernden Gewalten und verharrte unbeschadet in der Einheit der heiligen Kirche.

Was soll ich erzählen, wie der Feind eine bewaffnete Menge gegen Hirsau führte, in der als Fahnenträger und Befehlshaber der anderen Werner, der Bischof der Straßburger Kirche, voranschritt, um die übrigen Hirsauer zu besiegen? Er kam in die Pforzheim genannte Stadt und legte als erster statt des Bischofsornats den Brustpanzer an; und nachdem er (auf diese Weise) einen verkehrten Stand angenommen und Gesinnung und Gewand verändert hatte, das heißt, sich aus einem Kleriker in einen Wüterich verwandelt hatte, hauchte er in eben diesem Brustpanzer auch schneller als gesagt sein Leben aus. So kam der Angriff der ganzen Gottlosigkeit in Verwirrung und die Angreifer wichen zurück.[111]

---

108) Vgl. Mt 7,24; 16,18.

109) Gemeint ist die erste Bannung Heinrichs IV. durch Gregor VII. im Jahre 1076.

110) Vgl. zu den Angriffen Heinrichs IV. auf Hirsau u.a.: *Bertholdi Annales 1054–1080* (MGH. SS 5, 264–326) hier 301, sowie *Vita Willihelmi Abbatis Hirsaugiensis auctore Haimone* (ed. W. Wattenbach, MGH. SS 12, 209–229) hier 222.

111) Die Episode um den Straßburger Bischof Werner beschwört die einstige politische und wirtschaftliche Ausstrahlungskraft Hirsaus. Werner unterlag als Führer des kaiserlichen Heeres in einer für Hirsau besonders günstig endenden Schlacht. Unmittelbar vor Schlachtbeginn soll ihn ein plötzlicher Tod ereilt haben, die führerlosen kaiserlichen Angreifer wurden daraufhin in die Flucht geschlagen. In Sigebotos Verständnis trug Werner von Straßburg als Vertreter der Reichskirche

Hirsau nämlich war gleichsam ein Spiegel und eine Lehrmeisterin der gesamten klösterlichen Zucht, ein Ofen zur Entfernung des Rosts der Sünden und eine glühende Prüfung. An Strenge stand es den Klöstern in ganz Deutschland nicht nach, vielmehr überflügelte es viele von ihnen in der Zucht monastischen Lebens und im Ansehen; es war gleichsam eine Quelle bewährter Ordnung des geistlichen Lebens, aus der Ströme himmlischer Lehren hervorsprudelten und die Seelen derer benetzten, die nach der Glorie Christi dürsteten.

Kapitel 30 Wie sich die selige Paulina mit ihrem Sohn nach Hirsau aufmachte, um einen Abt für ihr Kloster zu erbitten und wie sie unterwegs krank wurde

Wie schon berichtet wurde, hatte die Magd Christi sich also mit ihrem Sohn beraten und auf den Rat weiterer Männer von reiferem Verstande hatten sie einhellig beschlossen, den Hirten für ihr Kloster in Hirsau zu suchen. Sie selbst drängte sehr zum Aufbruch und machte sich mit den anderen nach Hirsau auf, und empfahl Gott die Angelegenheit in vielen Gebeten. Als sie nun aber ein gewisses Stück des Weges bereits hinter sich hatten, befiel sie die Last einer Krankheit, an der sie (später) auch starb. Die Beschwerlichkeit des schon hinter ihnen liegenden Weges ließ ihre Begleiter zögern und hinderte sie, umzukehren, vielmehr fühlten sie Mut und Kraft genug, das begonnene Unternehmen auch zu Ende zu bringen. So wandten sie sich dem Kloster Schwarzach[112] zu, durch das sie mit der Magd Chisti gekommen waren, vertrauten die Sorge um ihre fromme Reisegefährtin dem Abt des dortigen Klosters an und setzten ihre Reise fort.

Der Abt und seine Brüder umsorgten die ihnen anvertraute Mutter Paulina mit allem Notwendigen, bald der Heiligkeit und Würde der berühmten Frau wegen, bald um der Gnade der Gastfreundschaft willen. Er brachte den ihm übergebenen Schatz in einem ganz in der Nähe des Klosters gelegenen Schlafgemach unter, so wie es seiner Meinung nach Paulinas Ehrwürdigkeit und ihrem geschwächten Zustand am besten entsprach, und er begann, sie in äußerst diensteifriger Liebe zu umsorgen.

---

mit Schuld an der Kirchenspaltung (vgl. *Bertholdi Annales*, wie Anm. 109, 301, Z. 47 ff. sowie die *Vita Willihelmi*, wie Anm. 109, 222, Z. 16 ff., die mit geringfügigen Abweichungen über das Ereignis berichten); vgl. auch Mitzschke (Kommentar, wie Anm. 2) 66, Anm. 2.

112) Es handelt sich um die Benediktinerabtei St. Felicitas in Münsterschwarzach bei Würzburg in Franken. Sie war in der zweiten Hälfte des 11. Jh. ein Zentrum der junggorzischen Bewegung gewesen. Vom Kloster Gorze bei Metz waren seit 933 Versuche ausgegangen, den Reformgedanken in den Reichsklöstern durchzusetzen. Von der cluniazensischen Reform unterschied sich diese Bewegung vor allem dadurch, daß sie Eigenkirchenrecht und Vogtei unangetastet ließ. Im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts wurde die Abtei von Hirsau neu reformiert. Zur Zeit der Reise Paulinas stand ihr Abt Altmann vor (1096–1113).

Die selige Paulina aber, voll heiliger Frömmigkeit und Demut, lehnte diese zahlreichen Dienstleistungen ab und wählte als wahrhaft Arme in Christus eine ihr zusagende Bleibe im Armenhaus als Wohnung, unter den Ärmsten der Armen. Sie hatte nämlich weder ihr Gelübde beim Ablegen der heiligen Profeß vergessen noch die bewußte Geringschätzung (irdischer Bequemlichkeit) inmitten des verhaßten Reichtums. Trotz der Vornehmheit ihrer Abstammung zeigte sie durch die Haltung ihres Geistes und Körpers Zeichen der Demut.

Ihr Sohn Werner und die, die mit ihm gingen, wie berichtet wurde, beendeten ihre geplante Reise, vom Weg und von Gebeten beflügelt. Sie kamen nach Hirsau, legten dort vor dem ganzen Konvent unter flehentlichsten Bitten den Grund ihres Kommens dar, bewirkten, wenn auch nur mit einiger Mühe, daß man ihren Wunsch erfüllte und kehrten mit einem neuen Hirten und sechs weiteren Mönchen, die man ihnen mitgegeben hatte, frohgemut zur Magd Christi zurück.[113]

In diese kehrte der Geist zurück – sie hatte nämlich schon im Sterben gelegen – und sie sammelte ihre Kräfte, so gut sie konnte. Um die Lobeshymnen auf die göttliche Vorsehung gebührend ausbringen zu können, stand sie vor den Ankömmlingen. Sie empfing den gesandten Hirten in wunderbar freudiger Erregung und unter Danksagungen, daß ihr Gelübde und ihr Wunsch der Erfüllung würdig gewesen waren. Frohen Herzens seufzte sie nun nach Christus, schickte Dankgebete gen Himmel und bestimmte auf dem Sterbelager, daß die Brüder ihren Leichnam mit sich nach Hause führen sollten.

Kapitel 31 Vom glücklichen Tod der seligen Witwe Paulina

Als sich ihre Krankheit verschlimmerte, erhielt die Magd Gottes von ihrem Abt, der vor kurzen gekommen war, die letzte Ölung, wurde Christus überantwortet und mit den himmlischen Sakramenten gestärkt. In tiefem Glauben und voller Hoffnung auf das himmlische Königreich war sie Gott ergeben und diente ihm in ihrem Herzen und ihrer Seele, mit Verstand und Geisteskraft. Mit zum Himmel erhobenen Augen und Händen gab sie ihren Geist auf und betrat, über und über geschmückt mit glückseligen Verdiensten, das Gemach des ewigen Herrschers. Freudig beschloß sie ihren letzten Tag, alle, die dabeistanden, aber weinten.

Noch am Tag, bevor sie aus der Welt schied, hatte sie dem Abt, bei dem sie krank darniederlag, die Ankunft des neuen Hirten und seiner Begleiter vorausgesagt. Die Fessel, mit der sie umschlungen war, löste sich auf göttliches Geheiß hin an zwei Stellen, ohne daß sie es merkte; von den anderen wurde sie dann entdeckt.

---

113) Gewöhnlich wurden zwölf Mönche in eine Tochtergründung entsandt. Die diesbezügliche Zurückhaltung Hirsaus gegenüber Paulinzella bleibt ungeklärt.

Die selige Paulina aber starb im Jahre 1107 nach der Geburt des Herrn, an den 2. Iden des Monats März.[114] Die Brüder zelebrierten gemeinsam mit den Mönchen des Konvents, in dem sie krank gelegen hatte, feierliche Meßfeiern, empfahlen den Geist ihrer seligen Mutter dem höchsten Richter über die Lebenden und die Toten, der ihn auch gnädig aufnahm, und ehrten Paulinas glücklichen Tod, indem sie allerorts Lobgesänge erschallen ließen. Dann verschloß Abt Gerung[115] in Anwesenheit von Paulinas Sohn Werner und den übrigen Brüdern ihren heiligen Leichnam in einen Sarg und sie überführten ihn in das von ihr früher gegründete Kloster. Dort bestatteten sie die Gebeine vor dem Altar des Heiligen Kreuzes,[116] nachdem zuvor die Begräbnisfeierlichkeiten in würdiger Ordnung und Ehrerbietung zelebriert worden waren. Über den heiligen Gebeinen hielten sie Leichenwachen, und miteinander wetteifernd und in nie erlahmender Anstrengung und Fürsorge widmeten sie sich ihrem verdienstvollen Werk, um dessen Vollendung es allerdings – wie berichtet – in der Vorstellung besser als in der Wirklichkeit bestellt war.

Kapitel 32 Von Paulinas Oheim

Aber wir wollen nun Übergangenes wieder aufgreifen und über die Taten Werners berichten, des Oheims Paulinas und Bischofs seligen Angedenkens der heiligen Kirche zu Merseburg.[117]

Dieser Priester Christi war ein Mann von großer Heiligkeit und Klugheit, (er war) die auf einem Berge liegende Stadt, die nicht verborgen sein kann und das Licht auf einem Leuchter,[118] der das Haus der Kirche erleuchten mußte. Als Nachfolger der Apostel hatte er zu Recht den Bischofsstuhl inne, zu Recht war er kraft seiner Sitten und seiner Lebensführung Stellvertreter des höchsten Priesters auf Erden und schon im voraus hatte er Christus als rechtskräftiges Vermächtnis seines heiligen Lohns im Himmel erkannt. Nichts galt ihm mehr als Christus, denn er suchte in allem nicht was sein, sondern was Christi war.

114) 14. März 1107. Das erst im 16. Jahrhundert angelegte Nekrologium des Klosters Münsterschwarzach verzeichnet Paulina nicht, dagegen ist sie im Kalendarium des Klosters Michelsberg eingetragen.

115) Gerung, aus dem württembergischen Adelsgeschlecht der Buchauer, stand dem Kloster als erster Abt von 1107 bis zu seinem Tod 1120 vor.

116) Paulina wurde zunächst in der Magdalenenkapelle beigesetzt, da die Klosterkirche zu diesem Zeitpunkt kaum in den Fundamenten gestanden haben dürfte. Der Kreuzaltar befand sich in der Vierung, Paulina wurde also im Langhaus bestattet. Die spätere Umbettung in die Klosterkirche beschreibt Kapitel 52.

117) Die folgenden vier Kapitel um den Merseburger Bischof Werner enthalten zum Teil wörtliche Übernahmen aus dessen 1093 entstandener Vita. Merseburg war 1091 reformiert worden und stand in der Tradition des um 1070 durch Herrand aus Gorze erneuerten Klosters Ilsenburg. Der hinter ihm stehende Personenkreis war stark antikaiserlich geprägt; vgl. *Vita Wernheri ep. Mers.* (wie Kommentar, Anm. 4), passim und zur kompositorischen Bedeutung dieses Exkurses ausführlich im Kommentar.

118) Vgl. Mt 5,14–15.

Ihn hatte nun eine derartige Leidenschaft ergriffen, das Wort Gottes zu säen, daß er seiner eifrigen Predigttätigkeit die meisten anderen bischöflichen Geschäfte unterordnete und sich als voarausschauender Hirte mit ganzer Kraft darum bemühte, neue Seelen zu gewinnen. Er machte sich die Seelsorge um das Volk der Slawen zur Aufgabe und verkündigte ihm das Wort des Heils, denn einen Großteil von ihnen hielt noch die Sünde des Götzendienstes darnieder. Weil er aber ihrer Sprache nicht mächtig war, ließ er sich Bücher in der slawischen Sprache herstellen, damit er mit Hilfe der Buchstaben für die lateinische Sprache die Sprechweise der slawischen Sprache ausdrücken und was er nicht verstand durch zischende Laute[119] den anderen verständlich machen könnte.

Seine Predigten hatten großen Einfluß, weil seine Lehre mit der eigenen Tat in Einklang stand, das heißt, er tat das, was er lehrte, und in dem Bemühen um völlige Reinheit wusch er die sündenbeladenen Gewissen der anderen durch sein eigenes Beispiel und die Lehre. Niemals forderte er, etwa wie ein gieriger Hirte oder Kaufmann, von den ihm anvertrauten Schafen Milch oder Wolle,[120] sondern er wandte der unter seinem Schutz stehenden Herde des Herrn freiwillig und heiteren Sinns mehr Sorgfalt zu, als es von ihm gefordert war.

Kapitel 33 Wie die Kirche zu Werners Zeiten verfolgt wurde

Zu der Zeit aber, als, wie berichtet, die Strenge päpstlicher Entscheidung in einem kirchlichen Strafgericht[121] über Kaiser Heinrich IV. den Bann verhängt hatte, brachte auf der ganzen Erde, besonders aber in Gallien und Germanien,[122] die äußerst heftige Sturmflut der Ketzer und Schismatiker[123] das Schiff der Kirche zum Erzittern. Diese, die gewissermaßen von der Einheit (der Kirche) abgefallen waren, empfanden gleichsam Mitleid mit dem bestraften König, sie klagten, daß es am päpstlichen Stuhl keinen Platz für die Gerechtigkeit mehr gäbe und wiesen auf jede Weise eine Vorentscheidung in der Sache des Königs zurück, wobei sie seine vermeintliche Unschuld verteidigten. Die anderen aber waren von höherer Einsicht und Vorsicht; sie wahrten die Einheit der allumfassenden Kirche in einem echten, nicht in einem erheuchelten Frieden und billigten die kirchlichen Entscheidungen, den Papst ent-

119) Sigeboto spielt auf die Zischlaute der slawischen Sprachen an. Die Missionstätigkeit unter der slawischen Bevölkerung ist vermutlich mit Blick auf die zisterziensischen Missionsbemühungen betont worden.

120) Vgl. Ez 34,2–3.

121) Gemeint ist wieder die erste Bannung Heinrichs IV. durch Gregor VII. 1076.

122) Gemeint sind die Reformlandschaften.

123) Der Kirchenspaltung bezichtigt Sigeboto die Reichskirche, die sich auf Seiten des Kaisers stellte. Daneben hatten die Reformer mit verschiedenen Häretikerbewegungen zu rechnen, zur Zeit der ersten Bannung Heinrichs IV. mit der von Oberitalien ausgehenden Pataria und zur Zeit der Abfassung der Vita mit den in Frankreich an Einfluß gewinnenden Wanderpredigern und Eremiten.

sprechend den rechtmäßigen Lehrsätzen der Kirche als gleichstarke Kraft (dem Kaiser gegenüber) im Gleichgewicht zu halten.

So wurden durch diese Aufspaltung in Parteien die Gewänder Christi zerrissen, die Gnade des Friedens verworfen, das Gefüge gleichwertiger Glieder einer Gemeinschaft aufgelöst und die von allen Laien so dankbar empfundene kirchliche Einheit und Einmütigkeit erschüttert.

Viele der geistlichen Hirten wurden damals durch kaiserliche Verfügungen von ihren Sitzen aufgescheucht: höfische Hunde trieben die Schafe Christi den Zähnen der Wölfe zum Fraß zu. Was immer dem Unrecht noch förderlich war, begünstigte die Gnade des Königs und gutgeheißen wurde, daß er seine Burgen mit dornigem Geist zur Verteidigung wappnete.[124] Was aber gleichsam durch die Schönheit und den Glanz der Wahrheit nach dem wahren Gesetz katholischer Lehre ausgezeichnet wurde und mit festem Anker und dem unlösbaren Band der Liebe inmitten der feindlichen Sturmfluten am päpstlichen Stuhl vertäut war, daran zerrte der rasende Wind der Verfolgungen; und die Füße der Schismatiker und der von der kirchlichen Einheit Abtrünnigen traten den Leib Christi immer wieder in den Schmutz.

In einem solchen Zusammenhang also wurde der besagte Bischof (Werner) in einem Vergeltungsakt von Beamten des Königs ergriffen und eingekerkert, nachdem er schon vorher viel Unrecht erlitten hatte.[125] Man wollte ihn durch Folter aufschrecken und zwingen, den Exkommunizierten das Abendmahl zu reichen.[126] Der Priester aber gedachte seines Lebens und seines Amtes, er schüttelte die Drohungen der feindlichen Bosheit von sich ab und zog es vor, in der Einheit der katholischen Lehre tapfer zu sterben, als sich durch die Gemeinschaft mit von der Kirche Abtrünnigen zu besudeln.

Die höfischen Hunde mußten ihren Gefangenen schließlich unverrichteter Dinge entlassen, als die Standhaftigkeit des Priesters und ihre eigene Furcht vor dem Höchsten Richter sie besiegt hatte. Diese (die Unseren) konnte nämlich weder der Zorn des Tyrannen selbst beugen, noch die (verlogene) Schlauheit seiner Gnade oder Wohltaten, und so versuchte er es nun mit politischer Macht. Aber *ein starker Löwe* wuchs heran[127] wider die gegnerische Tyrannei, dem das tödliche Gift des Ungeheuers nichts anhaben konnte. Schließlich nämlich fiel der rasende Eindringling nach der Zusammenziehung von Trup-

124) Vgl. Jes 34,13.

125) Die Festnahme Werners muß in der Zeit zwischen der ersten Bannung Heinrichs IV. (Februar 1076) und der Bannlösung in Canossa (Januar 1077) erfolgt sein, möglicherweise vor Oktober 1076, als sich der Bischof von Merseburg dem Kaisergegner Werner, 1063–1078 Erzbischof von Magdeburg, anschloß; vgl. hierzu und zum folgenden: *Bruno de bello saxonico* (wie Kommentar, Anm. 21) 367 ff. sowie *Chron. epp. Mers.* (wie Kommentar, Anm. 21) 184 ff.

126) Die damit vollzogene Aufhebung der Exkommunikation lag nicht in der Befugnis des Bischofs.

127) Ez 19,3.

pen aus allen Landesteilen in Sachsen ein,[128] bewaffnet ging er gegen die Priester vor, die mit allerstärkster Autoritätsgewalt dem wahnwitzigen Frevel Einhalt gebieten wollten und verheerte dabei alles mit Mord und Brand, was ihm im Wege stand. Zuerst aber nahm er sich die vor, die er als Hüter der Gerechtigkeit und als Stellvertreter des Römischen Stuhles kannte und in denen er daher den Grund für seinen Angriff erblickte.

Da verließ der oben erwähnte Bischof Christi zur rechten Zeit seinen Sitz,[129] zwar war er bereit, das Äußerste für den Namen Christi zu erleiden, aber dennoch gedachte er des Lehrsatzes des Evangelisten, in dem es heißt: *Wenn man euch in der einen Stadt verfolgt, so flieht in eine andere*[130]. Er zögerte also nicht, seinen Sitz der feindlichen Partei zu überlassen, obgleich ihm (noch) kein unmittelbarer Angriff drohte. Zu Recht aber meinte er, daß schon ein heller Sonnenstrahl die schwarzen Wolken vertriebe, den Verfolger abdrängte und der Kirche so schnell wie möglich den Frieden zurückbrächte. Bischof Werner und die Seinen brachen auf, er befahl die ihm nach seelsorgerischem Recht anvertrauten Schäflein unter seinem Schutz dem Allerhöchsten Hirten und verließ seinen Sitz für eine gewisse Zeit; doch blieb er im Geiste bei ihnen.

Kaum aber war er eine Strecke von ein oder zwei Tagen von dem Ort entfernt, als die Sachsen mit einer gewaltigen Heeresmacht die feindlichen Scharen auf seinem Gebiet zerschlugen[131] und versuchten, den Frieden eher mit der Waffe zu ertrotzen und als durch Kapitulation. Durch eine göttliche Offenbarung erfuhr der Priester des Herrn von dieser plötzlichen Wende; er brachte seine Begleiter zum Stehen, beendete die Weiterreise zum Erstaunen aller, die dabei waren, und kehrte plötzlich auf dem begonnenen Weg um. Noch am späten Abend vor dieser Offenbarung hatte er seinen Reisegenossen angekündigt, in der ersten Morgendämmerung würde man weiterziehen, am Morgen aber, als sie aufbrechen wollten, änderte der Bischof seinen Sinn. Kaum also war der Bekämpfer der Wahrheit zurückgedrängt, ja sogar durch Flucht entkommen, da kehrte der Bischof an seinen Sitz zurück, beschirmt von der göttlichen Gnade, ob er wegzog oder blieb.

Die restliche Zeit seines Lebens verbrachte der umsichtige Verwalter himmlischer Schätze bei kirchlichen Studien; beständig richtete er seinen Geist auf einen Zuwachs an Tugenden und machte sein Wort mittels seiner ei-

128) Im Winter 1079/80 zog Heinrich IV. mit einem großen Heer ein zweites Mal nach Sachsen, wo der von der Fürstenopposition gewählte Gegenkönig Rudolf von Schwaben seine Basis hatte, vgl. auch *Bernoldi chronicon* (MGH. SS 5, 385–467) hier 436 ff.

129) Werner verließ Merseburg vor dem Überfall der Sachsen auf das kaiserliche Heer bei Mellrichstädt 1078, kehrte aber nach der Schlacht zurück.

130) Mt 10,23.

131) Am 15. Oktober 1080 kam es in Hohenmölsen an der Elster, Nähe Zeitz, zu einer Schlacht, in der die Sachsen unter Rudolf von Schwaben dem Kaiser eine Niederlage bereiteten. Noch am gleichen Tag erlag Rudolf seinen Verletzungen.

genen Taten glaubhaft. Was die Geringschätzung, ja Marterung seines schwachen Leibes und dessen Bedürfnisse anbetraf, wuchs er derartig über sich hinaus und fügte seinen blühenden Verdiensten – wie soll ich das bezeichnen – gewisse höchste Dinge hinzu, daß mit menschlicher Wertschätzung von ihm gesprochen wurde. Man meinte, er hätte mit diesem Schritt voran zum Nutzen der Tugenden, der doch fast seine Kräfte überstieg, Gott eher angegriffen als ihm eine Freude bereitet. Vor dem Höchsten Richter, der unser aller Verdienste wägt, würde nicht der Makel einer Sünde an ihm haften, wenn der göttliche Urteilsspruch feststellt hätte, er habe dieser allzu großen Strenge gegenüber dem Leib entgehen können. Seine Heiligkeit schien die Heiligkeit an sich in gewisser Weise zu übertreffen, weil er von der Liebe zu Christus geleitet wurde und sich im köstlichen Duft der Salben Christi bewegte. Seine in jeder Hinsicht würdige Botschaft aber fand in einer wunderbar eifrigen Verehrung Christi unter den Menschen Verbreitung. Auch die, die beim Dienst an den himmlischen Sakramenten immer an Werners Seite standen, bezeugen es: nie feierte er die Geheimnisse des allerheiligsten Meßopfers, ohne dabei Tränen zu vergießen, so daß sein Opfer den göttlichen Blicken schon deshalb annehmbar wurde, weil er selbst, als lebende Hostie, in seinem reumütigen Herzen Buße tat.

Kapitel 34 Von dem Wunder über dem geweihten Blut des Herrn

Es trug sich nun einmal zu, daß der König nach Merseburg kam und auf Verfügung des königlichen Hofes ein Fest abhielt; zu dieser Zeit lebte er nämlich noch in Eintracht und Frieden mit der Kirche.[132] So trat an diesem Tage nach gewohnter heiliger Sitte der Priester Werner in Mitra und Insignien vor, zelebrierte das ganze Hochamt der Messe und feierte in Gegenwart des Königs den ganzen dem Fest entsprechend feierlichen Gottesdienst nach bischöflichem Brauch.

Nach Beendigung der Messe nahmen die Ministranten am Altar den Kelch in Empfang, wuschen ihn recht nachlässig vom Wein rein und stellten ihn, wie es sich gehört, in die Sakristei zurück. Dieser Kelch aber war mit recht kunstreicher Sorgfalt gefertigt und wurde deshalb dem König auf seinen Befehl hin gebracht. Als er nun aber hineinblickte, erschien, weil er, wie gesagt, ungereinigt weggestellt worden war, Blut darin, so frisch, als sei es eben zu dieser Stunde aus der Seite des Herrn hinein geflossen. Der König und alle Anwesenden staunten sehr, am meisten jedoch verwunderte sich Bischof Werner; bald wischte er in großer Erregung mit einem schneeweißen Leinentuch das Blut, das erschienen war, ab und hielt es neben ein Kreuz, an dem ein wenig vom Blut des Herrn als heilige Reliquie haftete. Er meinte, daß das Blut, welches im Kelch zurückgeblieben war, sich in nichts von jenem unterschied, das ausgeströmt sei, als er (Christus) am Kreuze gehangen hatte. Al-

132) Heinrichs IV. Anwesenheit in Merseburg für die Zeit vor seiner Bannung ist mehrmals bezeugt, eine genauere Festlegung kann auch hier nicht erfolgen, vgl. u.a. *Bruno de bello saxonico* (wie Kommentar, Anm. 21) 348, Z. 8 ff. und passim.

lerdings wäre jenes damals von der gottlosen Hand eines Ungläubigen vergossen worden, dieses aber hätte die Rechte eines Gläubigen und Liebenden als kirchliches Sakrament geweiht.

So bot die Nachlässigkeit der Ministranten die Gelegenheit zu größerem Glauben und erlegte ihnen für die Gegenwart wie für die Zukunft Sorgfalt und wachsamen Eifer bei der Verwaltung der kirchlichen Sakramente auf.

Kapitel 35 Vom Tode des äußerst berühmten Bischofs

Als er nun auf dem rechten Pfad des Glaubens nach dem suchte, was bei Jesus zu ist, und sich seufzend nach den ewigen Wonnen sehnte, gab er seinen Geist auf, verschont von der Beschwerlichkeit einer Krankheit. Vor seinem Hinscheiden hatte er verfügt, daß sein Leichnam in dem Kloster, das Altenburgk genannt wird,[133] bestattet werden solle.

Dieses Kloster Altenburgk wurde anfangs, lange vor Werners Zeit, den Regeln und Niederlassungen der Chorherren zugeschrieben; eine lange Zeit hatte es unter der Regel des Ordenslebens geblüht, verödete aber schließlich durch die häufigen Bedrängnisse, denen diese Provinz ausgesetzt war. Kaum einen einzelnen Bewohner duldete es, denn mannigfache Feinde und Räuber verwüsteten auf jegliche Art und Weise die Güter, von denen die Bewohner des Klosters sich hätten ernähren müssen. Dieses Kloster nun hatte der besagte Bischof unter großem Kostenaufwand wiederhergestellt, indem er die vom Alter zerstörten Gebäude wieder errichten ließ und mit großer Mühe die Güter wieder zusammenbrachte, die für den jährlichen Zins und die Abgaben aufkamen. Dann kennzeichnete er das Kloster wieder durch die veränderte Regel einer klösterlichen Disziplin, denn er wußte bereits, daß es der Ort seiner ewigen Ruhe werden würde.

Der Priester Christi aber starb an den 2. Iden des Januar,[134] und so glücklich war er über seinen empfangenen Lohn, wie er eifrig bei der um Christi willen durchlebten Mühsal gewesen war.

Weil unsere Feder nun seine Verdienste gar nicht fassen kann, wollen wir die vernachlässigte Reihenfolge (unseres Berichtes) wieder aufnehmen.

Kapitel 36 Wie sich der neue Hirte seinen Aufgaben zuwandte

Abt Gerung, der neue, aus Schwaben nach Thüringen berufene und entsandte Landmann des Herrn, bemühte sich nun im Vertrauen auf Gott um die

133) Das Peterskloster auf der Altenburg stand vor seiner Reformierung durch Werner unter der Obhut der Augustinerchorherren. 1091 wurde es unter gorzische Observanz gestellt und neu geweiht. Die ersten Mönche kamen aus Münsterschwarzach, als erster Abt stand dem Kloster ebenjener Altmann vor, der ab 1096 das Kloster in Münsterschwarzach leitete. Mit dem Merseburger Dom verband das Peterskloster eine Gebetsverbrüderung.

134) Das Todesdatum ist für den 11. oder 12. Januar 1093 bezeugt; vgl. *Chronicon Bernoldi* (MGH. SS 5, 385–467) hier 455, Z. 31 ff., wo *III. Idus Januarii* angegeben werden, vgl. auch Mitzschke (wie Kommentar, Anm. 2) 77, Anm. 5.

neue Anpflanzung. Zunächst entfernte er sorgfältig die Dornen und Disteln aus dem urbar zu machenden Walde, umhegte dann eifrig die Keimlinge der jungen Pflanzung und, nachdem er mit dem Schwert der Weisheit die Laster aus den Herzen seiner Untergebenen geschnitten hatte, pflanzte er Blüte und Frucht göttlicher Liebe. Wie Jeremia begann er, unentwegt zu vernichten, niederzureißen und einzureißen und die himmlischen Besitztümer wieder aufzubauen und einzupflanzen.[135] Diejenigen, die dem (ewigen) Leben feindlich gesonnen wären, vernichtete er durch das Wort Gottes, die Brutstätten ungeschlachter Sitten[136] zerstörte er und eine Vielzahl roher, von schlechtester Gewohnheit herrührender Laster zertrümmerte er mit Hilfe der (göttlichen) Gerechtigkeit, vor allem bei denjenigen, die unter seiner Leitung von der Eitelkeit irdischen Lebens (auf den Weg des Herrn) umkehrten. Andererseits stellte er das Rüstzeug tugendhaftes Lebens mit Geschick und Strenge zusammen. Als eifriger Pfleger des göttlichen Weinbergs[137] schnitt er Überflüssiges aus, Notwendiges jedoch bewahrte er und zog es auf.

Die Fundamente der Kirche waren bereits gelegt worden, bevor er gekommen war,[138] was nun noch ausstand, suchte er zur Vermehrung des Gehorsams gegenüber Gott zu ergänzen.

Über das Wesen und den Charakter dieses neuen Pflegers muß freilich in aller Kürze noch einiges vorausgeschickt werden.

Kapitel 37 Von den Tugenden Gerungs

Der Herkunft nach war Gerung Schwabe, er stammte aus der Familie der Buchauer, einem weder unbekannten noch äußerst berühmten Geschlecht. Zunächst wurde er in Augsburg in den Wissenschaften unterwiesen, aber bereits auf der ersten Stufe der Jugend unter Abt Wilhelm seligen Angedenkens[139] in Hirsau zum Mönch geweiht. Er wurde als der Erste oder doch als der Eifrigste unter den Ersten bezeichnet, wenn es um die klösterliche Zucht und die Befolgung der Regel ging. Auch war er ein sehr guter Sänger und

135) Vgl. Jer 1,10.

136) Die Übertreibung früherer Mißstände sollte das Verdienst der Hirsauer Reformer an der Entwicklung der Gründung hervorheben. Vorhirsauische Reformeinflüsse sind für Paulinzella nicht auszuschließen; möglich ist auch, daß Sigeboto vorreformatorische Zustände allgemein diskreditieren will.

137) Vgl. Mt 20,1 ff.

138) Für einen Fundamentwechsel unter Gerung fehlen die architektonischen Beweise. Möglich wäre es, daß Paulina erste Baupläne aus Sachsen mitgebracht hatte und Gerung auf den Fundamenten weiterbaute. Die architektonische Lösung für das Presbyterium in Paulinzella (Fünfapsidenschluß) läßt an sächsische Einflüsse (Ilsenburg) denken, obwohl der Bau sonst streng dem Hirsauer Bauschema folgt (vgl. Möbius, wie Kommentar, Anm. 28, S. 4 und 14)

139) Wilhelm stand dem Kloster von 1069 bis 1091 vor. Er führte ab 1071 die cluniazensichen Gewohnheiten ein, paßte sie an die Verhältnisse im Reich an und legte 1081 nach ihrem Vorbild die für die Hirsauer Klöster verbindlichen *Consuetudines* fest.

man wußte nicht, ob man ihn mehr des Klanges seiner Stimme wegen oder um seiner bescheidenen und maßvollen Haltung beim Singen willen loben sollte. Es ziemt sich nämlich, daß eine Stimme vom Klang einer Trompete den Sänger nicht so empfiehlt wie die Haltung seines Körpers. Daher also versah er am Kloster (Hirsau) auch einige Jahre hindurch das Amt des Kantors; später dann, als das neue Kloster fertiggestellt war[140], bekleidete er das Amt eines Unterpriors.[141]

In den Grundsätzen klösterlicher Zucht aber eiferte er der Tradition der Väter so sehr nach, daß er von Abt Wilhelm zweimal nach Cluny gesandt wurde,[142] auf daß er dort genauer in die Regeln des Ordenslebens eingeweiht würde und, gleich einem nach Neuheiten gierenden Kaufmann oder wie der Entdecker einer seltenen und kostbaren Ware, etwas von dem Neuen mitbrächte und das Altgewohnte noch verbesserte.

Er war auch von reifer Würde und streng in der Aufsicht klösterlicher Strenge gegenüber denen, die sich vom Ziel ihres Ordens entfernten. Vergangene und kommende Betrübnisse linderte er mit künftigen Tröstungen und er war so ausgleichend und gerecht, daß er das Leben eines Schwerfälligeren nicht um den Fortschritt eines Vorangehenden willen geringschätzte. Auch sein Wuchs und sein Sinn waren maßvoll, so daß er weder Überfluß noch Mangel verspürte. Zu den Brüdern verhielt sich Gerung gütig, er pflegte mit allen vertrauten Umgang und konnte sich in Sitten, Sprache und äußerer Erscheinung den verschiedensten Personen anpassen und ihr Vertrauen erringen, seien sie geistlichen oder weltlichen Standes. Dem Herstellen von Büchern widmete sich unser Abt sein ganzes Leben lang mit lebhaftestem Eifer, weil er selbst auch ein sehr guter Schreiber war.[143]

Um nun all seine Tugenden noch einmal zusammenzufassen: es gab niemanden, dem er an Eifer beim Dienst für Gott und in der klösterlichen Zucht unterlegen war.

---

140) Unter Wilhelms Leitung wurde mit dem Bau der Peter- und Pauls-Kirche begonnen, die 1091 geweiht wurde.

141) Gerung bekleidete dieses Amt unter Wilhelms Nachfolger Gebhart (1091–1105). Seit dem 10. Jahrhundert galt der Inhaber dieses Amtes als Stellvertreter des Abtes.

142) Das 909 in ein Mönchskloster umgewandelte burgundische Kanonikerstift Cluny war der Ausgangspunkt der monastischen Reform, deren Grundgedanken und Ziele Abt Odo (927–942) festlegte. Gerungs Reisen nach Burgund können mit der Einführung der cluniazensischen Gewohnheiten in Hirsau in Zusammenhang gestanden haben (vgl. dazu Werners und Ulrichs Reisen von Paulinzella nach Hirsau, Kap. 44, 45, 51).

143) Einer der wenigen Hinweise auf die Klosterbibliothek Paulinzellas, deren Bestände verloren oder verstreut sind; vgl. Kap. 45 sowie Urkundenbuch (wie Kommentar, Anm. 7) passim.

Kapitel 38 Wie einige, durch die Schwierigkeit des Unternehmens verstört, hartnäckig an einen anderen Ort wollten

Mit praktischem Können, dem Wort und seinem eigenen Beispiel trieb der Abt Gerung nun sowohl den materiellen als auch den geistigen Aufbau des Werkes voran, wobei er seine Aufmerksamkeit bald hier auf das Zusammenfügen der Steine, bald dort auf das Ordnen der Sitten richtete. Was er durch die lange Erfahrung seines gottgefälligen Lebenswandels gelernt hatte, suchte er nun für andere als Triebkraft zu tugendhaftem Leben wirksam werden zu lassen. Das Werk des Herrn schien unter seinen Händen und denen der anderen Fortschritte zu machen: auf den Fundamenten wurden die Wände emporgezogen.[144]

Unterdessen aber begann derselbe Geist, der sich einst dem alten Gottesvolk in den Weg gestellt hatte, als es mit Esra aus der Gefangenschaft zu den heimatlichen Wohnsitzen zurückkehrte und auf Geheiß des Herrn den Tempel wiedererrichtete,[145] mit plumpen Anstrengungen auch gegen dieses begonnene Werk auf mannigfache Weise vorzugehen. Er machte die schon begonnene Arbeit zunichte und legte den Brüdern ein gewaltiges und dicht geknüpftes Netz von Fallstricken aus.

So schreckte einige von denen, die gekommen waren, die noch immer entsetzliche Abgeschiedenheit und Einsamkeit des Klosters und sie beklagten sich darüber, daß es über die Kräfte der Dienenden ginge und auch in keiner Regel von Weisheit festgeschrieben wäre, Lebensmittel und andere für Mönche notwendige Dinge aus Sachsen nach Thüringen heranzuschaffen. Ließe sich ein Kloster doch viel besser und angemessener dort errichten, wo man für die Arbeit der Diener Gottes bestimmte Güter besäße, sowie solche, die dem Kloster übergeben worden oder benachbart wären. Dort sei es nach den Vorschriften der Regel nicht Aufgabe der Mönche, viel herumzuziehen,[146] weil an diesem anderen Ort eben alles irdisch Notwendige leicht zu beschaffen wäre.

„Man sollte diesen Platz hier verlassen", meinten die Brüder, „denn die unbezähmbare Größe des uralten Waldes, die kleine, bereits in unmittelbarer Nähe des Klosters sumpfige, unfruchtbare, lehmige und unbebaubare Fläche und der alte (heidnische) Jagdsitz wollen den Ertrag geistiger Gnade nicht annehmen; und das enge Tal macht jede Hoffnung, hier einmal die himmlischen Lehren einzuführen, zunichte. Was ist also zu tun? Diejenigen, die Christus suchen, gelangen niemals an den Ort des Heils, wenn sie sich mit Felsen und Bergen umgeben, um vor den Menschen verborgen zu bleiben. Für jene,

144) Unter Gerungs Bauleitung wurde mit der Ostpartie der Kirche begonnen. Die Stelle kann aber ebenso den geistigen Aufbau des Klosters und die Festigung der Gemeinschaft meinen.

145) Vgl. Esra 4,1 ff. und zur listigen Übertreibung der Widerstände besonders 4,4.

146) Reg. S. Ben. 23 und 66 untersagten den Mönchen das unstete Umherziehen auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen. Die Regel wird hier wissentlich falsch ausgelegt.

die sonst durch verwerflichen Lebenswandel und abscheulichen Sittenverfall von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen werden, eignen sich allein das flache Land und die Ebene der Felder als Wohnstätte. Wieviele Scharen von Mönchen fassen die Mauern einer volkreichen Stadt, wieviele treibt die Weite der Ebenen dazu, waldige Winkel zu meiden und sich für ihre Niederlassungen größeren Raum zu erschließen! Es bleibt uns also nur übrig, schnell dorthin zu ziehen, wo unsere heilige Mutter erwiesenermaßen lebte, als sie den irdischen Dingen schon entsagt hatte,[147] und wo uns, wenn wir eifrig bei der Befestigung der göttlichen Gefolgschaft sind, aus der Gegenwart ihrer heiligen Gebeine und der Erinnerung an ihre einstige Anwesenheit Trost gespendet wird, wenn doch nicht alles nach Wunsch verlaufen sollte. Hinzu kommt, daß wir in den Verwandten der Paulina seligen Angedenkens Förderer des schon begonnenen Werkes finden werden, wenn wir sie darum ersuchen; und alle, die dort zu unserer Kirchenprovinz gehören,[148] werden uns bei der Vollendung zur Seite stehen."

Kapitel 39 Wie die klügeren (Brüder) gegen die weniger klugen Widerstand leisteten

Diejenigen Brüder, die weisere Voraussicht und einen tieferen Verstand besaßen, gingen zunächst mit den Beweismitteln der Wahrheit gegen die törichten Versuche vor, obwohl sie nur in der Minderzahl waren. Eindringlich forderten sie dazu auf, den schwankenden Sinn zu festigen; laut riefen sie, daß es Personen geistlichen Standes nicht anstehe, den Entschluß in kindischer Leidenschaft fortwährend zu ändern, und sie versicherten, daß die schwierigen Anfänge (eines Unternehmens) einen leichteren Ausgang nehmen würden, wenn man sie immer mit Geduld ertrage.

Den Abt Gerung nun versetzte die Notwendigkeit, sich zwischen den beiden Parteien zu entscheiden, in nicht geringe Aufregung; doch neigte er im Bemühen um Vernunft und kraft seines Lehramtes eher denen zu, die die Schwierigkeiten des unternommenen Werkes beunruhigten. Mit den Worten, daß eine solche Angelegenheit nicht überstürzt entschieden und nicht durch halsstarriges Vorgehen in die Schlingen von Irrtümern verstrickt werden dürfte, zügelte er den Streit der Gegner. Vielmehr sollte *das graue Haar des betagten (Greises)*[149] eine solche wichtige Angelegenheit entscheiden. Gerung schlug also vor, in gesunder Erwägung die Sache gemeinsamen Wohls dem Ratschluß von weiseren Männern anzuvertrauen, von Gott aber, dessen Voraussicht diese Last obläge, Gnade und Hilfe zu erflehen.

Diese Ansicht ihres würdigen Hirten sagten allen zu; mit Ausnahme einiger sehr weniger waren alle eines Sinnes,[150] daß die Angelegenheit durch den

147) Ein Hinweis darauf, daß Paulina die Zeit ihrer zweiten Ehe auf den sächsischen Besitztümern ihres Mannes verbrachte.
148) Rotenschirmbach gehörte zum Bistum Merseburg.
149) Vgl. Weis. 2,10.
150) Vgl. ähnlich bei Vergil (Georgica 4, 212).

höheren Ratschluß Klügerer untersucht und mit Gottes Hilfe, ohne dessen Willen kein Geschöpf auf Erden lebt, recht schnell zu einem Ende gebracht werden sollte. So wurde also in dieser Frage die Erlaubnis und der Rechtsbescheid des Hirsauer Abtes[151] und hierauf die des Mainzer Erzbischofs[152] eingeholt, schließlich des Bischofs von Halberstadt[153] und ganz zuletzt der Rat aller anderen, denen die Lebensreife Weisheit des Geistes verliehen hatte. Ihr kluger Ratschluß sollte einem Zerwürfnis unter den Brüdern zuvorkommen und später vergebliche Reue vermeiden, daß man gehandelt hätte, ohne Ratschläge einzuholen.

Diese recht bedeutsamen Personen konnten nun keinen anderen Rat geben als den, der ihrer Meinung nach den Rat suchenden (Brüdern) zusagen und nutzbringend sein würde. Daß der erste Ort für eine Klostergründung so dermaßen ungeeignet sei, war ihnen freilich von diesen eingeredet worden, und so hätten sie es für Unrecht gehalten, sie zu etwas anderem zu überreden, als was allem Anschein nach die von zwei Seiten in die Enge getriebenen Brüder fälschlicherweise gewählt hatten.

Kapitel 40 Wie die Mönche nach Empfang der Erlaubnis hinwegzogen

Als daher eine günstige Gelegenheit gekommen war, beschlossen die Brüder, ihren Sitz zu verlassen, denn auch durch die Überzeugung der Erfahreneren, sie sollten das ausführen, was sie sich vorgenommen hätten, wurden sie zu dem Umzug angespornt. Sie nahmen also ihre Gerätschaften und machten sich in Richtung Sachsen auf, und auf diese Weise scheinbar gut gerüstet, gaben sie alles, was sie begonnen hatten, auf und suchten in einer Gegend, die ihren Bedürfnissen besser entsprach, eine neue Niederlassung zu errichten. Ihrer Meinung nach bemühten sie sich auf guten Rat hin.

Nach geheimgehaltenem Plan gruben sie die heiligen Gebeine der seligen Paulina aus, schnallten sie im Verborgenen, eingehüllt in einen leinenen Mantel, auf einen Packsattel und führten sie mit sich fort, so als ob sie nie wieder zurückkehren würden. So ließen sie einen Mönch, wie erwähnt, mit wenigen jungen Helfern hinter sich zurück. Man hätte einen zweiten Jakob mit etlichen Seelen, mit Schaf- und Rinderherden und beladenen Wagen zum Lande Jacob eilen sehen können, wo sie, von Joseph nicht gerufen, zwar den Pharao fanden, Joseph aber zurückließen.[154]

Die Brüder kamen nun also, wie gesagt, nach Sachsen, sie erwarben ein Lehen[155] und erträumten sich, dort die Fundamente für ihre neue Niederlassung zu legen. Sie schickten Gebete gen Himmel, schlugen schwankende Zelte auf, und als sie die anstehenden Arbeiten gleichmäßig aufgeteilt hatten, machten

151) Bruno von Beutelsbach-Wirtemberg, 1105–1120 Abt zu Hirsau.
152) Vgl. Anm. 99.
153) Reinhard Graf von Blankenburg, 1106–1123 Bischof von Halberstadt.
154) Vgl. 1. Mos. 46 f.
155) Die Besitzungen lagen bei Rotenschirmbach in der Nähe von Querfurt, möglicherweise stammten sie aus Paulinas oder Werners Besitz.

sie sich einmütig ans Werk. Die einen brachten Holz und Steine herbei, andere fügten das Zusammengetragene zusammen, einige errichteten Wohnunterkünfte, andere durchwühlten die Erde nach einer Quelle und hoben Gräben aus; miteinander wetteifernd wandten sich alle nach Kräften ihren Aufgaben zu.

Aber die Hand Gottes war gegen sie erhoben und kehrte ihren unternommenen Versuch so um, daß auch diese Gegend keine Festigkeit und Sicherheit für eine Behausung von Mönchen versprach und das Ergebnis der Vorstellung zuwiderlief. Zum einen erschwerte das Fehlen von Holz, zum anderen der Mangel an Wasser das begonnene Werk. Daran aber, eine mönchische Behausung im Dorf selber anzulegen, wo sie die Brunnen nutzen konnten, hinderte die Mönche das Zusammenleben mit den Weltlichen. Der Lärm würde der Ruhe im Wege gestanden und die zügellose Ausschweifung der Weltlichen das Gebot zur Stille immer lärmend durchkreuzen.[156]

Was sie tun und wohin sie sich wenden sollten, ließ sie unsicher schwanken. Lange an diesem Ort zu bleiben, würde keinen Gewinn bringen, umzukehren aber würde, wie es schien, der Schande Tor und Tür öffnen.[157]

Kapitel 41 Mit welchen Worten der Hirte (Gerung) zur Rückkehr riet

Endlich sah der Hirte vorher, daß klösterlicher Zucht nichts so abträglich ist wie ständiger Ortswechsel und unsteter Sinn, denn er war mit natürlicher Klugheit begabt. Er rief die Brüder zusammen und sprach zu ihnen: „Im menschlichen Leben, Brüder, erschwert nichts die Erfüllung einer Aufgabe so sehr wie ein bei der Ausführung des Vorhabens unbeständiger Sinn, der nicht in der Lage ist, etwas zu vollenden, weil er sich an einem Ort und zu einer Zeit wandelt, weshalb, wo, wann und wie er will. Es ist deutlich, aus welchem Grunde ihr euch entzweit habt, die verführerische Hoffnung, besser voranzukommen, trieb euch aus der Sicherheit hinaus und in die Unsicherheit hinein. Seht, was der Ortswechsel euch gebracht hat! Schlechte Erfahrung eignet sich gut als Richter, so, wie sie den Auszug mißbilligte, so zwingt sie zur Rückkehr. Unerfahrenheit aber regt den Geist an, die Dinge auszuprobieren; die Billigung aber oblag den Richtern, sie sollten das wählen, was (euch) gefällt und das verwerfen, was (euch) mißfällt. Weil wir aber die Beschaffenheit dieser beiden Orte kennengelernt haben, wenn auch mit Beschwerlichkeit, so müssen wir nun den Ort wählen und bebauen, der für ein monastisches Leben besser geeignet ist, wo die Einsamkeit klösterlichen Einrichtungen ein gewisses Refugium der Ruhe schafft und wo der Ort durch Abgeschiedenheit mit mönchischem Gelübde in Einklang steht."

Diese Rede fand Zustimmung bei denen, denen gesünderer Verstand den Vorteil zugestand, leicht bekehrt zu werden. Der hartnäckige Geist von einigen aber wollte lieber auf den Ebenen Ägyptens gestraft werden beim Anfer-

156) Vgl. Reg. S. Ben. 6 und 42.

157) Reg. S. Ben. 29 legte die strenge Bestrafung entlaufener und abtrünniger Mönche fest. Auch Reumütige konnten nur noch den letzten Platz im Konvent erhalten.

tigen von Ziegeln aus Lehm und Stroh,[158] als in die Einöde zurückzukehren, aus der sie gekommen waren, wo sie so wenige an Zahl und Kräften waren, daß sie ohne fremde Hilfe die Last des begonnenen Mühe nicht tragen konnten; sie zogen es vor, sich den Werken anderer anzuschließen, anstatt der Nachwelt aus vereinten Kräften etwas Neues zu hinterlassen.

Der Rat oder vielmehr der Befehl des Abtes war also so einflußreich, daß die Mönche zurück nach Thüringen ziehen wollten, woher sie gekommen waren. Jene, die anderen Sinnes waren, aber hörten nicht auf Gerungs Rede, die ihnen ihr Gelübde ins Gedächtnis rief, ja, sie ließen in ihrem frechen Sinn nicht einmal von ihrer Verblendung, sondern strebten dreist nach Hirsau und bestanden darauf, daß sie wieder aufgenommen würden. Sie waren nämlich eher dazu bereit, in Schirmbach ein Zusammenleben mit den Weltlichen zu wählen, auch auf Kosten ihres Ziels, als, besiegt von vernünftigem und brüderlichem Rat, nachzugeben.

Kapitel 42 Wie die Mönche auf verschiedenerlei Art zur Rückkehr getrieben wurden

Zum Aufbruch aber, der den Hirten Gerung und seine Herde in ihre Einsamkeit zurückbringen sollte, trieb eine dreifache Gelegeneit: zum einen, wie gesagt, der ungünstige Ort, zum anderen eine offenbare Erscheinung der seligen Paulina vor einem gewissen Vertrauten, und zum dritten eine schreckenerregende Botschaft von ihrem damaligen Vogt, dem Grafen Sizzo.[159]

Als sie zuerst nach Sachsen gekommen waren, hatten sie niemanden von den Auswärtigen zum Teilhaber oder Mitwisser (ihres Geheimnisses) gemacht, daß sie die heiligen Gebeine (Paulinas) mit sich führten. Da erschien die selige Frau in einem Gesicht einem ihrer Vertrauten, der Suarzo hieß, und sprach seufzend und klagend, weil sie ihre Ruhestätte hatte verlassen müssen: „Du siehst, daß ich vor einiger Zeit von unseren Brüdern aus meiner Ruhe gerissen wurde, die ich mir für alle Ewigkeit erwählt hatte. Man schleppte mich hierher und, wenn Gebeinen überhaupt Unmenschlichkeit erwiesen werden kann, so bin ich durch ein Martyrium gegangen. Jenen Ort, wo ich geruht hatte, hatte ich göttlichem Dienst geweiht und in allen Gebeten (dazu) erwählt, dort die Trompete des Jüngsten Gerichts zu erwarten, wenn ich vor dem Höchsten Richter stünde. Unsere Brüder sollen doch zuallererst geduldig handeln, klügerem Ratschluß Glauben schenken und in Ruhe auf die Gnade des Herrn warten! Ungeduld bringt niemals die Frucht der Frömmigkeit hervor! Wenn sie nicht gleich zu Anfang vor der Mühsal geflohen wären und jenen Platz nicht verlassen hätten, hätte der Höchste Richter ihnen als Helfer all das, was zu Beginn hart erschien, so sehr gemildert, daß sie (dem Unternehmen) in allem dem Gelübde entsprechend gewachsen wären. So hätten sie dem Unsicheren und Unerprobten nicht hinterherjagen müssen. Schwieriger Beginn

158) Vgl. 2. Mos. 5,7; vgl. ebd. 1,14.
159) Sizzo II. (?), 1050–1115 Graf zu Schwarzburg.

nimmt sehr oft einen günstigen Ausgang, und alles gereicht uns zu höchstem Verdienst, was die Liebe zu Christus in der Auseinandersetzung mit Schwierigkeiten erzwingt. Ob sie wollen oder nicht, die Brüder sollen an den alten Ort zurückkehren und meine Gebeine wieder an ihre alte Ruhestätte betten. Gott nämlich, der den Ort zu seinem Dienst bestimmte, von dem ihr mich vertrieben habt, läßt sich nicht umherstoßen wie ein Mensch!"

Der Mann erwachte und begab sich, weil er nicht wußte, was die Mönche den heiligen Gebeinen Paulinas angetan hatten, zu deren Sohn Werner, der zu dieser Zeit noch zu den bärtigen Brüdern, den Konversen, gehörte. Der Reihe nach erzählte er seine Vision, und was er im Schlaf erfahren hatte, machte er durch Beweis glaubhaft.

Wenig Zeit war verstrichen, als an alle Brüder eine Botschaft ihres Vogtes erging, die voller Schrecknisse und schmeichelhafter Versprechungen war. Unter Drohung untersagte er ihnen durchaus den Besitz und die Nutzung ihrer Güter von seiner Gnade, so daß ihnen nicht nur ihre angrenzenden Besitzungen, sondern auch die weiter entfernten versperrt seien, wenn sie nicht zurückkehrten. Wo auch immer sie sich niederließen, würde er, soweit sein Einfluß reichte, jede ihrer Bemühungen vereiteln. Wenn sie den heilsamen Ermahnungen aber nachgeben würden, könnten sie von ihm väterliche Zuneigung erwarten und würden in ihm einen Verteidiger aller ihrer Rechte und Güter haben.[160]

Diese Nachrichten bewirkten eine gewisse Einigung innerhalb der jungen und unerfahrenen Herde; die Drohungen quälten, die Versprechungen lockten, die Vision ermahnte und die Lage des Ortes stieß sie ab. Alles nämlich, wonach sie andernorts gesucht und um dessentwillen sie ihre frühere Gründung im Stich gelassen hatten, stand ihrem frommen Vorsatz entgegen.

Diese Botschaft aber war auf Bitte und Mahnung desjenigen Bruders verfertigt und gesprochen worden, den sie, wie berichtet, wie einen wertlosen Küster hinter sich gelassen hatten; wie ein zweiter Gedalja hatte er den Besitz bewachen und verwalten sollen.[161] Er war in der lichtscheuen Einöde inzwischen allein besser vorangekommen als jene alle auf den Ebenen Jerichos,[162] in besserer Voraussicht hatte er sich immer um das gemeinsame Wohl gesorgt, den ihren Sitz verlassenden Brüdern oftmals widersprochen und einen unfruchtbaren Aufenthalt in der Fremde vorausgesagt.

160) Die Stelle belegt das politische und ökonomische Interesse der Dynasten an einer Befestigung und Nutzbarmachung des Landes mit Hilfe der Reformklöster. Die Scharzburg-Käfernburger verfolgten bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhundert feste Siedlungsabsichten. Vom Längwitzgau aus gründeten sie mehrere Rodungsdörfer. Paulinzella mußte ihnen als Vögten ein wichtiger Stützpunkt für die Verdichtung des Pfarreinetzes sein.

161) Vgl. 2. Kön 25,22; vgl. Jer 40,5.

162) Vgl. 5. Mos. 34,3.

Kapitel 43 Mit welcher List sich die Brüder aus Schirmbach entfernten

Nachdem also Abt Gerung und die Seinen in einhelliger Entscheidung die Rückkehr beschlossen hatten, begannen die Brüder heimlich und schlau ihren Aufbruch vorzubereiten. Es lag ihnen daran, den Schmerz der Leute aus der dortigen Provinz zu lindern, die den frommen Unternehmungen der Mönche in wunderbarer Leidenschaft zugetan waren und ihre Arbeiten mit Rat und Beistand, mit Geldmitteln und Schutzleistungen unterstützt hatten.

Unter dem Vorwand, daß zwei Klöster unter einer Leitung an verschiedenen Orten errichtet werden müßten, brachen die Brüder nun auf, wobei sie ihre Schaf- und Rinderherden und alles übrige Gerät in zwei gleiche Teile teilten und die eine Hälfte mitnahmen, die andere zurückließen. Auch die Asche und die Gebeine ihrer seligen Frau führten sie in äußerst frommer Buße mit sich fort und bestatteten sie unter geschuldeter Fürbitte an demselben Ort wie früher.

Der im Tal wohnende Bruder[163] empfing die zurückkehrenden Brüder in diensteifriger Liebe und mit einem Überfluß an allem Notwendigen; er erquickte die von der Sorge und dem Weg Ermatteten und munterte die Zurückgekehrten mit Worten, Handreichungen und Liebe auf. Dann führte er seinen Brüdern die mannigfaltigen Schätze ihres bescheidenen Besitzes vor und richtete die Geister auf, die durch die falschen Versprechungen, sie würden die Schätze des Krösus erlangen,[164] schwankend geworden waren. Nachdem er dann von Abt die Schlüssel zu allen auswärts gelegenen Besitztümern erhalten hatte,[165] wurde er als alleiniger Verwalter des klösterlichen Gemeinwesens eingesetzt.

> Caesar war alles – einen
> Unbefugten anzuhören, war
> das hohe Haus versammelt.[166]

Besagte Brüder schließlich, die sich bisher widerspenstig gegen die klügeren Ratschlüsse gezeigt hatten, wurden nach Hirsau zurückgeschickt; das Schwert, vor dem sie geflohen, holte sie ein. Später nämlich bereuten sie ihre Halsstarrigkeit. Die Liebe zu dem Ort, den sie so ungehörig verlassen hatten, keimte wieder in ihnen auf, und der mahnende Stachel im Rücken[167] machte ihnen das früher Verhaßte wieder wert und teuer und zog sie zurück.

---

163) Ein demonstrativer Hinweis auf die Anlage „wahrer" Reformklöster im Tal. Der Spruch *Bernhardus valles, montes Benedictinus amabat* schreibt diese Rückbesinnung auf mönchische Demut den Zisterziensern zu.

164) Vgl. P. Vergilius Maro, Aeneis 1, 201 und Propertius, Elegia IV, 17, 28.

165) Die *oboedentia* können als die auswärtigen Güter und Besitztümer des Klosters verstanden werden. Für ihre wirtschaftliche Verwaltung war der Propst zuständig. Vermutet man aber Klosterämter dahinter, so war dafür ebenso wie für die unmittelbar um das Kloster liegenden Güter der *cellerarius* verantwortlich.

166) Vgl. M. Annaeus Lucanus, Pharsalia 3, 108. Die Funktion des Zitates an dieser Stelle ist mehrdeutig. Möglicherweise geht es um die zunehmende Konzentration von Machtbefugnissen in einer (bei Lukan in Caesars) Hand.

167) Vgl. Jes 30,21.

Kapitel 44 Mit welchem Eifer sich die Mönche für den Ort begeisterten, als das zweifelhafte Unternehmen abgeschlossen war

Die zweifelhafte Unternehmung lag also nun hinter ihnen, und die Brüder waren klüger und mit gefestigterem Sinn aus dieser Erfahrung hervorgegangen. Sie wandten sich gleichzeitig mit großem Eifer der Errichtung von Gebäuden zu; sie führten die Mauern der Kirche auf und bauten Werkstätten.[168] Was der fruchtlose Auszug vernachlässigt hatte, wog ihr rastloses Schaffen[169] wieder auf.

Als treibender Keil bei diesen Bemühungen und als Nachfolger der ererbten Würde tat sich dabei der oft genannte Bruder Werner hervor. In evangelischer Vollkommenheit und freiwilliger Selbstverleugnung hatte er sich bewährt und vollendet gebildet; nun richtete er seinen Sinn darauf, in Stellvertretung des Hirten die Herde hüten zu können und, mit dem Wertlosesten und Äußersten zufrieden, fest zum Kreuz (des Herrn) zu stehen.

Eine edle Seele besitzt allein der, der von seinem Adel entsprechend der Linie seiner Abstammung zwar hört, ihn aber nicht wahrnimmt.[170] Die ganze Vornehmheit weltlicher Herkunft ist nämlich eher ein Merkmal des alten als des neuen Menschen, man schreibt sie eher dem fleischlich Geborenen als dem geistig Erneuerten zu. Daraus ergibt sich, daß die Berühmtheit wirklich großen Adels in uns, nicht außerhalb von uns existiert. Wahrer Adel ist also mehr an der eigenen Seele zu messen, als am Ruhm der Vorfahren.

Werner war würdig, eine höhere Stellung (im Konvent) einzunehmen, und auf Geheiß des Abtes legte er das Mönchsgewand an. Wieweit er sich darin vervollkommnete, erwies sein Lebensende.

Bewegt und geleitet von dem Gedenken an die Ewigkeit, hielt er sich mit solcher Leidenschaft an die Bestimmungen der Klosterzucht, daß seine glaubhafte Wandlung, ja Umkehr auf den Weg des Herrn den trägeren Brüdern ein großer Anreiz zu tugendhaftem Lebenswandel war. Weil dieser Mann also derartige Fortschritte machte und mehr und mehr als äußerst standhafter Verfechter eines regelgerechten Lebens voranschritt, sandte sein Abt ihn nach Hirsau, auf daß er sich genauere Grundkenntnisse der klösterlichen Zucht, des Ordens und der Regel aneignete. Nachdem er selbst von anderen unterwiesen worden wäre, sollte er dann die Früchte vermehren und (seinerseits) andere belehren.

Er wurde auf den Weg geschickt und ermahnt, aus der Hirsauer Pflanzung einen Keim mit zurückzubringen, der von Sproß und Wurzel nicht entarte, sondern nach seiner Verpflanzung nach Thüringen das dortige Saatfeld durch reiche Frucht bekannt mache, und aus dem keine saure Beere hervorwuchere,

168) Zu dieser Zeit könnte am Querhaus der Kirche gebaut worden sein.

169) Vgl. eventuell P. Vergilius Maro, Georgica I, 145 f.

170) Nimmt man an, daß das Publikum der *Vita Paulinae* zum großen Teil aus Standesgenossen Werners (und Paulinas) bestand, so ist diese Passage von großer Bedeutung. Sie wäre dann Ausdruck eines geistlichen Erziehungsprogramms, das an weltliche Wertvorstellungen anknüpft und sie „kanalisiert".

wo man eine süße Traube erwarte.[171] Er wurde auch ermahnt, nach Möglichkeit einige Brüder mitzubringen, deren Reife die Härte mönchischer Zucht nicht erschlaffen ließe und als Nachfolgerin der Tradition der Väter keine Nachlässigkeit bei der Arbeit duldete. Aus ihrer Ausdauer sollten die trägeren Brüder Kraft schöpfen können, ihre Beharrlichkeit sollte schwankende Gemüter festigen und ihre Bestätigung alle liebenswert machen.

Unter denen, die berufen wurden, war auch Ulrich, ein Verwandter des Abtes selbst, der ihm später nach seinem Tode in der Leitung (des Klosters) nachfolgen sollte. Die Mutter Hirsau hatte ihn schon in zartester Kindheit – so will ich es nennen – zu sich genommen, ihn in den schulischen Fächern unterwiesen, mit gelehrtem Wissen genährt, in geistigem Wachstum unterwiesen, gefördert und den anderen Mönchen als Beispiel hingestellt. Bei dem munteren Treiben der gleichaltrigen Novizen bewies er damals einen so aufmerksamen Verstand, ein so lebendiges Gedächtnis, daß er sich in der Kenntnis der Heiligen Schrift auf seine Weise genügend vervollkommnen konnte und den Schwächeren an grundlegenden Kenntnissen eine Zeitlang voraus war.

Kapitel 45 Wie erst der Bruder (Werner) und dann der Abt (Gerung) nach Hirsau kam

Als der genannte Bruder in das Kloster Hirsau gekommen war, konnte er nichts anders vorbringen als was er von seinem Lehrer vernommen hatte, und nichts anderes suchen als was er zu suchen gekommen war. In ihm schritt der geistige Aufbau der verschiedenen Tugenden gewissermaßen mühelos voran, weil er in sich als Grundlage aller monastischen Gebote das Zeichen heiliger Demut befestigt hatte. Leicht nämlich prägt sich die Regel gottgefälligen Lebens ein, wessen Herz ganz mit dem Öl des Heiligen Geistes gesalbt ist, und nicht verlangt nach Unterweisung und Beispiel eines fremden Lebens, wer in sich selbst dem höchsten Lehrmeister aller Tugenden Raum gibt.

Zu dieser Zeit wurde der Verwalter des Klosters, Abt Gerung, auf wunderbare Weise dazu veranlaßt, die oben bezeichnete Person, das heißt seinen Verwandten, den ehrwürdigen Ulrich, aus Hirsau herbeiholen zu lassen. Zu Recht meinte er nämlich, daß ihm aufgrund der Vertrautheit und Verwandtschaft mit diesem Manne und mit seiner Hilfe die Last leichter würde, die ihn bei der Leitung und Verwaltung des Klosters bedrückte und mit seinem Eifer und seiner Zucht gesät würde, was die Nachwelt ernten könnte.

Er setzte dieses Vorhaben des Geistes in die Tat um und, durch eine gewisse Vorahnung der Zukunft angespornt, forderte er den, den er liebte, mit Nachdruck an. Der Hirte folgte dem Schaf, das er vorausgeschickt hatte: er begab sich nach Hirsau. Dort wurde von beiden Seiten das Bruderschaftsverhältnis bekräftigt, wie es bei solch bedeutsamen Unternehmungen zu geschehen pflegt, und dann bedrängte er den heiligen Konvent mit ganzer Kraft,

171) Vgl. Jes 5,2.

daß sich die Person, um derentwillen er gekommen war, sich um Frucht und Ehre ihrer beider Klöster verdient machen könne. Weil es aber *keine Weisheit und keinen Rat gegenüber dem Herrn*[172] gab, der dieses eingerichtet hatte, stimmte der Konvent den Bitten des Abtes zu. Obwohl einige Brüder zögerten, ließ man den in der gesamten klösterlichen Zucht und im Glauben erfahrenen Bruder ziehen.

Der Hirte kehrte nun mit dem erwünschten Schatz, der in Zukunft vielen Nutzen bringen sollte, zurück und wurde in einhelliger Freude von allen begrüßt. Dem Höchsten Vater aller stattete man Dank ab, denn auf sein Geheiß hin hatte Schwaben nicht gezögert, mit entsprechendem Mauerwerk und kundigen Bauleuten[173] auf den Grundlagen weiterzubauen, die es selbst einst als Grundlage eines klösterlichen Baus gelegt zu haben schien.

Nach dem Willen des Abtes wandte sich der neue Gast zunächst der Leitung der Schule zu; er unterrichtete und schärfte die blühende Jugend in den Grundlagen der Wissenschaft. Dabei züchtigte er sie mit Ruten und ordnete ihre Sitten, so daß er sich rühmen konnte, die, die er erzogen hatte, später auf dem Weg des Herrn zu treuesten Gehilfen zu haben. Nach kurzer Zeit schon von allen Brüdern geliebt und angenommen, wurde er in den Priesterstand erhoben, obwohl sein noch recht jugendliches Alter dem entgegenstand. *Mehr als graues Haar bedeutet für die Menschen die Klugheit und mehr als Greisenalter wiegt ein Leben ohne Tadel,*[174] und er hatte sich so sehr um Frömmigkeit und sittliche Würde bemüht, daß sein Verhalten laut kund tat, woher er stammte, und weder die Haltung seines Körpers noch die Demut seines Geistes den Erzieher seiner Kindheit verhehlen konnten. Als nach kurzer Zeit der Stellvertreter des Abtes Gerung aus dem Amte des Priors ausschied, trat er an seine Stelle und übernahm nicht nur die Sorge um die inneren, sondern auch um die äußeren Angelegenheiten.[175]

Das Haupt des Hirten Gerung war nun in der Tat ergraut, und der Dienst in langjähriger mönchischer Laufbahn hatte seinen schwachen Körper noch gebrechlicher werden lassen; er enthob den gleichsam ausgedienten Gefolgsmann der vielen Sorgen und schweren Mühen. *Den ganzen Tag über* ruhte *die Last der Arbeit und die Hitze,*[176] also alle schwierigen Angelegenheiten, auf

172) Spr. Sal. 21,30.

173) Beides scheint metaphorisch gemeint, obwohl ein Zuzug realer Bauleute mit Ulrich – um 1115 – nicht ausgeschlossen ist. Der Einfluß des jungen Hirsauers auf die Baupläne Gerungs ist nicht genau bestimmbar. Möglicherweise regte er später zum Verzicht auf die ursprünglich geplanten Türme in den Winkeln von Quer- und Langhaus, zur Aufstellung von Säulen im Langhaus sowie zur Errichtung des repräsentativen Westportals an: vgl. Möbius (wie Kommentar, Anm. 28) 12 f.

174) Weish. Sal. 4,9; vgl. auch Jes Sir 25,6.7.8.

175) Neben der Seelsorge und der Leitung der Schule oblag Ulrich damit auch die Verwaltung und Rechnungsführung des Klosters. Er vertrat den Konvent gegenüber dem Vogt. Inneres und äußeres Funktionieren des Klosters waren somit im Einklang mit der Regel garantiert.

176) Mt 20,12.

seinem Stellvertreter. Im Hinblick auf die Mühen, denen sich Ulrich dabei um des geistigen Fortkommens willen unterzog, nahm sich die Mühsal seiner Vorgänger sowohl kurz als auch bescheiden aus.

Weil er nämlich von der echten Liebe zu Gott und seinen Nächsten getragen wurde, verdiente er sich ganz zu Recht liebevollen Eifer und Mithilfe. Töricht nämlich ist es, daß ein Mensch geliebt werden will, der sich nicht der Zuneigung eines anderen anpaßt und der von anderen erzwingt, was er selbst nicht fühlt, um es anderen mitteilen zu können. Weil er sich aber bemühte, (den anderen) in allem eher zu dienen, als sie zu führen, damit er eher geliebt als gefürchtet werde,[177] wurde ihm allein durch die Liebe seiner Brüder vergolten, was sinnlose Furcht niemals hätte bewirken können.

Kapitel 46 Wie Ulrich nach Reliquien geschickt wurde und in Bedrängnis geriet

Unterdessen wurde Ulrich auf Geheiß des Abtes durch den Wald geschickt,[178] um die Reliquien des heiligen Johannes des Täufers zu holen; er hatte nämlich vor, die Kirche, die sich aufgrund des sehr emsigen Arbeitseifers handwerklichen Könnens bereits dem Zeitpunkt ihrer Vollendung näherte,[179] zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers, des heiligen Johannes des Evangelisten und der heiligen Maria weihen zu lassen.[180]

Als Ulrich seinem Wunsch nachgekommen war und den unvergleichlichen Reliquienschatz an sich genommen hatte, begann er sich nachlässiger zu verhalten, als er sollte. Er nahm sich vor Meuchelmördern und ihrer gerissenen Bosheit wenig in Acht, und so, als ob er irgend etwas Beliebiges transportieren würde, bezeigte er (den Reliquien) nicht die nötige Ehrfurcht. Folglich geriet er in Bedrängnis. Durch göttliche Rüge zurechtgewiesen, mußte er auf dem Weg erfahren, mit welch großer Ehrerbietung und Vorsicht er die ihm anvertraute heilige Last hätte schützen sollen, die er trug.

Feindliche Nachstellungen ließen nämlich nicht auf sich warten. (Räuber) vermuteten unzweifelhaft Gold und Silber[181] in dem Kästchen, in dem die Re-

177) Vgl. Reg. S. Ben. 64.

178) Möglicherweise handelte es sich um Reinhardsbrunn jenseits des Thüringer Waldes, das 1085 gegründete spätere Hauskloster der Landgrafen und den ersten Stützpunkt Hirsaus in Ostsachsen. Über den ehemaligen Reliquienschatz des Klosters ist nichts bekannt. Welche Reliquien Ulrich erwarb und wo sie bis zur feierlichen Überführung in die Kirche während der Weihezeremonie aufbewahrt wurden, bleibt unsicher.

179) Lediglich für die Ostpartie der Kirche und das Querhaus kann das zu diesem Zeitpunkt – zwischen 1115 und 1120 – gegolten haben, am Langhaus wurde noch gebaut.

180) Die Patronate Johannes des Evangelisten und Marias ergänzen (und „entschärfen") das Doppelpatrozinium Maria Magdalenas und Johannes des Täufers, das für das Doppelkloster Paulinzella weiterbestand (vgl. Kap. 18 und 27).

181) Der lateinische Text spricht hier von *Rufinus* und *Albinus*. Eine Anspielung auf Gestalten aus der Zeit der römischen Republik bzw. der Kaiserzeit, den reichen

liquien getragen wurden, und bei einer Gelegenheit überfielen sie den Träger der seligen Ware. Unter schrecklichen Beleidigungen halfen sie ihm (wieder) auf die Beine und erlaubten ihm, als sie sich von vergeblicher Hoffnung getäuscht sahen, mit dem für sie unnützen Schatz weiterzuziehen. Gott aber, der diese Prüfung nach gerechtem Ratschluß verhängt hatte, trat in würdiger Gnade der verhängten Versuchung entgegen: er verwirrte die Feinde und gab das Geraubte zurück. Später half er seinem Schüler aus der Tiefe des Schnees heraus, in dem dieser auf dem Rückweg fast versunken wäre, und geleitete ihn in großem Glück zurück.

Unter Lobeshymnen und Glockengeläut und den Gesängen des Volkes wurden die Reliquien vom ganzen Konvent mit großer Ehrerbietung in Empfang genommen und in einem silbernen Gefäß verschlossen. Einige behaupten, am Tage der Geburt und der Enthauptung eben dieses heiligen Johannes später wiederholt gewisse Zeichen und Wunder beobachtet zu haben; wir aber übergehen das mit Schweigen, denn wir besitzen darüber keine glaubwürdigen Zeugnisse.[182]

Kapitel 47 Vom Tod Werners

Nach einem Zeitraum von kaum zwei Jahren schied der Mönch Werner, den wir erwähnt hatten, der Sohn der seligen Paulina, aus diesem Leben; reich sollte er mit himmlischem Ruhm entschädigt werden, nachdem er *den guten Kampf gekämpft, die Treue gehalten und den Lauf vollendet*[183] hatte. Er ging in das ewige Leben ein und erhielt die Krone der Gerechtigkeit, die den Verehrern Gottes versprochen ist. Sein Leib aber wurde in der Mitte der Kirche bestattet,[184] so wie er ihre Schönheit zu Lebzeiten geschätzt hatte, so hatte er im Tode darin Platz und Bleibe für seine Gebeine verdient.

Bewährte Demut aber, anspruchslose Aufopferung, tiefe Liebe, mütterlicher Eifer und Verdienst waren in ihm zu je gleichen Teilen vorhanden, soviel

---

Konsul Rufinus (vgl. u.a. Aulus Gellius, *Noctes Atticae* 4, 8) und den reichen Wucherer Albinus (vgl. Quintus Horatius Flaccus, *Epistulae* 2, 3, 327) ist wenig wahrscheinlich. Auch das im Mittelalter populäre Distichon *Martiris Albini seu martiris ossa Rufini Romae siquis habet, vertere cuncta potest* trägt zur Erklärung der Stelle wenig bei, es sei denn, die Namen gelten als Synonyme für wertvolle und wundertätige Reliquien allgemein. Wahrscheinlicher ist es, „rot" und „weiß" als Umschreibungen für Gold und Silber zu verstehen, die den Wert der erworbenen Reliquien verdeutlichen.

182) Die Wertschätzung der Augenzeugenschaft verweist Sigeboto in die Nähe der streng prüfenden Annalisten und Biographen aus dem Hirsauer Umkreis. Die Abwendung von der wundergläubigen Tradition der östlichen Viten bedeutete eine deutliche Parteinahme für Rom.

183) 2 Tim 4,7–8.

184) Kurz vor oder im Jahr 1120 war demnach mindestens das Querhaus, vielleicht auch schon der östliche Teil des Langhauses bis zum Hauptaltar fertiggestellt. Werner kann in der Vierung oder in der Nähe des Hauptaltars bestattet worden sein.

er auch davon besaß. Dem Prior Ulrich war er in so großer Liebe zugetan gewesen, und dieser wiederum ihm, daß sie wie *ein Herz und eine Seele* waren,[185] man hätte glauben können, sie wären wie David (und Jonathan), als zwischen ihnen der Verfolger Saul stand.[186] Er starb an den 9. Kalenden des Monats Januar.[187]

Kapitel 48 Vom Tod des ersten Hirten

Aber wir wollen zum Thema zurückkehren und in wenigen Worten zeigen, auf welche Weise und gar wie weit das Kloster unter der Führung jenes Mannes, von dem die Rede war, schon vorangekommen war und noch immer weiter vorankam.

Abt Gerung litt an einer schleichenden und recht langwierigen Erkrankung des vorgerückten Alters; er hatte nämlich ein Bruchleiden. Weil er den Tag seines Todes herannahen fühlte, schritt er mehr und mehr in Gott voran, denn die Erinnerung an sein in der vergangenen Zeit durchmessenes Leben trieb seinen Geist zur täglichen Ausübung eines strengeren Wächteramtes in göttlichem Auftrag.

Neben anderen Tugenden klösterlicher Zucht hatte er es sich zur Angewohnheit gemacht, den nächtlichen Vigilien[188] immer zuvor zu kommen und die Wächter zu wecken. Diese Gewohnheit war ihm wie viele andere so zu seiner Natur geworden, daß dabei für Nachlässigkeit kein Raum war. Die Vergeßlichkeit nämlich, die Mutter der Nachlässigkeit, war dank der Wachsamkeit aus seinem Charakter verbannt.

In der dritten Nacht nach dem Fest des heiligen Nikolaus nun,[189] als er wie gewohnt den Wächtern und dem Geläut zur Frühmesse zuvorkam, sie weckte und dann ins Dormitorium hinaufstieg, befiel ihn dort eine Körperschwäche. Sie war ein Ergebnis innerer Brüche und führte schließlich auch zum Tode. Man hob ihn auf, und die Brüder trugen ihn hinunter.

Drei Tage lang wurde der scheidende Vater von seinen Söhnen wetteifernd mit dem umsorgt, was sie im Augenblick seines Todes als notwendig erachteten. Gestärkt durch das Sakrament der lebensspendenden Kommunion, entschlief er im Herrn und wurde zu seinen Vätern berufen. Er wurde im Innern der Kirche, nach Süden zu, vor dem Altar des heiligen Nikolaus, bestattet.[190] Der erste Abt hatte dem Kloster dreizehn Jahre lang vorgestanden.[191]

185) Apg 4, 32.
186) Vgl. 1 Sam 19,1 ff.
187) Werners Todestag liegt auf einem 24. Dezember vor oder im Jahre 1120 (der Beleg dieses Datums steht aus).
188) Zwischen 2.30 Uhr und 3.00 Uhr nachts.
189) In der Nacht vom 9. zum 10. Dezember. Das Michelsberger Nekrologium verzeichnet *Gerungus abbas (celle) Pauline* am 14. Dezember (1120).
190) Der Nikolausaltar befand sich in der Apsis des südlichen Querhausflügels.
191) Von 1107 bis 1120.

Kapitel 49 Von der Wahl eines zweiten Hirten

Also beratschlagten die ihres Hirten beraubten Brüder nun in wachsamster Überlegung untereinander, wen sie an seine Stelle setzen sollten. In einmütiger Sorgfalt suchten sie eine Person zu finden, die seinem Orden und seinen Sitten ebenbürtig sei, damit die Strenge nicht erlahme, wenn die Wahl langwieriger und nachlässiger vonstatten ginge. Auch fürchteten sie, der mit großer Mühe zusammengetragene Klosterbesitz könnte ohne die Aufsicht eines Abtes verfallen, verstreut werden oder gar dahinschwinden und, was das allerschlimmste sei, das Kloster in den Einflußbereich irgendeiner mißbräuchlichen Macht geraten.

Kapitel 50 Auf welche Art das Kloster dann bekämpft wurde

In dieser Zeit setzten einige Jahre später Stürme und Fluten dem Haus Christi gewaltig zu, von allen Seiten brandeten die Flutwellen und Sturmwinde der verschiedensten Plagen an unseren Fels.[192] Aber weil er auf Glauben und Hoffnung gegründet war, wurde er durch die Verdienste unserer Frau Paulina verteidigt. Unser Haus konnte zwar erschüttert werden, aber nicht einstürzen.

Es gab nämlich einige Leute in Sachsen, die vorgaben, sie seien ohne jede Rechtsgrundlage und ohne Beweis um unser Kloster willen ihrer ererbten Würde beraubt worden, und die unterstellten, daß sie Güter und Ländereien, die ihnen laut Familienverwandtschaft als Erbe zugefallen wären, als Enterbte verloren hätten.[193] Weder die Frau Paulina noch ihr Sohn hätten (nach Meinung dieser Leute) die Übereignung ihrer Besitztümer ohne die Zustimmung der Miterben vornehmen können oder dürfen, denn diese wären durch Testament unter den Miterben aufgeteilt gewesen, daß sie durch keinerlei Verfahren oder nur auf rechtswidrigem Wege von ihnen an Fremde hätten übergehen können.

Anführer dieses Rechtsstreites schien ein gewisser Lambert zu sein, ein Blutsverwandter der Frau Paulina. Als ihm bei dieser törichten Unternehmung aus eigener Kraft nichts gelang, scharte er eine Menge Komplizen um sich, um das zu erreichen, was er vorhatte, nachdem er ihnen goldene Berge versprochen hatte.[194] Er hoffte, sich auf ihre falschen Aussagen stützen zu können, da ihm wahre Beweise fehlten. Er beeilte sich aber, sein Vorhaben noch vor der Kirchweihe zu vollenden, damit er nicht schuldig unter die Fes-

192) Vgl. Mt 7,25.

193) Dieser Streit und sein Anführer Lambert sind, soweit bekannt, anderweitig nicht überliefert. Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um die „Konkretisierung" eines gängigen Topos der Reformvitenliteratur: der weltlich-rechtliche Angriff auf das Kloster und seine Besitztümer kurz vor der Kirchweihe von seiten der „Verwandtschaft".

194) Fraglich ist, ob sich Sigeboto auf Terentius Afer (*Phormio* 68) oder Aischylos (*Perser* 3) bezogen haben kann, wie Mitzschke (wie Kommentar, Anm. 2, 99) suggeriert.

seln des Kirchenbanns geriete, wenn er nach der Weihe der Kirche und ihrer Besitzungen irgendetwas davon mit dem Recht des Eigentums zu beanspruchen schien. Sie riefen in diesem Streit die kaiserliche Gerechtigkeit an, erörterten auf den Gerichtsplätzen laut die Fragen der mönchischen Ruhe und störten wiederholt die stille Ruhe unseres Abtes,[195] indem sie ihn selbst zu vielen Verhandlungen hinzuriefen und ihn mit Listen und Nachstellungen in große Gefahren brachten, so daß er um nichts geringeres als sein Leben fürchtete.

Wenn auch die Unsrigen schon einen Verteidiger im Höchsten Richter besaßen und jene (lediglich) die unverschämte Zügellosigkeit ihrer listenreichen Machenschaft, so schien unsere Partei doch (zusätzlich) bedeutendere Rechtspersonen als Beistand zu haben. Durch deren gerichtliche Aussage ist der *Knüppel der Frevler*[196] zerbrochen worden und die ausgespannten Netze der Bosheit wurden endgültig zerrissen. Zu den Ersten der Thüringer gehörte auch unser Vogt Ludwig,[197] der damals wie auch in späterer Zeit unsere Partei schützte, indem er in jeder Weise für die Freiheit unseres Klosters, für seine Wohlbeschaffenheit und seine Ehre sorgte.

Als besagter Lambert nun sah, daß das Ziel seines Angriffs durch die Gesetzgebung der Menschen und die Gerechtigkeit Gottes erschüttert worden war, schämte er sich seiner Tat und ließ von den begonnenen Torheiten ab. Den Brüdern leistete er Genugtuung bezüglich seines Irrtums und überantwortete sich und seine Besitztümer Gott, nachdem ihn die Überlegung oder gar der Rat des Abtes weislich überzeugt hatte. Für Christus empfing er die Tonsur und nahm in unserem Kloster Abschied von der Welt, die er noch rechtzeitig bekämpft hatte.

Damals bedrängte eine äußerst heftige Hungersnot unser gesamtes Gebiet[198]: Aber wenn auch von daher unser Kloster weiterhin von den Nachstellungen der Widersacher erschüttert wurde, wuchs das Bauwerk doch immer mehr, durch Überfluß an Besitztümern und die gewaltige Menge von Gläubigen, die sich und ihre Habe Gott überantworteten.

---

195) Folgt Sigeboto hier der Chronologie der Ereignisse, so ist Ulrich gemeint, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch nicht Abt war. Denkbar ist, daß die Begebenheit topischen Charakter trägt oder vielleicht aus der Amtszeit Gerungs stammt und aus kompositionellen Gründen hier angeführt wird, um die potentiellen Gefahren zu zeigen, denen ein abtloses Kloster ausgesetzt war.

196) Vgl. Jes 14,5.

197) Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen († 1123), hatte die Vogtei über Paulinzella eine unbestimmte Zeit lang inne.

198) Mitzschke (wie Kommentar, Anm. 2, 100) will eine Hungersnot für 1125 nachweisen, stützt sich jedoch insgesamt auf eine falsche Chronologie (vgl. Kommentar) Für die Jahre davor gibt es für das Gebiet, soweit bekannt, keine Belege. Auch in diesem Fall scheint die topische Relevanz der Stelle („Schwierigkeiten kurz vor der Kirchweihe, aus denen die Stiftung gestärkt hervorgeht") ebenso beweiskräftig wie ein reales Ereignis.

So beeilten sich die genannten Brüder, entsprechend dem Verdienst seines Lebens und seiner Kenntnisse der Weisheit einen neuen Hirten zu wählen, nachdem sie gemäß der Ehrfurcht vor Gott einzelne und allgemeine Beratungen abgehalten hatten. Diese Wahl konnte weder der geringe noch der verachtungswürdige Eifer der (einzelnen) Parteien verhindern. Bei dieser Angelegenheit von ernster Würde und Weisheit stand dem Konvent der Abt Walter aus der Saalfelder Kirche[199] zur Seite. Auf ihn war der Sinn fast aller gerichtet, so wie sich seine Gesinnung mit dem vernünftigen Ratschluß und der Ansicht aller deckte.

Nun wandte sich ihr hauptsächliches Bestreben dahin, dem verstorbenen Hirten doch vornehmlich jenen folgen zu lassen, der als Gehilfe zu dessen Lebzeiten die Aufgaben klösterlicher Verwaltung ehemals allein ausgeführt hatte. Der Prior Ulrich aber, der um seine Mittelmäßigkeit wußte, wehrte den frommen Vorschlag der Brüder mit allen Mitteln ab.[200] Er widersprach und klagte, daß seine Kräfte dieser Last nicht gewachsen wären und brachte schließlich als einen gleichsam entschuldigenden Beweggrund vor, warum er die ihm angetragene Ehre, ja Last, ablehnen müßte, daß er als Mönch unter dem Joch des Gehorsams stünde. Es wäre ihm auf keinen Fall erlaubt, ohne die Zustimmung, den Befehl oder die Erlaubnis seines Abtes (in Hirsau) ein Amt von solcher Würde anzunehmen.

Schließlich fühlte er sich von beiden (Seiten) in die Enge getrieben und heftig in seinem Inneren bedrängt; zum einen befürchtete er die Verödung des Klosters, wenn er den Brüdern nicht gehorche, zum anderen den Ärger der Hirsauer, wenn er einwilligte. Endlich schien sein Sinn gefestigt: treu im Glauben auf seinen Gott gerichtet, wollte er lieber für die Ehre und Wohlfahrt des Klosters etwas wagen, indem er zum rechten Zeitpunkt den Brüdern willig zustimmte, als zulassen, daß das Allerheiligste – wie ich es nennen will – von Unwissenden mißachtet würde und die Freiheit des Klosters in fremde Abhängigkeit zurückgetrieben oder gar durch ungerechten Herrschaftsanspruch unterdrückt würde. Auf Bitten der Brüder, ja durch die Heftigkeit ihres so überaus leidenschaftlichen Flehens gezwungen, nahm er das Joch des Herrn an und stimmte der einhelligen Wahl zu, wenn er auch in Hinblick auf die göttliche Liebe noch immer zagte.

Dem Bischof von Mainz[201] wurde von dieser Wahl berichtet, sie wurde gnädig anerkannt und noch gnädiger vollendet. Der (künftige) Abt zweifelte noch immer sehr, ob er bleiben oder den Brüdern und ihrem gottgefälligen

199) Ein Abt gleichen Namens wird für Saalfeld in einer päpstlichen Bulle Honorius' II. vom 24. Februar 1126 genannt. Saalfeld war das erste Kloster in Thüringen, daß sich der Reform von Cluny anschloß. Es stand unter der Reformägide des Klosters Siegburg. Nach Reg. S. Ben. 64 war bei schwierigen Entscheidungen immer der Rat eines benachbarten Klosters einzuholen. Cap. 54 legte fest, daß eine Abtwahl mit Verstand und Überlegung zu erfolgen hatte.

200) Die *Constitutiones* (II 2) verpflichteten den Erwählten in einem solchen Fall geradezu zum Zögern. Es galt als Beweis für seine Bescheidenheit.

201) Vgl. Anm. 99.

Drängen die Fessel seines Gelübdes vorziehen sollte. Der Mainzer Erzbischof mit den übrigen Bischöfen schrieb (die endgültige Entscheidung) mit bischöflicher Autorität vor und ermahnte Ulrich in väterlicher Milde, die Leitung des Klosters auf sich zu nehmen. Seine Reife und die Liebe seiner Brüder hätten ihm das angetragen. Dermaßen verstrickt in Drohungen, Bitten und Vorschriften konnte sich der Abt nicht länger wehren, ja er fürchtete, daß sich die Gefahr seines Amtes gegen ihn wenden würde, wenn er gegen die göttliche Anordnung ankämpfte. So gehorchte er, und nahm das Amt des Hirten an. Sodann weihte der Metropolit mit Zustimmung der ihm untergebenen Brüder, Bischöfe und Äbte den Erwählten[202] und sandte den Geweihten nach der Segnung wohlwollend zurück.

Kapitel 51 Aufregung unter den Hirsauern

Als sie davon gehört hatten, fürchteten die Hirsauer nicht die (von anderen) erzwungene Notwendigkeit, sondern die (eigenmächtige) vermessene Gesetzesübertretung bei ihrem Bruder. Sie nahmen seine Amtseinsetzung nicht gleichmütig hin,[203] und beriefen ihren Bruder nicht mit der Macht einer einzelnen Person, sondern seines Ordens und der vernachlässigten strengen klösterlichen Zucht mittels eines Sendschreibens zurück.

Als Ulrich eintraf, billigten sie zwar seine fromme Absicht, tadelten aber, daß er sich ohne die Erlaubnis und Zustimmung von Abt und Konvent vermessen hätte, das Amt zu übernehmen. In zweifacher Hinsicht aber verhielten sie sich wie Hüter der Gerechtigkeit; zum einen nämlich stellten sie den übrigen das Beispiel zur Vorsicht hin, damit sie nicht kühn das gleiche wagten, zum anderen aber ehrten sie ihren Bruder rechtmäßig, als er seine Demut bewiesen hatte. In der sieghaften Gnade ihrer Liebe, gegen die er in diesem verdrießlichen Vorfall unbeabsichtigt und ungewollt verstoßen hatte, wurde er dann im Einverständnis und der Liebe aller zur Stärkung des Ordens zu der anerkannten Niederlassung zurückgeschickt. Weil er, geleitet von der Liebe zu Christus, in seiner Sorge um die Wohlfahrt und Ehre des Klosters der seligen Paulina geringen Anstoß erregt hatte, durfte er alle der ihm angetragenen Ehre entgegenstehenden Hindernisse überwinden, denn Christus verzeiht.[204]

---

202) Die Amtseinsetzung fand wohl während einer der Synoden des Mainzer Erzbischofs (in Erfurt ?) statt. Er weilte 1121 im Thüringer Raum. Es ist anzunehmen, daß päpstliche Legaten auf diesen Provinzsynoden anwesend waren, vgl. Dieterich (wie Kommentar, Anm. 6) 935, Anm. 1.

203) Hirsau beanspruchte für sich und seine Tochtergründungen die Exemtion. Weisungsberechtigt für die Reformklöster war damit nicht der Erzbischof, sondern allein der Papst. Ulrichs eigenmächtiges Handeln wurde offensichtlich als Verstoß gegen das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Mutter- und Tochterkloster verstanden.

204) Ulrich trat sein Amt 1121 an und hatte es bis zu seinem Tode nach 1159/63, der Abfassungszeit der Vita, inne. Nach den Michelsberger und Pegauer Nekrologien war sein Todestag ein 24. September.

Wie sehr der Abt zur Entwicklung und Blüte seines Ordens beitrug, als er von den vorgeschriebenen Strafen freigesprochen war, mit welchem Eifer, welcher Leidenschaft er die Ausschmückung des Gotteshauses verfolgte, das er unverdrossen liebte, sowie die Wohlbeschaffenheit und das Fortschreiten seines Klosters, das glauben wir deswegen nicht weiter ausführen zu können, weil geschrieben steht: Lobe nach Abschluß des Lebens, ehre nach der Vollendung,[205] und: Alles Lob wird am Ende eines Lebens verkündet. Das Ende nämlich ist gleichsam eine Waage unseres Verdienstes. Erst am Ende eines durchschrittenen Weges kann dessen Verlauf und Stand gemessen werden, erst am Ende wird erschöpfend geprüft, was über den geistigen Fortschritt eines beliebigen Menschen zu sagen ist, weil (dann) eine gewisse Unterscheidung von Rechts und Links[206] erfolgt.

Wie und in welchem Maße also das Kloster zu Amts- und Lebenszeiten dieses Abtes sich durch Güter ausdehnte und reicher wurde, was Könige, Fürsten und andere, die sich zu diesem Ort bekehrten, der heiligen Maria im einzelnen durch Schenkungen übergaben, wieviele in der Nähe oder etwas weiter entfernt liegende Besitzungen der Abt auf den Rat und mit Hilfe der eigenen wie auch anderer Leute zur Ehre Gottes zusammentrug, was sich der Konvent einmütig und zweckmäßig eintauschte oder einwechselte[207] – alles das zu beschreiben ist Aufgabe einer anderen Zeit und eines anderen Werkes.

Wir aber wollen nun den Abschluß des gewaltigen Unternehmens betrachten.

Kapitel 52 Die Überführung der Gebeine der seligen Paulina

Als viel Zeit vergangen war, nachdem der besagte Abt an die Spitze des Klosters gestellt wurde, schien es ihm und den übrigen älteren Brüdern gut, die Gebeine ihrer seligen Mutter Paulina zu überführen und an einem erhabeneren, ja heiligeren Ort zu bestatten. Dies sollte geschehen, damit die Verehrung der Söhne der mütterlichen Heiligkeit angemessen wäre, und sie, als die Gründerin des unternommenen Baus, an würdigerem Platz Ruhe für ihren Leib fände.

Am sechzehnten Jahrestag ihres Todes[208] also gingen nach der Matutin[209] der Abt und die übrigen, die ihm bei einem derartigen Amte halfen, angetan mit Alben, versehen mit Kerzen, einem Kreuz sowie Weihrauch und gefolgt vom ganzen Konvent, zu ihrem Grab. Sie öffneten es und alle, die dabei waren, sahen den deutlichen Beweis für die Heiligkeit und das Verdienst der seligen Paulina. Denn als der Sargdeckel entfernt war und die heiligen Gebeine

205) Ähnlich bei P. Ovidius Naso (Metamorphoses III, 135–137).
206) Vgl. Jonas 4,11. Gemeint ist wohl die Unterscheidung von gut und böse.
207) Die Schenkungen an das Kloster und die Gütertransaktionen Paulinzellas sind in den Urkundenbüchern reich belegt; vgl. Urkundenbuch (wie Kommentar, Anm. 7) passim.
208) Am 14. März 1122 oder 1123.
209) Nach 6.00 Uhr morgens.

entblößt dalagen, leuchtete auf ihrer Stirn gleichsam das strahlende Zeichen des Kreuzes und versetzte die Sinne der Betrachter in ziemliches Erstaunen. Vor ihren Augen strahlte der Glanz jenes Kreuzes aus der tiefen Erdgrube, keiner aber teilte zu dieser Zeit dem anderen mit, was er erblickte.

Als die Brüder unter großer Ehrerbietung die heiligen Reliquien heraufgeholt hatten, hielten sie bei Psalmen- und Hymnengesängen eine Gedächtnisfeier für Paulinas Seele ab und betteten ihre Gebeine sodann ehrenvoll zwischen dem Hauptaltar und dem Altar des heiligen Benedikt.[210] Dem Brauch gemäß wurden die Meßfeiern für ihre Seele zelebriert und erst dann berichtete einer dem anderen, was er im Grabe erblickt hatte. Nach dem Zeugnis aller wurde durch die gemeinsame Erfahrung des erblickten Glanzes bestätigt, daß Paulina durch das Kreuz Christi, das sie einst auf ihrer züchtigen Stirn trug, den Ruhm der Unsterblichkeit erlangt hat. Mit Paulus wird sie künftig sagen können: *Ich aber will mich allein des Kreuzes Jesu Christi, unseres Herrn, rühmen.*[211] und desgleichen: Dulden wir mit ihm, *so werden wir auch mit ihm herrschen.*[212]

Kapitel 53 Von der Weihe der Kirche

Endlich stand die Zeit der Kirchweihe bevor. Die Bischöfe von Mainz, Halberstadt und Zeitz wurden dazu geladen, außerdem fünf Äbte und von den vornehmsten thüringischen Fürsten, unter denen Ludwig der bedeutendste war, (auch) Pfalzgraf Wilhelm, Graf Sizzo und viele Kurialen aus den Kirchenprovinzen,[213] dazu eine große Volksmenge beiderlei Geschlechts. Durch die Anwesenheit und das Ansehen dieser vielen glaubwürdigen Personen sollte bekräftigt werden, daß die bis jetzt noch unvollendete neue Kirche[214]

210) Der Benediktaltar befand sich vermutlich vor der mittleren Ostwand des Chores. Der Begräbnisplatz muß damit direkt hinter dem Hauptaltar im östlichen Teil des Chores gelegen haben. 1804 (?) und 1874 ist im Kloster- und Kirchenbereich gegraben worden; dazu Mitzschke (wie Kommentar, Anm. 2, dort 105, Anm. 1).

211) Gal 6,14.

212) 2 Tim 2,12.

213) Neben Adelbert I. (vgl. Anm. 99), Otto von Schkeuditz (1123–1135 Bischof von Halberstadt) und Udo I. (Landgraf von Thüringen und vermutlich 1125–1148 Bischof von Naumburg) können Ludwig der Springer (1123–1130 Graf und dann Landgraf von Thüringen), Wilhelm Graf von Orlamünde (1129–1140 Pfalzgraf bei Rhein) sowie Sizzo von Schwarzburg († 1150) als Gäste identifiziert werden. Im Falle des Naumburger Bischofs Ulrich (erst nach 1125 im Amt) und des Grafen Wilhelm (erst seit 1129 Pfalzgraf) bleiben Unsicherheiten bestehen. Die Kirche wurde nachweislich 1124 geweiht. Die summarisch genannten fünf Äbte können aus benachbarten und befreundeten Klöstern stammen, in Frage kommen etwa das Petersкloster Erfurt, das Petersкloster auf der Altenburg bei Merseburg, die Klöster von Saalfeld und Reinhardsbrunn oder das Georgenkloster in Naumburg.

214) Zum Zeitpunkt der Weihe war die Kirche mindesten bis zum Westportal fertiggestellt. Mit den Arkadenreihen und den Westtürmen kann begonnen worden sein.

mit den Erstlingsgaben der Gebetswünsche und den kirchlichen Vorschriften Christus geweiht wäre, und es sollte der Kirche in Zukunft zu Dauerhaftigkeit, zu Wachstum und zum Schutz gereichen, daß eine solche Menge geeigneter Zeugen ein gültiges Zeugnis der rechtmäßigen Weihe erbrachte.

Der Eifer des Abtes, der Mönche und Helfer hatte dafür gesorgt, daß für alle bedeutenden Personen, wie die Bischöfe und die anderen, einzelne Unterkünfte vorbereitet wurden, in denen den in Christus empfangenen Gästen alles für ihre leiblichen Bedürfnisse Notwendige in äußerst pflichtgemäßer Hilfeleistung gewährt werden konnte. Nachdem die rechtmäßige Weihe der Kirche nun vollzogen war, für alles, was das Kloster und das Wohl der Diener Gottes betraf, sei es der gegenwärtigen, sei es der künftigen, gesorgt und (es) mit dem bischöflichen Schutz gesichert worden war, kehrten alle nach Hause zurück.

Dabei dankten sie Christus einhellig, der das durch die heiligen Verdienste der heiligen Paulina seinem Dienst geweihte Kloster mit der Deutlichkeit seiner Gnade so sehr ausgezeichnet hatte. Diejenigen, die dem Prunk der Welt entsagten, würden dort eine Zufluchtsstätte finden, die, die in Sünden Schiffbruch erlitten, einen Hafen der Gnade haben, und wer auch immer in der Sehnsucht nach ewigem Heil jenes Kloster in Glauben und Andacht aufsuchte, könnte auf die Fürsprache der seligen Mutter hin die Gegenwart göttlicher Gnade in dem Beweis eines gereinigten Gewissens spüren.

Paulinas Gründung ist nämlich mehr aufgrund ihrer Verdienste als durch ihr Vermögen gediehen, und sie hat sie eher durch ihren Rückzug aus dieser Welt als durch ihr Verweilen darin gestärkt. Solange sie in ihrem Körper weilte, gab sie zwar das, was sie besaß, für die Wohlbeschaffenheit des Klosters dahin, im Tode aber gewann sie durch das Gewicht heiligen Verdienstes Jesus Christus, zu dem sie sich aufmachte, als Anwalt und Verteidiger.

Die göttliche Gerechtigkeit ist Unmengen an Silber in der Tat vorzuziehen,[215] wie sie verständigen Gemütern rät, sich über die schwankenden zu erheben, so befestigt sie die erhobenen in unerschütterlicher Gnade, indem sie den einen das Bild Gottes vor Augen führt oder ihre Ähnlichkeit (damit) durch die Feile der Tugenden neu schafft, und bei den anderen das erneuerte (Bild) mit dem unveränderlichen Licht des Schöpfers vereint. Wahrhaft wunderbar ist die Ordnung der göttlichen Weisheit, die diejenigen zu den Ersten des ewigen Rates des Himmels macht, die in dieser Welt den Hochmütigen Schimpf und Verachtung waren,[216] auf daß ihnen die Frucht der Demut zum ewigen Ruhm gereiche, während der zeitliche Ruhm den betrogenen Hoffärtigen allein Untergang und Bestrafung durch die Strenge der Gerechtigkeit einbringt.

215) Vgl. Spr. Sal. 16,8.
216) Vgl. Mt 19,30; 20,16; vgl. Mark. 10,31; vgl. Lk 13,30.

Kapitel 54 Wie ein Verwandter der heiligen Paulina durch ihre heiligen Verdienste vom ewigen Tode errettet wurde

Weil weiter oben mit wenigen Worten erzählt wurde, wozu Gottes Güte seine Schülerin, die selige Paulina, gemacht hatte, und wie er sie zu ihren Lebzeiten durch den Zuwachs an Tugenden erhöht hatte, so bleibt nun zu zeigen, wie sie nach ihrem Tode, in Christus lebend, ihre Verdienste verherrlichte. Was sie nämlich im himmlischen Vaterlande besitzt, nach dem sie sich in unermüdlicher Leidenschaft sehnte, das macht der bis in unsere Tage strahlende Glanz ihrer Verdienste genügsam deutlich. Weil es geschah, daß viele zur Gnade der Demut aufgerufen wurden, müssen wir uns der Einschätzung anschließen, die das göttliche Lob getroffen hat. In der Tat mehrt den Ruhm Christi, was immer im folgenden Erbauliches und Nützliches berichtet wird.

Ein Neffe der seligen Paulina, Heinrich genannt, hatte sich seit seiner Jugend ständig gegen die göttlichen Gesetze aufgelehnt, er vernachlässigte den Lauf christlicher Ordnung, handelte dem christlichen Glauben entgegengesetzt und verstieß mit seinen Sünden sogar gegen die natürlichen Gesetzmäßigkeiten. Der Rohheit der Sünden verfallen, wurde er kopfüber durch zuchtlose Ausschweifung fortgerissen und in der Zügellosigkeit seiner Jugend widerstandslos in verschiedene Verbrechen gestürzt. Als Hurer und Mörder war er mit seinem verdorbenen Lebenswandel in die Abgründe der Menschheit hinabgestiegen: er hatte einige wilde Seelen ermordet und andere niedergemetzelt, nachdem er ihnen die Füße abgehackt oder die Augen ausgestochen hatte; er hatte auf verschiedene Weise vorsätzlich gequält oder getötet und sich auch sonst auf mannigfaltigste Art schuldig gemacht.

Was bedarf es vieler Worte? Schließlich ergriff die göttliche Strafe den ungetreuen Sachwalter des Gesetzes und streckte ihn durch eine schwere Krankheit nieder, schnitt ihm den Lebenshauch ab und ließ ihn sterben. Aus der Rohheit früherer Ausschweifungen also wurde dieser zutiefst schuldige Mann in den Tod gestoßen und hatte in seiner hoffnungslosen Angelegenheit nichts anderes als ein dem aufgewühlten Gewissen angemessenes Todesurteil zu erwarten.

Schon nahten sich die Fürsten und Gewalten der finsteren Welt,[217] der unselige Chor der verruchten Seelen und das Heer der Dämonen. In einer grausigen Hatz forderten sie den Verstorbenen ein und fesselten den Schuldigen mit seiner Sünde wie mit einem festen unzerreißbaren Sündennetz an sich. Obwohl die Seele sich wehrte, wurde sie aus dem Körper gerissen, nach Gottes Urteil im rechten Augenblick den Feinden ausgeliefert und gefesselt. Sie wurde mehr erniedrigt, als man glauben kann und an einem engen qualvollen Ort festgesetzt. Hier wurde sogleich alles, was Heinrich zu seinen Lebzeiten von frühester Kindheit an im Geiste, mit der Zunge oder auch in der Tat angerichtet hatte, vor den Augen des Gefangenen aufgehäuft. Morde, Ehebruch, Hurereien, Metzeleien an Menschen, das Gift der Haßreden und alles übrige,

217) Vgl. Eph 6,12; vgl. Kol 1,13.

was dem Glauben zuwiderläuft, wurden von den widerwärtigen anklagenden Feinden ausgebreitet und in rasendem Triumph wurden schließlich diejenigen zu den furchtbaren Zeugen seiner künftigen Qualen, die früher die lockenden Anstifter der Verbrechen waren.

Aber Paulina, die Magd Christi, bedauerte den Verlust des bemitleidenswerten gefangenen Verwandten. Mit Gebeten bestürmte sie Maria, die einzigartige Mutter des Herrn, und erwirkte das Leben des schon Verlorenen. Das Schwert des gestrengen Urteils wendete sie von dem Verdammten ab; auf den Schutz Christi vertrauend, trat sie den Heerscharen der Feinde entgegen, hielt den Schritt der Heranstürmenden auf, und sprach mit bewegtem Sinn: „Wer, ihr Feinde, ihr Diener der Ruchlosigkeit, hat euch das Recht an einer so vornehmen Beute übertragen, wie es das Bild Gottes ist, das mit dem heiligen Kreuz bezeichnet wurde? In eurer unüberlegten Kühnheit erhebt ihr Anspruch auf fremdes (Eigentum) und wollt es nach höllischem Gesetz eurem Recht unterwerfen! Wer, frage ich, hat gestattet, daß jemand euer Schicksal teilt, der durch die Taufe für das himmlische Reich Christi bestimmt ist, und den das heilige Kreuz erlöst hat, dessen Sieg die Grenzen eures früher über die ganze Welt erstreckten Reiches so zusammengedrängt hat, daß euch keine Macht mehr ausreicht, darin zu bleiben? Mit welcher Anmaßung glaubt ihr, jemanden zum Genossen eurer Qual zu machen, der durch den Beistand der heiligen Jungfrau, der Gottesmutter Maria, Knecht unseres Herrn Jesus Christus wurde, auch wenn er ein Sklave der Sünde war? Er wird die ewigen Martern nicht mit euch teilen, denn das Zeichen des Glaubens und die Bitte und der Beistand der Gnade unterscheiden ihn genügsam von euch. Es ist sicher, daß ihr für das schwarze Höllenfeuer bestimmt seid, weil der gerechte Richter euch als die ewig Unverbesserlichen erkannt hat und er euch die Gnade der Vergebung verweigert, die ihr immer den Haß eurer Bosheit gegen das Menschengeschlecht schleudern werdet!“

Kaum hatte er das vernommen, da dröhnte der Kreis der Bösewichter in tosendem Lärm und behauptete, das Urteilsvermögen des gerechten Richters werde durch die Erlösung eines solch großen Sünders unglaubwürdig, wenn er in seiner Milde nur einen Deut am Urteilsspruch ändere, der auf ewigen Tod lauten müsse, oder ihn so mildere, daß der Angeklagte zum Himmel erlöst würde, obwohl er vom trügerischen Schwindel der Sitten der Unterwelt zugetrieben werde. „Weil wir einen des Todes Schuldigen im Augenblick seines Todes an uns gerissen haben“, so riefen sie, „sollte gleiche Strafe die treffen, die eine ähnliche Schuld der Auflehnung anklagt und die dem göttlichen Gericht zur Bestrafung übergeben worden sind! In ewigen Feuern wird er mit uns gemartert werden und keine Reue über seine Schuld kann ihn reinigen!“

Darauf antwortete die Magd Christi: „Nicht ich allein bin erschienen, um diesen aus eurer Gewalt zu reißen, wie ihr vielleicht denkt, sondern mit dem Beistand der Gottesmutter und in ihrem Auftrag bin ich gekommen, die Beute zu befreien, denn euch liegt ja doch mehr aus bösem Antrieb als aus Liebe zur Gerechtigkeit an ihrer Bestrafung!“

Nach diesen Worten schlug Paulina das Zeichen des heiligen Kreuzes gegen den Haufen wütender Bosheit, trieb die Teufel aus und vertrieb die gewaltige Menge der Feinde, nachdem der Verwandte befreit war. Als ihm so die Beute entrissen war, schien der Chor der Gottlosigkeit in großem Lärm und Aufruhr aufgescheucht zu werden, daß man glauben konnte, Himmel und Erde würden aus ihren Angeln gehoben,[218] alle Elemente aufgerüttelt, und die Schöpfung selbst stürze in die Tiefe oder werde erschüttert. In mütterlicher Ermahnung wurde der erlöste Mann aufgefordert, seine Sitten zu bessern; er kehrte an die Oberwelt zurück und erzählte den Dabeistehenden, was er erlebt hatte. In wiedererlangter Körperkraft begab er sich zum Bischof von Zeitz[219] und berichtete ihm von Art und Ablauf seiner Vision, von den Zeugnissen beschwerlicher Gefangenschaft, (noch) gegenwärtig der angedrohten Martern, und von den durchlaufenen Leiden für seine verschiedenen Verfehlungen. Er berichtete von der Hilfe der einschreitenden Verwandten und der Errettung des beinahe schon Verlorenen gemäß allem, was er gesehen hatte.

Nachdem der Bischof das alles vernommen hatte, beglückwünschte er Heinrich zu dieser gewaltigen Vision zum Lobe des Herrn und ermahnte ihn, in Demut den Ort aufzusuchen, von dem ihm so großes Heil gekommen sei. *Siehe*, fügte er hinzu, *jetzt bist du gesund, sündige nicht mehr, damit dir nicht noch Schlimmeres zustößt*, auf daß es mit dir am Ende nicht schlechter steht, als zuvor![220]

Unter so großem Seufzen kam Heinrich also zu unserem Kloster und bezeugte mit Tränen und Seufzern, was er erfahren mußte, daß seine Gebärden seinem Bericht Glaubwürdigkeit verliehen, wenn die Zunge einmal schwieg. Er beichtete seine Vergehen, bat um Vergebung, versprach, seinen Lebenswandel und seine Sitten zu bessern, empfing von den Vätern die Hoffnung, das Heil wiederzuerlangen und kehrte schließlich nach Empfang des Segens froh und hoffnungsvoll auf seine Güter zurück.

Niemand nämlich, der vor der heiligen Maria Profeß ablegte, soll an den Verdiensten der heiligen Mutter zweifeln! Niemand soll die Hoffnung auf den Beistand der seligen Paulina fahren lassen, denn wenn auf ihre Fürbitte hin die Gottesmutter Maria gnädig auf Fremde herabgeblickt hat, wieviel mehr (blickt sie) dann erst auf die, die sich, ihre Güter und die Ihren aufgeben, und ihr und ihrem Sohn dienen, der in vollkommener Dreieinigkeit herrscht!

Hier endet die Lebensbeschreibung der seligen Witwe Paulina, die in der Nähe von Erfurt in dem von ihr errichteten Kloster bestattet liegt.

---

218) Vgl. Hagg. 2,6; vgl. Hebr 12;26.

219) Mitzschke (wie Kommentar, Anm. 2, dort 110, Anm. 2) nimmt hier trotz der eindeutigen Namensgebung (*Citzensis*) Naumburg als Reiseziel an. Es war der Paulinzella am nächsten gelegene Bischofssitz. Die Episode gehört sicher in den Bereich der Topoi.

220) Joh 5,14; vgl. 2 Petr 2,20.

II. Kommentar

1. Handschrift und Edition[1]

Die Umstände der Entstehung der Vita Paulinae, ihre Wirkung und Verbreitung scheinen auch über 100 Jahre nach ihrer ersten Edition[2] kaum gesichert: ein vermutlich aus Hirsau stammender und nach 1107, dem Todesjahr Paulinas, in ihrer „Cella" in Thüringen ansässiger Mönch mit Namen Sigeboto schrieb die Lebensgeschichte der Klosterstifterin und die Frühgeschichte ihrer Stiftung zwischen 1133 und 1163 nieder[3]. Seinen Namen erwähnt er, getreu dem Gedanken, als „Werkzeug Gottes" gehandelt zu haben, nicht. Wir kennen ihn aus der fast gleichzeitig entstandenen Vita des Bischofs Werner von Merseburg, der vermutlich ein Onkel der Paulina war.[4] Beide Viten werden in den folgenden Jahrhunderten beliebtes Objekt von Kompilatoren und Übersetzern. Aufmerksamkeit verdienen wegen des Zusammenhangs, in den sie die Vita Paulinae bereits vor Jahrhunderten stellten, die Hirsauer Chronik (1495) und die Hirsauer Annalen (gedruckt 1690) des Johannes Trithemius so-

1) Der vorliegende Kommentar basiert auf den Arbeiten der Autorin: Die Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters Paulinzella und die Lebensbeschreibung der Stifterin Paulina. Sigebotos Vita Paulinae als Denkmal hirsauischer Reformliteratur des 12. Jahrhunderts, (Unipress Hochschulschriften 41) Münster/Hamburg 1993, zugleich Diss. phil. Berlin 1992, sowie: Monastische Reform zwischen Ideal und Alltag. Zur Rolle von Topoi in der literarischen Auseinandersetzung zwischen Hirsauern und Zisterziensern (Das Beispiel der Vita Paulinae Sigebotonis), in: Symbole des Alltags – Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, Graz 1992, S. 171–190, und: Das Kloster Paulinzella und die Vita Paulinae des Sigeboto, in: Eros – Macht – Askese. Geschlechterspannungen als Dialogstruktur in Kunst und Literatur, hg. von Helga Sciurie u. Hans-Jürgen Bachorski, Trier 1996, S. 77–92. Dort wird auf alle Aspekte des Textes und seiner Interpretation ausführlicher eingegangen, als das an dieser Stelle möglich ist. Verwiesen sei auch auf die dort befindlichen sehr zahlreichen Quellenbelege und die umfangreiche weiterführende Bibliographie. In diesen Kommentar konnten nur Erläuterungen aufgenommen werden, die zu einem unmittelbaren Verständnis des Textes und seiner Übersetzung notwendig sind. Hinweise verdanke ich Prof. Klaus Schreiner, Bielefeld, sowie den Patres OSB Prof. Ulrich Faust, Ottobeuren, und Dr. Franziskus Büll, Münsterschwarzach.

2) Vgl. Mitzschke. P., Sigebotos Vita Paulinae. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des schwarzburgischen Landes und Fürstenhauses (Thüringisch-Sächsische Geschichtsbibliothek 1), Gotha 1889.

3) Das Jahr 1159 oder 1163 gilt als Todesjahr des zweiten Paulinzellaer Abtes Ulrich, zur Abfassung der Vita hat er sicher noch gelebt (vgl. Kap. 51). Ein Wechsel der Vogtei suggeriert den Terminus post quem (vgl. Mitzschke, wie Anm. 2, 147).

4) Vita Wernheri Episcopi Merseburgensis, (ed. R. Wilmans, MGH. SS 12, 245, Z. 37 ff.).

wie das Chronicon Schwarzburgicum des Paulus Jovius.[5] Die beiden wesentlichen Orientierungspunkte Paulinas und die beiden Grundelemente der Vita, Hirsauer Reform und adlige Familie, wurden damit schon früh benannt, wenn auch ihre strukturelle Bedeutung für den Text bis ins 20. Jahrhundert hinein unbeachtet blieb.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der Vita setzte nach der Textausgabe Paul Mitzschkes von 1889 ein, die eine Rekonstruktion des bis dahin verloren geglaubten Textes aus verschiedenen Abschriften und Auszügen ersetzen konnte. Die Lesarten Mitzschkes halten dem Vergleich mit der heute im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar befindlichen Handschrift nur noch bedingt stand, seine Kommentare zur Lebensgeschichte Paulinas und der Baugeschichte ihres Klosters erwiesen sich schon 1893 als unzureichend, da auf ein falsches chronologisches System gestützt. Erst eine 1934 von J. R. Dieterich in den Monumenta Germaniae Historica besorgte zweite Ausgabe machte die Vita der objektiven Betrachtung und Auswertung wieder zugänglich.[6] Zeitgleich mit Mitzschkes Ausgabe erschien der erste Teil des Paulinzellaer Urkundenbuches, das die Jahre 1068–1314 umfaßt.[7]

Die Weimarer Handschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts scheint die einzige Kopie der Vita Paulinae zu sein, die heute bekannt ist. Der als Chronist und Annalist der Bursfelder Reform tätige Nikolaus von Siegen (gestorben 1495), ansässig im Erfurter Peterskloster, hatte sich den Text aller Wahrscheinlichkeit nach für seine Arbeit aus dem befreundeten Paulinzella kommen lassen. Möglich wäre auch, daß die Vita schon früher einmal, vielleicht im Rahmen eines Schriftenaustausches oder Leihverkehrs, in die ihrerzeit berühmte und reiche Bibliothek des Petersklosters gelangt war.[8]

Tatsächlich weisen neben der Erfurter Signatur vielfältige inhaltliche Bezüge den Handschriftenband, in dem sich die Vita befindet, als *Liber beatorum Petri et Pauli apostolorum in Erffordia* aus. Zahlreiche typische Abschreibfehler machen wahrscheinlich, daß die Kopisten eine Vorlage aus dem 13. Jahrhundert vor sich hatten. Die Vita Paulinae ist in ihrer „Erfurter Auflage" Teil einer

---

5) Vgl. Chronicon Hirsaugiense, Basileae 1559, 137; Johannes Trithemius, Annales Hirsaugienses, St. Gallen 1690, I 342 ff; Paulus Jovius, Chronicum Schwarzburgicum (Diplomataria et Scriptores, ed. Schöttgen und Kreysig, Altenburg 1753, 137 D–138 C, 139 A–B, 145 C–150 D); Nikolaus von Siegen, Chronicon ecclesiasticum (ed. Wegele), Jena 1855, 270–298.

6) Sigebotonis Vita Paulinae (ed. J.R. Dieterich, MGH. SS 30/2, 909–938, Hannover 1934, Neudruck Stuttgart/New York 1963). Sämtliche Textzitate sowie die Übersetzung beziehen sich auf diese Ausgabe.

7) Urkundenbuch des Kloster Paulinzelle, hrsg. v. E. Anemüller, 1. Heft (1068–1314), (Thüringische Geschichtsbibliothek 7, NF 4), Jena 1889.

8) Vgl. dazu u.a.: Frank B., Das Erfurter Peterskloster im 15. Jahrhundert, (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 34) Göttingen 1973, 142–145; 266–268; Schmidt P.G., Das Chronicon ecclesiasticum des Nikolaus von Siegen, in: Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung in der Renaissance, hg. von A. Buck u.a., 1989, 77–84.

umfangreichen Sammlung von Abhandlungen, Predigten, Ermahnungen, Regeln und beispielhaften Lebensgeschichten aus Reformkreisen.[9]

Die schmucklose Handschrift selbst ist gut erhalten. An dem gesamten Band haben mindestens acht routinierte Schreiber fast durchgängig in Bastardschrift geschrieben. Durchstrichene große Anfangsbuchstaben, Unterstreichungen, Randbemerkungen oder Bibelverweise, Incipits und Explicits der einzelnen Abschnitte, gliedernde Zwischenüberschriften, Achtungs-, Merk- oder Paragraphenzeichen in Rot sorgen ebenso wie die Kapiteleinteilungen für eine gute Lesbarkeit des Textes.

Nach verschiedenen Ansätzen, die Vita lokal-, familien- und landesgeschichtlich zu interpretieren, rückte Holtmeyer sie 1905 in das Blickfeld der Kunstgeschichte. Es ging ihm um die Ergänzung und Erweiterung der in Gestalt der Klosterruine Paulinzella überkommenen architektonischen Hinterlassenschaft durch dieses wichtige schriftliche Zeugnis zur Gründung und Frühgeschichte des Klosters. Verdient machte sich Holtmeyer hier durch eine neu-

9) Der 360 Blatt starke Band Q49 aus der Abteilung III.A.9 enthält insgesamt 23 Texte unterschiedlicher Länge, von denen nur einige datiert sind, in folgender Reihenfolge:

1. Tractatus de discretione spiritum Magistri Henrici de Hassia
2. Collatio Doctoris Sebastiani in exequiis Doctoris Lamperti Vochs, ao 1491
3. Alia eiusdem in exequiis Doctoris Milbach
4. Tractatus Magistri Henrici de Hassia de poprietatibus religiosorum
5. Sermo generalis in concilio Basiliensi factus
6. Exhortatio Magistri Johannis Roden de Hamborg fratrum ordinis Carthusiensis ad quendam Canonicum Northuonsem, ao 1460
7. Quae sunt quae promovent ad ingressum religionis
8. Sermo beati Anselmi de conceptione Virginis Mariae, ao 1465
9. Doctoris Sebastiani speculum patientiae Virginis Mariae
10. **Vita beatae Paulinae (ff. 90a–117b)**
11. Revelationis (!) Richalmi Abbatis
12. Revelationes Trutae Virginis
13. Vita beati Wilhelmi Abbatis Hisaugiensis
14. Vita beati Erminoldi primi Abbatis Monasterii Sancti Georgi in Brüfeningen
15. Judicia vel prognostica Astrologorum Superstitiosa (sermo contra Astrologos), Tractatus Benedicti Elwanger de Nurnberga
16. Translatio Sancti Martyris Viti
17. Sermo Domini Doctoris Johannis Mülbach, ao 1484
18. Collatio venerandi patris (fratris ?) et Domini Abbatis Celle, quam fecit Erffordiae, ao 1494
19. Tractatus de abstinentia esus carnium
20. Iste frater, qui scripsit ...
21. Iste modus fuit determinatus Erffordiae per provisorem et executorem statutorum provincialium etc.
22. Regula vivendi in monasteriis edita a Sancto Jeronimo cardinali atque Doctore ad Eustochiam virginem
23. Ex epistola Beati Cyrilli Hierosolymitani Episcopi ad Augustinum

Zur Zuordnung der einzelnen Texte vgl. Badstübner-Kizik C., 1993, (wie Anm. 1), 11 f., Anm. 31 ff.

erliche Problematisierung der bislang selbstverständlich hingenommenen engen (geistigen und architektonischen) Verbindung Paulinzellas zum Schwarzwaldkloster Hirsau.[10] Dehio, Meier und Christ folgten, mußten aber gleichfalls feststellen, daß sich aus der Schrift Sigebotos keine Baugeschichte rekonstruieren ließ.[11] Der Jenaer Historiker Günter Steiger leitete 1952/53, aufbauend auf einer berichtigten Chronologie, einzelne konkrete Bauperioden aus den Angaben ab, auch ihm aber galt wie allen seinen Vorgängern der Mangel an stichhaltigen Informationen zum Kloster- und Kirchenbau als Versagen des mittelalterlichen Autors.[12]

Für die Forschung zerfiel die Vita bis zu diesem Zeitpunkt in einzelne Passagen unterschiedlicher Qualität, man glaubte Brüche, Fälschungen, Einschübe oder spätere Zusätze zu entdecken, weil die interessierenden Fragen scheinbar immer nur zufällig und sporadisch ins Blickfeld des Autors geraten zu sein schienen. Friedrich Möbius hat wenig später darauf hingewiesen, daß eine Einstufung der Vita als Sekundärquelle für landes-, familien- oder eben auch kunstgeschichtliche Forschungen notwendigerweise ihre Unzulänglichkeit in Bezug auf diese Themen erweisen mußte.[13] Nur über eine Verschiebung der Fragestellungen konnte der tatsächliche Erkenntniswert des Textes aufgezeigt und ihm damit die Qualität einer Primärquelle zuerkannt werden. Bestätigung fand diese Anregung, die Schrift Sigebotos als bewußt komponiertes Stück Literatur des 12. Jahrhunderts zu verstehen, in der Diskussion zur Stil-, Struktur- und Toposforschung. Impulse gingen auch von der Mäzenaten- und Publikums-, bzw. der Kommunikationsforschung aus, die Einblicke in den Bildungs-, Literatur-und Kunstbetrieb einer Epoche und damit in das Umfeld der Beziehungen zwischen Autor und Publikum, zwischen Intention und Erwartung forderten und ermöglichten.[14]

Wie bei den meisten anderen „Lebensbeschreibungen" wird wohl auch bei der Vita Paulinae mit einem ganzen Komplex von Motiven zu rechnen sein, denen sie ihre Entstehung verdankt. Paulinas Leben und ihre Taten waren, so-

10) Holtmeyer A., Beiträge zur Baugeschichte der Paulinzellaer Klosterkiche (Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 23 NF 15, 1905, 71–242). Vgl. zu den Beziehungen zwischen Hirsau und Paulinzella auch: Jakobs H., Die Hirsauer. Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreits, Graz 1961 (Kölner Historische Abhandlungen 4).

11) Vgl. v.a. Christ H., Zur Entstehungsgeschichte des Hauptportals von Paulinzelle (Zeitschrift für die Geschichte des deutschen Altertums 6, 1913, 121–128).

12) Steiger G., Sigebotos Vita Paulinae und die Baugeschichte des Klosters Paulinzella (Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, ges.-sprachwiss. Reihe 2, 1952/53, 47–62).

13) Möbius F., Studien zu Paulinzella. Teil 1: Sigebotos Vita Paulinae (Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, ges.-sprachwiss. Reihe 3, 1953/54, 2/3, 163–195, 4, 457–511).

14) Den Versuch, die Vita Paulinae im literarischen, reformgeschichtlichen und sozialen Kontext der Mitte des 12. Jahrhunderts hinsichtlich Struktur und Funktion neu zu interpretieren, unternimmt zuletzt die Autorin (wie Anm. 1), 1992, 1993, 1996, passim.

weit bekannt, nie Gegenstand eines in Rom angestrengten Heiligsprechungsverfahrens. In den Rang einer Heiligen wurde sie *per viam cultus* erhoben. In der Vita wird sie als „Selige" *(beata)* bezeichnet. *Beatus* und *sanctus* galten im 12. Jahrhundert noch als Synonyme. In ihr als Vertreterin und Fürsprecherin wurde die gesamte „Stifterfamilie" geehrt, sicher mit dem Ziel, auch den entferntesten „Verwandten" durch die Aussicht auf Vergebung seiner Sünden günstig zu stimmen und zur Unterstützung und Hilfe für das Kloster, wenn nicht sogar zu weiteren Stiftungen zu ermuntern. Die Lebensgeschichte der Stifterin und die Baugeschichte des Klosters standen aber immer nur dann im Blickfeld des Autors, wenn sie im kompositionellen Zusammenhang des Werkes wichtig wurden. Den eigentlichen Kern der Schrift bildete das Reformkloster Hirsau. Dieses spirituellen Reformmittelpunktes und organisatorischen Bezugspunktes wurde geradezu programmatisch gedacht in einer Zeit, in der neue Reformorden nachrückten und Berechtigung und Initiative, die Kirche zu erneuern, für sich beanspruchten. Es gelang Sigeboto, das Schwarzwaldkloster Hirsau als ein starkes und einflußreiches Reformzentrum darzustellen, das auch um die Mitte des 12. Jahrhunderts nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt hatte. Von der Darstellung des eigenen Klosters als dem von Gott auserwählten und durch vielfältige Wunder bestätigten Heilsort, der sich des Zuspruchs der nach dem wahren Heil strebenden und der an der wahren Reform interessierten Gläubigen erfreute, hing nicht zuletzt der Fortbestand der Gründung ab.

In der *Praefatio* – traditioneller Ort für das Motto einer Vita – führte Sigeboto biblisch reich belegt den Gedanken aus, daß der direkte Weg zum Ziel keineswegs immer der beste und erstrebenswerteste sein mußte. Die (gottgewollten) Um- und Irrwege im Leben der Stifterin und der Entwicklung der Stiftung hatten offensichtlich läuternde Funktion, sie bestärkten die Handelnden in ihren Vorhaben und ließen sie bewußt auf dem richtigen Weg ans richtige Ziel gelangen. Je mehr Lebensbereiche und Erfahrungen, je mehr potentielle Fehler- und Sündenquellen auf diesem Wege berührt und überwunden wurden, desto größer wurde der Kreis derjenigen, die sich davon angesprochen fühlen durften und damit Aufnahme fanden in die große Gemeinschaft der „Verwandten" Paulinas.

2. Reform

Gegen die Politik des deutschen Königs und Kaisers Heinrich III. formierte sich auf laikaler Seite um die Mitte des 11. Jahrhunderts eine zunehmend erstarkende Fürstenopposition. Darüberhinaus stieß der Herrschaftsanspruch Heinrichs, der im alleinigen Recht zur Investitur gipfelte, auf den Widerstand Roms. Nur wenige Jahre, bevor die sächsischen und thüringischen Fürsten in den Jahren 1073–75 gegen Heinrich IV. aufstanden, der die Politik seines Vaters fortsetzte, wenige Jahre, bevor sich in Gregor VII. und dem deutschen König zwei ebenbürtige Gegner im Streit um das Recht auf die Investitur ge-

genüberstanden, reformierte der aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg stammende Abt Wilhelm (1069–1091) das Benediktinerkloster Hirsau im Schwarzwald durch die Einführung der „cluniazensischen Gewohnheiten". Das 909 von Herzog Wilhelm III. von Aquitanien gestiftete burgundische Kloster Cluny war in der Absicht, es bischöflichen und adligen Machtansprüchen zu entziehen, direkt dem Papst in Rom unterstellt worden: Die *romanitas* sollte die gewünschte *libertas* sichern. Dennoch förderte der lokale Adel das Wachstum des Klosters.[15] Die Seelenpflege für Lebende und Verstorbene, die Versorgung und das hohe Ansehen, die ein Leben innerhalb der Klostermauern für Alte oder nicht erbberechtige Söhne bedeutete, kamen den Bedürfnissen des Adels ebenso entgegen wie die Lehenspolitik der Reformer, die Machtausbau und Gewinn verhieß. Die Aussicht auf Unterhalt und möglichen Aufstieg im Zuge der Rodungsaktionen sicherten dem Kloster großen Zulauf auch von Seiten der Bauern. Darüberhinaus zogen das Auftreten gegen Simonie und Nikolaismus und die sozial-karitative Seite des Totengedächtniswesens die Gläubigen an. Innerhalb kurzer Zeit entstand eine hierarchisch organisierte Kongregation von über 2000 Klöstern – die Reformer wurden zu einem wichtigen Machtfaktor.

Die mit der Annahme der *consuetudines Hirsaugienses* nach 1080 erfolgte Unterstellung des Klosters Hirsau unter Rom bedeutete auch im Reich eine enorme Stärkung der päpstlichen – und damit gleichzeitig der antikaiserlichen – Partei. Schon bald wurde das Kloster im Schwarzwald zu einem der wichtigsten Reformzentren außerhalb Frankreichs. Die *romanitas* bewahrte es davor, wie so viele benediktinische Niederlassungen unter den Einfluß der Reichskirche zu geraten oder aber lokalen Feudalgewalten zum Opfer zu fallen. In der Tradition Clunys führte Hirsau eine geschickte Politik gegenüber mittleren und höheren adligen Dynasten. Das Amt des Klostervogtes, das weltliche Geschäftsführung, Gerichtsbarkeit und Schutzverpflichtung für ein Kloster umfaßte, hatten diese bislang als ein willkommenes Instrument zum Ausbau ihres eigenen Machtbereiches betrachtet. Es gelang, die mit den Klostergründern oder Stiftern oft verwandten Eigenklosterherren, die die Stiftungen gern als Verwaltungszentrum ihrer Güter, als Stammsitz und Familiengrablege betrachteten, dafür zu gewinnen, auf die Vogteirechte wenigstens theoretisch zu verzichten: die Klöster der Hirsauer Reform legten Wert auf die sogenannte freie Vogtwahl. Praktisch sah es dann allerdings doch meist so aus, daß die einträgliche und einflußreiche Vogtei einem Mitglied der Stifterfamilie verliehen wurde, wollten die Klöster nicht in das Räderwerk lokaler Machtkämpfe geraten und sich eine kontinuierliche Verwaltung sichern. Den Dynasten konnte ihrerseits kaum daran gelegen sein, die in ihren Gebieten liegenden Klöster dem Einfluß der Reichskirche und damit auch der weltlichen

15) Vgl. u.a. Fechter J., Cluny, Adel und Volk. Studien über das Verhältnis des Klosters zu den Ständen (910–1156), Stuttgart 1966; Hallinger K., Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter, Rom 1950f. (Studia Anselmiana 22–25).

Zentralgewalt zu überlassen. Das begünstigte einen Prozeß beidseitiger Annäherung.

Ein Eintritt ins Kloster stillte religiöse Bedürfnisse und sicherte darüberhinaus dem Eintretenden die Familienbesitztümer auf lange Sicht vor dem Zugriff von Konkurrenten. Die Gebetsverbrüderungen, Gebetsleistungen der Klöster für lebende und verstorbene Stifter, Wohltäter und ihre Familien, zeugten ebenso wie das Privatmessenwesen davon, wie eng geistliche und weltliche Sphäre miteinander verbunden waren. Große Zugkraft besaß auch im Reich die Rodungstätigkeit der Reformer. Gerechtfertigt durch den benediktinischen Grundsatz, sich in der *eremus* und *solitudo* anzusiedeln und so dem weltlichen Getriebe die Besinnung auf Gott in der Einsamkeit entgegenzusetzen (vgl. Reg. S. Ben. 38), wurde in Verbindung mit der Forderung nach manueller Tätigkeit die Rodung und Landeskultivierung eine wichtige Domäne der Reformäbte.

Um ihren vielfältigen liturgischen Pflichten sowie der Predigttätigkeit neben diesen wirtschaftlichen Aufgaben nachkommen zu können, richteten die Hirsauer Laien- oder Konverseninstitute an den Klöstern ein. Auch die Vita Paulinae erwähnte die „bärtigen Brüder" und Paulinas Sohn Werner, der nach einem weltlichen Leben über diese Einrichtung Anschluß an die Stiftung der Mutter fand, muß als ein typischer Laienbruder gelten (Kapitel 23, 24). Diese Brüder legten kein Mönchsgelübde ab, unterlagen aber einer strengen Arbeits- und Gebetsdisziplin. Zumeist rekrutierten sie sich aus den Reihen kleiner Adliger, die im Schutz des Klosters einen neuen Aufgaben- und Wirkungsbereich fanden. Im weitesten Sinne absorbierte und kanalisierte der adlige „Ritterdienst für Christus" viele kriegerische Gewohnheiten und versah sie mit christlichem Vorzeichen.

Einerseits hatten die Reformer in der Tradition Clunys somit in besonderem Maße auf weltliche Einflüsse zu reagieren, andererseits mußten sie auch radikalreformerisches, „ketzerisches", Gedankengut auffangen und die eigenen Reformbestrebungen als die legalen institutionalisieren. Zahllose Wanderprediger, Eremiten und oft provokatorisch Gemeinschaft praktizierende Gruppen riefen zu einer „echten" Nachfolge Christi, einem Leben nach urchristlichen, brüderlichen Idealen, zu Askese und absoluter Besitzlosigkeit auf. Diese radikalen Reformer hatten auch unter Frauen großen Zulauf, nicht zuletzt dank ihrer Forderungen nach Ablehnung der Ehe bzw. Trennung der Ehegatten, was oft einem gewaltsamen Ausbruch aus sozialen und familiären Zwängen gleichkam. Eine ähnliche Sehnsucht nach religiöser und sozialer Bestimmung, wie sie rund 150 Jahre später die Frauen in die zahlreich entstehenden Beginengemeinden treiben sollte, ließ seit Ende des 11. Jahrhunderts Unzählige den Aufrufen zu einem gemeinsamen evangelischen Leben folgen. Nicht selten wurden den Frauen liturgische Funktionen übertragen und sie, wie im Kreis um den bretonischen Wanderprediger Robert von Arbrissel (um 1045–1116), als Verkörperung der Gottesmutter Maria über die ihnen dienenden Männer gestellt. Die Gefahr, die ein solches Verhalten für die institutionalisierte Kirche darstellte, war unübersehbar. Die Reformorden mußten in ihrer

Kanalisationspolitik auf dieses Phänomen eingehen. Es kam darauf an, die theologische Definition von „Weib" und „Ehe" zu wahren bzw. vorsichtig darauf zurückzulenken. Den weiblichen Religiosen waren Platz und Aufgaben in den Reformkonventen verbindlich vorgeschrieben: sie sollten strengen kontemplativen Übungen obliegen, kleinere Arbeiten ausführen und sich insbesondere dem Xenodochium, der Betreuung von Gästen und Fremden, widmen. Dem männlichen Konvent und seinem Abt waren sie untergeordnet. Im Zuge der Kolonisation der Gebiete östlich der Elbe sollten die Zisterzienser dann Männerkonvente bevorzugen, die die schwere körperliche Arbeit bewältigen konnten. Frauengemeinschaften duldeten sie, Doppelklöster aber lehnten sie in der Regel ab.[16]

Das Hirsauer Reformprogramm erwies sich im Hinblick auf diese Anforderungen als durchdacht und erfolgreich. Vom Mutterkloster in Schwaben aus erfaßte der auf die Verhältnisse im Reich konkretisierte cluniazensische Reformgedanke innerhalb weniger Jahrzehnte einen großen Teil des Landes. Der Reformierung alter Benediktinerniederlassungen wurde dabei der Vorzug vor Neugründungen gegeben. Als prädestiniert – weil politisch antikaiserlich orientiert – für die Aufnahme Hirsauer Gedankengutes erwiesen sich vor allem das Harzgebiet und Thüringen, wo die vor und neben Hirsau wirkenden Reformer um das Kloster Gorze das Terrain vorbereitet hatten.

Gerade am Beispiel Thüringen aber ist auch gut zu beobachten, wie die Hirsauer Ideale allmählich von der Vorstellung vereinnahmt wurden, der Orden und seine Kirchen hätten den kirchlichen Machtanspruch ebenso zu repräsentieren wie die reichskirchlichen und die weltlichen Kontrahenten den ihren. Andere Orden übernahmen um die Mitte des 12. Jahrhunderts die reformerische Initiative und beklagten den „Verrat" ihrer Vorgänger an *eremus* und *solitudo*, an Handarbeit und Enthaltsamkeit, an Ruhe, Bedürfnislosigkeit und der Ablehnung jeglicher Repräsentation mit scharfen Worten und nicht selten auch handgreiflichen Mitteln. Daß die Zisterzienser, denn um diese handelte es sich hier in erster Linie, dabei oft zu Übertreibungen griffen, lag in der Natur dieses Werbens um Gehör bei den Gläubigen. Hatten seit dem Ende des 11. Jahrhunderts in wachsendem Maße Adelssöhne und Nachkommen einflußreicher Ministerialenkreise Zutritt zu den Hirsauer Reformklöstern gesucht und allmählich die Konversen niederer Herkunft verdrängt, so wandte sich die „christliche Ritterschaft" schon ein knappes halbes Jahrhundert später mehr und mehr den Zisterziensern zu, zeigten sich diese doch in Fragen der *militia saecularis* zu weitergehenden Kompromissen bereit.

Auf Initiative Bernhards, des Abtes von Clairveaux (1115–1153), wurde in der Verbindung von weltlicher Tapferkeit und Kampfeslust mit mönchischer Sanftmut, Enthaltsamkeit und dem Gelübde unbedingten Gehorsams das Idealbild des tapferen Gottesritters entworfen. Es zeigte dem Adel einen Weg zur

16) Vgl. dazu: Elm K. und P. Joerißen (Hg.), Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Bonn 1980, passim (Schriften des Rheinischen Museumsamtes 10, Ergänzungsband), dort auch weiterführende Literatur.

Erlösung, ohne daß er seine Erziehung und Bestimmung, Abenteuer, Kämpfe und Siege, vollständig verleugnen mußte. Gott und das Wohl der Christenheit als die neuen Kampfesziele sicherten Ruhm und ewiges Seelenheil gleichermaßen. Der Bezug zur neuen Kreuzzugbewegung wird deutlich: Ziel und Kampfpreis war das Grab Christi in Jerusalem. Das Versprechen einer allgemeinen Sühnbarkeit der vor diesem Hintergrund begangenen Vergehen, einer Heilsgewißheit, die alle einschloß, sicherte den Zisterziensern einen ungewöhnlichen Zulauf. Schnell breiteten sich die weißen Mönche über ganz Europa aus (von 1126 bis 1151 allein 307 Neugründungen) und drängten die älteren Reformorden in den Hintergrund.

Gerade in Thüringen zeigte sich diese Entwicklung in besonderer Dramatik. Seit den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts fielen immer mehr benediktinische Niederlassungen in zisterziensische Hand (1129 Walkenried, 1131 Volkenroda, 1132 Schmölln, 1142 Sittichenbach, 1162 Reifenstein) und überspannten mitsamt ihren Neugründungen Thüringen und Sachsen mit einem dichten Netz. Dabei wurde nicht selten mit Gewalt und List vorgegangen. Daß die Schwarzburg-Käfernburger, die Paulinzella wenn nicht als Stifter, so doch mindestens als spätere Vögte nahestanden, sich 1143 als Gründer des mit dem Landgrafenkloster Reinhardsbrunn konkurrierenden einflußreichen Zisterzienserkloster Georgenthal hervortaten, mußte der vor diesem Hintergrund entstandenen Vita Paulinae eine gewisse Brisanz verliehen haben.

Die Verhältnis der beiden Reformorden zueinander spiegelte sich auch in der Literatur. In Person der beiden Äbte Petrus Venerabilis von Cluny (1092/94–1156) und Bernhard von Clairveaux führten sie die Auseinandersetzung in Brief- und Streitschriftenform. Sie gipfelte in einem fiktiven Streitgespräch zweier Mönche, dem um 1156 von einem zur Konkurrenz übergelaufenen Cluniazenier verfaßten *Dialogus inter Cluniacensem monachum et Cisterciensem de diversis utriusque ordinis observantiis*.[17] Die Cluniazenser waren hier in der Defensive und mußten sich die vielfältigsten Vorwürfe in Bezug auf ihre lasche Regel und die oft noch von ihr abweichende Praxis gefallen lassen. Hauptanklagepunkte bildeten die Verletzung des Prinzips von *eremus* und *solitudo* und, damit eng verbunden, der durch nichts zu ersetzenden Handarbeit. Erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts endete der Streit zugunsten der Zisterzienser.

In diesem Spannungsfeld entstanden, stellt Sigebotos Vita Paulinae ein noch kaum beachtetes Zeugnis der um die Mitte des 12. Jahrhunderts auflebenden Auseinandersetzung zwischen „alten" und „neuen" Reformorden, zwischen durch die Realität veränderten Idealen und (wenigstens zu dieser Zeit noch) kompromißlosem neuen Reformgeist dar.

17) ed. E. Martène u. U. Durand (Thesauarus novus anecdotarum 5, Paris 1717, 1569–1654)

3. Familie

Von der älteren Forschung noch als Sprößling der Schwarzburg-Käfernburger ausgewiesen, ist die Herkunft Paulinas heute wieder umstritten. Die Art der Textbefragung seit Möbius verweist die endgültige Klärung dieses Problems an den Rand der Paulinzella-Forschung.[18] Als gesichert gelten kann Paulinas Zugehörigkeit zu einem edelfreien thüringisch-ostsächsischen Geschlecht, das wohl über beachtliche Herrschaftsbefugnisse verfügte. Der Vater Moricho erhielt 1068/69 von Kaiser Heinrich IV. (1056–1106) 24 Königshufen zu privatem Eigen geschenkt, ein Hinweis darauf, daß er als Truchsess der königlichen Tafel (Kapitel 1) wohl in den Bereich des erblichen Königsrechts vorgedrungen war. Er hatte sich am Hofe Markgraf Ekkehards II. von Meißen (1032–1046) beliebt gemacht, galt als getreuer und gewandter Höfling und kann in seinem späteren Verhältnis zu Heinrich IV. als geradezu exemplarischer *homo nobilis* gelten (Kapitel 1, 2). Beziehungen der Familie zum vornehmsten Kanonissenstift Sachsens, dem Königskloster Gernrode (Kapitel 10), die freie, durch keinerlei ministeriale Bindungen und Abhängigigkeiten behinderte Reisetätigkeit Paulinas in Sachen ihres Klosters (Kapitel 14 und 22) sowie die für Ministeriale dieser Zeit ungewöhnliche Größe des Landbesitzes in Thüringen und Sachsen könnten den reichsfreien Stand Morichos und seiner Nachkommen belegen.[19]

Morichos Bruder Werner, Bischof zu Merseburg, hielt als ehemaliger Goslaer Kanoniker enge Verbindung zur dortigen königlichen Kapelle. Das Bistum Merseburg hatte er bis 1093 inne. Von Heinrich IV. trennte ihn sein Reformgeist. Werner verband sich umso enger mit Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben und späterer Gegenkönig (1077–1080), dessen Jahresgedächtnis im Merseburger Dom begangen wurde. Als sich sächsische und thüringische Fürsten gegen Heinrich und seine ihnen gefährliche Zentralisierungspolitik erhoben, schloß sich auch der Bischof mit vielen anderen Geistli-

18) Es erhebt sich m. E. die grundsätzliche Frage, welche Beweiskraft dem Nachweis von Personen und Begebenheiten in literarischen Gattungen wie Heiligenvita, Familienchronik, Stiftergeschichte, Klostergründungsgeschichte, reformmonastische Programmschrift oder Jenseitsvision zukommen kann, zumal sich die Gattungen kaum scharf voneinander abgrenzen lassen. Für den mittelalterlichen Autor ist es kein Problem, daß (inserierte) Rechtsdokumente (Kap. 28), nachweisbare historische Ereignisse (Kap. 33), Wunder (Kap. 34) und Visionen (Kap. 54) gleichberechtigt nebeneinander stehen. Was ausreichend bezeugt ist (Kap. 46), gilt ihm als „wahr" und erhält seine Funktion im Text.
Ob und inwieweit also die für eine fromme Klostergründerin und ihre Stiftung geltenden Topoi auf deren „reales" Leben zurückprojiziert werden oder ob die von Sigeboto berichteten Begebenheiten „wirklich" stattgefunden haben, darf eigentlich ungeklärt bleiben.

19) Vgl. dazu Fenske L., Adelsopposition und kirchliche Reformbewegung im östlichen Sachsen. Enstehung und Wirkung des sächsischen Widerstandes gegen das salische Königtum während des Investiturstreites (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 47), Göttingen 1977, 283 ff.

chen nach 1076 den Königsgegnern an.[20] Daß ihm wohl eher die konsequente Weiterführung der Kirchenreform, die Stärkung der päpstlichen Partei im Reich und damit die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit am Herzen lagen als die Wahrung von Einflußgrenzen, hinderte ihn nicht daran, die Opposition des Adels gegen den Kaiser moralisch und materiell zu unterstützen. Allein sein Amt und die damit verbundenen Verpflichtungen verwehrten es ihm, selbst zur Waffe zu greifen.

An zentraler Stelle der Vita Paulinae (Kapitel 32, 33) würdigte der Autor der Vita Paulinae den Geistlichen als Verfechter der Sache Hirsaus gegen die *palatini canes*, die in Gestalt seines Bruders Moricho in seiner eigenen Familie zu finden waren. Seinen politischen waren reformerische Initiativen an die Seite gestellt: kurz vor seinem Tode reformierte er das Chorherrenstift St. Peter auf der Altenburg bei Merseburg und besetzte es mit einem Abt aus dem gorzischen Kloster Münsterschwarzach.

Wenn Paulinas Vater Moricho am Ende seines Lebens dem Reformkloster Hirsau als Konverse beitreten sollte (Kapitel 16), so hatte das vor dem genannten familiären Hintergrund besondere Bedeutung. Bei keiner anderen Gestalt der Vita waren die Positionen vor und nach der Konversion so scharf akzentuiert wie in diesem Falle des Familienoberhauptes. Daß ihm nach und nach alle näheren und entfernteren Verwandten auf den Weg in das hirsauische Reformkloster Paulinzella und damit auf die Seite des streitbaren Oheims und der Kaisergegner folgten, ist einer der wichtigsten Gedanken Sigebotos. Moricho und Werner schlossen ein ganzes Spektrum möglicher Verhaltensformen ein, die einer Adelsfamilie ihres Ranges offenbar gegeben waren. Beispiele gerade aus dem Kreis des thüringisch-ostsächsischen Adels zeigen, daß eine Abwendung von der kaiserlichen Partei nach vorherigen Treuebekundungen keineswegs selten war. Ludwig den Springer, Graf von Thüringen (1056–1123), trennte von seinem früheren Dienstherrn Kaiser Heinrich V. später unerbittliche Feindschaft. Er öffnete, auf gregorianischer Seite, Ostsachsen mit der Gründung des Klosters Schönrain als erster dem Einfluß Hirsaus. Über das 1085 gegründete landgräfliche Hauskloster Reinhardsbrunn wurden bis in die 40er Jahre des 12. Jahrhunderts hinein wichtige Positionen Thüringens und Sachsens nicht selten gewaltsam von den Reformern besetzt. Laikale Gewalt spielte dabei eine oft beachtliche Rolle.[21]

Es gehörte schon in den Viten des l0. Jahrhunderts zu den üblichen Topoi, daß der Mutter künftige Heiligkeit und Tugenden des Kindes während der

20) Vgl. Brunonis Liber de bello saxonico (MGH. SS 5, 327–384), hier 367 sowie Chronicon episcoporum ecclesiae Merseburgensis (ed. R. Williams, MGH. SS 10, 157–212), hier 184.

21) Von Reinhardsbrunn aus wurden die Propsteien St. Blasien und Dietenborn (beide um 1110), Oberellen (1121), Bonnrode (1140), Martinszell a.d. Werra (um 1104) und Tannrode (1120) gegründet. Wiprecht von Groitzsch, gleichfalls ehemaliger Kaiseranhänger, erschloß über sein unter junggorzischem Einfluß stehendes Kloster Pegau (1091) den Nordwesten und Westen des östlichen Sachsens.

Schwangerschaft angekündigt wurden (Kapitel 2). Als Taufpatin für Paulina wird eine mit der Familie verwandte Äbtissin faßbar, deren ausschließlich dem höheren Adel vorbehaltenes Amt die vornehme Abkunft des Täuflings zusätzlich bekräftigte. Aus den Schilderungen ihrer prunkvollen Kleidung, des zu ihrer Verfügung stehenden Schmucks und der Speisenfolge im Hause ihres zweiten Gatten, die sich von der im elterlichen Hause kaum wesentlich unterschieden haben wird (Kapitel 4, 6 und 7), läßt sich auf eine Kindheit in standesgemäßen Verhältnissen schließen. Innere und äußere Vollkommenheit, maßvolles sittengerechtes Verhalten sowie Beliebtheit bei Verwandten und Gästen standen bei Sigeboto für eine angemessene Erziehung (Kapitel 13). Paulina wuchs mit mindestens zwei Brüdern und einer Schwester auf (Kapitel 27). Der Erwähnung für würdig befand der Autor ihre Vorbereitung auf ein Leben als Ehefrau und Mutter (Kapitel 3). Dazu erwarb Paulina wie alle ihre Standesgenossinnen mindestens Kenntnisse im Lesen, in den verschiedensten textilen Handarbeiten und in sittlichen Tugenden und Anstandsnormen. Eine frühe – zu diesem Zeitpunkt vom Autor als *illicitum* („unerlaubt") bezeichnete – Neigung zu asketischem Leben (Kapitel 3) mußte unerfüllt bleiben: Paulina wurde mit einem ungenannten Mann verheiratet. Das geschah durchaus zu Recht und im Sinne eines übergreifenden göttlichen Planes, wie Sigeboto mehrmals betonte. Den Verführungen von *rerum abundantia* („Überfluß") konnte Paulina dann auch noch keine bewußte Enthaltsamkeit entgegensetzen (Kapitel 4). Entsprechend dem Leitmotiv der Vita, jedes Gut müsse mit Schwierigkeiten und Mühen errungen werden, war es ihre Aufgabe während der ersten Ehe, Maß und Besonnenheit auszubilden und sich auf alle Bewährungsproben vorzubereiten. Mit dem Tode des Gatten wieder der Verfügungsgewalt ihrer Familie unterstellt, wurde sie in eine von den *affines sui* („Verwandten") arrangierte zweite Ehe entlassen, diesmal mit dem Edelfreien Ulrich von Schraplau (?). Auch hier handelte die Familie als Werkzeug der Vorsehung. Wenn Sigeboto an die Bestimmung der *juniores viduas* („jüngere Witwen") erinnerte und den fälligen Gehorsam der Kinder gegenüber den Eltern über flüchtige Neigungen zu einem Leben für Gott stellte, so wies er sich, anders als viele Vitenautoren der Zeit, nicht als strikter Gegner der Ehe aus (Kapitel 4). Analog der theologischen Einschätzung garantierten diese den Jungfrauen das hundertfache, den Ehefrauen aber nur das zwanzigfache Heil und legten den Witwen nahe, die ihnen erneut geschenkte *virginitas* zu bewahren. Zweimalige Ehe und mehrmalige Mutterschaft aber wurden von Sigeboto an keiner Stelle der Vita negativ bewertet, gleichwohl sie einen Umweg auf dem Wege Paulinas zur Stifterin eines Reformklosters bedeuteten: sie hatten ihre Funktion auf diesem Wege.

Die große Wertschätzung, die er der Ausgewogenheit zwischen Paulinas weltlichem und religiösem Leben beimaß, zeigen das Dilemma, in dem sich jeder Autor weiblicher Heiligenleben befunden haben mußte: der rechtliche status quo hemmte die Heilige in ihrer geradlinigen Entwicklung und war andererseits willkommener Widerstand, bei dessen Überwindung sie notwendige Tugenden erwerben und unter Beweis stellen konnte. Erst in dem Maße, in

dem sich die weltlichen Bindungen auf natürlichem Wege lösten, durfte sie geistliche eingehen. Paulinas während der zweiten Ehe erstarkender Wunsch nach einem religiösen Leben brachte sie in Konflikte mit ihrer irdischen Bestimmung. Es gelang ihr jedoch wie vielen ihrer Zeitgenossinnen, durch List und Täuschung des Ehemannes und der Verwandtschaft bei gleichzeitiger gewissenhafter Beobachtung aller weltlichen Verpflichtungen, „Christus durch Enthaltsamkeit zu dienen" (*in ipsis delitiis suis Christo per abstinentiam servierit*, Kapitel 7).[22] Der Ehe entstammten drei Töchter und zwei Söhne (?).

Vom Alltag der adligen Dame erfahren wir nur gelegentlich. Die von Sigeboto geschilderten Repräsentationspflichten bildeten den geeigneten Hintergrund für Paulinas maßvolle asketische Neigungen. Da sie Hauswesen und Dienerschar vorzustehen hatte, boten sich vielerorts Gelegenheiten, karitative Neigungen zu pflegen (Kapitel 6, 7). Zwei Töchter wurden zur weiteren Erziehung ins Zyriakskloster Gernrode gegeben, eine dritte wurde verheiratet (Kapitel 10, 11). Die beiden Söhne schienen früh in das ritterliche Treiben auf Kampf- und Turnierplätzen eingeführt worden zu sein. Schon bald erwarben sie Ruhm bei höfischen Kampfspielen, einer fand später dabei den Tod (Kapitel 23). In die Zeit der zweiten Ehe fiel eine erste, mit Eltern und Gatten gemeinsam unternommene Pilgerreise nach Rom und Santiago de Compostela (Kapitel 8). Im Gesamtgefüge der Vita zeigt sie, gleich dem sich anschließenden Wunder, das Paulina zum ersten Mal göttlicher Auszeichnung würdigte (Kapitel 9), ihren auf die Klosterstiftung vorbereitenden Charakter.

Der Tod des zweiten Gatten ließ die Witwe in einer Situation zurück, die eine erneute Wiederverheiratung offenbar nicht mehr nahelegte: der Fortbestand der Familie war gesichert und damit auch das Vermögen außer Gefahr. Je älter eine Witwe war und je besser sie ihre Kinder versorgt hatte, um so eher und besser konnte sie über ihr Witwengut verfügen. Daß ihre Besitzümer, wie üblich, vom übrigen Familienvermögen weitgehend getrennt waren, machte Sigeboto deutlich, als er die Stifterin bei ihrer Verwandtschaft Unterstützung für ihr Werk suchen ließ, als ihr die eigenen Mittel ausgegangen waren (Kapitel 12). Mit dem Vorhaben, ihr Leben über Armen- und Krankenfürsorge hinaus Gott zu weihen, reiste Paulina zwischen 1096 und 1102 ein zweites Mal nach Rom, um die geplante religiöse Stiftung ins Werk zu setzen (Kapitel 14). Als geeigneten Ort für ihre Niederlassung wählte sie den nördlich des Thüringerwaldes gelegenen Längwitzgau, ein Gebiet, das möglicherweise durch kaiserliche Schenkung an Moricho und seine Gattin gekommen sein konnte und das der Vater mitsamt seinen anderen Besitzungen vor seinem Eintritt ins Kloster Hirsau unter seine Erben verteilt haben soll (Kapitel 16).

22) Vgl. *specie tenus* („zum Schein"), Kap. 6, sowie *sancta simulatione* („in heiliger Verstellung"), Kap. 7, dazu Opitz C., Weibliche Biographien des 13. Jahrhunderts zwischen hagiographischer Topik und historiographischer Fragestellung (Die ungeschriebene Geschichte, hg. von den Wiener Historikerinnen, Wien 1984, 327–336); dies., Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts, Weinheim/Basel 1985 (= Ergebnisse der Frauenforschung 5).

Zu Paulinas unmittelbarer Verfügung standen darüber hinaus offenbar umfangreiche Besitztümer im östlichen Sachsen: ihr Sohn Werner besaß in Gatterstedt eine Burg (Kapitel 23) und die vor den Schwierigkeiten des Terrains in Thüringen flüchtenden Mönche Paulinzellas sollten ihren Weg ebenfalls nach Sachsen zu den dort gelegenen Familienbesitzungen nehmen (*qua sedes specialis fuisse probatur sanctae matronae nostrae...*, Kapitel 38, vgl. auch 39). Die Erb- und Rechtsverhältnisse schienen, zumindest was die Besitztümer in Thüringen angeht, keineswegs eindeutig geklärt zu sein. Die männliche Verwandtschaft konnte noch nach Jahren Anspruch auf das Gebiet im Längwitzgau geltend machen. Bezeichnenderweise geschah das kurz vor der Weihe der Klosterkirche, die die Zugehörigkeit zu Rom endgültig besiegeln sollte (Kapitel 50). Der Angriff des *consanguanitate propinquus* („Blutsverwandten") Lambert kann zu den Standardbedrohungen mit deutlichem Toposcharakter gerechnet werden, denen sich einerseits eine vermögende Witwe ausgesetzt sah, wenn sie ihre religiösen Ziele verfolgte, und mit denen andererseits ein Reformkloster zu rechnen hatte, das der Stifterfamilie die Rechte an einem Teil ihres Besitztums für immer entzog (Kapitel 50).

Bei der Niederlassung im Längwitzgau mußte es sich zunächst um eine spontane, kaum organisierte und institutionell noch nicht festgelegte Gruppierung von weiblichen, später auch männlichen Religiosen gehandelt haben.[23] Das Anfertigen von Stoffen und Gewändern, Gebet und Askese bestimmten das tägliche Leben der Frauen (Kapitel 20 und 21). Paulina veräußerte die gewirkten Textilien persönlich und erwarb Land (Kapitel 22). „In Sachen irgendeines wichtigen Geschäftes" (*causa cuiuspiam gravis negotii*, Kapitel 22) schien sie nicht selten gerade bei der Verwandtschaft in Sachsen gewesen zu sein. Diese Reisen wurden möglicherweise auch zur Klärung von Erb- und Vermögensstreitigkeiten unternommen.

Dem Ziel der „juridisch-politischen Sanktionierung"[24] diente Paulinas dritte Romreise im Jahre 1105. Sie konkretisierte die Gründung insoweit auf Hirsau und die Reform, als sie eine *traditio Romana* bedeutete (Kapitel 27): dem Kloster bereits nutzbar gemachte Familienbesitztümer sicherte nun päpstlicher Bann.[25] Die Konventualen erhielten das Recht, ihren Abt nach eigenem Ermessen zu wählen und bei schlechter Amtsführung wieder abzusetzen, der

23) Vgl. Küsters U., Der verschlossene Garten. Volkssprachliche Hohelieddichtung und monastische Lebensform im 12. Jahrhundert (Studia humaniora. Düsseldorfer Studien zum Mittelalter und zur Renaissance 2), Düsseldorf 1985, insbesondere 126–129; vgl. auch vom selben Autor, Formen und Modelle religiöser Frauengemeinschaften im Umkreis der Hirsauer Reform des 11. und 12. Jahrhunderts (Hirsau St. Peter und Paul 1091–1991, Bd. 2, Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters, bearb. von K. Schreiner, Stuttgart 1991, 195–220).

24) Vgl. Küsters, 1985 (wie Anm. 24) 127.

25) *accepto apostolicae auctoritatis in munimentum rerum suarum et legitimae traditionis privilegio* und *ad munimentum vero loci ipsius cenobium statu publicae libertatis beato Petro et sanctae Romanae ecclesiae commendavit et obtulit* (Vita Paulinae Sigebotonis, Kapitel 27, wie Anm. 6, 922).

Abt wiederum konnte im Einvernehmen mit den Brüdern einen Schutzvogt berufen oder entlassen.

Eine bald nach der Romreise unternommene Fahrt nach Hirsau und die Anforderung eines Abtes aus diesem Reformkloster bedeutete einen Anschluß an die Hirsauer Kongregation und damit den entscheidenden Schritt auf dem Wege Paulinzellas von einer religiösen Laiengemeinschaft zum Mitglied eines organisierten, strenger Disziplin unterworfenen Ordensverbandes (Kapitel 29 und 30).

Paulinas Aufgabe in der Struktur der Vita war damit erfüllt, ihr Tod auf dem Rückweg von Hirsau stellte keinen Bruch in der Handlung dar (Kapitel 31). Sie hatte ihre Stiftung auf den richtigen Weg gebracht – die Initiative ging nun an den ersten Abt Hirsauer Provenienz über.

Im Verlaufe des Geschehens wird immer wieder auf Paulina oder ihre Familie zurückgelenkt: die Stiftung wuchs sich allmählich zu einem Familienunternehmen aus. An der Art und Weise, wie Sigeboto die einzelnen Bestätigungen für Paulinas Weg aus den Reihen der Familie angeordnet hat, wird deutlich, daß er nicht chronologisch vorging, sondern nach einem bestimmten Prinzip komponierte. Paulinas Töchter waren wie die Mutter Uoda die ersten, die ihren bisher zurückgelegten Weg akzeptierten und sein Ziel, die Stiftung, vorweg nahmen. Zu einem Zeitpunkt, der nach dem Tode Paulinas liegen mußte, legte ihre Tochter Engelsint Profeß in Paulinzella ab (Kapitel 10). Die zweite Tochter, Gyzela, hatte vorzeitiger Tod an der endgültigen *conversio* gehindert. Der verheirateten dritten Tochter Bertrad widmete Sigeboto ein ganzes Kapitel (11). Sie entschloß sich zu einem Schritt, der der Mutter ihrerzeit verwehrt war: noch zu Lebzeiten ihres Gatten sagte sie sich von Reichtum, Besitz und Konvention los und lebte nach dem Tode Paulinas in der Familienstiftung. Der Umstand, daß die Tochter asketischen Neigungen ungehindert folgen durfte, wirft neues Licht auf Paulinas Funktion im Gefüge der Vita. Sie bereitete den Weg für ihre gesamte Familie vor, sie entschied für alle zwischen Kaisergegner Werner und kaiserlichem Ministerialen Moricho. Sie mußte sich auch mit weltlichen Lebensmöglichkeiten auseinandersetzen, sie mußte Befähigung für ihre Aufgabe erwerben, mußte geprüft, versucht und geläutert werden und für die Nachfolger sorgen, die mit an ihrem Werk bauten und die neue reformorientierte Generation des Fürstengeschlechts darstellten.

Nach der zweiten Romreise folgte der Sinneswandel des Vaters und die endgültige Zustimmung der Mutter (Kapitel 16, 17). Sie waren gewichtiger als die der Töchter, standen sie doch für die weltlich-höfisch orientierten Vorfahren und Familienmitglieder. Die *conversio* Morichos wies das Publikum auf das Reformkloster Hirsau als Alternative zum Hofe Heinrichs IV. hin.

Der Gesinnungswandel bei Paulinas Sohn Werner erfolgte ähnlich überraschend. Gewandt und mit der höfischen Welt bestens vertraut, war er ein Mann des Kriegshandwerks, der auch vor Blutrache nicht zurückschreckte (Kapitel 23). Für die Geschichte des Klosters und seine Einbindung in den Orden war seine *conversio* die bedeutsamste. Krönend rundete er den Kreis der

engeren Familie ab, der dem Vorbild Paulinas folgte. Durch ihn gingen der jungen Stiftung neue Ländereien und Arbeitskräfte zu: das Baugeschehen nahm Aufschwung. An der Gewinnung des zweiten Abtes, der die Hirsauer Gewohnheiten verkörperte, war er maßgeblich beteiligt (Kapitel 45).

Als mit der päpstlichen Anerkennung der Neugründung die notwendige Wahl eines geeigneten Mutterklosters in den Vordergrund trat, lenkte Sigeboto die Aufmerksamkeit zurück auf Bischof Werner. Mit deutlicher Beziehung zum Schicksal Paulinas und Paulinzellas wird von seinem Leben und Tod berichtet (Kapitel 32 bis 35).

Wie um die Anziehungskraft der Stiftung und der vorbildlichen Haltung ihrer Stifterin über den engsten Familienkreis hinaus zu erproben, verwickelte ein entfernter Verwandter Paulinas das aufblühende Kloster in Besitzstreitigkeiten, die eine gerichtliche Klärung notwendig machten (Kapitel 50). Natürlich konnte der Klostervogt den Anschlag abwehren und der Angreifer überantwortete seine Güter und sein Seelenheil der Stiftung. Auch diese Episode erfüllte im Gefüge der Vita eine wichtige Funktion. Angesprochen waren die vielen ungenannten kleineren und größeren Dynasten, die mit ihren Territorialansprüchen der Entwicklung der Reformklöster hinderlich sein konnten. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus: *reges... principes vel ad eundem locum conversi* („Könige ... Fürsten oder andere, die sich zu diesem Ort bekehrten", Kapitel 51) trugen durch Landschenkungen und -übereignungen oder anderweitige Zuwendungen zum Ausbau und zur Vergrößerung des Klosters bei.[26]

Sigeboto schloß sein Werk ab, indem er sich erneut der Person Paulinas zuwendete. Die Überführung ihrer Gebeine in die Klosterkirche rundete den Bau – Symbol für die gesamte Stiftung – wie ein „Schlußstein" ab (Kapitel 52). Von nun an waren Familie und Reform unzertrennlich.

Über die Gegenwart des Autors und den Familienverband hinaus sollte das Kloster seine Attraktivität und Stärke erweisen. Ein „Verwandter" (*fratruelis*) Heinrich, der die denkbar schwersten Verbrechen auf sich geladen hatte, wurde auf Paulinas Fürsprache hin aus der Unterwelt erlöst und kehrte geläutert ins Leben zurück. Seine Rettung erschien wie eine Garantie für die Errettung aller seiner weniger sündhaften Brüder und Standesgenossen. Sigeboto konnte die Botschaft an sein Publikum kaum deutlicher formulieren.

Über die Baugeschichte der Klosterkirche und der Klosteranlangen gibt die Vita nur dann Auskunft, wenn sie zum Synonym einer bestimmten Entwicklungsstufe wurde. Die baugeschichtlichen Fakten scheinen nun endgültig gesichert.[27] Der architektonische Befund bestätigt den in der Vita dargestellten engen Kontakt zu Hirsau. In Begleitung von Abt Gerung angereiste Bauleute führten die Arbeiten an den wohl noch zu Lebzeiten der Stifterin gelegten Fundamenten fort (Kapitel 36). Eine früher errichtete Magdalenkapelle (Kapi-

26) (wie Anm. 7) passim, Nachweis von Schenkungen und Stiftungen bis 1437 (Nr. 401).

27) Vgl. dazu Möbius F., Die Klosterruine zu Paulinzella (Schnell Kunstführer 2004 = Das christliche Denkmal 26), München 1992.

tel 19) wurde damit als für den wachsenden Zuzug von Mönchen unzureichend ersetzt. Die Gliederung des Kirchengebäudes in Chor, laikales Langhaus, Vorkirche und westliche Doppelturmanlage folgte den Anlagen von Cluny und Hirsau. Die Anregungen für das Langhaus – es ist durch Säulen mit Würfelkapitellen und im Obergaden durch Arkadenrahmungen aus einem umlaufenden Schachbrettfries gegliedert – könnten direkt vom Vorbild St. Peter und Paul in Hirsau übernommen worden sein, das Abt Gerung, laut Sigeboto, aus eigener Anschauung kennen konnte (Kapitel 36). Die ähnlich wie in der Erfurter St. Peterskirche durch fünf Apsiden gestaffelte Chorpartie verarbeitete offenbar lokale Traditionen.

Die repräsentative „dritte" Kirche von Cluny hingegen (Bauzeit 1088–1130), die in ihrer Architektur den Triumph der ersten Kreuzzüge zum Heiligen Grab nach Jerusalem spiegelte, beeinflußte das aufwendig gestaltete Westportal Paulinzellas. Zum ersten Mal im Reich bezog man sich hier auf das Säulenportal Clunys und entfernte sich damit ebenso wie Cluny III zumindest architektonisch von den reformerischen Idealen von Schlichtheit und Einfachheit. Dennoch scheint die Paulinzellaer Anlage nach einheitlichem Plan gebaut worden zu sein. Zur Weihe der Kirche im Jahre 1124 unter Abt Ulrich war das Gebäude bis zum Westportal, um die Mitte des 12. Jahrhunderts dann in Gänze vollendet.

Die Architektur der Klosterkirche Paulinzella bezog sich damit einerseits direkt auf das Zentrum des Hirsauer Refomkreises und seine Blütezeit, anderseits spiegelte sie den allmählichen Verfall der ursprünglichen cluniazensischen Ideale wider.

4. Vita

Sigebotos Vita Paulinae ist ein in mehrfacher Hinsicht geschickt durchkomponiertes Werk. In der *Praefatio* entwarf der Autor ein biblisch reich belegtes Bild der *vera vidua* („wahre Witwe"), die das irdische Leben in allen seinen Freuden und Schwierigkeiten durchlaufen mußte, ehe sie den himmlischen Ruhm und Frieden genießen durfte. Sigebotos ideale Heilige war die „Erwählte", die ihre Auszeichnung durch ständige Bewährung rechtfertigen mußte. Der Sinn aller Mühsal und Verwirrung wird dem Leser oder Hörer deutlich geworden sein: Stifterin und Stiftung sollten „in der Sicherheit die Gelegenheit zum Kampfe (suchen), damit sie sich später in einem Mißgeschick siegreich bewähren könne (n)" (Kapitel 7).[28]

Innerhalb der Entwicklung Paulinas und ihres Klosters Paulinzella lassen sich größere kompositorische Einheiten entdecken, die in ihrer Abfolge an das Motiv von Bewährung und Erlösung erinnern. Naivitäts-, Versuchungs-, Läu-

28) *querebat ... sobria matrona certaminis occasionem in securitate, ut postmodum potiri valeret in adversitate triumpho victoriae* (Vita Paulinae Sigebotonis, wie Anm. 6, Kapitel 7, 914), vgl. auch Kapitel 42.

terungs- und Erlösungsphase sind vielleicht mögliche Umschreibungen für die „Zönobitisierungsstufen", die Stifterin und Stiftung auf ihrem Weg von Opposition zu bewußter Entscheidung für eine Klostergründung unter reformerischer Ägide, von einer spontanen Gemeinschaft weiblicher Religiosen zum organisierten und regulierten männlichen Hirsauer Filialkloster durchlaufen müssen.[29]

Im Kapitel 1 hatten die beiden wichtigen Handlungsstränge der Vita ihren Ursprung: die Reform und die Familie. Im Kapitel 54 trafen sie auf einer qualitativ neuen Ebene wieder zusammen, nachdem sie sich im dramaturgischen Mittelpunkt des Gesehehens, den Kapiteln 32–35 um Bischof Werner, gekreuzt hatten. Dazwischen lagen die immer weitere Kreise ziehenden Bestätigungen, die die Familie dem von Paulina initiierten Werk entgegenbrachte. Dieser Ausbreitung der Heilsgewißheit durch die Förderung und Unterstützung des Klosters Paulinzella wurde als eine Gegenbewegung eine zunehmend verbindlicher werdende Festlegung auf Hirsau als das wichtigste Reformzentrum zugeordnet. Gegliedert war diese gegenläufige Bewegung durch die Reisen. Sie stellten ein topisches Element dar, das jedesmal einen gewissen Entwicklungsabschnitt beschloß und zu einer neuen wichtigen Entscheidung überleitete.

Als die künftige Klosterstifterin innerlich gereift und bereit war, die ihr zugedachte Aufgabe zu übernehmen, pilgerte sie zur inneren Erbauung und Läuterung ein erstes Mal nach Rom (Kapitel 8). Eine anschließende, mit einem Wunder verbundene Bewährungsprobe ist als Ausdruck göttlicher Anerkennung und Bestätigung ihrer bisherigen Entwicklung zu verstehen (Kapitel 9). Ein Wunder ließ Sigeboto auf jede Reise folgen. Dieses Motiv wurde bei ihm, gerade wenn man seine für den Hirsauer Gedankenkreis typische Skepsis gegenüber diesem vitenüblichen Topos in Rechnung stellt (vgl. Kapitel 49), zu einem besonders akzentuierenden Motiv.

In einer nächsten Entwicklungsphase konnte Paulina ihre neu erworbenen Tugenden, Maß, Geduld und innere Reife, unter Beweis zu stellen (Kapitel 12, 13). Sie wurde abgeschlossen durch den Tod des zweiten Gatten und die lang ersehnte Freiheit, die zur Realisierung des beschlossenen Rückzuges aus der Welt unerläßlich war. Eine zweite Romreise und das anschließende Wunder gaben den Weg frei in einen neuen „Handlungsring" (Kapitel 14). Der Plan, die Stiftung dem Kloster St. Blasien im Schwarzwald zu unterstellen, scheiterte (folgerichtig?) am (chronologisch möglicherweise vorverlegten) Tod des dortigen Abtes (Kapitel 15). Die Niederlassung im Längwitzgau und der Bau erster provisorischer Unterkünfte sowie einer Kapelle, begleitet von intensiver Handarbeit, strenger Askese und Demut (Kapitel 19–22), bestimmten die Frühzeit Paulinzellas. Eingerahmt wurde diese Phase „zunächst so freizügig und radikal erscheinende(r) Eremitage"[30] vom Eintritt des Vaters in das Kloster Hirsau und den durch ein Lichtwunder begleiteten Besuch Paulinas am

29) Vgl. Küsters 1985 (wie Anm. 24) 130 ff.
30) Küsters 1985 (wie Anm. 24) 126.

Grabe der Mutter einerseits (Kapitel 16, 17) sowie die *conversio* des Ritters und Sohnes Werner andererseits (Kapitel 23, 24). Deutlich setzte Sigeboto auch hier die Akzente: der erste konkrete Hinweis auf Hirsau kam aus den Reihen der engsten Familie.

Auch die junge Stiftung bekam die korrigierende und dirigierende Funktion von Widerständen und Hindernissen zu spüren, die ausschließlich positive Wirkungen hatten: die anfangs hölzerne Magdalenkapelle wurde haltbarer und geräumiger in Stein errichtet, und die Religiosen erfuhren, daß nur eigene Anstrengung, unermüdliche Vervollkommnung und ständige Bereitschaft zum Verzicht ihr Vorhaben begünstigen können (Kapitel 19, 20). Im Zusammenhang mit dem Diebstahl des von den Frauen erarbeiteten Geldes deckte Sigeboto deutlicher als sonst irgendwo die Ursache eines „Widerstandes" auf: „Nichts geschieht auf der Erde ohne Grund und in keinem Fall entsteht Unrecht aus dem, was der gerechte Richter in gerechtem, wenn auch verborgenem Ratschluß zuläßt".[31]

Bald danach trafen auf Bitten Paulinas die ersten Mönche aus Schwaben ein. Ihre anfängliche Fluktuation und Unbeständigkeit erwies sich neben dem gefährlichen Nebeneinander beider Geschlechter als ernstes Problem (Kapitel 25, 26). Provisorische Lösungen konnten den Ruf nach straffer Organisation und Führung nur dringlicher machen. Eine dritte und letzte Reise Paulinas nach Rom sollte die Suche nach einem geeigneten Mutterkloster autorisieren (Kapitel 27). Wieder erfolgte die persönliche Anrufung des Papstes an einer wichtigen Nahtstelle des dramaturgischen Geschehens. Sie schloß die erste Bau-und Organisationsperiode des Klosters ab und leitete in den letzten Lebensabschnitt der Stifterin und zur Regulierung ihrer Stiftung über. Ein Wunder bestätigte auch diesmal den gottgewollten Ausgang der Reise (Kapitel 28).

In der schwierigen Situation, sich zwischen mehreren möglichen Mutterklöstern entscheiden zu müssen, lenkte Sigeboto die Aufmerksamkeit Paulinas und (seines Publikums) auf Hirsau. Die Kloster Schwabens waren der zögernden Stifterin besonders gut bekannt – so begann der Autor seine Argumentation. Er folgte dabei der Methode, sein Ziel immer mehr einzukreisen, seine Aussagen immer konkreter zu fassen, bis sie sich in Hirsau wie in einem Brennpunkt konzentrierten – eine Wiederholung seines Gesamtkonzepts im Kleinen. Schwaben war vor der ganzen römischen Welt ausgezeichnet durch „schreckliche, verödete Einsamkeit" (*vasta solitudine horribilis* Kapitel 29), vor deren Hintergrund der Glanz seiner Verdienste um die Erneuerung der Kirche um so besser zur Geltung kamen. Es galt, das auch metaphorisch gemeinte „Dickicht" zu lichten, Wucherungen zu bekämpfen und Krankheiten aus dem verwilderten Körper des Mönchtums auszutreiben – das alles bedeutete für Sigeboto die Reform, die in Schwaben ihren Ursprung nahm. Eine neue „klösterliche Zucht" (*coenobalis disciplina*, Kapitel 29) strahlte von dort in die

31) *Verum nihil fit in terra sine causa, et nulla ex parte compendit iniustitiae, quod iustus iudex permittit iusta, licet occulta, ratione* (Vita Paulinae Sigebotonis, wie Anm. 6, Kapitel 21, 912).

ganze Welt: Als „Licht und Morgenstern" (*lucifer et stella matutina*, Kapitel 29) aber inmitten all dieses Glanzes stand Hirsau, der Mittelpunkt kirchlicher Reformbestrebungen. Zahllosen Anschlägen und schließlich dem personifizierten Bösen selbst, dem Kaiser, hatte es bisher standgehalten. Seit 1076, der ersten Bannung Heinrichs IV., war Hirsau Zufluchtsort für alle Kaisergegner und Ziel aller Wahrheitssucher. Phantasievolle Lobpreisungen beschlossen den wohlberechneten Exkurs. Natürlich mußte der Autor weit mehr an sein Publikum als an Paulina gedacht haben, wenn es darum ging, für Hirsau zu begeistern, sie würde sich zwangsläufig für einen Anschluß an das Reformkloster in Schwaben entscheiden. Wenn dieses Publikum aber im Konvent von Paulinzella saß, konnte eine solche Beschwörung der Rolle Hirsaus im Kampf gegen das „verwilderte" Mönchtum nur die Besinnung auf die eigene Herkunft und Verpflichtung bedeutet haben.

Die Bindung wurde durch Abtspostulation eingeleitet (Kapitel 30). Die Stifterin erlebte die Ankunft des neuen Hirten noch und konnte beruhigt sterben; ihre Aufgabe war erfüllt (Kapitel 30, 31). Als Sachwalter Roms war Hirsau zum neuen, unmittelbaren Orientierungspunkt geworden.

An dieser für das Gesamtgefüge der Vita wichtigen Nahtstelle zwischen den Schicksalen von Stifterin und Stiftung verließ Sigeboto die bisher einigermaßen befolgte chronologische Anordnung der Ereignisse. In einer exkursorischen Rückblende wurden nun Vorkommnisse aus der Amtszeit des Bischofs Werner von Merseburg geschildert, beste Illustration seiner Aktivitäten zu Gunsten der gregorianischen Partei (Kapitel 32–35). Ließ ihn Sigeboto schließlich zum Hauptzeugen eines Hostienwunders werden (Kapitel 34), so galt das auszeichnende und bestätigende göttliche Placet diesmal der Verbindung von Reform und Familie in der Person des Bischofs. Dieser Verbindung nachzueifern, wurde Paulinas Familie, der Stiftung und ihren gegenwärtigen und künftigen Bewohnern dringend ans Herz gelegt. Die vier Kapitel um Werner bildeten mit den zwei vorangehenden, die das Problem der Wahl eines Mutterklosters und eines zuverlässigen Abtes behandeln, sowie mit den beiden unmittelbar folgenden, die dem Lob Hirsaus in Gestalt des neuen Abtes Gerung gewidmet sind (Kapitel 36, 37), einen in sich geschlossenen Komplex. Die äußeren Kapitelgruppen beziehen sich direkt auf Hirsau und verweisen inhaltlich auf den Mittelteil und seine Verschmelzung von Politik und Familie in der Person Werners. Damit rückten sie ihn ins kompositionelle Zentrum der Vita: im Kern der Schrift Sigebotos erkennen wir Ausgangspunkt und Ziel seiner schriftstellerischen Bemühungen. Mit dem allgemeinen Lobpreis auf Hirsau (Kapitel 29) korrespondierte die Beschreibung der dort herrschenden Disziplin und Bildung, exemplifiziert am aus Hirsau stammenden ersten Abt Gerung (Kapitel 37). Die äußeren Kapitel des Kernkomplexes schließen sich so zu einem zusätzlichen Ring zusammen.

Daß mit dem formalen Anschluß an Hirsau die „monastisch-religiöse Institutionalisierung"[32] nicht vollendet war, zeigten neue Schwierigkeiten, denen

32) Küsters 1985 (wie Anm. 24) 127.

sich das Kloster zu stellen hatte. Ein Abt aus Hirsau allein war noch keine Garantie für eine reformgerechte Entwicklung, alles schien darauf hinzudeuten, daß es ein besonders fähiger und bestimmter Abt sein mußte. Die folgenden Kapitel umfassen eine ganze Reihe von Widerständen, deren Überwindung die Mönche lehren sollte, Unbeständigkeit und Wankelmut zu überwinden: den Auszug nach Rotenschirmbach mit allen seinen Folgen (Kapitel 38–42). Sigeboto hat dieses für den Konvent schmachvolle Abenteuer breit ausgeführt, wie um seine Bedeutung für die Entwicklung Paulinzellas zu unterstreichen. Gerungs mangelnde Entscheidungsgewalt hatte das in die Irre führende Unternehmen indirekt unterstützt. Als daher nach der Rückkehr an alter Stelle mit dem Bau des Klosters fortgefahren werden sollte, war er zur Leitung des Konventes nicht mehr berechtigt und fähig (Kapitel 44). Es gab wiederholt Schwierigkeiten mit der Disziplin und die Forderung nach einem neuen Abt wurde unüberhörbar (Kapitel 45).

Eine erneute Reise ins Mutterkloster Hirsau schloß diesen Entwicklungsabschnitt ab. Im Ergebnis der dort vorgebrachten Bitte um Hilfe und Unterstützung kam der junge, zu großen Hoffnungen berechtigende Bruder Ulrich nach Paulinzella. Er erhielt vom Autor die denkbar beste und ausführlichste Einschätzung, in ihm gelobt aber wurde die „Mutter Hirsau" (*mater Hirsaugia*, Kapitel 44). Er und die übrigen nach Thüringen entsandten Brüder blieben in strenger Abhängigkeit vom Mutterkloster. Den günstigen Ausgang der Reise bestätigte wiederum ein Zeichen göttlicher Zustimmung (Kapitel 45). Es sei in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, daß Paulina die „Gnade allerhöchster Zustimmung" durch ein Wunder entsprechend ihrem Anteil an dem unternommenen Werk dreimal erfahren durfte, Ulrich insgesamt zweimal, Gerung dagegen nie: Sigeboto setzte diesen Topos zweifellos wertend ein. Den krönenden Höhepunkt in dieser Reihe bildete das Translationswunder im 52. Kapitel, das Stifterin und Stiftung in ihrer Einheit verklärte.

Die Hinweise auf die Ulrich zugedachte Rolle verstärkten sich. Nach Gerungs Tod (Kapitel 48) wurde er als einzig möglicher Nachfolger herausgestellt. Aber als reichten die Beweise für seine Auserwähltheit noch nicht aus, wurden neue Gefahren angeführt, die das abtlose Kloster erschütterten (Kapitel 50). Aus Sorge um „sein" Kloster und „seinen" Konvent nahm Ulrich das ihm angetragene Amt des Abtes schließlich an, trotz aller Bedenken, die er seiner Gehorsamsbindung an Hirsau wegen hatte. Folgerichtig kam es dann auch zum Ein- und Widerspruch des Mutterklosters (Kapitel 51). Ulrich reiste nach Schwaben und mußte sich verantworten. Er bewies Demut und Devotion und nahm den strengen Verweis wegen seiner eigenmächtigen Handlungsweise ohne Widerspruch entgegen: Nun konnte Hirsau sicher sein, einen zuverlässigen, treuen und traditionsbewußten Zögling nach Thüringen zu entlassen. Die nur zögernde Zustimmung war der Prüfstein für seine Treue; die Autorität des Mutterklosters gegenüber der Tochterniederlassung war befestigt.

Um den familien- und reformpolitischen Erzählstrang abschließend wieder miteinander zu verknüpfen, wählte Sigeboto das Ereignis der Kirchweihe.

Nachdem als erster aus der Reihe der Stifter ihr Sohn Werner die ewige Ruhe in dem neuen Gotteshaus gefunden hatte und es damit als Familiengrablege inaugurierte (Kapitel 47), wurden nun auch die Gebeine Paulinas in die Kirche überführt – vor dem eigentlichen Weiheakt (Kapitel 52). Die Abfolge von *translatio* und *dedicatio* (Kapitel 53) rückte die beiden Ereignisse noch einmal gesondert ins Blickfeld. Verdienter Lohn für Paulinas an Schwierigkeiten reiches Leben war ihre Aufnahme in den Chor der Seligen.

Eine schematische Übersicht könnte die Struktur der Vita zusammenfassend verdeutlichen:

Kap. 1/2	**Geburt/Bestimmung** der Stifterin
Kap. 3/4	„Widerstände" auf dem Lebensweg der Stifterin
Kap. 5–7	**Maß/Ausgleich** = innere Befähigung, der Bestimmung nachzukommen
Kap. 8	1. Romreise ———
Kap. 9	Wunder = göttliche Bestätigung
Kap. 10/11	Bestätigung aus der Familie: die Töchter
Kap. 12/13	**Freiheit** = äußere Befähigung, der Bestimmung nachzukommen
Kap. 14	2. Romreise ———
Kap. 15	Wunder = göttliche Bestätigung
Kap. 16/17	Bestätigung aus der Familie: die Eltern
Kap. 18	**Klostergründung**
Kap. 19–22	„Widerstände" auf dem Weg der Stiftung
Kap. 23/24	Bestätigung aus der Familie: der Sohn
Kap. 25/26	„Widerstände" auf dem Weg der Stiftung
Kap. 27	3. Romreise ———
Kap. 28	Wunder = göttliche Bestätigung
Kap. 29	**Lobpreis Hirsaus**
Kap. 30	**1. Hirsaureise — Abt Gerung** ———
Kap. 31	**Tod der Stifterin = Erfüllung der Bestimmung**
Kap. 32–35	**Lobpreis Werners, Bischof von Merseburg**
Kap. 36	**Abt Gerung**
Kap. 37	**Lobpreis Hirsaus in der Gestalt Abt Gerungs**
Kap. 38–43	„Widerstände" auf dem Weg der Stiftung
Kap. 45	**Abt Ulrich**
Kap. 44/45	2. Hirsaureise ———
Kap. 46	Wunder = göttliche Bestätigung
Kap. 47–50	„Widerstände" auf dem Weg der Stiftung
Kap. 51	3. Hirsaureise — Abt Ulrich ———
Kap. 52–54	**wunderbare Verklärung von Stifterin und Stiftung**

In der Vita Paulinae klingen Motive an, die bei eingehender Interpretation ein deutliches Bild von der Situation vermitteln, in der sich der Hirsauer Reformkreis um die Mitte des 12. Jahrhunderts befand. Als wichtigstes sei die

topische Forderung genannt, ein neues Kloster in der *solitudo* oder *eremus* anzulegen und trotz möglicher Schwierigkeiten dort auszuhalten, also Beständigkeit und Seßhaftigkeit, *stabilitas loci* (vgl. Reg. S. Ben. 23, 66), zu beweisen. In engem Zusammenhang damit steht die hohe Wertschätzung der Arbeit zum Wohle der Gemeinschaft. Aufschlußreich ist außerdem die Bewertung der Frauengestalten im Laufe des Handlungsganges.

Daß Paulinas Kloster an einem weltabschiedenen Ort lag, wird immer wieder betont, so bei der Auswahl eines geeigneten Terrains (Kapitel 18), in Verbindung mit der aufopfernden Handarbeit, die Paulina und ihre Gefährtinnen zu leisten hatten (Kapitel 19), und schließlich als Hauptursache für die Wankelmütigkeit der Mönche und ihren Fluchtversuch (Kapitel 25, 38, 43). Diese Flucht lenkte auf das eigentliche Ziel aller Entwicklung: in den mittleren Kapiteln um Hirsau wird auf den Sinn der wünschenswerten Einsamkeit verwiesen: „Dort wehren die steilen Hänge der Felsen, die dichten Wälder und die tiefen Täler die lärmende Unruhe weltlichen Getriebes ab und halten sie fern, dort ... gewinnt (das wahre Israel) ... das Land des verheißenen Erbes durch die Gründung von Klöstern für die allein rechtmäßige Lehre".[33] Räumliche Entfernung von der Welt wurde seit der Regel des Basilius mit *fuga mundi* gleichgesetzt. Im Gegensatz zur Stadt und ihrem Menschengetümmel galt die „Einöde" als Ort der Gottesnähe und Voraussetzung für religiöse Kontemplation. Das Leben in der Wildnis konnte jedoch nur Sache der Starken und Erfahrenen sein. *stabilitas loci* war notwendige Grundlage eines Sieges über die Natur und die symbolische Überwindung des Heidentums, das seinen Sitz in der *eremus* hatte. Die Eremitenniederlassungen in den Wäldern konnten tatsächlich beachtliche Erfolge verbuchen – sie bildeten die Ausgangspunkte und späteren Zentren großer Rodungsunternehmen. Schon früh bildete sich allerdings ein Gründungsmythos heraus, der jede Neugründung wie selbstverständlich in die *solitudo* verlegte, auch wenn die Klöster aus missionarischen Gründen in dichter besiedelten Gebieten angelegt wurden. Die Forderung nach Abgeschiedenheit von der Welt erstarrte bald zum Topos. Das ging offenbar in der Praxis so weit, daß im *Dialogus* das cluniazensisch-hirsauische Kloster mit einer lauten, betriebsamen Stadt, dem Synonym für die Welt schlechthin, gleichgesetzt werden konnte. Folgerichtig wandten sich die Zisterzienser wieder demonstrativ dem urchristlichen Ideal zu. Daß auch sie vor allem dann östlich der Elbe bereits kultivierte Ländereien zu besiedeln trachteten, ist durch den Nachweis früher Kolonisierung und landwirtschaftlicher Nutzung an den Orten, wo sich die grauen Mönche niederließen, vielfach deutlich gemacht worden.[34] Den Gründungsmythos hielten sie jedoch ebenso beharrlich aufrecht, wie die späten Hirsauer.

33) *praerupta montium, profunda silvarum, concava vallium tumultus arcent et avertunt saecularium negotiorum, ubi verus Israel ... terram hereditatis promissae ... monasticis institutis quasi legalibus aggreditur disciplinis* (Vita Paulinae Sigebotonis, wie Anm. 6, Kapitel 29, 923.

34) Vgl. dazu u.a. Chlopocka H. u. W. Schich, Die Ausbreitung des Zisterzienserordens östlich von Elbe und Saale (in: Elm, Joerißen, wie Anm. 17, 93–104).

Die Betonung von *eremus* und *stabilitas loci* in ihrer ursprünglichen Intention mußte auch einer Reaktion auf die zeitgenössischen häretischen Strömungen gleichkommen, da der dort praktizierte unbeständige Lebenswandel geistiger und wirtschaftlicher Arbeit entgegenstand, ja geradezu als Flucht in den Müßiggang gedeutet wurde. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts scheinen die Reformklöster allerdings so fest etabliert gewesen zu sein, daß umherziehende Bußprediger eine geringe Gefahr für sie darstellten. Die Episode um Rotenschirmbach macht deutlich, welchen Wert Sigeboto der *stabilitas loci* dennoch beimißt: nur die Autoritäten von Stifterin und Klostervogt konnten die Mönche dazu bewegen, an den ihnen zugewiesenen Platz zurückzukehren (Kapitel 42). Ihre Flucht mußte zwangsläufig scheitern, weil sie die Elementarforderungen verletzt hatte: gerade als wollten sie den im *Dialogus* gegen die Cluniazenser erhobenen Vorwurf bestätigen, suchten die Paulinzellaer Mönche die Nähe reich bevölkerter menschlicher Siedlungen und leichtere Arbeit. Nach ihrer Rückkehr mußte sich das Kloster um einen engeren Anschluß an Hirsau bemühen. Werner als Mitglied der Stifterfamilie wurde nach Hirsau geschickt, „auf daß er sich genauere Grundkenntnisse der klösterlichen Zucht, des Ordens und der Regel aneigne" (Kapitel 44)[35]. Dieser an zentraler Stelle eingesetzte Hinweis auf Hirsau verwies Gedanken, die um diese Zeit bereits die Zisterzienser für sich in Anspruch nahmen, an das schwäbische Reformkloster und wollte damit die Kritik des neuen Ordens an seinen Vorgängern als überflüssig abtun.[36]

Die in der Vita faßbaren Frauengestalten durchliefen unterschiedliche Entwicklungswege. Eingedenk des Konzeptes, das Paulina verwehrte, ihren asketischen Neigungen von Anfang an nachzugehen, muß es verwundern, daß die radikale Entscheidung der Tochter Bertrad (Kapitel 11) fast beiläufig Erwähnung fand. Ihr Verhalten kam einer Flucht vor der Schwierigkeit gleich, Gott „inmitten der Welt" zu dienen. Diese Bewertung ihres Schrittes im Gesamtgefüge der Vita läßt vermuten, daß es sich um eine hinlänglich bekannte Erscheinung handelte, die keines weiteren Kommentars bedurfte. Doch auch die sich anbietende Möglichkeit einer Stellungnahme für oder gegen die „Flucht aus der Ehe" ließ der Autor ungenutzt: das Thema mußte für ihn an Dringlichkeit und Aktualität verloren haben.

Erst als Brüder in Paulinzella eintrafen, begann für den Autor die eigentliche Entwicklungsgeschichte des Klosters. Ihre Ankunft bedeutete den Beginn einer landwirtschaftlichen Nutzbarmachung des Gebietes, den Beginn ernsthaften Baugeschehens und einer Seelsorge, die die Frauen bis dahin entbeh-

35) *ad subtiliora claustralis disciplinae, ordinis, consuetudinis rudimenta capienda Hirsaugiam ... dirigitur* (Vita Paulinae Sigebotonis, wie Anm. 6, Kapitel 44, 932).

36) Daß Cluny und die Cluniazenser für Sigeboto als das gesetzgebende Vorbild Hirsaus fungieren, macht er durch Gerungs zwei Reisen nach Burgund deutlich, die jedesmal in dem Auftrag unternommen wurden, die verbindliche klösterliche Regel genauer und gründlicher zu studieren und ihre Installierung in Hirsau mit durchzusetzen (Kap. 37); vgl. Badstübner-Kizik, 1992, wie Anm. 1, 176 ff., sowie auch Kap. 29, 44, 45.

ren mußten (Kapitel 25). An diese Nahtstelle zwischen „weiblich" und „männlich bestimmter Entwicklungsphase" setzte Sigeboto eine Begründung der notwendigen Trennung der beiden Geschlechter (Kapitel 25, 26). Das Fazit seiner Erörterung ist eindeutig: *cohabitatio feminarum* („Zusammenleben mit Frauen", Kapitel 25) behinderte die Mönche bei der Erfüllung ihrer Aufgaben.

Indirekt spiegeln sich in diesem Problem reformgeschichtliche Entwicklungstendenzen: die Vita zeichnete einzelne Etappen der Strukturierung und Organisierung einer „Laien- und Frauenreligiosität" zum fest etablierten Reformkloster nach, ihre „Zönobitisierung". Die Zeit der größten Radikalität und Instabilität war dabei die Zeit, in der Paulina asketisch lebende und arbeitende Frauen um sich versammelte (Kapitel 20–22). Das mit der Ankunft der Mönche entstehende „Doppelkloster" verwandelte sich bei Sigeboto in eine stabile und konkurrenzfähige Mönchsgemeinschaft. Noch 1928 wurde unter dem Eindruck von Sigebotos Schilderung behauptet, Paulinzella sei zunächst ein Männerkloster gewesen und Frauen hätten sich lediglich „in der Nähe" befunden.[37] Gleichzeitig mit Paulina traten ihre Gefährtinnen in den Hintergrund. Unter Abt Gerung und seinem Nachfolger Ulrich haben, so will Sigeboto offenbar glauben machen, nur noch Mönche das Kloster Paulinzella bewohnt. Die Urkunden und Dokumente der Stiftung aber belegen die Anwesenheit von *dominae sanctimoniales* und „jungfrowen in dem jungfrowen clostere daselbig" mindestens bis 1486.[38] Ein architektonischer Hinweis darauf ist der Mitte 15. Jahrhunderts errichtete Nonnenchor im südlichen Seitenschiff der Klosterkirche. Könnte der Vitenautor die Existenz von Frauen im Konvent bewußt verschwiegen haben?

Wahrscheinlicher ist, daß der Frauenkonvent im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts tatsächlich ein so geringes Mitspracherecht in Klosterangelegenheiten besaß, daß er in den Urkunden gar nicht erst auftauchte. Paulinzella würde darin der Tradition der reformerischen Doppelklöster folgen. Männlichem und weiblichem Konvent waren liturgischer Zeitplan und Totenoffizium gemeinsam, ansonsten waren sie streng voneinander geschieden. Die Zahl der in den Quellen belegten Doppelklöster ist für die Hirsauer und Sanblasianische Reformrichtung ebenso wie für die Chorherrenstifte recht groß. Paulinzella gehörte dabei mit den Klöstern St. Georgen, Petershausen, Zwiefalten, St. Nikolaus bei Kronburg, Blaubeuren, Isny, Prüfening, Michelsberg, Alpirsbach und Amorbach zur umfangreichsten, der Hisauer Gruppe.[39] „Das Doppelklosterinstitut war ... eine Kennmarke und Errungen-

37) Vgl. Hilpisch St. OSB, Die Doppelklöster. Entstehung und Organisation, Münster i. Westf. 1928, 66 (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchstums und des Benediktinerordens 15).

38) Vgl. Urkundenbuch (wie Anm. 7) Nr. 75 (1253), Nr. 90 (1266), Nr. 198 (1338), Nr. 243 (1363), Nr. 247 (1365), Nr. 269 (1375), Nr. 270 (1376), Nr. 366 (1427), Nr. 368 (1436), Nr. 387 (1435) u.ö.

39) Vgl. Küsters 1985 (wie Anm. 24), 147 ff.

schaft der neuen Reformgruppe und dies vor allem gegenüber den alten Reichsklöstern."[40] Der Autor der Vita Paulinae mußte sich vor ein Problem besonderer Art gestellt sehen. Der Tradition seiner Ordens verpflichtet, hatte er die „Kanalisierung" einer religiösen Frauengemeinschaft zu zeigen. Andererseits lag ihm offnsichtlich viel daran, die Subordination der Frauen unter den männlichen Konvent soweit fortzuführen, daß sie aus der frühen Geschichte des Klosters verschwanden, sobald sie ihre Rolle im Umfeld der eigentlichen Klostergründung erfüllt hatten. Sigeboto mußte daran interessiert sein, die Ebenbürtigkeit seines Klosters neben den männlich dominierten Zisterzienserklöstern zu beweisen. Wollte Paulinzella als Kloster Hirsauer Observanz inmitten der aufstrebenden Zisterzienser bestehen, mußte es die Frauen an den Rand seines Organisationsgefüges verbannen.

5. Autor und Publikum

Es ist anzunehmen, daß Sigeboto nach 1121 als junger Mönch mit Ulrich aus dem Mutterkloster Hirsau nach Thüringen kam und sein Leben dort beschloß. Ob er außer der Vita Paulinae weitere literarische Arbeiten hinterlassen hat, muß offen bleiben: der Buch- und Handschriftenbesitz Paulinzellas ist weithin verstreut worden oder verloren gegangen. Literarisches und stilistisches Können des Autors verraten eine gründliche Ausbildung. Ähnlich wie sein Abt wird er sich die Aufgabe gestellt haben, reformerisches Bildungs- und Gedankengut in Paulinzella heimisch zu machen. Schule und Bibliothek sind sicher geeignete Medien hierzu gewesen (vgl. zur Rolle der Schule Kapitel 45). Darüber hinaus boten die obligatorischen Tischlesungen Gelegenheit, den Brüdern (und Schwestern) die Aufgaben und Pflichten eines Reformkonvents in Erinnerung zu rufen, oder gerade um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als der Glanz Hirsaus langsam zu verblassen drohte, die Vergangenheit der Reform zu beschwören. Bis gegen 1200 waren auch *legendae vitae* Bestandteil des Tagesoffiziums.

Aus der Weigerung Sigebotos, die Verdienste seines Abtes Ulrich um den Orden und die beiden Klöster Hirsau und Paulinzella zu beschreiben, ist zu folgern, daß dieser zur Abfassungszeit der Vita noch lebte, also zum potentiellen Publikum des Autors gehörte (Kapitel 51). Die die Vita durchziehende Verklärung Hirsaus und der Hirsauer Reform könnte auf seine Initiative zurückzuführen sein.

Daß der gesamte Text der Vita oder einzelne Kapitel, etwa der sich dafür besonders gut eignende exkusorische Mittelteil um Bischof Werner oder das Schlußkapitel, dem Konvent vorgetragen wurden, kann nur Vermutung bleiben. Klangliche und stilistische Besonderheiten weisen jedenfalls darauf hin, daß es sich in erster Linie um einen Hörtext handelte.

40) Küsters 1985 (wie Anm. 24), 155.

Die stilistischen Eigenschaften der Vita finden sich im Kapitel 54 konzentriert, von der sprachlichen Gestaltung her ist es das lebendigste und vielseitigste.[41]

Auffällig ist zunächst eine gewisse Vorliebe für tropische Wendungen, die das tatsächlich Gemeinte ins Bildhafte oder Abstrakte übertragen. So wurden beispielsweise Eigenschaften personifiziert und zu Handlungsträgern gemacht (Denominatio), oder einfache Aussagen in semantisch übertrieben gesteigerter oder abgeschwächter Form umschrieben (Hyperbel). Paulina trat *hostium milibus* („Tausenden von Feinden"), die Himmel und Erde erschüttern, alle Elemente aufrütteln und die Welt beinahe aus den Angeln heben, allein entgegen, als sie ihren Neffen retten wollte. Den Sünder traf seine gerechte Strafe, der Tod. Mit der Periphrase *intercluso vitali spiraculo* („die göttliche Strafe ... schneidet ihm den Lebenshauch ab") machte Sigeboto auf dieses jedem drohende Ende aufmerksam. Schließlich verwendete er zahlreiche Metaphern: der Mensch galt ihm als *imago Dei* („Bild Gottes"), *sacrae insigne crucis* („Zeichen des heiligen Kreuzes") steht für die christliche Taufe. Die Schilderung der Vorgänge in Fegefeuer und Hölle zeichnet sich durch eine Vielzahl origineller Wendungen und Einfallsreichtum in Bezug auf sprachliche Varianten aus. Die Umschreibungen für die *potestates tenebrarum* („Mächtigen der Finsternis") gleichen sich nicht ein einziges Mal. Die gesamte Sprache ist kräftig und farbig, man spürt die Suche des Autors nach treffenden Formulierungen und konkreten Bildern. So begnügte er sich nicht damit, den Sünder Heinrich morden und verwüsten zu lassen, sondern zeigte, wie dieser seinen Opfern die Füße abhackt oder die Augen aussticht. Gewöhnliche Aufzählungen reichten hier nicht aus; die die Einführung jeder wichtigen neuen Gestalt in die Handlung begleitenden „Tugendkataloge" waren weit stereotyper ausgefallen als dieser drastische „Sündenkatalog". Die bildhaften Formulierungen bestimmen den Charakter des gesamten Kapitels: der Sünder war in ein unentwirrbares Sündennetz verstrickt, nach dem Tode wurde die zappelnde Seele aus dem Körper gerissen, an einem engen qualvollen Orte gefangen gesetzt und die Verbrechen des Verdammten wie Berge vor ihm aufgetürmt. Die Funktion dieser real vor dem Publikum erstehenden Bilder ist deutlich: zuerst von Entsetzen über die Verbrechen Heinrichs geschüttelt, erkannte es die Größe und Allmacht göttlicher Gnade, die selbst diesen erlöst hat. Man blickte in den Abgrund menschlicher Verfehlungen, schlimmer konnte niemand handeln, also schloß diese Gnade jeden ein. Bei dem dramatischen Streit zwischen der Retterin Paulina und den „Feinden Gottes" griff Sigeboto auf die wörtliche Rede zurück, ein stilistisches Mittel, das sehr zur Intensivierung der Passage beiträgt. Schon dem Auszug der Mönche nach Rotenschirmbach hatte er dadurch Lebendigkeit verliehen (Kapitel 38, als Antwort darauf Kapitel 42), und die Hörerschaft wurde in die Argumentation ihrer Vorgänger für und

41) Vgl. dazu ausführlicher Badstübner-Kizik 1993 (wie Anm. 1), 85 ff. („Die Vita in der mittellateinischen literarischen Tradition").

wider die *stabilitas loci* einbezogen. Im letzten Kapitel rahmen zwei Reden Paulinas eine Antwort der „Verdammten" ein (Quantität als Wertigkeit). Paulina argumentierte geschickt. Sie stellte rhetorische Fragen, die die Gegner in die Enge trieben. Ihre Antwort auf deren Protestgeschrei begann sie mit *Non...* – und schon war der Ausgang des Streites sicher. Sigeboto bediente sich hier der kontrastiven Wortstellung, bei der das sinntragende Element an den Satzanfang rückt. Die Aufforderung des Autors an sein Publikum, so wie Heinrich Mut zu schöpfen und über die Fürsprache Paulinas auf die göttliche Gnade zu vertrauen, wurde ganz analog eingeleitet. „Niemand" (*nullus*) durfte verzweifeln, denn niemand ging verloren. Auch der Bischof von Naumburg, in dessen Schutz sich der Gerettete zunächst begab, sprach an die Sprache der Bibel anklingende Trostworte. *Ecce*, mit dieser Apostrophe hatten sich die Evangelisten an ihr Publikum gewandt; mit *ecce* wies auch der Bischof den erlösten Heinrich auf seine weiteren Pflichten hin und hinter ihm stand Sigeboto, der ebenfalls etwas vermitteln wollte.

Auch das klangliche Erscheinungsbild des Textes war dem Autor wichtig. Er legte Wert auf Homoioteleuta und liebte Wortwiederholungen. Er kannte die Anapher und ihre selteneren Sonderformen Paronomasie und Adnominatio und verlieh mit ihrer Hilfe seinen Sätzen eine in sich geschlossene rhytmische Bewegung. Viele dieser Wortspiele sind mit Alliterationen verbunden und entfalten ihre volle Wirkung nur beim lauten Lesen.

Der Stil der Vita ist nicht eindeutig festzulegen. Es scheint, als ob der Autor gerade die ausdrucksintensivierenden und -steigernden Stilmittel zusammengetragen hat. Weltlicher wie geistlicher Literatur der Zeit kam es auf die Fesselung und Überzeugung des Hörers (oder Lesers) an – die poetischen Formen wurden oft genug in den Dienst eines Programms gestellt. Dramatische Wechselreden, verbunden etwa mit einer Apostrophe, aufrüttelnde Hyperbeln und Superlative der Quantität und Qualität, Periphrasen und Metaphern oder ungewöhnliche Wortschöpfungen dienten diesem Ziel ebenso wie Anaphern und die Häufung von Synonymen oder Alliterationen.

Ein inhaltlicher Kompromiß verbarg sich vermutlich hinter Sigebotos auffälligem Verzicht auf eine theologisch-dogmatische Fundierung seiner Bilder. So erinnert seine Schilderung des Jüngsten Gerichtes um Heinrichs Seele eher an eine volkstümlich-drastische, burleske Szenerie, bei der die brüllenden Teufel mit realem Gestank zur Hölle fahren, als an eine theologische Erörterung über die Macht der Taufe, der der Verdammte seine Rettung zu verdanken hatte.

Die um das geistige Zentrum „Kloster" entstandene Literatur war immer gezwungen gewesen, auf die „Welt" einzugehen, wollte sie ihr Ziel erreichen, ihr Publikum mit – und trotz – seinen „irdischen" Erfahrungen zu erziehen. Mit der Entstehung der kirchlichen Reformbewegungen im 11. Jahrhundert wurde die Literatur auch in die Rolle eines „Werbers" für die jeweils als richtig geltende geistliche Orientierung gedrängt.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts nahmen die Anstrengungen der benediktinischen Klöster um die Erhaltung ihres Literatur- und Erziehungsmono-

pols zu.[42] Öffnung nach außen und Rückbesinnung auf die eigene Position nach innen gingen Hand in Hand. Es scheint möglich, die literarische Entwicklung dieser Zeit als eine Geschichte des allmählichen Verlustes von geistlichen Positionen in der Literatur zugunsten der an Bedeutung gewinnenden Welt der Laien zu verstehen.

Durch unzählige Fäden waren die beiden Literaturzentren „Kloster" und „Hof" miteinander verknüpft, aus existienzieller Notwendigkeit heraus gingen sie aufeinander ein, nahmen Kenntnis und lernten voneinander – die literarische Initiative aber war um die Mitte des 12. Jahrhundert an den „Hof" übergegangen.

Literarische Vorbilder lieferten um diese Zeit die Höfe der kleinen oder großen Herren, an denen emporsteigende Gruppen danach drängten, ihre sozialen Erfahrungen und „Erfolgsrezepte" literarisch verankert zu sehen: Wagemut und Risikobereitschaft. Die Bewährung im Abenteuer wurde wichtig; ganze Abenteuerketten, an deren Ende eine neue geistige oder moralische Qualität stand, bestimmten die Handlungsmuster der neuen Helden. Die Kreuzzüge rückten neue Länder und Lebewesen ins Blickfeld, eins phantastischer als das andere: Spannung und Unterhaltung bei der Verfolgung des Schicksals und der Bewährung eines Einzelnen wurden dem Publikum neuer Wertmaßstab. Erzählgut, das in der Nähe der sogenannten Spielmannsepen anzusiedeln war, vereinte diese Elemente. Es könnte auch an den kleinen Adelshöfen und Burgen Ostsachsens und Thüringens kursiert haben.

Gehörte seit Anfang des 12. Jahrhunderts *versificari* zu den *septem probitates* des ritterlich Gebildeten, so setzte das beachtliches Gefühl und Geschick im Umgang mit der eigenen Sprache sowie grundlegende stilistische und literarische Kenntnisse voraus. Frauen, die der Lektüre wesentlich mehr Zeit widmen konnten, verfeinerten ihre Bildung oft durch weltliche Ritterromane. An jedem größeren Adelshof konnte mit einem gewissen Literaturbetrieb gerechnet werden, der sich in engem Zusammenhang mit der von Weltgeistlichen geführten höfischen Kanzlei entwickelte. Spielleute und Sänger gehörten zu den ständigen Gästen und dürften für eine fast ununterbrochene Kenntnis alter Heldenliedtraditionen gesorgt haben. Adelsbibliotheken, oft identisch mit dem Adelschatz, enthielten heldenepische Werke, Epik und später nicht selten auch Lyrik. Gönnernachweise, Widmungen oder die Schicksale einzelner Handschriften geben hierüber beste Auskunft. Frauen taten sich als Auftraggeberinnen und Konsumentinnen von Literatur hervor.

Die Zusammensetzung von Klosterbibliotheken ist in den einschlägigen Katalogen überwiegend aus späterer Zeit überliefert. Die vereinzelten Notizen zum 11. und 12. Jahrhundert belegen jedoch, daß ein Kloster neben kirchengeschichtlichen und rechtlichen, rein theologischen und dogmatischen

42) Vgl. dazu ausführlich Badstübner-Kizik 1993 (wie Anm. 1), 152–162 („Der Wechsel der literarischen Initiative") und 163–172 („Zum veränderten Ideal der literarischen Erziehung. Die Verritterlichung des Heiligenbildes"), dort zahlreiche Beispiele und Quellennachweise.

Schriften durchaus Werke weltlicher Autoren in seinem Bestand haben konnte, so mindestens die Schriften lateinischer und griechischer Autoren, nicht selten weltliche Epen, Traktate oder didaktische Arbeiten und gelegentlich auch einmal Heldenlieder.

Es wird im Bereich der Heiligenlegenden, der (Frauen-)Vitenliteratur, der Familienchroniken, Stifter- und Klostergründungsgeschichten oder der Jenseitsvisionen kaum gelingen, über motivische und strukturelle Verwandtschaften hinausgehende Abhängigkeiten für die Vita Paulinae nachzuweisen. Ebensowenig sind in der Literaturproduktion der Laienkreise konkrete Muster oder Vorlagen aufzuzeigen. Es muß ungeklärt bleiben, was Sigeboto als gebildeter Mönch von der Literatur seiner Zeit gekannt haben und mit welcher Kenntnis er bei seinem Publikum rechnen konnte. Nach Bildung und Intention war er fest in die geistliche Sphäre eingespannt. Seine Vertrautheit mit stilistischen Kunstgriffen und literarischen Strukturen aus dem geistlichen und weltlichen Bereich läßt zumindest vermuten, daß er ein Gespür für die literarischen Entwicklungen, Tendenzen und Strömungen seiner Zeit hatte.

So wie die Vita Paulinae im Schnittpunkt verschiedener reformerischer und Bildungstraditionen steht, hat sie Anteil an unterschiedlichen literarischen Genera. Sigeboto malte die Gründungsgeschichte des Klosters[43] literarisch aus, durchsetzte sie mit stiftergeschichtlichen Nachrichten und baute sie ein in einen ordens- und heilgeschichtlichen Zusammenhang. Mit dem Hinweis auf das sichere ewige Heil regte er zur Verehrung und Beschenkung der Stifterin an. Alle künftigen Wohltaten an das Kloster wurden im Vorraus rechtlich abgesichert. Die Vita Paulinae ist damit *fundatio*, Stiftergeschichte, Rechtsdokument, Teil der Ordensgeschichte und Jenseitsvision. Sie bewies, unterhielt, belehrte, verklärte und warnte.

Der Katalog der Stiftungen und Schenkungen, die vom 12. bis ins 15. Jahrhundert hinein an das Kloster Paulinzella ergingen, rückt ebenso wie die Liste der Familien, die Söhne, Töchter, Witwen oder Witwer in die Stiftung entließen, im Einzugsbereich des Klosters ansässige niedere, mittlere und gelegentlich auch höhere Adelsgeschlechter ins Blickfeld. Sie kamen als das Publikum der Vita in Frage. Mehr oder weniger bewußt wollte Sigeboto diese Hörerschaft über eine Kanalisierung weltlicher Erfahrungen und Sehnsüchte im weitesten Sinne geistig zusammenhalten und ihr den vielleicht nicht immer freiwilligen Eintritt ins Kloster im Nachhinein schmackhaft machen. Schließlich galt es, dem Konvent wie dem Konverseninstitut den notwendigen materiellen und personellen Zuwachs zu sichern. Die Vita Paulinae ist, so verstanden, eine an den eigenen Konvent gerichtete „Werbeschrift" im doppelten Sinne: sie propagierte Identität und Integrität der Hirsauer Gemeinschaft und hielt sie gleichzeitig über bestimmte sachliche Kompromisse hinweg konkurrenzfähig gegenüber den aufstrebenden neuen Reformorden.

43) Vgl. hierzu Kastner J., Historiae fundationum monasteriorum. Frühformen monastischer Institutionsgeschichtsschreibung im Mittelalter (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 18), München 1974, passim.

Kapitel 54 faßte dieses Anliegen zusammen: nicht nur der Orden der Zisterzienser konnte adligen Rittern, die von Raub und Mord lebten (*latrones*), Erlösung und Heil sichern, sondern auch die Hirsauer kamen den religiösen Bedürfnissen des ritterlichen Standes entgegen. Das allgemeine Heilsversprechen Bernhards von Clairveaux wurde auf Paulinas Standesgenossen konkretisiert. Das Reformkloster Paulinzella stand damit den Zisterziensern niederlassungen seines Einzugsbereiches zumindestens ebenbürtig gegenüber. Natürlich ging es daneben immer auch um den unmittelbaren Fortbestand des konkreten Klosters Paulinzella. Das ganze Mittelalter hindurch gewährten Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe für einen Besuch in Paulinzella Ablaß,[44] weil das Kloster offenbar zu einer Wallfahrtsstätte wurde. Inwieweit auch die Vita Paulinae dazu beigetragen hat, läßt sich anhand der derzeitigen Quellenlage nicht feststellen.

44) Vgl. Urkundenbuch (wie Anm. 7) passim, zuletzt Nr. 489 (1485).

Das mittelalterliche Schottenkloster St. Nikolaus zu Memmingen

von Helmut Flachenecker – Göttingen

Im Folgenden soll ein Benediktinerkloster untersucht werden, von dem nur noch spärliche Zeugnisse vorhanden sind. Die Kirche und die Klostergebäude wurden abgerissen und an ihrer Stelle ein Friedhof errichtet. Bilder haben sich von der Anlage nicht erhalten, dann und wann wurden und werden Steinrelikte gefunden, eine Grabung ist aufgrund der heutigen Ortsbestimmung schwer möglich. Lediglich ein Rest einer Säulenbasis zeugt von dem romanischen Kirchenbau. Immerhin gibt es eine Baubestandsaufnahme, die kurz vor der endgültigen Zerstörung des Kirchenbaues erstellt wurde, aber auch die läßt, wie noch zu zeigen sein wird, manche Fragen offen. Die Zahl der schriftlichen Quellen spiegelt die geringe Bedeutung. Gewiß, es gibt einen legendenhafte Züge tragenden Gründungsbericht und der Zeitpunkt der Fundation läßt sich annähernd bestimmen. Die weitere Geschichte des Klosters und seiner Konventualen ist aber nur vage eruierbar, so daß vieles wohl für immer ungeklärt bleiben muß. Wenige Urkunden geben schüttere Auskünfte und beziehen sich meist auf die Besitzgeschichte. Die wirtschaftliche Gründungsausstattung zeigt sich als äußerst spärlich, die Kloster- bzw. Propsteieinnahmen erhöhten sich jedoch – ohne daß die jeweiligen Entwicklungsphasen exakt bestimmbar wären – bis zum beginnenden 16. Jahrhundert, so daß sie es nicht zuletzt waren, die die städtische Begehrlichkeit weckten. Engere Verbindungen zum benachbarten Benediktinerkloster Ottobeuren lassen sich im 15. Jahrhundert feststellen, eine Unterstellung des Memminger Schottenklosters in der Rechtsform eines Priorates kam in den Bereich des Möglichen. Ein lohnender Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit diesem kleinen Monasterium könnte in der kuriosen Tatsache liegen, daß sich hier fremde, genauer irische Benediktiner im späten 12. Jahrhundert niedergelassen haben, deren verlassenes Kloster dann im frühen 16. Jahrhundert mit dem Argument, die Türken stünden vor Memmingen, abgerissen wurde.

I.

Als sich im endenden 11. sowie im Laufe des 12. Jahrhunderts noch einmal irische *peregrini* in bevölkerungsreichen Orten im Süden Deutschlands niederließen, war die Zeit, so die landläufige Meinung, für die Mönche und Eremiten aus der fernen Insel im äußersten Westen Europas eigentlich vorbei. Den-

noch gelang es ihnen zum vorerst letzten Male, mit ihren asketischen Vorstellungen, ihrem Ideal der lebenslangen Wallfahrt, vor allem aber mit ihrer Schreibkunst ihre neue Mitwelt auf sich aufmerksam zu machen. Niederlassungen entstanden zuerst in Regensburg: An der Kirche Weih Sankt Peter vor den Mauern der Stadt siedelte sich nach 1075 zunächst eine Gemeinschaft irischer Eremiten an, kurz nach 1100 kam ein Kloster St. Jakob, deren Mönche die Regel des hl. Benedikts annahmen, im Westen der bedeutenden Handelsmetropole hinzu. Im Laufe der nächsten siebzig Jahre sind Klostergründungen in Erfurt, Würzburg, Nürnberg, Eichstätt, Kelheim, Wien, und eben auch zwei in Oberschwaben, in Konstanz und in Memmingen nachweisbar. Ihre Stifter und deren Motivationen waren höchst unterschiedlich, gemeinsam blieb – so sah es zumindest die eigene regensburgische Geschichtsschreibung – die Herkunft aller Gründungskonvente aus jenem von St. Jakob. Diese Beziehungen der *filiae* zur *mater* in Regensburg diente den dortigen Äbten als Hauptargument für einen, im ausgehenden 12. Jahrhundert quellenmäßig deutlich werdenden Führungsanspruch. Als einzige Benediktinerklöster erfüllten sie die einschlägige Forderung des 4. Laterankonzils von 1215 nach dem Zusammenschluß von Einzelklöstern nach zisterziensischem Vorbild: Unter der Führung von Regensburg entstand ein Matrikularverband aus sog. „Schottenklöstern", deren Äbte sich in periodisch stattfindenden Generalkapiteln zusammenzufinden hatten. Die Iren (*Scoti*) dürften damit den ältesten und zudem national exklusiven Benediktinerklosterverband der Geschichte gebildet haben.[1]

Konstanz und Memmingen gehörten dabei zu der Gruppe der kleineren Monasterien, die sehr schnell ihr Personal verlieren und ihre Gebäude lange Zeit leer stehen haben sollten. Die Stifterintentionen konnten, wenn überhaupt, sodann nur während der Anfangsphase zur Geltung gebracht werden. Entsprechend dünn war deshalb auch der Wissensstand über diese Klöster in der Frühen Neuzeit, als gelehrte Humanisten und Angehörige des eigenen Ordens zur Sammlung von Quellen und zur Aufzeichnung von Klostergeschichten schritten. Konstanz propagierte mit seinem angeblichen Irenkloster des 6. Jahrhunderts (gegr. von Fridolin[2]) eine scheinbare Kontinuität, die von der lokalen Stadtgeschichtstradition auch entsprechend weiter gegeben wurde.[3] Gabriel Bucelinus, Angehöriger des Weingartner Konvents, konnte im 1662 erschienenen zweiten Band seiner *Germania Topo-Chronostemmatographica Sacra et Profana* nur Weniges und zudem Ungesichertes zum frühmittelalterli-

1) Zur Geschichte der Klöster vgl. Flachenecker H., Schottenklöster. Irische Benediktinerkonvente im hochmittelalterlichen Deutschland (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte N.F. 18, Paderborn et al. 1995); Hammermayer L., Die irischen Benediktiner-„Schottenklöster" in Deutschland und ihr institutioneller Zusammenschluß vom 12.–16. Jahrhundert (SMGB 87, 1976, 249–339).

2) Zu Fridolin zuletzt Pörnbacher M., Vita Sancti Fridolini. Leben und Wunder des heiligen Fridolin von Säckingen. Beschrieben von Balther von Säckingen, Bischof von Speyer (Sigmaringen 1997).

3) Flachenecker (wie Anm. 1) 198–200.

chen Irenkloster berichten.[4] In seiner Schrift *Constantia Rhenana* bezeichnete er, die Legende der irischen Tradition aufnehmend, Bischof Hermann von Arbon (1138–1165) als *fundator alter*,[5] – eine Kennzeichnung, die Trudpert Neugart in seinem Band zum Konstanzer Bistum im Rahmen der Sanblasianischen Germania Sacra am Ausgang des 18. Jahrhunderts übernommen hat.[6] Ähnlich dürftig sind schließlich die Angaben in dem von Friedrich Carl Gottlob Hirsching 1792 herausgebrachten *Historisch-Geographisch-Topographische[m] Stifts- und Closter-Lexicon*.[7] Hirsching erwähnt die Gründung des Schottenklosters 1142 sowie dessen angeblichen reichsunmittelbaren Stand im Jahre 1531. Zu diesem Zeitpunkt existierte freilich das Kloster gar nicht mehr, da 1530 der Konstanzer Rat dessen Abbruch angeordnet hatte.[8] Hirschings Informationen finden sich bereits bei Franciscus Petrus in seiner *Suevia Ecclesiastica* von 1699. Petrus behandelte in seinem Werk 65 Stifte und 563 Klöster Schwabens. Dabei erwähnte er auch das Memminger Schottenkloster, das augenscheinlich weder von Caspar Bruschius noch von Gabriel Bucelinus angeführt wurde. Freilich bleiben die von Petrus mitgeteilten Nachrichten auf den Gründungsakt und auf die Person des Stifters beschränkt, ja die Informationen zum Leben Welfs VI. nehmen den überwiegenden Raum des Artikels ein.[9]

Dieser Blick auf Werke, die sich eine historisch-statistische Beschreibung der Reichskirche in Einzelregionen zu eigen gemacht haben, offenbart den geringen Nachhall der beiden Niederlassungen irischer Benediktiner in Schwaben.

Für das Memminger Monasterium findet sich eine ausführliche Gründungsgeschichte. Diese steht am Ende des *Libellus de fundacione ecclesie Consecrati Petri*, der zwischen 1250 und 1261 von einem namentlich unbekannten Regensburger Schottenmönch verfaßt worden war, der hierbei die Ausbreitung irischer Klöster im 12. Jahrhundert in den Gesamtzusammenhang irischer Missionstätigkeit in der gesamten Welt und das Wirken irischer Mönche in der Fremde letztlich in die unmittelbare Apostelnachfolge stellen wollte. Die in mehreren Handschriften, darin meist aber unvollständig vorliegende Erzählung, von denen eine, heute in der Württembergischen Landesbiblio-

4) Bucelinus G., Germania Topo-Chronostemmatographica Sacra et Profana (Augsburg 1662, Bd. 2, 163): Er stellte eine Verbindung zwischen dem Kloster und dem angeblich irischen Ursprung des Fridolinklosters her.

5) Bucelinus G., Constantia Rhenana ... metropolis ... descriptio topo-chrono-stemmatographica (Frankfurt 1667, 243).

6) Neugart T., Episcopatus Constantiensis Alemannicus (o.O. 1803, Freiburg 1862, Teil 1/2, 132f.). Zum Zusammenhang vgl. Pfeilschifter G., Die St. Blasianische Germania Sacra. Ein Beitrag zur Historiographie des 18. Jahrhunderts (Kempten 1921).

7) Hirsching C. G., Historisch-Geographisch-Topographisches Stifts- und Closter-Lexicon (Leipzig 1792, ND Hildesheim–New York 1972, 894f.).

8) Burckhardt M./Dobras W./Zimmermann W., Konstanz in der Frühen Neuzeit. Reformation, Verlust der Reichsfreiheit, Österreichische Zeit (Geschichte der Stadt Konstanz 3, Konstanz 1991, 73, 189).

9) Petrus F., Suevia ecclesiastica seu clericalia collegia tum saecularia tum regularia (Augsburg–Dillingen 1699, 246, 613).

thek sich befindliche, allein die Memminger Ereignisse enthält, wurde im 18. Jahrhundert erstmals gedruckt und liegt nunmehr in einer vorbildlichen Edition, erstellt von Pádraig A. Breatnach, vor.[10] In einer heute letztlich nicht mehr nachvollziehbaren Auswahl wird von den Gründungsgeschichten nur jene von Regensburg und Würzburg sowie überraschenderweise jene von Memmingen geschildert. Stilistische Abweichungen sowie das abrupte Ende des *Libellus* machen es überhaupt fraglich, ob die Memminger Gründungsgeschichte ursprünglich zur Gesamtkonzeption gehört hat.[11]

Fest steht, daß Welf VI. (1152–1191) das irische Kloster gegründet hatte. Der *Libellus* bekräftigt, daß er das *monasterium* bzw. *domus Dei* neu errichtet habe, von Vorgängerbauten wird nichts berichtet.[12] Der Fundationsakt geschah höchstwahrscheinlich zwischen 1178 und 1181. Ohne Aussicht auf einen männlichen Nachfolger übergab der Herzog 1178 seine schwäbischen Güter an Kaiser Friedrich I. Während in den einschlägigen Auflistungen der vom Verkauf betroffenen Besitzungen ein Hinweis auf das Schottenkloster fehlt und es zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht existiert hat, bestätigte Friedrich Barbarossa bereits 1181 den *Scoti* in Memmingen die Schenkung Welfs. Sie umfaßte eine Kapelle St. Nikolaus sowie einigen Landbesitz. Das Gesamte stand fortan unter dem besonderen königlichen Schutz.[13]

Der *Libellus* lobt den Schwabenherzog als Fundator von sieben Klöstern, dessen Lebenswandel allerdings nicht frei von Verfehlungen gewesen sei. Und hier beginnt auch die Legende: Die Gründung wird in eine historisch unhaltbare Bußgeschichte Welfs eingebaut. Der Herzog soll einen namentlich nicht genannten Augsburger Bischof ermordet haben.[14] Im Laufe der Entsüh-

10) Württembergische Landesbibliothek HB XV 72, fol. 28v-42r: Cronica monasterii Sancti Nicolai extra muros Civitatis Memmingen incipit feliciter. Scheid Chr. L., Origines Guelficae (Hannover 1751, tomus 2, 431–452); Hess G., Monumenta Guelficorum. Pars Historia (Kempten 1784, 104–122). Während Hess lediglich eine gekürzte Fassung ediert hat, liegt nunmehr eine Volledition vor: Breatnach P. A., Die Regensburger Schottenlegende – Libellus de fundacione Consecrati Petri. Untersuchung und Textausgabe (Münchner Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 27, München 1977).

11) Vgl. Breatnach (wie Anm. 10) 67–71.

12) Breatnach (wie Anm. 10) 297.

13) Auf die Zusammenhänge hat Feldmann K., Herzog Welf VI. und sein Sohn. Das Ende des süddeutschen Welfenhauses (Tübingen 1971, 86f) aufmerksam gemacht. Die Urkunde vom 11. Mai 1181 ist gedruckt bei Stumpf-Brentano K.F., Die Reichskanzler. Bd. 3: Acta Imperii inedita ab Heinrico I ad Heinricum VI (Innsbruck 1865–81, ND Aalen 1964, 159), das Original befindet sich im Diözesanarchiv Eichstätt Urkundenbestand U 2. Zur Übergabe der Güter vgl. die Continuatio Steingadenensis der Historia Welforum, hrg. v. E. König (Stuttgart 1938, ND Sigmaringen ^{2}1978, 68–75).

14) Den Hintergrund des historisch nicht haltbaren Vorwurfes könnten höchstens die Zusammenstöße zwischen dem Augsburger Bischof Hartwig (1167–1184) und Welf in den 1170er Jahren während des Päpsteschismas abgegeben haben. Umstritten war dabei Welfs Politik in den Klöstern/Stiften Wessobrunn, Rottenbuch und Steingaden. Um 1179 söhnten sich Bischof und Herzog wieder aus: Feldmann (wie

nung kam er in einem letzten Akt dem päpstlichen Auftrag nach, ein Kloster zu gründen. Der Herzog ließ, nachdem er seine schwäbische Würde wiedererlangt hatte, von Regensburg irische Mönche holen, wobei bei deren Ankunft – zur Erhöhung ihrer Attraktivität und Akzeptanz – ein Wunder geschah. Mit dem Tode Welfs und der Heirat seiner Tochter Alhaida mit dem Staufer *Fridericus de Rotenburch* endet abrupt die Erzählung. Armin Wolf hat jüngst die These aufgestellt, daß Welf tatsächlich eine Tochter namens Elisabeth besessen habe, die durch ihre Ehe mit Graf Rudolf von Pfullendorf und der daraus entsprossenen Tochter Ita die genealogische Verbindung zwischen den Welfen und Habsburgern hergestellt habe. Vielleicht sind Elisabeth und Alhaida, die während der Abwesenheit ihres Vaters als *domina et tocius Swevie illustris ducissa* im *Libellus* agierte, identisch?[15] Die praktisch königsgleiche Stellung der mächtigen Herzogsfamilie, die auch in ihrer weiblichen Linie tatkräftige Mitglieder hervorbringen konnte, führte dann im *Libellus* zur angeblichen Versippung mit den Staufern.

Der Papst hatte Welf zwar das Patrozinium für die neue Klosterkirche, nämlich St. Nikolaus, vorgeschrieben, nicht aber einen bestimmten Orden, der die Konventsgebäude übernehmen sollte. Als entscheidendes Erlebnis für Welf, gerade *vires religioses genere Scotigena* für seine Klosterstiftung auszuwählen, gibt der *Libellus* einen Besuch eines königlichen Hoftages in Würzburg an.[16] Dabei habe er das Wunder des dortigen Schottenabtes Makarius mitbekommen, der vor den Augen des Bischofs Wein in Wasser verwandelt hatte, um während einer Einladung seine asketischen Ideale wahren zu können. Da der Herzog wollte, daß solche gottesfürchtigen Männer auch bei ihm *multa mirabilia* wirken und den religiösen Verpflichtungen am Altar des Hl. Nikolaus in würdiger Weise nachkommen sollten, fiel seine Wahl auf die Iren. Nach einer Beratung mit seiner Umgebung entschloß er sich, *non alias personas quam Scotice gentis viros utique religiosos et in servicio divino valde devotos* einzusetzen. Die anschließende Wunderschilderung bestätigte dann die Richtigkeit der Entscheidung.[17]

Das Patrozinium St. Nikolaus, das der *Libellus* den Papst in den Mund legt, besaß für Welf auch einen familiären Hintergrund. Sein Bruder Konrad, Bischof von Konstanz, verstarb auf der Rückkehr aus dem Hl. Land am 17.

Anm. 13) 79–85; Zoepfl F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter (Augsburg 1955, 133–148).

15) Breatnach (wie Anm. 10) 284; Wolf A., Welf VI. – Letzter der schwäbischen Welfen oder Stammvater der Könige? (Welf VI., hrsg. v. R. Jehl [Irseer Schriften 3], Sigmaringen 1995, 43–58).

16) Der Hoftag soll unter dem Vorsitz König Konrads III. stattgefunden haben. Dieser ist in der Tat häufig in Würzburg nachweisbar, nicht aber Welf VI.: Wendehorst A., Das Bistum Würzburg. Teil 1. Die Bischofsreihe bis 1254 (Germania Sacra N.F. 1, Berlin 1962, 143, 153, 156); Bernhardi W., Jahrbücher der Deutschen Geschichte unter Konrad III. (Leipzig 1883, 276, 886).

17) Breatnach (wie Anm. 10) 287, 293–295. Zum Wunder des Makarius siehe Flachenecker (wie Anm. 1) 166, 170f.

März 1126 in Bari, der *civitas sancti Nicolai*.[18] Vielleicht hat dieser Umstand Welf zur Wahl gerade dieses Heiligen für sein neues Kloster bewogen. Vermutungen, eine Nikolauskapelle sei bereits in den 1130er Jahren bei Memmingen entstanden und hätte circa 40 Jahre später als Keimzelle für ein Kloster gedient, können aufgrund des *Libellus* wie auch der archivalischen Quellen nicht erhärtet werden.[19]

Über die tatsächlichen Gründe Welfs, in Memmingen ein Schottenkloster zu errichten, kann also letztlich nur gemutmaßt werden: eine Seelheilstiftung für sich und seinen früh verstorbenen Sohn bzw. für seinen Bruder, eine kurz zuvor abgeschlossene zweite Pilgerfahrt in das Hl. Land (1167) – nachdem er am Ende seiner ersten (1147) ebenfalls ein Kloster, nämlich Steingaden gestiftet hatte, aber auch herzogliches Prestigedenken, es seinem alten Widersacher, dem Babenberger Herzog Heinrich II. Jasomirgott, gleich zu tun, der in seiner neuen Residenz Wien nach 1155 ein großes Schottenkloster gestiftet hatte, mögen zumindest die mitentscheidenden Entwicklungen im Hintergrund abgegeben haben.

Die Schottenklöster gehören zu den wenigen Benediktinerniederlassungen, die von anfang an in die expandierenden Städte gingen. Die Klostergründung fiel daher in unserem Falle mit dem Ausbau des Ortes Memmingen zur Stadt zusammen. Ihre Lage an der wichtigen Salzstraße noch vor den Mauern der Stadt läßt auf die Funktion eines Pilgerhospizes schließen. Ähnliche Aufgaben mußten auch andere Schottenklöster übernehmen, ganz sicher ist dies im Memminger Falle freilich nicht, immerhin bestätigten aber Bischof Hartwig von Augsburg 1181 sowie Papst Urban VI. 1186 den Mönchen das Beerdigungsrecht für Gäste und Fremde.[20] Auffällig bleibt, daß Welf VI. keine seiner drei Klosterstiftungen dem damals sehr beliebten Zisterzienserorden übergeben hatte, religiöse Präferenzen des Herzogs mögen hierfür ausschlaggebend gewesen sein.[21] Eine weitere mögliche Antwort auf die wohl nie mehr ganz zu klärende Frage, weshalb Welf ausgerechnet irische Benediktiner in Memmin-

18) Historia Welforum (wie Anm. 13) 28.

19) Jahn J., Von der welfischen Marktsiedlung zur Reichsstadt (Geschichte der Stadt Memmingen. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende der Reichsstadt, Stuttgart 1997, 92f.). So wertvoll der Hinweis auf die mögliche enge Verbindung der Welfen mit dem Nikolauspatrozinium ist, eine Frühdatierung der Kapelle bleibt zu sehr im Hypothetischen. Jahn arbeitet mit dem Teilabdruck der Memminger Gründungsgeschichte, wie ihn G. Hess 1784 geliefert hat (vgl. Anm. 10). Dieser läßt aber die gesamte Bußgeschichte Welfs aus und damit u.a. die päpstliche Stellungnahme.

20) Zur Diskussion vgl. Flachenecker (wie Anm. 1) 236f., 239–241; zur Stadtwerdung zusammenfassend Blickle P., Memmingen (Historischer Atlas von Bayern. Teil Schwaben Heft 4, München 1967, 40–49).

21) Baaken K., Herzog Welf VI. und seine Zeit (Jehl [wie Anm. 15] 9–28, hier 25): Allerheiligen und Steingaden waren prämonstratensisch, also regulierte Kanonikerstifte. Zum Anteil seiner Frau am Gründungsvorgang in Allerheiligen siehe Schwarzmaier H., Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI. (Jehl [wie Anm. 15] 29–42, bes. 38–42).

gen wünschte, könnte in der Tatsache liegen, daß Fremde, die weder in die sprachliche noch die rechtliche Tradition der Umgebung gehörten, vom Stifter abhängiger blieben als Einheimische. Sie konnten deshalb für die Stifterintentionen leichter instrumentalisiert werden. Die Gründung von St. Nikolaus fiel in die Zeit unmittelbar nach dem Ende des Papstschismas, das Welf in Angelegenheiten ihm nahestehender Klöster in Opposition zum Bischof von Augsburg gebracht hatte. Diese Erfahrung könnte ihn daher veranlaßt haben, für irische Benediktiner zu optieren.[22]

Die päpstliche Bestätigung von 1196 läßt keinen Zweifel daran, daß die Memminger Niederlassung eine Abtei und kein Priorat war. Unter anderem wurde dem Konvent die freie Abtwahl zugestanden, eine Unterwerfungsformel unter den Regensburger Abt enthielt die Bulle nicht. Dies ist ein nicht nur im Memminger Falle zu beobachtendes Phänomen, daß die Kurie einerseits die Matrikulargewalt des Regensburger Abtes unterstützte und durch Privilegien bekräftigte, andererseits – bis auf eine Ausnahme (Eichstätt) – den Einzelklöstern diese Abhängigkeit nicht in ihre Rechtsbestätigungen hineinschrieb.[23] Von Regensburger Seite wurde die Visitations- und Korrektionsgewalt immer wieder betont. Auf dieser Schiene argumentiert dann auch der Autor des *Libellus*, wenn er dem Herzog Welf bestimmen läßt, daß der Memminger Abt und alle seine Nachfolger zusammen mit ihren Klosterangehörigen und den Besitzungen in allen Angelegenheiten uneingeschränkt dem Abt und Kapitel von Regensburg/St. Jakob für immer unterworfen sei.[24] Die tatsächlichen Geschehnisse zeigen aber, daß diese Gewalt mehr auf dem Pergament stand denn Realität wurde.

II.

Die wenigen Urkundenhinweise erlauben keine kontinuierliche Darstellung der Geschichte des Memminger Schottenklosters. Die Zahl der Konventualen dürfte stets gering gewesen sein, da der spärliche Zuzug von irischen Novizen eines der Kardinalprobleme des festländischen Klosterverbandes bildete. Insbesondere die kleineren Niederlassungen in Eichstätt, Konstanz oder eben in Memmingen dürften recht rasch das Los verlassener Konventsgebäude geteilt haben. Für das gesamte 13. Jahrhundert sind für Eichstätt fünf, für Konstanz drei und für Memmingen zwei Äbtenamen belegt, wobei gar nicht immer sicher erscheint, ob dieselben ständig vor Ort residiert haben.[25]

22) Zur Literatur siehe Anm. 14.
23) Vgl. Flachenecker (wie Anm. 1) 290f.
24) Breatnach (wie Anm. 10) 301: *Preterea disposuit dux Welfe, quod abbas de Mammingen et omnes successores ipsius et ipsum monasterium cum personis et ceteris attinenciis suis domino abbati et capitulo Sancti Iacobi in Ratisponam subesset in omnibus, quamdiu volvitur mundus iste.*
25) Die Namen bei Flachenecker (wie Anm. 1) 389 [Tab. 14.9, 14.10], 391 [Tab. 14.13].

Auffällig bleiben allein die besonderen Beziehungen von Memmingen wie auch von Konstanz nach Würzburg. Die Nähe zum Bruderkloster am Main hatte bereits der *Libellus* thematisiert, wenn er den Herzog zuerst dort um die Übersendung von Mönchen anfragen ließ und, nach entsprechender bischöflicher Instruktion, sich hernach an Regensburg wandte.[26] Dazu paßt der Hinweis, daß die Äbte Ruoger von Memmingen und Donatus von Konstanz ihren Würzburger Kollegen Johannes 1268 in seinem Bestreben bestärkt hatten, die Bindungen nach Regensburg zugunsten einer engeren Anbindung an den Würzburger Bischof zu lockern.[27] Der Abt des dortigen Schottenklosters – und nicht der Regensburger Generalabt – kümmerte sich um die Geschicke der beiden kleinen Konvente im Schwäbischen. Es war der Würzburger Abt, der zusammen mit seinen Mitbrüdern 1280 dem Memminger Kloster einen päpstlichen Ablaß vermittelt hatte und nun verkündigte.[28]

Eine Wurzel für diese Beziehungen an den Main thematisierte der nunmehr tatsächlich aus Schottland stammende Regensburger Mönch Marianus Brockie in seinem unveröffentlicht gebliebenen, 1751 abgeschlossenen Werk *Monasteria Scotica extra Brittaniam*. Er beklagte zunächst die wenigen Informationen, die die Aufstellung einer durchgehenden Äbtereihe nicht erlauben. Aufgrund von Personalmangel und Armut seien daher kaum Konventsmitglieder nachweisbar. Deshalb habe das Würzburger Kloster die Aufgabe übernommen, einen Kandidaten aus seinem Konvent stammend für das Memminger Kloster aufzustellen und den gewünschten Abt dem Augsburger Bischof zu präsentieren.[29]

Im Laufe des 14. Jahrhunderts dürfte das Memminger Schottenkloster verlassen gewesen sein. Der Abt von Würzburg setzte einen Titularabt ein, ob dieser sich dann tatsächlich in Memmingen aufgehalten hat, ist mehr als zweifelhaft. Seit dem beginnenden 15. Jahrhundert, so beklagte Brockie, sei das Kloster in die Hände von Fremden geraten. Damit sei die Memminger Niederlassung endgültig sowohl den Schotten im besonderen als auch dem Benediktinerorden im allgemeinen entfremdet worden.[30]

Es war der Rat der Stadt Memmingen, der sich Mitte des 14. Jahrhunderts um eine Verbesserung des desolaten Zustandes des Klosters bemühte. Bereits 1332 übergab das Kloster der Stadt gegen einen Jahreszins den sog. Schottenbrühl, auf dem die Bürgerschaft eine Bleiche einrichtete.[31] Die Vergabe kann als ein Indiz für wirtschaftliche und personelle Schwierigkeiten gewertet werden, besonders deswegen, weil wenige Jahre später vom desolaten Zustand der klösterlichen Mobilien berichtet wird. Dem teilweise zerstörten *monasterium Sancti Nicolai extra muros civitatis* gebrach es im November 1345 an vielem,

26) Breatnach (wie Anm. 10) 297f.
27) Monumenta Boica 37, Nr. 375.
28) StadtA Memmingen A 368/1: 1280 Mai 16.
29) Scottish Catholic Archives Edinburgh SK 11,4: Brockie, Monasteria 392f.
30) Vgl. Flachenecker (wie Anm. 1) 242f.
31) Regesta Boica Bd. 7, 8: 1332 März 17.

an fehlenden liturgischen Paramenten, an Kirchenschmuck und Kelchen sowie an Büchern. Von irischen Mönchen ist, dies zeigt auch die Bezeichnung des Klosters, nicht mehr die Rede. Deshalb sollte der Almosensammler Hainrich Zeller aus Memmingen um Spenden werben. Die interessierten Wohltäter für das *monasterium desolatum* konnten mit Ablässen von sechs Erzbischöfen und zwanzig Bischöfen geködert werden. Woher dieser große Ablaß zu Ehren der hl. Maria sowie der Heiligen Nikolaus, Erhard und Oswald stammte, wer die Bischöfe zur Abfassung von Ablaßurkunden bewogen und um welche Bischöfe es sich dabei gehandelt hatte, wird in der Urkunde nicht angesprochen. Der einzige Hinweis auf Irland findet sich in der Urkunde in der Bemerkung, der Ablaß sei auch in fünfzig Benediktinerklöstern *in Hybernia et in Allemania* zu erwerben.[32]

Als der große Städtekrieg auch Memmingen bedrohte, nutzte der Rat der Stadt die Krisenzeit im Sommer 1388, um etliche Klostergebäude abreißen zu lassen. Argumentiert wurde dabei mit der strategischen Gefahr, die von einer möglichen Festsetzung von Feinden in den leerstehenden Gebäuden unmittelbar vor der Stadtmauer ausgehen könnte. Vom protestierenden Augsburger Bischof zur Rede gestellt, verschanzten sich die Verantwortlichen hinter dem Verteidigungsargument.[33] Diese Vorgangs- und Argumentationsweise sollte sich im übrigen circa 140 Jahre später wiederholen.

Nachdem 1388 Teile des Klosters dem Abbruch zum Opfer fielen, wurde die Seelsorge in der weiterhin erhaltenen Kirche von Weltgeistlichen ausgeübt. Im Jahre 1400 schloß die Stadt einen Vertrag mit dem für St. Nikolaus zuständigen Würzburger Schottenkloster.[34] Die Würzburger bestimmten weiterhin einen Titularabt, die geistliche Betreuung vor Ort wurde von einem Weltkleriker getragen und die vermögensrechtliche Pflegschaft übernahm der Rat, der sich damit wie in den anderen stadtsässigen Klöstern ein wichtiges Kontrollinstrument sicherte.[35] Im folgenden Jahr beauftragte der Würzburger Abt den Augustiner Heinrich Simon als Seelsorger an St. Nikolaus. Dieser Neuanfang mündete jedoch rasch wieder in einer Stagnationsphase.

---

32) StA Augsburg Reichsstadt Memmingen Urk. 29/1: 1345 Nov. 16. Daß es sich bei den Klöstern um jene des Benediktinerordens handeln könnte, kann nur erschlossen werden, denn in der Urkunde heißt es lediglich: ... *in quinquaginta claustris nostri ordinis* ... Dieses *noster* ist aber im Text nicht eindeutig definiert, zumal lediglich vom *monasterium sancti Nicolay extra muros civitatis* die Rede ist. Es gibt auch keinen Hinweis, daß dieses Kloster zum Verband irischer Benediktiner gehört.

33) Im Detail vgl. Mischlewski A., Die Abtei Ottobeuren und das Memminger Schottenkloster St. Nikolaus (Memminger Geschichtsblätter 1963, 24–42, hier 28).

34) StadtA Memmingen A 368/1: Urk. 1400 März 30.

35) Baumann F. L., Geschichte des Allgäus (Kempten 1890, ND Aalen 1971, Bd. 2, 422); Mischlewski (wie Anm. 33) 30; Kießling R., Stadt und Kloster. Zum Geflecht herrschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehungen im Raume Memmingen im 15. und in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts (Stadt, Gesellschaft und Reformation, hrsg. v. I. Bátori [Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 12], Stuttgart 1980, 155–190, zu St. Nikolaus 160).

Nach einem langwierigen Streit mit einem der Verwalter, dem Mainzer Priester Tilmann Textor, übernahmen ab 1435 bis 1496 Konventuale aus dem Kloster Ottobeuren die Verwaltung des Klosterbesitzes. Die Wahl Ottobeurens dürfte in der räumlichen Nähe wie in der engen rechtlichen Bindung zu Memmingen begründet liegen. Das Kloster besaß von 1399 an bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts hinein das reichsstädtische Bürgerrecht, um so ein Gegengewicht gegen die gefürchtete Vogteigewalt des Augsburger Bischofs (seit 1356) sowie gegen die Ansprüche des benachbarten Adels zu besitzen.[36] In dieser Zeit setzte sich die Bezeichnung „Propstei St. Nikolaus" für die Kirche und den ihr anhängenden Besitzkomplex durch. Damit wurde in der Titulatur der alte Konnex mit den Iren schrittweise an die Seite gedrängt, auch wenn die Verbindung zum Verband der Schottenklöster zumindest formalrechtlich erhalten blieb. Ein Zusammenhang mit den Bestimmungen des Petershausener Provinzialkapitels der Benediktiner im Jahre 1417 ist nicht unbedingt erkennbar, zumindest fehlen jedwede direkten Bezüge. Zwar wurde im Kapitel 28 der Provinzialstatuten festgehalten, daß deutschen Benediktinern nicht mehr generell der Eintritt in ein Schottenkloster verweigert werden darf, auf den Memminger Fall bezogen zu schließen, daß damit auch die generelle Verfügungsgewalt des Schottenklosterverbandes ausgeschaltet worden sei, ist nicht zulässig.[37]

Adalbert Mischlewski hat diese Zeit und die einzelnen Ottobeurer Pröpste bereits ausführlich gewürdigt. Seinem Fazit ist nichts hinzuzufügen, wenn er die wirtschaftliche Tatkraft der Ottobeurer würdigt, die letztlich den Untergang des Klosters hinausgezögert hätte. Dennoch kam es aus noch unbekannten Gründen nicht zur Beschreitung des wohl einzig möglichen Rettungsweges, nämlich die Propstei St. Nikolaus aus dem Schottenverband zu lösen und in ein Ottobeurer Priorat umzuwandeln.[38]

Der relative Reichtum der Propstei weckte schließlich die Begehrlichkeit der Stadt, die aber mit ihren entsprechenden Forderungen nur über einen Umweg an der Kurie durchdrang. Am 22. Juni 1498 wurde die Propstei St. Nikolaus auf Druck der Ratsherrn und ihres römischen Agenten von Papst Alexander VI. dem Augustinereremitenkloster inkorporiert, das natürlich seit der Mitte des Jahrhunderts in Vermögensangelegenheiten ebenfalls von Ratspflegern observiert wurde.[39] Somit konnte die Stadt seit 1502 uneingeschränkt die

36) Kießling (wie Anm. 35) 169.

37) Zeller J., Das Provinzialkapitel im Stifte Petershausen im Jahre 1417 (SMGB 41, 1921/22, 1–73, bes. 37–39); dezidiert gegen einen Zusammenhang ist Mischlewski (wie Anm. 33) 31.

38) Mischlewski (wie Anm. 33) 31–38: Die Reihe der meist aus Memmingen selbst stammenden Ottobeurer Pröpste wurde lediglich einmal von Michael Egloffer (vor 1452) unterbrochen. Der gebürtige Memminger war zuvor Mönch in St. Ulrich und Afra in Augsburg.

39) StadtA Memmingen A 368/2: 1498 Juni 22; Kießling (wie Anm. 35) 161; ein Überblick zur Klostergeschichte bietet Hemmerle J., Die Klöster der Augustiner-Eremiten in Bayern (Bayerische Heimatforschung 12, München 1958, 40–44).

Oberaufsicht über die Vermögensverwaltung in beiden geistlichen Institutionen ausüben. Die Augustiner mußten der städtischen Kontrolle auch deshalb zustimmen, weil ihnen die Stadt ein Darlehen von 600 fl für die Übernahme der Propstei St. Nikolaus geliehen hatte.[40] Mit der Inkorporierung waren die jahrhundertealten Verbindungen zum Verband der irischen Benediktinerklöster nunmehr auch juristisch beendet. Kardinallegat Raimund bestätigte am 28. November 1501 den Augustinern die Inkorporierung, allerdings mit der Auflage, die Kirche in einem befriedigenden baulichen Zustand zu erhalten.[41] Papst Alexander VI. erneuerte 1502 die Inkorporierungsprivilegierung für die Memminger Augustiner.[42] Bis auf die Kirche und den engeren Konventsgebäuden fielen in der Folgezeit die übrigen Klosterbauten dem Abriß zum Opfer.

Neben den von der Stadt protegierten Augustinern bemühten sich drei Benediktinerabteien um den Erwerb der Propstei. Die Quelle hierfür ist ein Bericht eines Augustiners, vermutlich ihres Priors Johannes Oster, der nicht nur die Ereignisse anläßlich des endgültigen Abbruches, sondern auch das Aussehen der ehemaligen Klosteranlage festgehalten hat. Der Ottobeurer Prior und Archivar P. Gallus Sandholzer (1569–1619) legte 1607 eine weitgehend identische, wohl jedoch erweiterte Abschrift von Osters Bericht an, die wiederum in die *Chronologia universalis seu Annales monasterii nostri Ottoburani* des P. Albert Krez eingeflossen ist. Inwieweit Krenz wiederum den Bericht verändert bzw. erweitert hat, muß vorläufig dahingestellt bleiben.[43]

---

40) Archivum Monasterii Ottoburani L Chron. 22, 42. Zur Quelle vgl. Anm. 43.

41) StadtA Memmingen Schublade 368,4: Urkunde 1501 Nov. 28.

42) StadtA Memmingen Schublade 368,4: Urkunde 1502 Mai 1.

43) P. Gallus war bis 1612 Prior und überdies von 1612–14 Administrator in St. Mang/Füssen. P. Albert war bis 1677 Subprior in Ottobeuren, von 1677 bis 1680 Professor für Philosophie am Lyzeum in Rottweil. Berühmt wurde er vor allem als Verfasser der 13bändigen Stiftsannalen; der hier interessierende Bericht findet sich im 1700 erschienenen 4. Band, 35–43, vorhanden im Archivum Monasterii Ottoburani Sign. L Chron. 22. Abdruck des Textes im Anhang.
Personenangaben nach Lindner P, Album Ottoburanum (Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 30, 1903, 121, 135f.). – Allerdings gibt der in Ottobeuren verwahrte Bericht den Namen Osters nicht an, es heißt vielmehr lapidar: ... *aus einem alten Manuscripto eines Augustiners* ... Den Hinweis auf Johannes Oster entdeckte Braun U., Wie hat das Schottenkloster ausgesehen? (Das schöne Allgäu 44, 1981, 13–15). Diese nur teilweise Veröffentlichung des Berichtes zeigt, daß Osters Darstellung die Grundlage der Ottobeurer Abschrift bildet. Leider gab Braun nicht an, wo sein Text aufbewahrt wird, eine Nachfrage im Stadtarchiv Memmingen blieb erfolglos. Im Bericht (L Chron. 22, 41) heißt es: *Hucusque praeter Gallus, qui deinde pergit*. Diese Aussage ließe den Schluß zu, daß P. Gallus hier geendet und P. Albert die Hinweise auf die Papsturkunde, auf das Einkommen der Propstei sowie auf die Bewerber für die Inkorporierung selbst geschrieben habe. Allerdings verweist P. Albert am Ende des Berichtes wiederum auf P. Gallus, die Informationen über die Einkommen, die noch 1607 die Augustiner aus dem Propsteigut gezogen hatten, von diesem erhalten zu haben.

Den Angaben in den Klosterannalen zufolge sei Abt Simon Lengenberger von Ochsenhausen (1482–1498) bereit gewesen, St. Nikolaus seinem Kloster zu inkorporieren und mit sechs Konventualen neu zu besiedeln. Natürlich bemühte sich auch der Abt des Regensburger Schottenklosters um die Erhaltung von St. Nikolaus für seinen Verband. Seine Vorstellungen konnten jedoch von Memminger Seite durch ihren Agenten am päpstlichen Hof gestoppt werden. Auch der Weingartner Abt sei mit dem Hinweis auf die welfische Tradition beider Klöster an den Kaiser mit der Bitte um Inkorporierung herangetreten, allerdings ebenso ohne Erfolg.[44] Bei dem letzten Hinweis treten jedoch Datierungsprobleme auf, denn Sandholzer gibt den Namen des Weingartner Abts mit *Wägele* an. Damit kann eigentlich nur der berühmte „zweite Gründer" Weingartens, der große, teilweise umstrittene Reformabt Georg Wegelin gemeint sein, der zwischen 1586 und 1627 das Kloster leitete.[45] Mehrere Interpretationen des Sandholzerschen Berichtes sind deshalb möglich. Entweder übernahm er die Vorgabe des Augustinerpriors und fügte fälschlicherweise den Namen des in seiner Zeit regierenden Abtes ein, damit könnte die Information in die Zeit um 1500 ‚gerettet' werden, oder die Bemühungen Weingartens lassen sich tatsächlich erst einhundert Jahre später feststellen und Sandholzer hätte damit den Bericht mit einer aktuellen Notiz erweitert. Dafür spräche der 1610 erfolgte Weingartner Erwerb des Priorates Feldkirch[46] und somit wäre Memmingen dann ein weiterer Kandidat einer gezielten Erwerbungspolitik gewesen. Gegen eine derartige Interpretation steht aber massiv die Tatsache, daß es zur Zeit Wegelins keinerlei Kirchen- und Klostergebäude in Memmingen mehr gegeben hat. Damit dürfte eine irrtümliche Erweiterung des alten Berichtes durch Sandholzer wahrscheinlicher sein. Freilich ließen sich bisher keine Hinweise finden, daß der Weingartner Abt Hermann von Burgau (1491–1520), der Initiator des spätgotischen Kreuzgangbaues, entsprechende Anstrengungen unternommen hätte. Ein Indiz liefert allein die bereits erwähnte Handschrift aus der Württembergischen Landesbibliothek. Sie stammte ursprünglich aus Weingarten und ist aufgrund ihres Papiers auf den Zeitraum 1504-06 zu datieren, also just in die hier interessierende Epoche. Rot eingefärbte Überschriften, teilweise Goldinitialen und mehrere beigefügte Wappen verweisen auf eine prächtige Ausstattung der Handschrift, deren Inhalt das welfische Traditionsbewußtsein in Weingarten dokumentiert. Der *Historia Welforum* folgen eine Welfenstammtafel und die genealogisch angelegte *Summula de Guelfis*. Anschließend findet sich ein Traktat über das im Kloster sehr verehrte Heilige Blut und zum Abschluß die *Chronica monasterii Sancti Nicolai*.[47] Der Auftraggeber der Handschrift, möglicherweise

44) Archivum Monasterii Ottoburani L Chron. 22, 42f.

45) Kruse N./Rudolf H. U./Schillig D./Walter E. (Hrsg.), Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Biberach 1992, 181–184).

46) Quarthal F. (Hrsg.), Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (Germania Benedictina 5, St. Ottilien 1975, 625).

47) Fischer M. (Hrsg.), Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (Wiesbaden 1975, 2. Reihe/5. Bd., 43f.).

Abt Hermann, hatte somit auf der Basis einer gemeinsamen welfischen Tradition eine enge Verbindung zwischen Weingarten und St. Nikolaus in Memmingen im Auge. Die Ursache für die Zusammenfassung der genannten historischen Texte könnte deshalb in den angedeuteten Bestrebungen Weingartens, das Schottenkloster zu übernehmen, liegen. Die Weingartner Überlieferung besitzt im übrigen nur wenige Berührungen mit anderen, die Memminger Gründungslegende enthaltenden Handschriften. Von den bisher aufgefundenen sechzehn Exemplaren lag der Entstehungsort nur im Falle Weingartens westlich des Lechs, die meisten stammen aus Regensburg, die restlichen aus Oberaltaich, Wessobrunn, Tegernsee, Ebersberg und Wien.[48] Damit braucht es nicht nur Zufall sein, daß nur aus einem oberschwäbischen Benediktinerkloster der Gründungsbericht überliefert ist.

Der Umfang der Gründungsausstattung – acht Jauchert Acker, ein Waldstück, ferner der 1332 als Bleiche an die Stadt verkaufte Brühl sowie der Weiler Eichholz bei Dietmannsried – war sehr gering, so daß das Kloster, hier ist Rolf Kießling zuzustimmen, keine „bedeutsame Rolle für die Stadt spielen konnte".[49] Allerdings betrugen die gesamten Pfründeneinnahmen aus St. Nikolaus – wohl dank der guten Wirtschaftsverwaltung der Ottobeurer Pröpste – im Jahre 1499 satte 80 rfl; noch 1524 konnte ein Reingewinn von 74 Pfd 3 Sh 1d erzielt werden, was umso bemerkenswerter ist, da – zum Vergleich – lediglich 7% der Pfarreien im Bistum Konstanz über Einnahmen von über 50 rfl verfügten.[50] Wie ließe sich diese augenfällige Veränderung zwischen dem 12. und dem frühen 16. Jahrhundert erklären? Nun, exakte Hinweise auf weitere Güter gibt es nicht, ein Fingerzeig könnte jedoch die Archivsituation geben. Unter dem im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München vormals vorhandenen Bestand „Klöster Memmingen" befanden sich unter dem Stichwort „Memmingen-Schotten" eine Reihe von Urkunden,[51] die inzwischen auf die Staatsarchive Würzburg und Augsburg („Memmingen Reichsstadt" bzw. „Unterhospital Memmingen") aufgeteilt worden sind. Bei jenen Urkunden, die sich heute unter der Rubrik „Unterhospital Memmingen" befinden, handelt es sich um Lehensbestätigungen, die die Äbte von Ottobeuren für einen Hof zu Steinheim, eineinhalb Höfe in Schlegelsberg, einen Hof in Attenhausen und für ein Gut in Altisried zu Beginn des 16. Jahrhunderts vornahmen.[52]

48) Breatnach (wie Anm. 10) 79–95.

49) Kießling R., Die Stadt und ihr Land (Städteforschung A Bd. 29, Köln–Wien 1989, 285).

50) Zahlen nach Mischlewski A., Klöster und Spitäler in der Stadt (Geschichte der Stadt Memmingen Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende der Reichsstadt, Stuttgart 1997, 291); Krebs M., Die Annaten-Register des Bistums Konstanz aus dem 15. Jahrhundert (Freiburger Diözesanarchiv 76, 1956, 3–467, hier 12).

51) Vorhanden im Repertorienzimmer des BayHStM.

52) StA Augsburg Unterhospital Memmingen Urk. 1505 Okt. 20, 1509 Juni 06, 1510 Dez. 9. Mit Steinheim wurde das Unterspital erstmals 1453 belehnt, mit Schlegelsberg, Attenhausen und Altusried 1470. Zum Besitz siehe Lambacher H., Das Spital der Reichsstadt Memmingen (Memminger Forschungen 1, Kempten 1991, 140, 142). Die Dörfer Altisried, Schlegelsberg und Attenhausen gehörten noch um 1800

Hinzu kam ein spitaleigener Hof in Westerheim.[53] Hinweise in diesen Urkunden auf das Memminger Schottenkloster fehlen völlig, jedoch wäre es vorstellbar, hier ehemalige Besitzungen der Propstei zu vermuten, die von der Stadt, nachdem sie die Vermögenshoheit über St. Nikolaus erworben hatte, dem Spitalgut eingegliedert wurden. Ein letztes und zugleich singuläres Indiz für diese Hypothese wäre dann der inzwischen aufgelöste, ursprünglich dem Schottenkloster zugeschriebene Urkundenbestand. Damit ließen sich dann möglicherweise die hohen Pfründeneinnahmen annähernd erklären.

III.

Memmingen gehörte zu jenen Orten, in denen reformatorische Bewegungen besonders rasch Fuß fassen konnten. Am Ende der Zeit der sog. „Gemeindereformation" (Blickle), 1524, galt die Stadt als Vorkämpferin der neuen Kirchenvorstellungen. Trotz einer zunehmenden außenpolitischen Isolierung akzentuierte die Mehrheit im Rat ab 1525 diese Entwicklung. Großes Aufsehen erregte etwa die am 9. Dezember 1528 beschlossene Abschaffung des katholischen Messritus. Auf dem anschließenden Reichstag in Speyer mußte der Memminger Gesandte Hans Ehinger viel Kritik für diese Haltung einstecken. Trotz dieses Druckes plädierte Ehinger für eine Fortsetzung der forcierten reformatorischen Bemühungen. Er schlug im Februar 1529 den Ratsherrn die rasche Entfernung des Kirchenschmuckes und die Beseitigung der traditionellen Meßgewänder vor. Ebenso befürwortete er einen Abriß der Schottenkirche, die während des Bauernkriegs den Aufständischen einen Stützpunkt anläßlich der kurzzeitigen Belagerung der Stadt geboten hätte.[54] Bereits auf dem Augsburger Reichstag vom 11. Dezember 1525 bis 9. Januar 1526 soll der damalige Memminger Gesandte Hans Keller mit anderen Städteabgeordneten über den völligen Abriß beraten haben.[55] Offensichtlich bereitete die quasi reichsunmittelbare Stellung des Schottenklosterverbandes, der auf seine Memminger Dependance niemals offiziell verzichtet hatte, Schwierigkeiten bei der ins Auge gefaßten Zerstörung.

Im Frühjahr/Sommer 1529 stand Memmingen in Gefahr, von katholischen Kräften angegriffen zu werden. Hans Ehinger riet der Stadt am 23. April zur

zum Ottobeurer Klostergebiet; ferner verfügte des Kloster im 15. Jahrhundert über mehreren Besitz in Steinheim. Vgl. dazu Blickle (wie Anm. 20) 57, 65f., 181f., 213f.

53) StA Augsburg Unterhospital Memmingen Urk. 1543 Juni 20, 1563 April 06, 1565 Sept. 18.

54) Braun (wie Anm. 43); Braun W., Das Schottenkloster zu St. Nikolaus in Memmingen (Der Spiegelschwab. Heimatbeilage der Memminger Zeitung, Nr . 4, Jg. 1953, 13); N.N., Memmingen vor 400 Jahren (Der Spiegelschwab. Heimatbeilage der Memminger Zeitung, Nr. 12, Jg. 1973, 47).

55) Grundlegend zur Reformationszeit nunmehr Frieß P., Die Außenpolitik der Reichsstadt Memmingen in der Reformationszeit (Memminger Forschungen 4, Memmingen 1993, hier 86).

schleunigen Instandsetzung ihrer Verteidigungsanlagen, die dann vom Rat auch sofort angeordnet wurde. Am 14. Juni begann man mit dem Bau eines neuen Bollwerkes, nachdem selbst Martin Luther in einem Brief an den Memminger Rat die Abschaffung des alten Messritus kritisiert hatte. Im Sommer überwachten Memminger Boten und Spitzel mögliche Rüstungsanstrengungen von kaiserlicher Seite. Befürchtet wurde ein Angriff von bayerischer Seite bzw. vom kaiserlichen Feldhauptmann Kaspar von Frundsberg, so daß im Oktober die Anstrengungen zur Sicherung der Stadt noch einmal verstärkt wurden.[56] Mitten in diesen hektischen Bemühungen begann man am 16. Oktober mit dem Abriß der Schottenkirche. Unter der Führung von Ulrich Lieber – Mitglied des Geheimen Rates seit 1525 und eifriger Befürworter der Reformation[57] – erschien eine Ratsgesandtschaft, unter ihnen die beiden Gotteshauspfleger der Augustinereremiten, vor dem dortigen Konvent. Sie lasen drei Mandate König (!) Ferdinands (Erzherzog von Österreich 1521–64 bzw. röm. König 1531–64) vor, in denen er um Hilfe gegen die vordringenden Türken bat. Die Briefe Ferdinands erreichten die Memminger im übrigen via Nürnberg und Augsburg. Die Schreiben boten dem außenpolitisch in die Defensive geratenen Rat den Vorwand, die vor der Stadt liegende Schottenpropstei St. Nikolaus zu beseitigen, ansonsten, so argumentierte man, bestehe die Gefahr, *die gemaine Stadt möchte beschädiget werd(e)n durch denn Türckh(e)n, der sich daher möchte legern.*[58] So beschloß der Rat mit den durch den Abbruch gewonnenen Steinen die Stadtmauern auszubessern, um dem *Erbfeindt* Widerstand leisten zu können. Sahen die Bürger in ihrer angsterfüllten Phantasie tatsächlich schon ein türkisches Heer vor der Stadtmauer lagern? Allein ein Blick auf das Verhalten der Stadt in puncto Türkenhilfe an Erzherzog Ferdinand läßt Zweifel an einer diesbezüglichen Sorge aufkommen, denn 1523 bzw. 1526 kämpfte die Stadt energisch um eine Verringerung der von ihr geforderten Abgaben. Immerhin, der für die Fleischversorgung bedeutsame Handel mit ungarischen Ochsenherden brach mit der türkischen Eroberung Ungarns zusammen. Den daraus resultierenden Engpässen versuchte der Memminger Rat mit einer Bannmeilenverordnung für Metzger zu begegnen.[59] Durch erhebliche wirtschaftliche Einbußen bei den Textilexporten in den Südosten bzw. bei den Eisenerzimporten aus dem Osten kam es zu weiteren, für Memmingen spürbaren Einschränkungen.[60] An ein militärisches Vordringen der Türken nach Oberschwaben dachte aber ernsthaft niemand. Vielmehr stand der *Erbfeindt* im eigenen, katholisch gebliebenen Lager. Von diesem ging eine

58) Frieß (wie Anm. 55) 97–107, zu Hans Ehinger 240.
57) Frieß (wie Anm. 55) 44, 75, 116 et al., zu Ulrich Lieber 242.
58) Archivum Monasterii Ottoburani L Chron. 22, 37f.
59) Frieß (wie Anm. 55) 63, 87–90.
60) Westermann E. (Hrsg.), Internationaler Ochsenhandel in der Frühen Neuzeit (1470–1750) (Stuttgart 1980, 234–276); Pickl O., Memmingen und die süddeutschen Städte in ihren Handelsbeziehungen zum Südosten (Memminger Geschichtsblätter 1967, 5–22, hier 14, 16, 20).

ernsthafte Gefahr für die zwinglianisch geprägten Reformationsanstrengungen aus, Kirche und Konventsgebäude wirkten daher als eine nicht mehr tolerierbare Provokation. Somit erscheint die Argumentation Ulrich Liebers und der von ihm angeführten Ratskommission lediglich vorgeschoben, um ein weiteres Stück altgläubiger Tradition aus dem Stadtbild verbannen zu können.

Im Oktober 1529 erfolgte also der Abbruch der Kirche und mit ihr jener der gesamten, vor dem Kalchtor gelegenen Vorstadt.[61] Die Hinweise der in die Defensive geratenen Augustiner auf die kaiserlichen und päpstlichen Privilegien schüchterten den Rat nicht ein. Nur einen Tag nach dem Besuch der Gesandtschaft begann am 17. Oktober 1529 der Abriß. Zunächst wurden das Hochgrab, die Altäre und das Kirchengestühl entfernt, die Zugänge zum Hochchor demoliert. Bis Freitag dann wurden das Kirchengebäude, die Türme und der Kreuzgang abgedeckt, der Dachstuhl abgerissen und die drei Glocken beseitigt. Die lutherische Häresie und kein Eigenverschulden der Katholiken, so Franciscus Petrus, habe das Ende des zweifellos schon lange Zeit desolaten Klosters eingeläutet.[62] Wie in Memmingen gaben etwa auch in Augsburg[63] reformatorische Strömungen den Anlaß für den Abriß von Kirchen im Vorfeld der Mauern. Im Anschluß an die vom Augsburger Rat am 17. Januar 1537 angeordnete Durchführung der Reformation wurden nicht nur alle Immunitäten aufgehoben, sondern auch die Abtragung des dortigen Benediktinerklosters St. Nikolaus sowie dreier weiterer Kapellen befohlen. Und auch das Konstanzer Schottenkloster mußte in den Augen des neugläubigen Rates weichen. Als der Druck auf die zwinglianisch gesinnte Stadtobrigkeit zu groß und die Gefahr einer militärischen Intervention von seiten der altgläubigen österreichischen Herrschaft akut wurde, verfügten auch die Konstanzer Ratsherrn 1530 den Abriß. Damit handelten sie im Grunde ebenso wie ihre Memminger Kollegen ein Jahr zuvor, die sie möglicherweise zu diesem Schritt inspiriert hatten.

Das Vorgehen des Rates ließ den Augustinern keine Alternative, ohnmächtig protestierend mußten sie dem Geschehen zusehen. So konnten sie nur in einem Bericht neben der Schilderung der Ereignisse auch das Aussehen der ehemaligen Klosteranlage festhalten. Da etwaige Kirchenansichten bisher nicht gefunden werden konnten, stellt die Darstellung die einzige Quelle zum Aussehen des Klosters und seiner Kirche dar. Die Zuordnung der einzelnen

61) Das Ratsprotokoll soll den Abbruch schon auf den 26. April 1529 datieren: *Saint Niclaus Kirchen abbrochen. Die Häuser an der Mauer abbrochen, man kond die forstat nit wol halten.* Zit.n. Braun U., Stätte der Stille. Der Alte Friedhof zu Memmingen (Das schöne Allgäu 38, 1975, S. 114–116). Vgl. ferner Keyser E./Stoob H. (Hrsg.), Bayerisches Städtebuch (Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1974, Bd. 2, 362f.).

62) Petrus (wie Anm. 9) 246.

63) Kießling R., Die unvollendete Reformation: Schmalkaldischer Krieg und Interim als Stationen auf dem Weg zur Bikonfessionalität (Reformation und Reichsstadt – Luther in Augsburg, hrsg. v. H. Gier/R. Schwarz, Augsburg 1996, 117–133).

Bauelemente und des angegebenen Inventars gestaltet sich schwierig und läßt Raum für mehrere Möglichkeiten.[64]

Die Klosteranlage bestand aus einer zweitürmigen Kirche mit Chor, einem Friedhof, durch den man gehen mußte, wollte man die Kirche von der Stadtseite her betreten. Der Friedhof war ummauert, vor dem Eingangstor – wie auch vor dem Kirchenportal – war in den Boden ein Eisengitter eingelassen mit einer darunter liegenden Grube, wohl um das Areal vor allzustarker Verschmutzung zu bewahren. An den Kirchenlängsseiten schlossen sich Kreuzgang sowie ein Klostergarten an. Der Kreuzgang mit einem Brunnen in der Mitte (?) war zwischen der Kirche und den zentralen Klostergebäuden plaziert. Kapitelsraum, Dormitorium, Refektorium und die Räumlichkeiten des Abtes werden erwähnt, ebenso ein Keller, nicht aber eine Bibliothek.

Das Kirchengebäude selbst war mit Chor ca. 43,2m (144 Schuh) lang, die Breite betrug im Inneren ca. 10,2m (34 Schuh), hinzu kam eine Mauerdicke von jeweils ca. 1,5m (5 Schuh). Der Haupteingang erfolgte für die Laien über die Friedhofsseite, für die Mönche direkt vom Kreuzgang. Am Chor selbst war eine Kapelle zu Ehren U. L. Frau angebaut. Diese besaß ein eigenes Glöcklein. Drei Glocken unterschiedlicher Größe befanden sich überdies in einem der hohen Türme, nämlich in jenem gegenüber dem Garten.

Der Hauptaltar im Chor war dem hl. Nikolaus geweiht, an der Chortafel wurden die Sakramente aufbewahrt. Vor dem Hauptaltar befand sich – leicht verschoben gegen die Kreuzgangseite hin – ein Hochgrab, in dem sich die Gebeine eines hier besonders verehrten Benediktiners namens Gotthard befanden. Am Eingang des Chors an der – von der Haupttür aus gesehenen – linken Seite standen noch zwei weitere Altäre, die dem hl. Gallus bzw. der Heiligkreuzauffindung geweiht waren. Auf der Kreuzgangseite – in der (rechten?) Ecke – befand sich noch ein Katharinenaltar. Insgesamt beherbergte die Kirche im Vorderbereich also fünf Altäre und ein Hochgrab. Der Chor war überdies mit einem Eisengitter vom Zentralraum abgesperrt. Mönchschor und Laienkirche blieben somit streng getrennt. Ausdrücklich verweist der Bericht in diesem Zusammenhang auf die Pfarrechte. Viele Häuser innerhalb wie außerhalb der Stadt haben pfarreimäßig zu St. Nikolaus gehört.

An der Rückseite des Langhauses befand sich der St. Michaelschor, der mit Hilfe von zwei Stiegen, befestigt an den äußeren Kirchenmauern, erreicht werden konnte. Von dort erreichte man sowohl die Türme als auch eine eigene Michaelskapelle mit einem Altar und einem *schön gewölb*. Aus der Kapelle führte eine Türe in die eigentlichen Abteiräume.

Am merkwürdigsten ist im Kircheninneren wohl das hölzerne und bemalte Hochgrab für einen Benediktinermönch namens *Gotthardus*. Die Verbindung Gotthards mit einem Benediktinermönch läßt unweigerlich an den im Hildesheimer Dom begrabenen Bischof Godehard (Gotthard) denken, der aus Bayern stammend 996 zum Abt von Niederaltaich aufstieg, ehe er 1022 auf den Hildesheimer Bischofsstuhl wechselte und am 5. Mai 1038 dort verstarb. Die-

64) Archivum Monasterii Ottoburani L Chron. 22, 35–37; vgl. den Anhang.

ser große Klosterreformer des 11. Jahrhunderts hat aber nun weder bekannte Beziehungen zu Memmingen noch zu den irischen Benediktinern – und auch von Memmingen bis zu dem nach ihm benannten St. Gotthard-Paß ist es noch etwas weit. Der einzige schwache Hinweis liegt in der Tatsache, daß Gotthard in ganz Europa als Patron zahlreicher Wallfahrtskirchen nachweisbar ist. Nach der Erhebung seiner Gebeine 1132 kamen viele Reliquien in den bayerisch-schwäbischen Raum.[65] Sollten also die irischen *monachi peregrini* bewußt einen im 12. Jahrhundert aktuellen, noch dazu benediktinischen Pilgerheiligen ausgewählt haben und dabei, aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen auf jenen Gotthard gekommen sein? Der Abrißbericht vermerkt eindeutig, daß sich ein Schädel sowie mehrere Knochen im Grab befunden haben, die dann ganz achtlos verschludert worden seien. Wenn aber der 'wahre' Gotthard in Hildesheim begraben liegt, wessen Gebeine beherbergte dann das Memminger Hochgrab? Eine Suche nach weiteren Heiligen namens Gotthard verlief bisher ergebnislos.[66] Hypothetischerweise wäre es natürlich möglich, einen lokalen Gotthardkult anzunehmen und damit eine Verehrung für eine Person, die nur hier nachweisbar ist. Verbirgt sich hinter dem Namen vielleicht doch ein Ire – eventuell Gildas –, der, einer damals üblichen Praxis zufolge, einen lateinischen Namen angenommen hat und in Memmingen verstorben ist?[67] So hieß der Gründer der irischen Reklusengemeinschaft an der Kirche Weih Sankt Peter, Marianus, im Gälischen korrekt Muiredaac trog Macc Robartaig.[68] Summa summarum bleibt die Suche nach der Identität des in der Klosterkirche St. Nikolaus verehrten Heiligen unbefriedigend.

Die Abrißkolonne leistete ganze Arbeit. Die Gebeine des hl. Gotthards wurden von den gottlosen Memmingern, so der grollende Augustinerprior, verspottet und zerstreut. Ebenso ging es den übrigen Altarreliquien, sie sind heute nicht mehr auffindbar. Damit kann die Frage nach dem Vorhandensein von Nikolausreliquien nicht mehr beantwortet werden.[69] Unter dem Katharinenaltar wurde noch Geld gefunden – *ohn zweyffel nit wenig*, wie es im Bericht heißt! Deshalb ließ der Rat Tag und Nacht unter strenger Bewachung weiter suchen, allerdings ohne Erfolg.

---

65) Fellenberg J. gen. Reinold, Die Verehrung des heiligen Gotthard von Hildesheim in Kirche und Volk (Rheinisches Archiv 74, Bonn 1970) erwähnt Memmingen nicht; Goetting H., Die Hildesheimer Bischöfe von 815 bis 1221 (1227) (Germania Sacra N.F. 20, Berlin–New York 1984, 230–256).

66) Stadler J. Ev. (Hrsg.), Vollständiges Heiligen-Lexikon oder Lebensgeschichten aller Heiligen, Seligen usw. (Augsburg 1861, Bd. 2, 456–459, 473); Wimmer O./Melzer H. (Hrsg.), Lexikon der Namen und Heiligen (Innsbruck–Wien 1984, 324f.); LThK 4, 1995, 814f. (Hans-Henning Kortüm). Keinerlei Hinweise in Helvetica Sancta, hrsg. v. L. Burgener, (Einsiedeln–New York 1960); Ryan D'Arcy M., The Saints of Ireland (Cork–Dublin ^{5}1985).

67) DHGE 4, 1948, 1342 f.

68) McGroarty ist heute noch ein gebräuchlicher Name in Donegal. Hinweis bei Ó Cróinín D., Early Medieval Ireland 400–1200 (London–New York 1995, 230).

69) Jahn (wie Anm. 19) 93.

Übriggeblieben ist, wie gesagt, vom Memminger Schottenkloster wenig. Ein paar Urkunden, verstreute Hinweise in anderen Quellen, eine apokryphe Gründungslegende und ein ausführlicher Bericht über den Abriß. Die Steine wurden für den Bau eines Bollwerkes am Kemptner Graben verwendet. Eine romanische Säulenbasis, vielleicht Teil einer Lettner- oder Emporensäule, konnte gefunden werden; er ist bisher der einzige Überrest der einstigen Kirche St. Nikolaus.[70] Seit 1532 bedeckt ein Friedhof das ehemalige Klosterareal. Trotzdem hat auch diese monastische Einrichtung fremder, genauer irischer Benediktiner die Stadtgeschichte Memmingens im Mittelalter mit beeinflußt und deshalb ist es notwendig und legitim, dann und wann an diese kleine Niederlassung zu erinnern.

70) Miedel H., Ein Werkstück vom Memminger Schottenkloster (Der Spiegelschwab. Heimatbeilage der Memminger Zeitung, Nr. 8, Jg. 1960, 32).

Anhang

Signatur: Archivum Monasterii Ottoburani L Chron. 22

P. Albert Krez, Chronologia universalis seu Annales monasterii nostri Ottoburani Tomus IV [1700][71]

<S.35> Anno 1607 hat unser P. Gallus Sandtholzer auß einem alten Manuscripto eines Augustiners die probstey vnd Godtshaus S. Nicolai zu Memming[en] so anfangs S. Benedict ordens und Ottembeyrn zugehörig gewesen, wie folgt beschriben.

[am Rande:] Stiftung S.Niclas Closter zu Memming[en]

Ein Herzog von Schwab[e]n mit namen Welffe hat d[a]z Godtshaus zue S. Niclaus vor der stadtmaur Memming[e]n gestifft vnd ist gestand[en] ob (bey) 800 iahren, älter dann die Stadt Memming[e]n vnd d[a]z reichlich begabt mit zeitlich[e]n güethern vnd in solcher Maaß, d[a]z alle die wohnende gaistlich vnd weltliche personen solten an dem orth, da ihr auffenthalt vnd nahrung haben in ewig[er] Zeit; auch alle gebäue im grundt, vnd oberhalb wol bewahret, auch wehrhafft, d[a]z solt nit zergohn oder zerstöhrt werd[e]n in ewiger Zeit.

[am Rande:] dessen beschreibung

Wie d[a]z Closter oder behausung ist gewesen vnd formiret, hat mann vnderschidlich mög[e]n erkhennen vnd sehen im Creüzgang, welche thür ist gang[e]n in d[a]z Capitel, auf d[e]z schlaffhaus, in d[a]z speißgad[e]n, in d[a]z refectorium hinab in keller, hinauff in die Abbtey etc. Im Creüzgang war ein guether bronn.

<S.36> Die Kirch vnd Chor ist lang 144 schuch vnd inwendig 34 schuch brayth, die Maur 5 schu[ch] dickh. Aus der kirch[e]n ist mann gang[e]n in Creüzgang, aus dem Chor in V. L. Fr. Capell, die hat ein besonders Glöckhlin gehabt.

Der Chor altar ist geweyhet vnd consecriert in der Ehr des Hl. Beichtigers Nicolai, vnd in der Chortafel seind gestand alle Hl. Sacrament. Vornen vnd

71) Zur Edition: Groß- und Kleinschreibung wurde weitgehend nach dem Original belassen und nur bei Namen (Personen, Orte) behutsam der heutigen Schreibweise angenähert. In <..> werden die Seitenzahlen, in [..] Zusätze, Ergänzungen zum besseren Verständnis angeboten; (..) entspricht den Klammern im Original. Die sich am Rande befindlichen Anmerkungen wurden mit dem Zusatz [am Rand:] kenntlich gemacht und an entsprechender Stelle in den Text eingeordnet.

hind[e]n durchsichtige eysin gätter, dann es ist ein pfarr gewes[e]n vnd ein guether thail in der Stadt, auch ausserhalb vil häuser daher pfärrig gewes[e]n. Auch ein altar, so mann in Chor hineingehet zue der linckh[e]n handt, der ist geweyhet vnd consecriert in der Ehr S. Gall[e]n des Hl. Abbts. Auch ein altar so mann in Chor hineingehet zue der linckh[e]n handt, der ist geweyhet vnd consecriert in der Ehr des Hl. Creüzerfindung vnd Erhöchung. Auch ein Altar in dem Egg am Creüzgang ist geweyhet in der Ehr S. Catharinae Virg[inis].

Vor dem mitel altar beseyts gegen dem Creüzgang ist ein erhebt grab von holzwerckh angestrich[e]n vnd ein Mönch S. Benedict[en] ordens gemahlet an d[a]z grab, auch an d[a]z grab geschrib[e]n S. Gotthardus.

In den kirch[e]n zue beed[e]n orth[e]n an der kirchmaur ist ein lange stig hinauffgang[e]n auf S. Michaels Chor, da ist ein vorschopf, ein weites hölzinn gätter, auß dem mann in die Kirch hinab gesehen; auß dem seyn erst zue bayd orth[e]n zwo thürn hineingang[e]n in S. Michaelis Capell, da ist ein altar in miten d[e]r Capell, <S.37> darob ein schöns gewölb vnd auß der Capell ein thür in die Abbtey oder Probstey, auch beyseyts in S. Michaels Capell 2 schöne hoche thürn, in einem ied[e]n orth der maurn ein thurn. In die[s]en einen thürn geg[e]n der probstey gart[e]n seindt gehang[e]n 3 glöckhln. Die eine ist auß alle orth 5 guether schue, die ander etwas minders, die 3. noch minder doch nit kleiner dann der brüed[er] oder Augustiner glockh. Auch im eingang auß der statt in d[a]z godtshaus ein freythoff oder Leichleg[e]n mit einer Maur vmbfang[e]n. Im eingang ein grueb, darob ein gueth eysin gäther, des gleich[e]n vor der andern thür ein grueb, vnd darob ein eysin gätter.

In dem Godtshaus ist ein kayserliche freyung gewes[e]n, auß dem gottshaus ist die Stadt Memming[e]n nie beschädiget word[e]n, noch ihre Feindt da auffenthalt[e]n, in kain weg, dann durch die burger möcht[e]n beursacht sein word[e]n, d[a]z Godtshaus abzuebrech[e]n vnd zue verstörn, sonder die gemaine Stadt vnd alle handtwerkher dess[e]n vil genoss[e]n Nutz vnd Ehr gehabt, vil mensch[e]n mit grosser lieb vnd andacht besuecht.

[am Rande:] die Memminger belang[en] die Augustiner vmb dessen demolierung

Da man zahlt hat 1529 iahr am Montag vor S.Gallen tag[e]n, sein zu uns[72] Priore vnd Convent hineinchom[e]n in des Raths nam[e]n Vlrich Lieber,[73] David Döttenkhofer,[74] Stadtschreiber,[75] Jacob Kerler, Mang Engl[er],[76] die bayd

72) Durchgestrichen: komen

73) Zu Ulrich Lieber siehe Eirch R., Memmingens Wirtschaft und Patriziat von 1347 bis 1551 (Weißenhorn 1971, 290).

74) Zu David von Dettighofen und seiner Handelsgesellschaft siehe Eirich (wie Anm. 73), 242f.

75) Als Stadtschreiber ist für 1524, 1529–31 u.ö. Georg Maurer belegt: Burger G., Die südwestdeutschen Stadtschreiber im Mittelalter (Böblingen 1960, 297–299).

76) Jakob Kaerler (Kerler) war Gerber und gehörte zwischen 1528 und 1547 mehrmals dem Rat an. Darüber hinaus amtierte er mehrere Jahre als Zunftmeister. Der Bäcker Mang Engler ist zwischen 1527 und 1540 mehrere Jahre im Rat vertreten;

vnser vnd vnsers Gottshauspfleger <S.38> alle des Raths, hat der Stadtschreiber vnß verlesen 3 brieff, die die Königl[iche] M[aje]st[ät] Ferdinandus hat Burgermaystern vnd Rath zuegeschickht, vnd hilff begehrt wider dem Türckhisch[e]n Tyrann[en], auch ein brieff, die von Nürenberg denen von Augsp[urg] zue geschickt vnd sonst noch ein Augspurgisch schreiben an die von Memming[e]n abgangen, in welchem vns angezaigt die grosse macht des Türkhens, auch d[e]z verderbens vnd der Cristenblueth vergiess[e]n. Alsbald dise brieff verlesen word[e]n, hat der Stadtschreiber gesagt: Also muess mann die godtlosen zum bredt treib[e]n Nach dem hat Vlrich Lieber anfang[e]n zue red[e]n gegen den Prior vnd Convent, wie da lig vnd sey ein propbstey S. Nicolai vor der Stadt, durch welche die gemaine Stadt möchte beschädiget werd[e]n durch denn Türckh[e]n, der sich daher möcht legern, so wärn burg[er]mayster vnd rath des fürnemens, vnd willens die probstey aus dem grundt abzubrech[e]n, vnd mit dem steinhauff[e]n vnd w[e]z sonst da ist ihr stadt zuebewahren vnd zuebevestig[e]n wider dem Erbfeindt, ihme wid[er]stand zu thun, ohngezweyfflet, so d[a]z wurd[e]n hören vnd sehen alle vmbsessen Edelleuth vnd Prelat[e]n, wurd[en] sie mit leib vnd gueth zue ihnen flieh[e]n, ob wir Prior vnd Convent wöll[en] verwillig[e]n vnd zuegeben die Probstey abzuebrech[e]n.

[am Rande:] Was die Augustiner geantworthet

Auff solches anbring[e]n vnd begehren haben wir vnß Prior vnd Convent miteinander vnd[er]redt, vnd die andtworth geb[e]n, die Zuekunfft des Türckhens vnd bluethvergiessen der Christen seye vns von herzen layd, vnd ob (wann) der Türckh vor aug[en] wärr <S.39> woltenn wir nit allein vnser gueth sond[ern] auch vnser leib darspann[e]n vnd geb[e]n, auch darbey geredet vnd gesagt, die Probstey sey Priorn vnd Convent, vnserem godtshaus einverleibt mit grundt vnd boden vnd aller zuegehörde kelch, messgewandt, altartüecher, büecher, glockhen vnd w[a]z da ist, vnd d[e]z wir zuegeben die abzuebrechen, seye nit vnsern gewalt.

[am Rande:] Was die Memminger repleciret

Auff d[e]z hat Vlrich Lieber gesagt, wo wir d[e]z nit zuegeb[e]n wurd[en], möchten sie sprech[e]n wir wär[e]n Machometisch, auch darbey gesagt, alle Privilegia vnd Freyhait[e]n seyn ietzt todt vnd ab. Nach disem hat der Stadtschreiber gesagt, wo wir nit werden verwillig[e]n solche zw schlaipf[e]n, so werde die gemaindt yber vns fallen.

[am Rande:] die Augustiner opponiern sich vnd protestir[e]n

---

auch er war häufig Zunftmeister: Westermann A., Der Rat der Reichsstadt Memmingen von 1446–1552 (Archiv für Stamm und Wappenkunde 10, 1909, Heft 4, 51–62, hier 54, 56); auf breiterer Quellenbasis Eitel P., Die oberschwäbischen Reichsstädte im Zeitalter der Zunftherrschaft (Stuttgart 1970, 191–243, hier 200, 205).

Auff d[a]z haben wir Prior vnd Convent vnser 2 pfleger zue vns genomm[e]n, ein khlaine vndered miteinander gehalt[e]n, vnd Jacob Kerlern zuered[e]n befohl[e]n also: Solch begehrn so ein Ersamer Rath an vnß thuet, d[a]z wir soll[e]n verwillig[e]n vnd zuegeb[e]n die propstey abzuebrech[e]n, d[a]z sey nit in vnser macht noch gewalt, dess hat sich Jacob Kerler als vnsers Godtshauspfleger in vnserem Namen protestiert, vnd ob (wann) sy wurden des Godtshauß (des AugustinerClosters) propstey abbrech[e]n, so woll[e]n wir abermahls protestieret haben, vnsern recht[e]n gerechtigkheiten, Zins[e]n, Zehend[en], Rent[e]n, Gült[e]n ohnschädlich. <S.40> Bald auff d[a]z hat der Stadtschreiber gesagt, wie der Bischoff von Trient vnd Doctor Fabri[77] sie beede seyen schandtlich vom König Ferdinando gefloh[e]n darauff gesaget; d[a]z könd[en] mir gesell[e]n sin. D[a]z ist alles am Montag geschehen.

[am Rande:] die Stadt lass S. Nicolaus Closter nach vnd nach abbrech[e]n

Item am afftermontag[78] haben burgermayster vnd Rath ihre werckhleüth hinausgeschickht in die probstey vnd erstlich d[a]z gestüel aus der kirch[e]n gethan, d[a]z pauiment[79] vnd stein auffgehebt, ein erhebtes grab von holz S. Gotthardi hinwegkh gethan, d[a]z gländer von beed[e]n stieg[en] die hinauff sindt gang[e]n auf S. Michaels Chor abgebroch[e]n, darnach d[a]z glöckhln auff V. L. Fr. Capell herabgethon, d[a]z halbthail am Creüzgang abgedeckht, die Freyung auff dem boden abgebroch[e]n. Et hoc die Martis. Am Mitwoch d[a]z langhaus oder münster abgedeckht vnd abgelattet, auch 3 glockh[e]n auß dem thurn herabgeworff[e]n, die größ ist 5 schuech in allweg; die ander etw[a]z minder, die dridt noch khleiner, doch nit minder dann der Augustinerglokch. Et hoc die Mercurii. Am donnerstag von denn zwayn thürmen der mayst[e]n thail abgedeckht, d[a]z tachwerckh tarren[80] vnd ander holzwerckh herabgethan. Et hoc die Jovis. Am freytag denn Chor vnd vnser L. F. Capell abgedeckht, die knöpf ab beed[e]n thürm[en] herabgethan.

[am Rande:] hat ein schatz gefund[en]

77) Bernhard von Cles, Bischof von Trient (1514–39), Kardinal 1530, Bischof von Brixen 1539, Rat und Kanzler Ferdinands. Cles war – zusammen mit dem ebenfalls erwähnten Johann Fabri – einer der profiliertesten Kämpfer der Altgläubigen gegen die Reformation. Um 1530 schlug er eine kämpferische Lösung der Glaubensfrage vor.
Johann Fabri, Generalvikar des Konstanzer Bischofs (1518–23), Koadjutor des Bischofs von Wiener Neustadt (1524–30), Administrator desselben Bistums (1530–41), Bischof von Wien (1530–41), Rat Ferdinands, mit Cles befreundet: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648, hrsg. v. E. Gatz (Berlin 1996, 106–109, 175–177).

78) Aftermontag = Dienstag.

79) Paviment = Estrich, Stein.

80) taren, tarn = schaden, verletzen, hier wohl zerstören.

Am Sambstag haben sy 3 altaria abgebroch[e]n, in sonderhait, da sie S. Catharinae altar abgebroch[e]n, hab[e]n sie gelt gefund[en] <S.41> ohn zweyffel nit wenig, d[a]z ist offenbar d[a]z sie tag vnd nacht hab[e]n darbey wach[e]n vnd grab[e]n lass[e]n.

[am Rande:] S.Gotthardi reliq[u]ie

Ob S. Gotthardts grab ist ein stain geleg[e]n war zerkhlob[e]n, darunder ein gewölblin, da ist sein haubt vnd alles gebain lustig vnd ordenlich gelegen, etlich stohl[e]n darbey; d[a]z gebain hab[e]n sie verworff[e]n vnd verspodt. Wo dann d[a]z würdig haylthumb so in altärn geleg[e]n, hinkhomen seye, waiss ich nit.

[am Rande:] der Memminger gottlosigkheith wider alle recht

Also seindt sie stedts für sich gefahrn, vnd auß aignem g[e]walt d[a]z lobl[iche] Godtshaus vnd Kay[serliche] Freyhait abgebroch[e]n vnd zerstörth, wie iezt einer vor aug[e]n hadt vnd sieht, hindan gesetzt Kay[serliche] M[aje]st[ät], Bapst, Bischöff, Prior vnd Convent, die d[a]z erkhauft handt wie ein pabstl[iche] Bulla vorhand[e]n dem Prior vnd Convent gegeb[e]n, nemblich zaigt an vnd weiset dise Bulla auß, d[a]z in disem godtshaus vnd probstey der gottsdienst soll geöffnet etc. vnd also ist die probstey Priori vnd Convent befohl[e]n, vnd ihrem Godtshauß eingeleibt, grundt vnd bod[e]n mit aller zuegehör in ewig[e] Zeit, der Prior vnd Convent hab[e]n nit macht vnd gewalt d[a]z abzuebrech[e]n noch zerstöhr[e]n, noch iemandts d[a]z zue thun gestadten etc.

[am Rande:] wann die probstey S. Nicolaus an die Augustiner komen 1498

Hucusque praeter (P.) Gallus, qui deinde pergit,[81] etc. dise Probstey S. Nicolai, inquit, hat Alexander VI p[a]p[a] dem AugustinerCloster uniert vnd perpetualiter incorporiret, anno 1498 <S.42> (Warumb) Ratio hoc fuit quia cum dicta Praepositura muris dicti oppidi Memmingensis[82] contigua sit, si illam pro tempore obtinens muris notus et minus fidus esset incolis, et habitatoribus dicti oppidi, possent ex aedificiis dictae praepositurae sicut retroactis temporibus experientia docuit, prodiciones et rapinae tam incolis quam oppido[83] per illorum inimicos et malevolos fieri ac alia gravissima pericula evenire. Verum si sacristie dictae domus Eremitarum D. Augustini in Memming[e]n annecteretur,[84] ex hoc non solum huiusmodi periculis etc. Hoc ipso originali S. Pontificis, cui sigillum plumbeum appensum est.

[am Rande:] derselben Einkhomen

---

81) Bis hierher ging also der Bericht des P. Gallus. Vgl. Anm. 43.

82) Ortsangabe fehlt in der Originalurkunde Stadt A Memmingen A 368/2: 1498 Juni 22.

83) In der Urkunde umgedreht: ... *tam opido quam incolis predictis* ...

84) Urkundentext: ... *dictae domus perpetua vniretur annecteretur et incorporaretur* ...

Circa eundem annum hat dise Probstey iährlich 80 Rheinisch goldt g[u]l[den] ertragen mög[e]n. Burger mayster vnd Rath haben solche von Poßeßore, welcher ein notarius publ[icus] vnd päbst[licher] Pensionarius gewes[e]n erkhauffen woll[e]n, welches aber S. Pontifex nit zugelass[e]n, darumb seindt die Augustinari rogatu senatus Memming[ensis] in denn kauff gestanden, vnd hat ihn[e]n der Rat 600 fl darzuegeleyh[e]n vnd hat dise handlung Doctor Lucas Conrader zue Rom richtig gemacht, deme als advocat[e]n haben Domini Augustiniari etlich iahr vnd iährlich 10 goldg[u]l[den] geben.

[am Rande:] welche sich umb dieselbe neben den Augustinern beworben

Sonst hat eodem tempore weillundt Abbt Simeon von Oxenhausen darumb geworben, vnd sich vnderfang[e]n solche käufflich einzuethuen, seinem godtshaus zue incorporiern, vnd gleich 6 religiosos ex suo conventu darin zueordnen hat aber gefelt. <S.43> Item abbt Wägele zue Weingart[e]n hätt sie auch gern gehabt, dieweil sie von seines gottshaus stifter Welfone Herzog in Schwab[e]n fundiert word[e]n. Hat deshalb[e]n bey kayserl[icher] M[aje]st[ät] starckh vnd vilfältig sollicitiert, aber nichts erlangen mögen. Item ein abbt von Regenspurg Ord[inis] S. Benedicti natione Scotus hat sich auch darumb angenommen, dieweil sie erstlich pro Scotis gebawt vnd gestifft, hat apud S. Pont[ificem] trefflich gearbeythet, aber nichts erlangt, dann ihm Dr. Conrader vorkhomen vnd obgelegen.

Bishero vnser offtgesagter P. Gallus zue endt seiner kl[e]inen Chronic, welcher dann weitersagt, was die Augustiner noch hoc anno 1607 für einkommen von der probstey gehabt. In allen aber geschicht kein meldung, wie offt genandt[e]n probstey S. Nicolai an oder von vnserm godtshaus som[en] hab doch, was biß dato gemeldt woll[e]n disem werkh inherier[e]n, wie ich derselben vorhero zum öftern schon meldung gescheh[e]n, von hierauß Pröbst dahin gesetzt, vnd von davon ein oder ander Prelat ist genomen word[en].

Kloster Pegau und die Bursfelder Kongregation

von Thomas Vogtherr – Leipzig

Etwa ein halbes Jahrhundert – seit 1485 – gehörte das Jakobskloster Pegau der Bursfelder Kongregation an, bis zunächst die unklare Situation dieser Klostervereinigung in den Jahren des allenthalben sich ausbreitenden Luthertums und schließlich die Säkularisierung des Klosters und seines Besitzes dem Mönchtum in Pegau ein Ende bereiten sollten.[1] Auf diese Jahrzehnte soll der Blick gerichtet werden. Dabei wird zunächst die Frage nach Umfang und Intensität der Pegauer Beteiligung an den Generalkapiteln und den Visitationen zu erörtern sein und schließlich die Einbindung Pegaus in das Memorialwesen der Kongregation.[2]

1. Die Inkorporation des Klosters Pegau

Wohl im Jahre 1464 wurden vom Erfurter Peterskloster aus erstmals Versuche unternommen, das Benediktinerkloster Pegau der Bursfelder Kongregation anzuschließen. Der Mönch Friedrich Kirchheim wurde zu diesem Zeitpunkt vom damaligen Erfurter Abt Gunther (1458–1500/01) mit einem Reformauftrag nach Pegau gesandt.[3] Das Faktum wird zwar erst in einem Katalog Erfurter Konventualen aus dem Jahre 1630 überliefert, ordnet sich aber durchaus in gleichzeitige Reformbemühungen des Erfurter Abtes ein.[4] Freilich scheint die Mission nicht von Erfolg gekrönt gewesen zu sein,[5] denn die Re-

1) Über das Ende des Klosters Pegau: Hilpisch St., Die Säkularisation der norddeutschen Benediktinerklöster im Zeitalter der Reformation (SMGB 50, 1932, 78–108, 159–193, hier: 173 f.); Kühn H. M., Die Einziehung des geistlichen Gutes im albertinischen Sachsen 1539–1553 (Mitteldeutsche Forschungen 43, Köln/Graz 1966) 102, 128 u. ö.

2) Die Arbeit steht im Zusammenhang mit umfangreicheren Forschungen zur Pegauer Klostergeschichte. Meiner Leipziger Mitarbeiterin Anne-Katrin Köhler M. A. sowie den Mitarbeitern Thomas Ludwig M. A. und Henning Steinführer M. A. danke ich für ihre über das normale Maß hinausgehende Mitarbeit.

3) Frank B., Das Erfurter Peterskloster im 15. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 34, Göttingen 1973), 255 Nr. 76.

4) Ebd. 190–204.

5) Volk P., Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation, Bd. 1, Siegburg 1955 (hinfort zitiert als GKR mit Zusatz von Jahreszahl, Band- und Seitenangabe),

form Pegaus im Sinne Bursfeldes sollte noch zwei Jahrzehnte auf sich warten lassen.

Erst 1485 wurde Pegau durch das in Erfurt tagende Generalkapitel der Bursfelder Kongregation in diesen Reformverband aufgenommen.[6] Es ist nicht auszumachen, von wem die Initiative zu dieser Reform in Pegau stammte. Jedoch war die Einführung der Bursfelder Observanz nicht selten auf Anregung der Landesherren oder der zuständigen Diözesanbischöfe erfolgt, so daß man daran denken könnte, den sächsischen Kurfürsten Ernst (1464–1486) oder seinen Bruder Herzog Albrecht (1464–1500) als Initiatoren anzusehen. Immerhin wird zum Jahre 1478 berichtet, ein sächsischer Herzog habe sich *super reformacione duorum monasteriorum ordinis nostri* an das Generalkapitel der Kongregation gewandt, das daraufhin die Äbte von Erfurt, Bosau und Berge bestimmt habe *ad inquirendum disposicionem locorum et rei veritatem.*[7] Die abgeordneten Äbte Gunther von Erfurt, Thomas von Bosau und Andreas von Berge (1478–1495) dürften daraufhin in Pegau und an einem anderen, unbekannten Ort visitiert und die Eignung der Klöster für eine Reform ermittelt haben. Daß schließlich einer der mit der Prüfung beauftragten Äbte selber zum Abt des reformbedürftigen Klosters bestimmt wurde, ist nicht ungewöhnlich.

Freilich vollzog sich der Amtsantritt des Reformabtes nicht ohne Hindernisse. Auch wenn nähere Kenntnisse von den Vorgängen der Jahre kurz vor 1485 in Pegau weitgehend fehlen, so wird man doch aus der bloßen Aufeinanderfolge dreier Äbte in nur anderthalb Wochen des Jahres 1484 Schlüsse zu ziehen haben: Am 18. Juli 1484 war Abt Georg I. nach fünfjähriger Amtszeit verstorben. Der Konvent wählte daraufhin in offensichtlicher Eile Abt Johannes zum Nachfolger, der aber wenige Tage später, am 26. Juli, noch als Elekt verstarb.[8] Erst danach konnte der Bosauer Abt Thomas sein neues Amt in Pe-

---

nennt 169 einen vor dem Generalkapitel des Jahres 1476 verstorbenen Erfurter Priestermönch Friedrich, hinter dem sich der (gescheiterte) Pegauer Reformer verbergen mag; sein Todesjahr paßt zu keinem anderen Erfurter Mönch namens Friedrich im ausgehenden 15. Jahrhundert (vgl. im einzelnen Frank, Peterskloster [wie Anm. 3], 252 Nrn. 63 und 64, 256 Nr. 81, 260 Nr. 99).

6) GKR I 214. – Über die Bursfelder Kongregation vgl. als jüngste Zusammenfassung mit Hinweisen auf frühere Literatur: Faust U., Artikel „Bursfelder Kongregation" (LThK^3 2, Freiburg 1994, 815 f.).

7) GKR 1478 (I 180). – Dieser Brief wird von Frank, Peterskloster (wie Anm. 3) 319, 321 ohne weiteren Nachweis dem thüringischen Landgrafen Wilhelm III. zugeschrieben und auf die Reform der Klöster Mönchröden bzw. Oldisleben bezogen. Frank übersieht dabei, daß die GKR sorgsam zwischen dem Schreiben *domini ducis Saxonie* (= Ernst/Albrecht?) von 1478 und dem Schreiben *illustris principis Lantgravii Thuringie* (= Wilhelm) von 1480 (GKR I 187) trennen, worunter man unterschiedliche Absender zu verstehen haben dürfte.

8) Die Todesdaten nach: Necrologium Pegaviense (Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum, hrsg. v. Johann Burchard Mencken 2, Leipzig 1728, 117–156) hier: 138 (*XV. Kal. Aug.: Georgius abbas nostre congregationis millesimo CCCLXXXIIII*) und 139 (*VII. Kal. Aug.: + Iohannes abbas electus nostre congregationis 1484*).

gau antreten, und man wird eine gewisse Verzögerung zwischen dem Tode des Johannes und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Thomas anzunehmen haben. Jedenfalls nahm Thomas noch als Bosauer Abt am Generalkapitel des Jahres 1484 in Erfurt teil, das vom 29. August bis 1. September begangen wurde.[9] Seine Wahl in Pegau kann also erst danach stattgefunden haben. Vermutlich erfolgte sie sogar erst kurz vor dem Generalkapitel des Jahres 1485, zu dessen Zeiten die Nachfolge in Bosau noch immer unentschieden war und das eine Kommission zur Klärung der dortigen Verhältnisse einsetzte.[10]

Auf demselben Generalkapitel legte Abt Thomas von Pegau die notwendige *litera unionis* des Klosters vor und wurde unter dem Vorbehalt aufgenommen, daß er noch eine päpstliche Zustimmung zum Beitritt (*bullam apostolicam consensus super huiusmodi unione*) beibrächte. Diese Bestimmung ergab sich aus dem besonderen Rechtsstatus Pegaus seit den Jahren seiner Gründung: Das nach 1091 gegründete Kloster unterstand seit 1104 auch päpstlichem Schutz.[11] Darüber hinaus waren die Abtswahlen bereits seit 1394 aufgrund päpstlicher Provisionen erfolgt.[12]

Eine ausdrückliche Zustimmung Papst Innozenz' VIII. (1484–1492) wurde also als zwingend notwendig angesehen, um den Beitritt Pegaus zur Bursfelder Kongregation rechtswirksam zu machen. Überdies hatte der Papst durch sein Reformprivileg vom 12. März 1485 deutlich gemacht, daß er an einer Reform der sächsischen Klöster – freilich durch die Bischöfe von Meißen und Merseburg – durchaus interessiert war.[13] Daß nun die Initiative nicht bei diesen, sondern bei der Bursfelder Kongregation und im weitesten Sinne bei den Wettinern lag, widersprach der päpstlichen Regelung keineswegs, denn gerade die Wettiner selber hatten das Privileg vom März 1485 impetriert.

Mit Abt Thomas trat ein erfahrener Klosterreformer an die Spitze des Pegauer Konvents. Er hatte in Berge bei Magdeburg Profeß abgelegt, einem Kloster, das 1451 zu den frühesten Mitgliedern der Bursfelder Reformkongregation überhaupt gehört hatte.[14] Von Berge aus war Thomas 1468 nach Bosau entsandt worden und hatte dieses Kloster im Einvernehmen mit dem zuständigen Diözesanbischof Heinrich von Naumburg (1466–1481) im Sinne der

9) GKR 1484 (I 206).
10) GKR 1485 (I 214); vgl. im übrigen Frank, Peterskloster (wie Anm. 3), 312 f.
11) Zur frühen Klostergeschichte grundlegend: Patze H., Die Pegauer Annalen, die Königserhebung Wratislaws von Böhmen und die Anfänge der Stadt Pegau, (JGMOD 12, 1963, 1–62). – Knapp: Blaschke K., Artikel „Pegau" (LexMA 6, München/Zürich 1993, 1856).
12) Eubel K., Die päpstlichen Provisionen auf deutsche Abteien während des Schismas und des Pontificats von Martin V. (1378–1431.) (SMGB 15, 1894, 71–82, 232–244), hier: 233; ders., Die Besetzung deutscher Abteien mittelst päpstlicher Provision in den Jahren 1431–1503 (SMGB 20, 1899, 234–246), hier: 244.
13) Regest: Gersdorf E. G. (Hrsg.), Urkundenbuch des Hochstifts Meißen 3 (Codex diplomaticus Saxoniae Regiae II, 3, Leipzig 1867) 270 Nr. 1250.
14) Römer Ch., Das Kloster Berge und seine Dörfer (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 30, Göttingen 1970).

Bursfelder reformiert.[15] Mit der Wahl des Bosauer Abtes wurde nun die Reformlinie von Berge aus bis nach Pegau fortgeführt.

Da Abt Thomas bereits in seiner vorhergehenden Stellung als Abt des Klosters Bosau ein Reformkloster der Kongregation geleitet hatte, brauchte er den Treue- und Oboedienzeid neu aufzunehmender Klostervorsteher nicht mehr erneut zu leisten und blieb – wie anläßlich der Aufnahme Pegaus festgehalten wurde – auch in der Sitzordnung der Generalkapitel, die nach dem Beitrittsdatum der Klöster vorgenommen wurde, an seiner alten Stelle (*retentus est in loco et ordine sessionis quibus prius*). Noch neun weitere Jahre blieben Abt Thomas im Amt beschieden, bis er am 14. November 1494 verstarb; seinem Eintrag im Pegauer Nekrolog wurde hinzugesetzt, er sei der *primus reformator unionis Bursfeldensis* für das Kloster Pegau gewesen.[16]

2. Pegauer Äbte und Mönche auf den Generalkapiteln

Abt Thomas von Pegau (1485–1494) zählte zu den regelmäßigen Teilnehmern der Generalkapitel. An den um die Monatswende vom August zum September stattfindenden jährlichen Tagungen nahm er mit einer Ausnahme persönlich teil.[17] Schon in seiner Zeit als Abt von Bosau hatte Thomas auch zu den Amtsinhabern der Kongregation gehört: 1482 war er einer der beiden Diffinitoren gewesen, 1483 Compräsident neben dem Bursfelder Abt, 1483/84 Thesaurar und 1484 wiederum Diffinitor.[18] Diese Ämter wurden überwiegend an erfahrene und bei den Generalkapiteln anwesende Äbte vergeben, die sich durch ihre Arbeit innerhalb der Kongregation Vertrauen erworben hatten.

Abt Thomas wurde auch in seinen Pegauer Jahren innerhalb der Kongregation sichtlich hoch geschätzt: 1490/91 wurde er auf zwei aufeinanderfolgenden Generalkapiteln wiederum zum Diffinitor gewählt.[19] Als einer der wenigen aus dem obersächsischen Bereich stammenden Klostervorsteher war Abt Thomas durchweg auch bei denjenigen Generalkapiteln anwesend, die weit im Westen des Reiches stattfanden, ob in Köln 1487 und 1493 oder in Mainz 1490.

Schon sein Nachfolger Abt Georg I. (1494/95–1504) nahm die persönliche Teilnahme an den Generalkapiteln etwas weniger ernst. Aufgenommen wur-

15) Römer Ch., Artikel „Bosau" (LThK³ 2, Freiburg 1994, 602 f.). – Inkorporation Bosaus in die Bursfelder Kongregation: GKR 1468 (I 134).

16) Sein Todesdatum (*sexta feria post Bricci* = 14.11.) in GKR I 282 (daraus auch im Erfurter Nekrolog: Frank, Peterskloster [wie Anm. 3], 420) und im Necrologium Pegaviense (wie Anm. 8), 150 (*XVII. Kal. Dec.* = 15.11.).

17) GKR 1485 (I 214), 1486 (I 219), 1488 (I 229), 1489 (I 236), 1490 (I 242), 1491 (I 248), 1492 (I 255), 1493 (I 261) und 1494 (I 269). – Abwesend, jedoch durch einen Prokurator vertreten, lediglich 1487 (I 226).

18) GKR 1482 (I 197), 1483 (I 203, 205), 1484 (I 206, 209).

19) GKR 1490 (I 242), 1491 (I 248).

de der Abt beim Generalkapitel im Mainzer Kloster St. Jakob 1495.[20] Freilich scheint die Aufnahme dieses Abtes nicht ganz reibungslos vorgegangen zu sein: Georg hatte keine schriftliche Erklärung mitgebracht, daß er sich den Reformgrundsätzen der Bursfelder Kongregation rückhaltlos unterwerfen würde. Er mußte sich deswegen verpflichten, beim nächsten Generalkapitel eine solche schriftliche Zusicherung (*iuramentum suum pergameneum*) zu übergeben. Erst mit dem Eingang dieses Schriftstücks würde die Mitgliedschaft des neugewählten Abtes vollends rechtsgültig werden.

Auf den Generalkapiteln der Jahre 1495 bis 1503 war Abt Georg I. nicht immer selber anwesend.[21] Nicht weniger als dreimal machte er von der Möglichkeit Gebrauch, sich durch einen anderen Abt der Kongregation oder durch einen Mönch aus dem eigenen Konvent beim Generalkapitel vertreten zu lassen. Als anerkannte Gründe für die Ausstellung eines solchen Prokuratoriums galten hohes Alter, langdauernde Krankheit, körperliches Ungemach, eine anerkannt hohe Entfernung des Klosters vom Ort des Generalkapitels – für diese Fälle wohl der ausschlaggebende Entschuldigungsgrund – und dringende, unaufschiebbare Angelegenheiten des Klosters.[22]

Es dürfte nicht überraschen und wird überhaupt eine Konstante bei den Generalkapitelsbesuchen der ostsächsischen Äbte der Bursfelder Kongregation, daß sich Georg immer dann vertreten ließ, wenn die Generalkapitel im Westen des Reiches, also in großer Entfernung zu Pegau stattfanden: Die Generalkapitel von 1498 und 1501 in Köln sowie von 1503 in Mainz besuchte Georg I. nicht selber.[23] Es vertrat ihn 1498 der Abt von (Mönchen-)Nienburg (Diöz. Magdeburg), 1501 der Amtsbruder vom Erfurter Petersberg und 1503 ein Mönch namens Ludwig aus dem eigenen Pegauer Konvent. Abt Georg wurde aber auch selber als Prokurator mit der Vertretung anderer Äbte auf den Generalkapiteln betraut, so 1495 für (Mönchen-)Nienburg, Bosau (Diöz. Naumburg), Reinsdorf (Diöz. Halberstadt) und Hillersleben (Diöz. Magdeburg).

Die folgenden Äbte Pegaus hielten es mit der Teilnahme an den Generalkapiteln nicht anders als Thomas und Georg I.: Conrad (1504/05–1506) wurde 1505 in Bursfelde aufgenommen, ließ sich 1506 beim Generalkapitel in Mainz jedoch durch den bereits genannten Pegauer Mönch Ludwig vertreten, der gleichzeitig auch die Interessen der Äbte von Goseck und Naumburg zu wah-

20) GKR 1495 (I 285), auch für das Folgende.

21) Persönlich anwesend: GKR 1495 (I 283 f.), 1496 (I 288), 1497 (I 297), 1499 (I 312), 1500 (I 319) und 1502 (I 333).

22) Cerimoniae nigrorum monachorum ordinis sancti Benedicti de obseruancia Bursfeldensi (1474/75 bzw. 1528/29), cap. 2. – Auszugsweiser Druck: GKR I 20–27, hier: 26 f.; vollständiger Druck (nach einer Handschrift des Jahres 1572) mit Übersetzung: Trunk L., Caeremoniae nigrorum monachorum ordinis Sancti Benedicti de observantia Bursfeldensi. (...) Lateinisch und deutsch, Münsterschwarzach 1985, 55 f.

23) GKR 1498 (I 307), 1501 (I 327) und 1503 (I 341).

ren hatte.[24] Der Grund für das Fehlen des Abtes mag in einer Krankheit gelegen haben, denn Abt Conrad verstarb während der Tage dieses Generalkapitels in seinem Heimatkloster Pegau.[25]

Abt Georg II. (1506–1514) nahm es mit der persönlichen Teilnahme an den Generalkapiteln dann schon wieder etwas genauer und ließ sich nur 1513 – knapp fünf Monate vor seinem Tod – in Mainz vertreten. Bei den übrigen Kapiteln war er, auch im Westen des Reiches, persönlich anwesend und wurde 1511 zum Diffinitor gewählt. Prokurationen nahm er 1508, 1510 und 1511 für Merseburg, 1510 für Goseck, Oldisleben und Marienzell, 1511 für Veilsdorf, Gottesau, Naumburg, Bosau und Homburg sowie 1512 nochmals für Bosau wahr.[26]

Mit Abt Eucharius (1514–1518) neigte sich die aktive Teilnahme von Pegauer Äbten an den Bursfelder Generalkapiteln ihrem Ende zu. Zweimal, 1514 und 1515, nahm er an nahegelegenen Kapiteln in Bursfelde und Reinhardsbrunn teil; bei den beiden folgenden Generalkapiteln in Köln 1516 und Seligenstadt 1517 ließ er sich persönlich entschuldigen. Freilich wurde für das Kölner Kapitel der Pegauer Mönch Ludwig mit einem Prokuratorium beauftragt und hatte dort gleichzeitig noch die Klöster Reinsdorf, Wimmelburg, Bürgel, Bosau, Naumburg, Merseburg und Burgbreitungen zu vertreten.[27]

Der letzte Pegauer Abt Simon schließlich, im Amt wohl seit 1518, wurde im Jahre 1520 zwar noch in die Kongregation aufgenommen,[28] nahm aber in den folgenden Jahren an keinem einzigen der Generalkapitel mehr teil, sondern wurde unter den zahlreicher werdenden und schließlich überhandnehmenden säumigen Mitgliedern (*contumaces*) geführt. 1540 wurde – fälschlich – notiert, daß er seit sechzehn Jahren kein Generalkapitel mehr besucht habe.[29] Letztmals als *contumax* wurde Simon 1542 im Rezeß des in Werden tagenden Generalkapitels verzeichnet.[30] 1544 wurde er wie die übrigen Äbte der Diözesen Magdeburg, Halberstadt und Merseburg praktisch als Mitglied abgeschrieben, da sie entweder längst ihrer Ämter beraubt und aus den Klöstern vertrieben worden seien oder aber bereits seit so langer Zeit keinerlei Verbindung mehr mit der Kongregation gepflegt hätten, daß sie als dauerhaft säumig anzusehen seien.[31] In der Tat war die Aufhebung des Klosters Pegau und

24) GKR 1505 (I 354), 1506 (I 362).
25) Das Todesdatum in GKR 1507 (I 371) muß sich auf das Kalenderjahr 1506 beziehen (irrig: GKR IV 94).
26) GKR 1507 (I 374), 1508 (I 381), 1509 (I 391), 1510 (I 399 f.), 1511 (I 411 f.), 1512 (I 421) und 1513 (I 428).
27) GKR 1514 (I 434 f.), 1515 (I 443), 1516 (I 452), 1517 (I 459).
28) GKR 1520 (I 482). – Die Aufnahme erfolgte also vermutlich etwa zwei Jahre nach Simons Wahl. Die Angabe von Simons Amtszeit bei Hilpisch, Säkularisation (wie Anm. 1), 173, ist irrig.
29) GKR 1540 (II 52).
30) GKR 1542 (II 61).
31) GKR 1544 (II 67).

die Säkularisation seiner Besitzungen in diesen Jahren erfolgt und 1543 faktisch abgeschlossen worden.[32]

*

Bekanntlich gaben die Statuten der Bursfelder Kongregation durchaus die Möglichkeit, sich von der persönlichen Teilnahme an den Generalkapiteln entbinden zu lassen. Ausschlaggebend unter den anerkannten Entschuldigungsgründen war für die Pegauer Äbte wie für ihre ostsächsischen Amtsbrüder in der Regel die *legitima distancia* vom Tagungsort. Bis zu einer Entfernung von 24 Meilen (*miliaria*) vom Tagungsort waren die Klostervorsteher zur jährlichen Teilnahme an den Generalkapiteln verpflichtet, zwischen 24 und 30 Meilen hatten sie alle zwei Jahre zu erscheinen, darüber wenigstens in jedem dritten Jahr.[33]

Die Orte der Generalkapitel wechselten in der Regel zwischen der Mitte und dem Westen des Reiches. Zwischen 1485 und 1520 fanden die Sitzungen in Erfurt (11), Bursfelde (7), Köln und Mainz (je 5), Reinhardsbrunn (4), Seligenstadt (2), Brauweiler und Egmond (je 1) statt. Die Reisedistanzen von Pegau nach Erfurt, Bursfelde und Reinhardsbrunn dürften sicherlich unterhalb der Distanz gewesen sein, die Entschuldigungen rechtfertigte, die Entfernungen nach Köln, Mainz, Seligenstadt, Brauweiler und Egmond lagen deutlich darüber. Die Pegauer Äbte standen also, soweit sie nicht als Amtsträger, etwa als Diffinitoren, von vornherein zur persönlichen Anwesenheit genötigt waren, vor der Frage, ob und – wenn ja – von wem sie sich auf den Sitzungen vertreten ließen. Diese Angaben enthalten die Generalkapitelsrezesse erstmals 1490 und dann seit 1493 lückenlos.

Die gegenseitige Prokuratorentätigkeit wirft ein bescheidenes Licht auf die inneren und informellen Strukturen unter den Angehörigen der Bursfelder Kongregation. Es war nämlich keineswegs festgelegt, daß die Vertretung etwa einem bestimmten Abt anzuvertrauen gewesen wäre. Die Zeremonienstatuten der Kongregation sahen lediglich vor, daß die Vertretung von einem *alium idoneum religiosum observancie nostre* wahrzunehmen war, der dann in allen Angelegenheiten als vollgültiger Vertreter aufzutreten berechtigt war.

Im Falle Pegaus sind – wie in anderen Fällen auch – zwei Möglichkeiten der Vertretung voneinander zu trennen und nacheinander zu beschreiben: Pegauer Äbte ließen sich zum einen von anderen Äbten vertreten oder übernahmen ihrerseits Vertretungen für andere Äbte der Kongregation. Zum anderen aber ist mehrfach zwischen 1503 und 1516 eine Vertretung des Pegauer Abtes durch den Pegauer Mönch Ludwig festzustellen, die als recht seltener Sonderfall eines besonderen Blickes bedarf.

Was die Vertretung des Pegauer Abtes durch andere Äbte und umgekehrt angeht, so zeigt sich deutlich die Tendenz, aus dem weiter entfernten ostsächsischen Gebiet Prokuratoren für mehrere Klöster dieser Region zu Generalkapiteln in den Westen zu entsenden. Geradezu ein Musterfall für solche

32) Kühn (wie Anm. 1).
33) Cerimoniae (wie Anm. 22), 24 f. = Caerimoniae (wie Anm. 22), 50.

Prokurationen stellt das Generalkapitel in Mainz 1495 dar, dasjenige, auf dem Abt Georg I. von Pegau erstmals erschien. Er selber vertrat mit (Mönchen-) Nienburg, Bosau, Reinsdorf und Hillersleben vier weitere Klöster der Region, sein Amtsbruder Abt Johannes von Reinhardsbrunn (1493–1520) deren acht, nämlich Erfurt, Gerode und Homburg (alle Diöz. Mainz), Marienzell, Wimmelburg und Goseck (alle Diöz. Halberstadt), St. Georg in Naumburg sowie St. Peter und Paul in Merseburg. Als säumige Nichtteilnehmer wurden die Äbte von Berge, Huysburg, Ballenstedt und Ammensleben notiert.[34] Eine ähnliche Häufung von Prokurationen auf nur zwei ostsächsische Äbte entstand beim Generalkapitel in Köln 1501: Der Abt des magdeburgischen Klosters Ammensleben vertrat außerdem noch Ballenstedt, Berge, Hillersleben, Huysburg, Ilsenburg, Merseburg und (Mönchen-)Nienburg, der Erfurter Abt nahm die Interessen seiner Amtsbrüder von Bosau, Gerode, Goseck, Homburg, Marienzell, Naumburg, Oldisleben, Pegau, Reinsdorf und Wimmelburg wahr.[35] 1511 dann hatte auch der damalige Pegauer Abt Georg II. die Führung einer solchen Vertretungsgruppe wahrzunehmen und vertrat auf dem Generalkapitel im rheinischen Brauweiler die Äbte der Klöster Bosau, Gottesau, Homburg, Merseburg, Naumburg und Veilsdorf.[36]

Die Beispiele ließen sich zwanglos vermehren, ohne daß sich das Bild durchgreifend ändern würde. Die Bereitschaft der Klostervorsteher, zu weiter entfernten Generalkapiteln zu reisen, erweist sich als durchaus begrenzt. Häufig werden Amtsbrüder in der näheren, nicht immer der nächsten Nachbarschaft mit der Vertretung der eigenen Interessen betraut. Dabei ist die Zusammensetzung derjenigen Gruppen, deren Vertretung in der Hand eines Abtes liegt, durchaus nicht konstant, sondern deutlichem Wechsel unterworfen. Es ist auch keineswegs so, daß sich etwa die Bursfelder Reformklöster einer Diözese jeweils zusammen vertreten ließen; die Prokurationen werden durchaus über Diözesangrenzen, gelegentlich auch über die Grenze der Kirchenprovinzen Magdeburg und Mainz hinaus vergeben. Die weitgehend offene Normierung der Kongregationsstatuten über die Bestellung von Prokuratoren wird auch in ihrer faktischen Umsetzung nicht eingeschränkt.

*

Auffallend häufig tritt als Vertreter der Äbte von Pegau ein Pegauer Mönch namens Ludwig auf: 1503 in Mainz vertrat er Abt Georg I. und gleichzeitig dessen Naumburger Amtsbruder,[37] 1506 in Mainz Abt Conrad von Pegau und dessen Amtsbrüder aus Goseck und Naumburg.[38] 1516 schließlich war dieser Bruder Ludwig als Prokurator des Abtes Eucharius gleichzeitig In-

34) GKR 1495 (I 283 f.).
35) GKR 1501 (I 327 f.).
36) GKR 1511 (I 411 f.).
37) GKR 1503 (I 341).
38) GKR 1506 (I 362).

haber von Prokurationen für die Äbte von Reinsdorf, Wimmelburg, Bürgel, Bosau, Naumburg, Merseburg und Burgbreitungen.[39]

Solche Fälle von Vertretungen von Äbten durch Brüder ihrer Häuser sind nicht allzu selten; selten freilich ist die Tatsache, daß die vertretenden Brüder namentlich genannt und überdies noch mit der Vertretung weiterer Häuser der Kongregation betraut werden. Dies läßt vermuten, es hier mit einem Sonderfall zu tun zu haben.

Man denkt hierbei zunächst an den 1516 gestorbenen Grafen Ludwig von Nassau,[40] der wohl mit dem *dominus Lodvicus monachus Pegaviensis* gleichzusetzen ist, der zwischen 1503 und 1509 als *baccalaureus in decretis* der Universität Leipzig genannt wird.[41] Ludwig von Nassau lebte als Mönch in Pegau und brachte es bis zu seinem Tode zur Subdiakonatsweihe. Freilich war er bereits vor dem Generalkapitel des Jahres 1516 verstorben,[42] für das der Pegauer Bruder Ludwig letztmals in Prokuratorien genannt wird. Mag man deswegen an der Gleichsetzung des Nassauer Grafensprosses mit dem Prokurator mehrerer Generalkapitel auch zweifeln, so ist der juristisch graduierte Mönch Ludwig zu seiner Zeit im Kloster Pegau sicherlich eine Ausnahme gewesen,[43] und von anderen Mönchen dieses Namens zu dieser Zeit wissen wir in Pegau nichts.

3. Die Visitationen des Klosters Pegau

Mit dem Eintritt in die Bursfelder Kongregation wurde Pegau auch den Mechanismen der regelmäßigen Visitation unterworfen. Alle zwei Jahre soll-

39) GKR 1516 (I 452). – Möglicherweise hat Ludwig außerdem noch 1513 in Mainz den Abt Georg II. vertreten, jedoch erscheint im entsprechenden Rezeß nur die Notiz, daß ein (namentlich unbekannt bleibender) Pegauer Bruder als Prokurator tätig war (GKR 1513, I 428).

40) Vermutlich handelte es sich um einen Sohn Graf Heinrichs IV. von Nassau in Beilstein (1449–1499) (Schwennicke D. [Hrsg.] Europäische Stammtafeln. Neue Folge 1, Marburg 1980, Tafel 121a); freilich wird neben dem vermutlich korrekten Todesjahr 1516 dort die sicherlich unzutreffende Angabe „Diakon in Fulda" hinzugesetzt.

41) Erler G. (Hrsg.) Die Matrikel der Universität Leipzig 2 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II, 16, Leipzig 1897) 41 Zeile 99 unter den Bakkalaren der Juristischen Fakultät: *dns. Lodvicus monachus Pegaviensis decr.*

42) GKR 1516 (I 450).

43) Allerdings gibt es – etwa zur gleichen Zeit wie den Eintrag Ludwigs – im Bakkalarverzeichnis der Leipziger Juristen auch den *dns. Georgius abbas Pegaviensis* (Matrikel [wie Anm. 41], 41 Zeile 92). Zwischen 1482 und 1521 ist im übrigen kein einziger Pegauer Mönch in der Leipziger Matrikel verzeichnet, was sich recht gut mit der allgemeinen Skepsis von Bursfelder Reformklöstern gegenüber akademischer Bildung verträgt (vgl. dazu: Engelbert P., Die Bursfelder Benediktinerkongregation und die spätmittelalterlichen Reformbewegungen [HistJb 103, 1983, 35–55] hier: 51).

ten die Reformklöster durch je zwei Visitatoren besucht werden, deren Aufgabe die sorgsame Erforschung des inneren Zustandes der einzelnen Abteien sein sollte und die für ihre Mühe einen Kostenersatz erhielten.[44] Geregelt war der Vorgang der Visitation im einzelnen durch die Caeremoniae von 1474/75.[45]

Die Visitation wurde zunächst in den einzelnen Zirkarien durchgeführt. Nach 1490 wurden die Zirkarien von der Visitation nach Bistümern bzw. Kirchenprovinzen oder überhaupt von einer Einzelvisitation bestimmter Klöster abgelöst.[46] Pegau gehörte zur *circaria Saxonum*, deren Klosterliste aus dem Jahre 1474 – also noch vor der Inkorporation Pegaus – u. a. die Nachbarklöster Merseburg, Naumburg und Bosau aufführt.[47]

Als Visitatoren für Pegau bzw. für die *circaria Saxonum* oder das Bistum Merseburg amtierten seit der Inkorporation fast durchgängig andere Äbte des sächsischen bzw. norddeutschen Bereiches. Sie hatten im allgemeinen auch die jährlich fällige Kontribution des Klosters für die Kongregation in Höhe von fünf Gulden einzutreiben.[48] Im einzelnen sind dies folgende Äbte:

1486	(Bertram) von St. Godehard Hildesheim (1473–1493) und (Hermann) von St. Michael Hildesheim (1474–1487),[49]
1488	(Bertram) von St. Godehard Hildesheim,[50]
1490	(Johannes Westphal) von Bursfelde (1485–1502), (Bertram) von St. Godehard Hildesheim, (Hermann) von St. Michael Hildesheim, (Johannes) von Huysburg (1483–1505),[51]
1492	(Andreas) von Berge (1478–1495),[52]
1494	(Andreas) von Berge und (Johannes) von Huysburg,[53]
1496	(Johannes) von Huysburg und (Wilkin) von Ballenstedt (1486–1500),[54]
1498	(Johannes) von Huysburg und (Gregor) von Ammensleben (1486–1518),[55]

44) GKR 1473 (I 160 f.).
45) Caeremoniae (wie Anm. 22), 56–64.
46) Zirkarien begegnen im Zusammenhang mit der Visitation letztmals 1490 (GKR I 246 f.).
47) GKR I 165. – Hier auch die Listen der beiden weiteren Zirkarien Rhein und „Niedere Lande" (*Inferioristae*).
48) Im GKR 1485 (I 216) sind die Kontributionen der nach 1468 in die Union inkorporierten Klöster verzeichnet. Sie schwanken zwischen einem und zwanzig Gulden.
49) GKR I 224, für die *circaria Saxonum*. – Hier und im folgenden werden in Klammern jeweils Namen und Sedenzzeiten der entsprechenden Äbte nach GKR IV hinzugesetzt.
50) GKR I 234, nur für Pegau.
51) GKR I 246, für die *circaria Saxonum*.
52) GKR I 259, nur für Pegau.
53) GKR I 275, für die Diözese Merseburg.
54) GKR I 296, für die Provinz Magdeburg.
55) GKR I 311, für die Diözese Merseburg.

1500	(Gregor) von Ammensleben und (Henning) von St. Godehard Hildesheim (1493–1535),[56]
1502/04	(Thomas) von Berge (1502–1511) und (Gregor) von Ammensleben,[57]
1506	(Henning) von St. Godehard Hildesheim,[58]
1508	(Thomas) von Berge und (Johannes) von (Mönchen-)Nienburg (1486–1508),[59]
1510	(Johannes) von St. Michaelis Hildesheim (1487–1521),[60]
1512	(Heinrich) von Bursfelde (1502–1534) und (Heinrich) von Northeim (1507–1547),[61]
1514/16	(Heinrich) von Bursfelde,[62]
1518/20	(Thomas) von St. Georg Naumburg (1510ff.) und (Dietrich) von Berge (1516–1522),[63]
1522	(Johannes) von Marienzell/Elversdorf (1505ff.) und (Egbert) von Ammensleben (1519ff.),[64]
1524/26/29	(Johannes) von Marienzell/Elversdorf und (Melchior) von Oldisleben (1518–1531).[65]

Eine gewisse Regelmäßigkeit bei der Auswahl der für Pegau abgeordneten Visitatoren ist allenfalls insofern zu erkennen, als sie aus den benachbarten Regionen innerhalb der sächsischen Bereiches stammten. Dabei überwogen im allgemeinen Äbte, die zum Zeitpunkt ihrer Bestimmung zu Visitatoren bereits langjährige Erfahrung in der Leitung von Klöstern besaßen. Dies gilt etwa für die Hildesheimer Äbte Bertram von St. Godehard (1473–1393) und Hermann von St. Michael (1474–1487), die zum Zeitpunkt der Ernennung zu Visitatoren für Pegau 1486 bereits dreizehn bzw. zwölf Jahre im Amt waren,[66] aber auch für die meisten anderen visitierenden Äbte.

Ein näherer Blick auf die Auswahl der Visitatoren zeigt aber deutlich, daß dieses für den Zusammenhalt und für die geistliche Prägung der Kongregation höchst wichtige Amt im allgemeinen in jeder Kongregations-Zirkarie von nur wenigen Äbten wahrgenommen wurde. Zu den herausragend häufig be-

56) GKR I 324, für die Diözese Merseburg.
57) GKR I 336, 350, für die Diözese Merseburg.
58) GKR I 370, nur für Pegau.
59) GKR I 388, nur für Pegau.
60) GKR I 403, nur für Pegau.
61) GKR I 425, für die Diözese Merseburg.
62) GKR I 440, 455, für Sachsen.
63) GKR I 471 f., 484, nur für Pegau.
64) GKR I 502, nur für Pegau.
65) GKR I 516, 522, 536, nur für Pegau. – Visitatoren für die Diözese Merseburg und damit für Pegau wurden auch danach noch bis 1555 bestellt (GKR II 22, 49, 53, 58, 115), dürften aber kaum noch visitiert haben.
66) Amtsdaten: Faust U., Die Benediktinerklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen (GermBen 6, St. Ottilien 1979) 211, 241.

schäftigten Visitatoren im sächsischen Bereich zählen neben den bereits genannten Hildesheimer Äbten und ihren Nachfolgern auch die Äbte Andreas von Berge sowie Gregor von Ammensleben. Naturgemäß kam überdies auch dem jeweiligen Bursfelder Abt eine besonders herausgehobene Stellung als Visitator der Kongregationsklöster zu.

Keiner der Pegauer Äbte gehörte jemals in den Kreis der häufiger herangezogenen Visitatoren. Lediglich Abt Thomas von Pegau wurde zweimal als Visitator tätig: 1488 wurde er gemeinsam mit seinem Amtsbruder Andreas von Berge (1478–1495) zum Visitator des Klosters auf dem Bamberger Michelsberg bestellt.[67] Sechs Jahre später wurde er neben dem Merseburger Abt Thomas (1482–1502) mit den umfangreicheren Visitationen in Gerode und den thüringischen Klöstern betraut,[68] wird sie aber wegen seines Todes zweieinhalb Monate nach dem Generalkapitel in Mainz nicht mehr vorgenommen haben.

Abt Georg II. hat 1511 nochmals eine ähnliche Aufgabe vom Generalkapitel zugewiesen bekommen: In Sachen des inhaftierten Bruders Johannes von Berka wurde Abt Georg zusammen mit den Äbten von St. Michael und St. Godehard in Hildesheim, von Erfurt und Reinhardsbrunn mit der Untersuchung des Falles beauftragt.[69] Diese Angelegenheit hatte das Generalkapitel schon des längeren beschäftigt: Johannes (von) Berka aus dem thüringischen Kloster Homburg – wohl nicht identisch mit dem gleichnamigen Homburger Abt der Jahre 1508–1514/15 – hatte sich mindestens seit 1506 in die Angelegenheiten des Frauenklosters Arnstatt eingemischt.[70] Sein Verhalten wurde bereits 1506 als *scandalum ordinis et unionis* bezeichnet.[71] Freilich gelang es nicht, ihn mit Hilfe von Disziplinarmaßnahmen auf den rechten Weg zurückzubringen, zumal er vor 1511 vom sächsischen Herzog, wohl Georg dem Bärtigen, gefangengenommen wurde.[72] Ob und auf welche Weise die Kongregation den Bruder dann doch wieder zur Räson zu bringen verstand, bleibt offen.

Diese heikle und in jeder Hinsicht diffizile, weil weltliches und kirchliches Recht nahezu unauflöslich miteinander verquickende Angelegenheit hatte der Pegauer Abt mitzubehandeln. Man mag darin, auch wenn über sein spezifisches Einschreiten nichts auszumachen ist, vor allem den Ausweis der Tatsache sehen, daß der Bursfelder Kongregation an der Vermittlung durch einen Prälaten gelegen war, der in engen und womöglich guten Kontakten zum wettinischen Landesherrn stand und der dadurch die Freilassung des ehemaligen Abtes bewirken konnte.

67) GKR I 234.
68) GKR I 275.
69) GKR 1511 (I 415).
70) Über diese Affäre vgl. Frank, Peterskloster (wie Anm. 3), 276 Nr. 143 sowie 363 f.
71) GKR 1506 (I 367), vgl. 1507 (I 377).
72) Wie Anm. 69.

4. Das Memorialwesen Pegaus

Seit der Inkorporation Pegaus in die Bursfelder Kongregation wurden auch die Todesfälle seiner Mönche und Äbte auf den jährlichen Generalkapiteln mitgeteilt, damit man ihrer dort würde gedenken und ihre Todestage in den Nekrologen der der Kongregation angehörenden Klöster würde verzeichnen können. Durch diese gegenseitige Mitteilung der Todesdaten bildete sich seit dem Bestehen der Kongregation ein enges Netz von Memorialnachrichten heraus, das geradezu eines der wesentlichen Kennzeichen der Zusammengehörigkeit des Bursfelder Reformverbandes geworden ist.[73]

Bereits das Generalkapitel von 1458 hatte bestimmt, daß die Todestage der Äbte festgehalten und die Namen der im jeweils vergangenen Jahr verstorbenen Brüder bei den künftigen Generalkapiteln verlesen werden sollten, um das liturgische Gedenken für die Verstorbenen sicherzustellen.[74] Die Todesdaten der Äbte sollten in den Martyrologien aller Bursfelder Klöster verzeichnet werden.[75] Dies geschah jedoch offensichtlich nicht überall, weswegen die Vorschrift 1499 nochmals eingeschärft und den Säumigen das Nachtragen bisher unberücksichtigt gebliebener Todesfälle auferlegt wurde.[76]

Auf diese Weise werden die Martyrologien bzw. Nekrologe einzelner Klöster der Bursfelder Kongregation, wo sie den Statuten entsprechend geführt worden sind, zu einem dichten Nachweis der Bindungen und Verbindungen innerhalb des gesamten Verbandes. Dies zeigt auch die entsprechende Handschrift des Kapitelsoffiziumsbuches des Klosters Pegau (heute: UB Leipzig 848), deren Nekrologtext seit 1728 gedruckt vorliegt,[77] die jedoch bisher lediglich für die Frühzeit der Klostergeschichte um und bald nach 1100 ausgewertet worden ist.[78]

Auf den Generalkapiteln der Jahre zwischen 1486 und 1523 meldeten die Pegauer Äbte bzw. deren Prokuratoren insgesamt 37 Todesfälle von Äbten

---

73) Eine umfassende Darstellung des Bursfelder Memorialwesens fehlt. – Bisher am ausführlichsten: Frank, Petersкloster (wie Anm. 3), 145–173.

74) GKR 1458 (I 94) und 1458 (I 98) = 1461 (I 109). – Bei den *breves*, die – nach den Caeremoniae von 1474/75 – am Vorabend der Kapitel dem Präsidenten zur Verlesung ausgehändigt werden sollten, handelt es sich fraglos um Zettel mit den Namen der Verstorbenen, sog. Mortuarien (Caeremoniae [wie Anm. 22], 44, dort sicherlich falsch als „Briefe" übersetzt).

75) GKR 1460 (I 104) = 1461 (I 108).

76) GKR 1499 (I 315); Erneuerungen dieser Vorschrift: GKR 1506 (I 364 f.) u. ö.

77) Wie Anm. 8. – Es muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß die eigentlich unabdingbare Untersuchung derjenigen Handschriften Pegaus, die im Zusammenhang mit der Bursfelder Kongregation stehen, aufgrund des derzeit erreichten Standes der Handschriftenkatalogisierung in der UB Leipzig noch nicht erfolgen kann.

78) Freise E., Corvey im hochmittelalterlichen Reformmönchtum (Schmid K./Wollasch J. [Hg.] Der Liber vitae der Abtei Corvey [Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 40,2,2, Wiesbaden 1989] 87–106) 100–103, 102 Anm. 115 knappe Inhaltsangabe der Handschrift.

und Mönchen ihres Hauses sowie den Tod eines mit dem Kloster verbrüderten Weltlichen. Im einzelnen sind dies:

1486	frater Hinricus novizius [† 21.4.1486]
1487	Johannes Berlinck [† 20.3.1487] et Johannes Stalberg sacerdotes et monachi
1488	fratres Nicolaus et Johannes sacerdotes et monachi
1489	frater Stephanus sacerdos et monachus [† 28.5.1489]
1490	frater Paulus sacerdos et monachus [† 5.9.1489]
1495	dominus Thomas abbas sexta feria post Bricci [† 14.11.1494], ibidem Thomas et Caspar sacerdotes et monachi [beide † 2.10. 1494] et Johannes donatus
1499	frater Tilemannus sacerdos et monachus
1504	dominus Georgius abbas IV. idus Iunii [† 10.6.1504], fratres Benedictus sacerdos et monachus, Sigismundus subdiaconus et monachus
1506	Johannes <de Nurenberga> sacerdos et monachus
1507	dominus Conradus abbas II. kal. Sept. [† 31.8.1506], fratres Johannes, Nicolaus et Pancracius sacerdotes et monachi, Thomas subdiaconus et monachus, Sebastianus donatus
1509	fratres Andreas et Hinricus sacerdotes et monachi
1510	frater Mathias subdiaconus
1511	frater Johannes Fulda sacerdos et monachus
1513	frater Paulus sacerdos et monachus
1514	rev(erendus) pater Georgius abbas decimo die Jan. [† 10.1.1514], Nicolaus sacerdos et monachus
1515	frater Benedictus sacerdos et monachus
1516	frater Benedictus sacerdos et monachus, Ludowicus comes de Nassau subdiaconus et monachus, Johannes diaconus et monachus, Mathias donatus
1517	Adam Muller, qui habuit literam confraternitatis
1518	rev(erendus) pater Eucharius abbas XXIV mensis Jun. [† 24.6. 1518]
1523	Matthias et Sixtus sacerdotes et monachi

Für die Mehrzahl der hier genannten Namen findet sich im Pegauer Nekrolog keine entsprechende Notiz, die es ermöglichte, den auf den Generalkapiteln lediglich mit Namen genannten Angehörigen des Pegauer Konvents eindeutige Todesdaten zuzuordnen. Ja mehr noch: Es fällt auf, daß nach dem Jahre 1494 keinerlei Todesdaten von Mönchen überliefert sind, deren Tod dem Generalkapitel gemeldet wurde. Wenn man noch hinzusetzt, daß auch die Todesdaten der vier nach 1500 gestorbenen Vorsteher Pegaus im hauseigenen Nekrolog nicht verzeichnet sind, dann macht dies einen näheren Blick auf die Memorialüberlieferung des Klosters zwingend nötig.

Der Nekrolog wurde in seiner Anlageschicht wohl 1305 niedergeschrieben[79] und enthält für diese frühe Zeit Einträge, aus denen sich die frühen Beziehungen Pegaus nach Corvey sowie innerhalb des ostsächsischen Mönchtums recht gut rekonstruieren lassen.[80] Der paläographische Befund weist jedoch auch aus, daß die Zahl der Einträge nach 1305 deutlich niedriger ausfällt. Dazu kommt eine erhebliche Einengung des Horizontes in regionaler Hinsicht: Nahezu ausschließlich werden nun Geistliche aus ostsächsischen Institutionen genannt. In sachlicher Hinsicht weitet sich das Spektrum der Einträge jedoch anscheinend aus: Mehr und mehr wird der regionale Niederadel, dem auch Pegauer Konventualen und Äbte entstammten, im Nekrolog verzeichnet, nicht zuletzt wegen der – freilich insgesamt eher bescheidenen – Stiftungstätigkeit.

Die im Zusammenhang der Bursfelder Kongregation wichtige Ergänzungsschicht des ausgehenden 15. Jahrhunderts zeichnet sich durch zweierlei Tatsachen aus: Zum einen ist sie bei näherer Überprüfung inhaltlich alles andere als vollständig oder exakt in der Datenaufnahme, zum anderen aber ist sie in ihrer Schrift derart homogen, daß man kaum fehlgehen dürfte, wenn man die Eintragungen, die die Klöster der Bursfelder Kongregation betreffen, insgesamt einer Hand zuweist. Welche Konsequenzen lassen sich aus dieser Feststellung ableiten?

Wie im Erfurter Peterskloster,[81] so wurden wohl auch in Pegau die Vorschriften der Generalkapitel über die Führung der Nekrologe bzw. Martyrologien nicht hinreichend beachtet. Seit 1486 wurden zwar die Namen der verstorbenen Äbte der Kongregation im wesentlichen richtig und vollständig vermerkt,[82] jedoch endet die Serie der lückenlosen Eintragungen bereits mit den Todesfällen, die auf dem Generalkapitel 1492 mitgeteilt wurden. Seither werden deutlich weniger Äbte kommemoriert: Von den 14 Todesfällen in der Kongregation zwischen 1492 und 1494 fehlen Eintragungen zu nicht weniger

79) Eine ausführlichere Untersuchung des Pegauer Nekrologs, verbunden mit seiner Neuedition, ist in Vorbereitung. Auf sie muß wegen der folgenden allgemeinen Aussagen zum Nekrolog verwiesen werden.

80) Vgl. dazu Freise (wie Anm. 78).

81) Hinweise dazu bei Frank, Peterskloster (wie Anm. 3), 149.

82) Folgende Äbte finden sich unter dem richtigen Datum im Pegauer Nekrolog (wie Anm. 8) eingetragen: Ludolf von Oldenstadt († 17.3.1486; falsch als *Tilemannus* bezeichnet), Tilmann von Ammensleben († 23.3.1486), Nikolaus von Gerode († 22.7. 1486), Hermann von St. Michaelis Hildesheim († 13.11.1486), Conrad von Johannisberg († 25.12.1486), Johannes von Gerode († 14.6.1488), Detmar von Mönchennienburg († 1.5.1488), Martin von Gottesau († 7.5.1488), Gunther von St. Georg Naumburg († 30.11.1488), Johannes von Tholey († 9.2.1489), Heinrich von Liesborn († 3.6.1490), Leonhard von Münchaurach († 5.6.1490), Heinrich von Abdinghof († 31.5.1491) sowie Johann von Laach († 1.6.1491). – Unter falschen Daten: Erasmus von Flechtdorf († 20.12.1488 = *XII. Kal. Ian.*, falsch zum 20.1. = *XIII. Kal. Febr.*), Dietrich von Cismar († 2.3.1491 = *VI. Non. Marc.*, falsch zum 10.2. = *IV. Id. Febr.*) und Melchior von Schönau († 31.12.1492 = *Silvestri pp.* = *II. Kal. Ian.*, falsch zum 31.5. = *II. Kal. Iun.*).

als acht Namen. Von den verbleibenden sechs Äbten wird nicht einer mit richtigem Datum in den Pegauer Nekrolog aufgenommen![83] Damit ist nicht einmal in der Amtszeit des ersten Pegauer Reformabtes Thomas das Memorialwesen mit der gebührenden Sorgfalt wahrgenommen worden.[84]

Die Tendenz setzt sich fort: Nach dem Tode des Abtes Thomas sind in den Jahren bis einschließlich 1499 zwar fast alle Äbte im Nekrolog verzeichnet worden, jedoch kein einziger mehr an seinem präzisen, durch die Rezesse der dem Todestag folgenden Generalkapitel jeweils festgehaltenen Todesdatum. Wie schon in den Jahren vorher geschehen unter der Hand des unaufmerksamen Nekrologschreibers die klassischen Schreibfehler in Serie: Nonen, Iden und Kalenden werden vertauscht. Bei Daten, die mit den Kalenden gebildet werden, verrutscht der Eintrag nicht selten um einen Monat. Auch größere Abweichungen sind keineswegs ausgeschlossen. Sie lassen sich übrigens nicht selten als Schreib- bzw. Lesefehler verstehen: Wenn Abt Melchior von Schönau († 31.12.1492) im Pegauer Nekrolog unter dem 31. Mai verzeichnet ist,[85] dann deutet das darauf hin, daß dem Pegauer Nekrologschreiber eben keine Todesnotiz mit dem Todestag *Silvestri pape* vorlag, wie sie der Rezeß des Generalkapitels von 1493 enthielt, sondern daß der Schreiber ein Mortuarium mit der Angabe *II. kal. Ian.* erhielt, aus dem er fälschlich *II. kal. Iun.* herauslas.

Der Einschnitt mit dem Jahre 1499 ist keineswegs zufällig gewählt. Es war das Jahr eines scharfen Beschlusses des Generalkapitels in Sachen der Ergänzung von nekrologischen Aufzeichnungen:[86] Die Vorsteher der Klöster wurden ermahnt, alle Namen verstorbener Äbte aus Kongregationsklöstern in ihren Martyrologien zu verzeichnen. Wo dies nicht geschehen sei, sei es binnen zweier Monate nachzuholen, und dies für alle Todesfälle seit dem Jahre 1464.

Pegaus Abt Georg (1494–1504) hat diesen Beschluß in die Tat umsetzen lassen, und dies mit wesentlich größerem Erfolg, als er bei den laufenden Eintragungen von verstorbenen Äbten ansonsten zu verzeichnen war: Beginnend mit Abt Heinrich von Ilsenburg († 21.11.1466) enthält der Pegauer Nekrolog eine umfangreiche Reihe von Memorialeintragungen aus der Zeit vor der Aufnahme des Klosters in die Kongregation. Freilich sind auch diese Nachträge weder vollständig noch fehlerfrei. Unter den Todesfällen von Kongregationsäbten zwischen 1464 und der Aufnahme Pegaus 1485 fehlen immerhin

83) Ertwin von Iburg († 31.10.1493 = *II. Kal. Nov.*, falsch zum 23.11. = *XI. Kal. Dec.*), Martin von Schwarzach († 25.2.1494 = *V. Kal. Marc.*, falsch zum 28.3. = *V. Kal. Apr.*), Benedikt von Mönchroden († 11.3.1494 = *V. Id. Marc.*, falsch zum 24.3. = *IX. Kal. Apr.*), Jakob von Utrecht († 18.3.1494 = *XIV. Kal. Maii*, falsch zum 11.4. = *III. Id. Apr.*) Heinrich von Cismar († 4.7.1494 = *IV. Non. Iul.*, falsch zum 12.7. = *IV. Id. Iul.*).

84) Daß dies naturgemäß auch die ungeprüfte Übernahme anderer Todesdaten aus dem Nekrolog problematisch macht, sei nur am Rande erwähnt. – Dieses Problem wird in einer Neuedition des Pegauer Nekrologs zu behandeln sein, die derzeit vom Vf. vorbereitet wird.

85) Wie Anm. 82.

86) Wie Anm. 76.

17, jedoch überwiegend solche, deren genaues Todesdatum die Rezesse deswegen nicht enthielten, weil die Äbte noch als Elekten oder als schon vom Amt zurückgetretene Vorsteher nicht mit dem genauen Todestag verzeichnet wurden. Unter den 34 Äbten, die in den frühen Jahren der Kongregation verstorben waren und deren Namen im Pegauer Nekrolog erscheinen, wird aber die Mehrzahl zu den richtigen Daten verzeichnet und nur eine Minderheit mit – meist als Schreibfehlern zu erklärenden – falschen Todesdaten aufgenommen.[87]

Damit erfüllte Pegau unter Abt Georg die Vorschriften des Generalkapitels weitgehend. Noch fehlen vergleichende Untersuchungen der im übrigen kaum edierten spätmittelalterlichen Nekrologe anderer Unionsklöster, um beurteilen zu können, wie weit Pegau in dieser Beziehung einen typischen Eindruck von der Wirksamkeit dieses Beschlusses vermittelt. Daß das Kloster jedoch um und bald nach 1500 seine Kongregationspflichten durchaus ernst nahm und daß die Tragfähigkeit der Reformprägung auch über den Tod des ersten Reformabtes Thomas hinaus anhielt, geht aus der Praxis des Memorialwesens im Kloster sehr wohl hervor.

5. Epilog: Pegau vor der Reformation

Unter Abt Eucharius (1514–1518) hatte Pegau seine Bindung an die Bursfelder deutlich gelockert. Die geringer werdende Präsenz dieses Abtes bei den Generalkapiteln zeigt dies mit hinreichender Deutlichkeit. Angesichts dieser Entwicklung und der beginnenden Bedrohung der Fortexistenz mönchischen Lebens gerade in den wettinischen Ländern mochte es geradezu als ein Zeichen des Beharrungswillens verstanden werden, daß der Pegauer Konvent im Jahre 1518 mit Simon Blich einen glaubensstarken und prinzipienfesten Mönch zum neuen Abt wählte. Daß es dieser Abt war, der in Zeiten zunehmenden Drucks auf Kloster und Konvent die Bindungen an die Bursfelder noch weiter lockerte, überrascht nicht wenig.

1524 veröffentlichte der Pegauer Abt einen Traktat,[88] in dem er mit den zeittypischen Argumenten der Altgläubigen scharf gegen Luther und seine

87) Mit falschen Todesdaten verzeichnet werden: Jacob von Schönau († 22.9.1467 = *X. Kal. Oct.*, falsch zum 1.10. = *Kal. Oct.*), Conrad von St. Stephan in Würzburg († 26.8. 1473 = *VII. Kal. Sept.*, falsch zum 23.9. = *IX. Kal. Oct.*), Heinrich von St. Marien in Trier († 26.1.1477 = *VII. Kal. Febr.*, falsch zum 16.1. = *XVII. Kal. Febr.*), Udalrich von Bamberg († 2.2.1483 = *IV. Non. Febr.*, falsch zum 3.2. = *III. Non. Febr.*), Bonifatius von Limburg († 22.11.1482 = *X. Kal. Dec.*, falsch zum 23.8. = *X. Kal. Sept.*), Dietrich von Werden († 30.8.1484 = *III. Kal. Sept.*, falsch zum 30.7. = *III. Kal. Aug.*), Heinrich von Marienmünster († 28.8.1484 = *V. Kal. Sept.*, falsch zum 28.7. = *V. Kal. Aug.*), Johannes von Minden († 13.8.1485, falsch zum 30.7.), Hermann von Flechtdorf († 24.9. 1484 = *VIII. Kal. Oct.*, falsch zum 25.8. = *VIII. Kal. Sept.*).

88) Verderbe und scha | de der Lande und leuthen an gut ley= | be, ehre und der selen seligkeit auß Lu | therischen unnd seins anhangs / lehre | zugewant / durch Simo= | nem Abt zu Begawe mit einhelliger seiner Bruder vorwilligung | hirinnen

Anhänger, die „Martinianer", zu Felde zog. Naturgemäß wurden darin auch die Bedrohungen genannt, denen sich das Mönchtum – nicht zuletzt durch Luthers Schriften – ausgesetzt sah. Den breitesten Raum nehmen jedoch diejenigen Passagen ein, in denen sich der Abt einerseits an die Gläubigen wandte und ihnen in den düstersten Farben den Verlust des Seelenheils für den Fall in Aussicht stellte, daß sie sich zur lutherischen Häresie bekennen würden, und andererseits den Untergang der Universitäten für den Fall prognostiziert, daß sich die Luthersche Lehre durchsetzen werde. Nicht eigentlich die Verteidigung des Mönchsstandes ist es also, die Abt Simon hier die Feder führt,[89] sondern die Sorge um das Seelenheil der Gläubigen außerhalb der Klostermauern. Jedoch wendet er den Blick auch auf die Klöster seiner Zeit: *Item es sein kirchen / Clöster / Stifft von unsern vornfarn* [!] *(die ohne zweiffel solche gebeude zuerheben reich gewest / unnd dabey reich genung geplieben) erbawt / ytzunden in soliche armut unnd noth kommen / also auch das solche gebeude schwerlich erhalten kunden werden / also übt sich die lieb des nechsten / die man ytzunder prediget / kegen den heußern unnd dienern gottes.*[90] Es ist ein resignativer Grundton, der trotz aller Angriffslust auf Luther diese Passage durchzieht; Abt Simon wird das Ende seines Klosters erahnt haben.

Als fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen von Simon Blichs Traktat die reformatorischen Visitatoren den Status Pegaus zu erfassen haben, finden sie außer dem Abt noch fünf Mönche im Konvent, die materiell abgefunden werden. Abt Simon selber verzichtet auf sein Amt und erhält ebenfalls eine Abfindung. Der Bursfelder Kongregation bleibt nichts anderes, als Pegau – wie die übrigen Klöster der lutherisch werdenden Territorien – für verloren zu erklären.

Christlich angetzeiget und außgedruckt, Leipzig: Wolfgang Stöckel 1524 (vorhanden: UB Leipzig Kirchengesch. 971/2). – Ein Gegentraktat aus lutherischer Sicht dazu ist: Wyder das vnchristlich schreyben und | Lesterbuch / des Apts Simon zu Pegaw unnd seyner | Brueder. Durch Ursula Weydin Schoesserin zu | Eyssenbergk / Eyn gegruendt Christlich | schrifft Goetlich wort unnd Ehe= | lich leben belangende, [ohne Ort] 1524 (vorhanden: UB Leipzig, Kirchengesch. 1071[ir]).

89) Zeugnisse ehemaliger Mönche, die das Kloster Pegau verlassen hätten, gibt es allem Anschein nach nicht. – Über diese Literaturgattung: Schilling J., Gewesene Mönche. Lebensgeschichte in der Reformation (Schriften des Historischen Kollegs. Vorträge 26, München 1990).

90) Verderbe (wie Anm. 88), Bl. C i[r].

Ein spätgotisches Tafelbild mit der Darstellung der Heilstreppe (Intercessio) in der Benediktinerinnenabtei St. Walburg, Eichstätt

von Maria Magdalena Zunker OSB – Eichstätt

Das Bild

In der Chorkapelle der Benediktinerinnenabtei St. Walburg, Eichstätt, hängt ein Zyklus von achtzehn spätgotischen Tafelbildern, die vermutlich zu einem dreiteiligen Flügelaltar gehörten.[1] Sie sind um 1490, wohl in einer fränkischen Werkstatt, entstanden[2] und stellen mit Ausnahme des letzten Bildes Szenen der Kindheitsgeschichte und der Passion Christi dar.[3]

Die den Abschluß des Zyklus bildende Tafel läßt sich nicht direkt in den Erzählzusammenhang der Bilderfolge einordnen. Auch erschließt sie sich, was die Deutung ihrer sehr tiefen und innigen Darstellung anbelangt, nicht sogleich dem heutigen Betrachter. Das etwa 75 cm hohe und 60 cm breite Bild zeigt die folgende Darstellung:

---

1) Es ist nicht auszuschließen, daß die Tafeln von dem ehemaligen Hochaltar der Pfarrkirche St. Walburg stammen, so auch vermutet in: Stange A., Kritisches Verzeichnis der deutschen Tafelbilder vor Dürer III.´, hrsg. v. N. Lieb, München 1978, 135.

2) So die neueste Erkenntnis von Restaurator Rolf Gerhard Ernst, München, mündlich. Auch schon Mader F., Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken I, Stadt Eichstätt, München 1981 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe München 1924), 598, vermutet, daß die Bilder von einem ortsansässigen Künstler geschaffen worden sind.

3) Herb F. X. – Mader F. – Mutzl S. u. a., Eichstätts Kunst, München 1901, 62–64 mit Abbildungen eines Teils der Tafelbilder; Mader (wie Anm. 2), 597 f. In beiden letztgenannten Werken ist noch die Kapelle des Bischöflichen Palais in Eichstätt als Standort angegeben, wo sich die Tafelbilder leihweise in der Zeit von 1871 bis 1930 befanden; Stange A., Deutsche Malerei der Gotik, München/Berlin 1958, 121: Zuweisung zu einem „in einer Allgäuer Werkstatt geschulten Maler"; ders., Kritisches Verzeichnis der deutschen Tafelbilder vor Dürer II, hrsg. v. N. Lieb, München 1970, 233, Nr. 982: Hier Zuordnung zu einem „Meister der St. Walburger Tafeln", der in einer Allgäuer Werkstatt geschult wurde", „beeinflußt vom Meister des Riedener Altars und von Thomas Bockstorfer", Datierung ins vierte Viertel des 15. Jhs.; ders. (wie Anm. 1), 135: Die Zuordnung zu einer „Allgäuer Werkstatt" wird hier beibehalten.



Foto: George Meister

Der Blick des Betrachters wird sogleich eingenommen von der in der Mitte des Bildes stehenden, hoheitsvollen Gestalt des vom Tode auferstandenen Christus, der deutlich die Spuren seines Leidens trägt. Christus ist, wie auf den anderen Bildern des Retabels, mit schulterlangem Haar und Bart dargestellt, das dornenbekrönte Haupt umgeben von einem dreiteiligen Nimbus. Er ist nur mit einem Lendentuch und einem roten Mantel bekleidet, der offensteht und, über den linken Arm gehängt, den Blick auf den Leib des Erlösers freigibt. Überdeutlich sind die fünf Wunden der Nagelmale an Händen und Füßen und des Lanzenstiches an der Seite zu sehen. Aus ihnen fließen Ströme von Blut. Auch die von der Dornenkrone gerissenen Wunden bluten.

Der Auferstandene weist mit der Rechten auf die Seitenwunde, die Linke hat er im Redegestus[4] erhoben zu Gott Vater hin, zu dem er die Worte spricht, die auf dem sich neben ihm entrollenden Schriftband zu lesen sind.[5]

Gott Vater, mit grauem Haar und Bart und dreiteiligem Nimbus, in rotem Mantel und braunem Gewand, stößt rechts oben im Bild aus den Wolken heraus. Sie gleichen bortenartig sich wellenden Bändern, farblich abgestuft von weiß bis dunkelblau. Diese stilisierte Art der Wolkendarstellung findet sich in fast[6] allen Bildern des Zyklus und ist kennzeichnend für denselben. Gott hat einen Bogen gespannt und ist bereit, drei gleichzeitig angelegte Pfeile auf seinen Sohn bzw. auf die Gruppe von Bittstellern, links im Bild, abzuschießen. Diese, im kleineren Format wiedergegeben, bergen sich gleichsam hinter dem Mantel des Erlösers vor den Geschossen Gottes. Im Vordergrund kniet ein sehr ernst blickender Mann. Sein weißer Chormantel, ein sog. Superpelliceum, über dem schwarzen Talar und das schwarze Birett[7] weisen ihn als Geistlichen bzw. als Chorherrn aus. Hinter ihm sind ein Mann in roter Kleidung, vielleicht ein Arzt oder ein Richter[8], sowie eine Frau mit Kopfschleier und hinter diesen beiden drei weitere Männer zu sehen. Es scheint sich bei diesen offensichtlich schutzsuchenden Betern um die Stifter des Altars zu handeln. Unter ihnen nimmt der im Vordergrund erscheinende Geistliche deutlich erkennbar eine führende Stellung ein.

Dieser Gruppe gegenüber ist, halb kniend, halb sich aufrichtend, die Muttergottes dargestellt. Sie trägt ein blaues Kleid und einen weißen, rotgefütterten Mantel. Ihr Haar fällt offen auf die Schultern herab. Ein Nimbus umgibt

4) Vorgestreckter Unterarm mit aufwärts gerichtetem Handteller und abgewinkelten Fingern ist der Lehr- und Redegestus: s. hierzu Holl O. (LCI 2, 1970), 215, s. v. Handgebärden. [Für die Kennzeichnung des Stichwortes der Lexikaartikel verwende ich s. v. (= sub voce)]

5) Hierzu s. unten 238 ff.

6) Allein auf dem den Tod Mariens darstellenden Bild ist kein Himmel zu sehen.

7) S. zu Superpelliceum und Birett Braun J., Die liturgische Gewandung im Occident und Orient, Freiburg i. Br. 1907, 135–148 (Superpelliceum), 510–514 (Birett); Bock F., Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, Bonn 1866, 329–342 (Superpelliceum), 342–354 (Birett).

8) S. zur roten Tracht der Ärzte und Richter: Köhler B., Allgemeine Trachtenkunde III, Leipzig o. J., 98 f.; Kühnel H., Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung, Stuttgart 1992, 135 f.

ihr Haupt. Maria zeigt ihrem Sohn die Brust, die linke Hand hat auch sie im Redegestus erhoben. Sie spricht zu Christus.

Christus als Schmerzensmann

Der Purpurmantel und die Dornenkrone, der bis auf Mantel und Lendentuch entblößte Leib, die blutenden Wundmale an Händen und Füßen und vor allem die Seitenwunde weisen auf Christi Leiden und Tod hin. Christus hat durch seine Hingabe Sühne geleistet für die Menschen. Durch seinen Tod und seine Auferstehung hat er als ihr Erlöser Sünde und Tod überwunden. Der Betrachter wird durch den Anblick Christi, der „durch die Wunden gestorben ist, aber dennoch im Sie-Erleiden lebt",[9] aufgefordert mitzuleiden, aber auch sich trösten zu lassen durch die Gewißheit, durch ihn erlöst zu sein. Die auch noch aus seinem verklärten Leib fließenden Ströme von Blut sollen darauf hindeuten, das Christi Opfer auf Gogotha immer gegenwärtig wird, in jeder Feier der Eucharistie.

Wir haben hier das im Spätmittelalter sehr beliebte Andachtsbild des Schmerzensmannes vor uns, der Darstellung des eucharistischen Christus schlechthin in jener Zeit.[10] Dieser Christusbildtypus ist sowohl der Form als auch der Aussage nach als „Sakramentale Allegorie des Opfertodes Christi"[11] verwandt mit dem Andachtsbild des sog. „Keltertreters". Die Art und Weise, wie Christus hier dasteht, wirkt so, als ob er, dem Keltertreter gleich, Trauben treten würde.[12]

Die Heilstreppe

Die Darstellung des Erlösers im Typus des Schmerzensmannes steht in einer noch weiteren, das Bild des Schmerzensmannes einbindenden Bildaussage. Folgen wir den Blicken der auf diesem Bilde dargestellten Gestalten, läßt sich folgendes erkennen:

Die links im Bild zu sehenden Beter blicken nicht, was doch naheliegend wäre, zu Christus hin, sondern flehend und vertrauensvoll zugleich zu der ih-

9) Osten G. v. d., Der Schmerzensmann, Diss. Halle 1933, Berlin 1935 (Teildruck), 7.

10) S. zum „Schmerzensmann": Panofsky E., „Imago Pietatis". Ein Beitrag zur Typengeschichte des „Schmerzensmannes" und der „Maria Mediatrix" (FS für Max J. Friedländer, Leipzig 1927, 261–308); Osten (wie Anm. 9), 7–9; Mersmann W., (LCI 4, 1972), s. v. Schmerzensmann, 87–95; zum Schmerzensmann s. auch unten 240 f.

11) Osten (wie Anm. 9), 8.

12) Zum Keltertreter s. Thomas A., Die Darstellung Christi in der Kelter (FVK 20/21, 1936); mit unserem Bild vergleichbar ebd. Abb. 7 (Taf. 4): Wandgemälde in der Klosterkirche Kleinkomburg, 12. Jh., Abb. 14 (Taf. 8): Holzschnitt aus dem 15. Jh. in der Münchner Staatsbibliothek; ders. (LCI 2, 1970) 497–504, s. v. Kelter, mystische, dort 504 weitere Literatur.

nen gegenüber knienden Gottesmutter. Maria ihrerseits hat die Augen auf ihren göttlichen Sohn gerichtet und gibt die Bitten an ihn weiter, sozusagen an den, dem auch sie sich unterwirft, wir ihr Knien ausdrückt. Der Redegestus ihrer linken Hand unterstreicht diese Fürbitte. Die Handbewegung könnte hier aber auch als Entgegennahme der Bitten gedeutet werden. Um ihrer Fürbitte hingegen noch eindringlicher Nachdruck zu verleihen, zeigt sie ihrem Sohn die Brust,[13] zum Zeichen ihrer innigsten Beziehung zu ihm als Mutter, die ihn gestillt hat (vgl. Lk 11,27–28). Christus soll sich um dieser ihrer Mutterschaft willen der Sünder erbarmen. Dementsprechend trägt Maria in ihrer hier hervorgehobenen Eigenschaft als Mutter in diesem Bilde genau die Gewänder, mit denen sie auch auf den vier die Menschwerdung Christi darstellenden Tafelbildern des Retabels, der Verkündigung, der Geburt, der Anbetung der Könige und Darstellung im Tempel, als Mutter bekleidet ist, nämlich das blaue Kleid und den in der freudevollen Farbkombination Weiß-Rot gegebenen Mantel. Ganz anders ist die Gewandung in den Passionsbildern, wo sie ein rotes Kleid und einen blauen Mantel trägt. Und wie in den ersten vier Bildern deutet auch hier das offene Haar auf ihre Jungfräulichkeit hin.

Christus nimmt die Fürbitte der jungfräulichen Mutter auf und gibt sie seinerseits weiter an Gott Vater. Dies wird bildlich dadurch ausgedrückt, daß er genau die Handgeste Mariens übernimmt. Er wiederum unterstreicht seine Fürsprache gegenüber dem Vater dadurch, daß er die Zeichen seines Leidens und Todes ihm darbietet, insbesondere die Seitenwunde, die auf sein durch die Lanze des Soldaten geöffnetes heiligstes Herz hinweist:[14] Christus hat die Schuld der Menschen auf sich genommen und gesühnt. Daß dies auch jetzt für die hier gezeigten Beter wie auch für den Betrachter des Bildes gilt, wird hier bildlich dadurch verdeutlicht, daß Christus sich sowohl vor die hier gezeigten Menschen gestellt hat, als auch schutzverheißend vor dem Betrachter steht. Wie ein lebender Schild hat er sich zwischen die zum Schuß bereiten Pfeile Gott Vaters und die Beter gestellt. Auch der gläubige Betrachter kann sich hinter diesem Schild geborgen wissen.

Es ist hier eine doppelte, sich steigernde Fürbitte oder Intercessio dargestellt: Die Menschen wenden sich um Fürbitte flehend an Maria, diese kniet

13) Zur Brustweisung als Bittgebärde der Gottesmutter s. Lutz J. – Perdrizet P., Speculum Humanae Salvationis, Mülhausen/Leipzig 1907 u. 1909: kritische Ausgabe mit französischer Übersetzung (v. J. Miélot) sowie quellenkundlichen und ikonographischen Erläuterungen (Bd. 1: Text, Bd. 2: Tafelteil), 297–302; Kretzenbacher L., Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter (SBAW.PH 3, 1981). Die Brustweisung ist eine uralte, schon in antiken Quellen beschriebene Bittgebärde. S. etwa Homer, Ilias 22, v. 79–83, wo die Königin von Troia, Hekabe, ihren Sohn Hektor mit eben dieser Gebärde anfleht, doch in die schützenden Mauern Troias hineinzukommen und sich nicht seinem herannahenden Todfeind Achilleus zu stellen. Zu den antiken Zeugnissen für die Gebärde der Brustweisung s. Panofsky (wie Anm. 10), 302. Anm. 75; Kretzenbacher, ebd. 59–66.

14) Joh 19,34.

als Mutter vor ihrem göttlichen Sohn und bittet für jene. Christus wiederum steht fürbittend und zugleich als Sühnopfer sich darbietend vor dem Vater. Eine solche Darstellung der stufenweise erfolgenden Fürbitte um das Heil wurde daher treffend „Heilstreppe" oder auch nur „Intercessio" genannt.[15]

Diese doppelte Fürbitte von Maria und Christus, an Gott Vater gerichtet, wird schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts von dem Benediktinermönch Arnald von Bonneval[16] († nach 1156), einem Freund des hl. Bernhard von Clairvaux, in seinem Werk „Libellus de laudibus B. Mariae Virginis" mit folgenden Worten[17] gerühmt: *Securum accessum jam habet homo ad Deum, ubi mediatorem causae suae Filium habet ante Patrem, et ante Filium matrem. Christus, nudato latere, Patri ostendit latus et vulnera, Maria Christo pectus et ubera. Nec potest ullo modo esse repulsa, ubi concurrunt et orant omni lingua disertius haec clementiae monumenta et charitatis insignia.*[18]

Bildlich ist diese Intercessio zuerst in Illustrationen zum sog. „Speculum humanae salvationis", dem „Heilsspiegel" belegt, wo die Fürbitte Mariens und Christi jeweils in voneinander getrennten Bildern dargestellt worden ist.

Der „Heilsspiegel",[19] ein wohl im 14. Jahrhundert entstandenes,[20] zunächst in lateinischer Sprache verfaßtes, später aber auch ins Deutsche und Französische übersetztes Lehr- und Andachtsbuch, schildert die neutestamentliche Heilsgeschichte und stellt hierbei den einzelnen Begebenheiten jeweils in der Regel drei alttestamentliche Typen oder sog. Präfigurationen gegenüber, wobei jedem geschilderten Ereignis eine bildliche Illustration beigegeben ist.

Im 39. Kapitel des „Heilsspiegels" wird, mit ähnlichen Worten wie schon bei Arnald von Bonneval, die doppelte Fürsprache Mariens und Christi beschrieben und hieraus gefolgert, daß die Menschen wegen ihrer Sünden nicht verzweifeln müssen, da Maria, indem sie auf die Brust weist, bei Christus fürbittend für sie eintritt und dieser bei Gott Vater, indem er ihm seine Wunden, die Zeichen seines Sühneleidens, zeigt und ihn so gnädig stimmt:

---

15) S. hierzu Panofsky (wie Anm. 10), 283–295; Schiller G., Ikonographie der christlichen Kunst 2: Die Passion Jesu Christi, Gütersloh 1968, 238–240; Koepplin D. (LCI 2, 1970), s. v. Interzession, 346–352; Kretzenbacher (wie Anm. 13), 67–82; Schawe M. (Marienlexikon 5, 1993), 165, s. v. Pestbild.

16) Zu Arnald von Bonneval s. Stegmüller O. – Schulte R. (Marienlexikon 1, 1989) s. v. Arnald v. Bonneval, 243 f.

17) Migne, PL 189, 1726 c–d.

18) „Einen sicheren Zugang hat der Mensch nun zu Gott, wo er als Fürsprecher seiner Sache dessen Sohn hat vor dem Vater und vor dem Sohn die Mutter. Christus mit entblößter Seite zeigt dem Vater die Seite(nwunde) und die Wunden (an Händen und Füßen), Maria zeigt Christus ihre Brust. Und sie kann unmöglich zurückgewiesen werden, wo diese Zeugnisse der Milde und Zeichen der Liebe zusammentreffen und beredter beten als jede Zunge."

19) Zum „Heilsspiegel" s. Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13); Perdrizet P., La Vierge de Miséricorde, Paris 1908, 103–106; Looveren L. H. D. v., (LCI 4, 1972), s. v. „Speculum humanae salvationis", 182–185, dort weitere Literatur.

20) Zur Datierung s. Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 251.

In praecedentibus audivimus quomodo Maria est nostra mediatrix,
Et quomodo in omnibus angustiis est nostra defensatrix;
Consequenter audiamus quomodo Christus ostendit Patri suo pro nobis sua vulnera,
Et Maria ostendit Filio suo pectus et ubera.
Sicut enim Christus descendit propter nos de coelo usque ad infernum,
Ita reascendit in coelum, ut exoret pro nobis usque ad sempiternum;
Et ideo, si peccavimus, desperare non debemus,
Quia fidelem advocatum apud Deum nos habemus.[21]

In den zugehörigen Illustrationen erscheint hierbei Gott Vater vor Christus auf einem Thron sitzend oder auch etwas nach oben versetzt in einer Mandorla thronend. Christus seinerseits wird von seiner Mutter für die Menschen gebeten. Sie zeigt dem sie segnenden Sohn die Brust, die ihn genährt hat.[22] Durch die weite Verbreitung der illustrierten Handschriften des „Heilsspiegels" fand das Thema der Intercessio auch Eingang in die monumentale Malerei, vor allem in die Tafelmalerei[23] und auch in die Plastik. Nun aber wurden die beiden im „Heilsspiegel" ursprünglich getrennten Intercessiobilder miteinander verbunden, wie dies auch auf dem hier vorgeführten Tafelbild der Fall ist.

Pest- bzw. Plagenbild

Welches Unheil aber symbolisieren die Pfeile, die die Menschen hier bedrohen und vor dem diese Schutz suchen bei Christus?

21) So der lateinische Text in der Edition von Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 80 v. 1–8. – Die Übersetzung lautet:
„Im Vorausgehenden haben wir gehört, wie Maria unsere Fürsprecherin ist,
Und wie sie in allen Bedrängnissen unsere Verteidigerin ist.
Folglich wollen wir auch hören, wie Christus seinem Vater für uns seine Wunden zeigt,
Und Maria ihrem Sohn die Brust zeigt.
Wie Christus nämlich um unseretwillen vom Himmel bis in die Unterwelt herabgestiegen ist,
So ist er auch wieder in den Himmel aufgestiegen, um für immer für uns zu bitten;
Und daher brauchen wir nicht zu verzweifeln,
Da wir einen zuverlässigen Anwalt bei Gott haben."

22) S. hierzu die Abbildungen bei Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), Taf. 77 und 78 (Münchner Staatsbibliothek clm. 146 aus dem Kloster der Johanniter in Schlettstadt, Mitte 14. Jh.); Kretzenbacher (wie Anm. 13), 51–58 mit Fig. 1–4 (Codex Cremifanensis 243, um 1325/30, in der Abtei Kremsmünster). Vom Schema abweichend ist hier nur jedem der beiden Bilder eine Präfiguration beigegeben: zu Christus Antipater vor Cäsar und zu Maria Ester vor Assverus (Xerxes).

23) Viele der einst wohl zahlreichen Darstellungen dieses Themas sind verlorengegangen oder zerstört worden, da man sie in späteren Zeiten, etwa der Zeit der Reformation, nicht mehr verstand, ja, sie für anstößig und in ihrer Aussage für theologisch falsch hielt. S. hierzu Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 297 f.; Koepplin (wie Anm. 15), 347.

Die meisten Darstellungen der Intercessio in Verbindung mit dem die Menschen mit Geschossen bedrohenden Gott Vater sind im 14. und vor allem im 15. und 16. Jahrhundert entstanden. Es ist dies die Zeit der großen, das Abendland heimsuchenden, ganze Landstriche entvölkernden Pestepidemien. Viele dieser Bilder sind, vor allem wenn Beischriften darauf hinweisen oder Pesttote dargestellt sind, ebenso wenn Pestheilige, wie der hl. Sebastian oder der hl. Rochus, zusätzlich als Fürsprecher abgebildet sind, als Pestbilder zu deuten.[24] In diesen Bildern schießt der erzürnte, oft als grimmiger alter Mann gekennzeichnete Gott Vater vom Himmel her Pfeile auf die Menschen, die vor diesen Schutz bei Maria und Jesus suchen. Häufig sind es, wie auf unserem Bild, drei Pfeile; manchmal droht Gott auch mit gezückten Lanzen. Maria ist in diesen Bildern nicht selten im Schutzmanteltypus[25] wiedergegeben. Es gibt sogar Darstellungen, in denen Christus einen Schutzmantel trägt.[26] Unter dem Mantel Mariens bzw. Christi bergen sich Menschen jeden Alters und Standes. Es sind tatsächlich Pestpfeile,[27] die am Schutzmantel abprallen oder durch die Fürsprache Christi und Mariens schon in der Luft zerbrechen, bisweilen aber auch manche Menschen treffen.[28]

Die Art und Weise, wie die Gruppe der Beter auf dem St. Walburger Bild zwar nicht unter, sondern hinter Christi Mantel vor den Pfeilen Schutz sucht, gemahnt ein wenig an den Typus des Schutzmantelchristus.

Auch unser Bild könnte als Pestbild gedeutet werden, in dem Sinne, daß die Beter durch die Intercessio von Maria und Christus Schutz vor der Pest erflehen.[29] Dies mag mitgemeint sein, doch sagt das Bild meines Erachtens noch weit mehr aus: Die Dreizahl der Pfeile auf dem Bogen von Gott Vater läßt sich

---

24) So etwa ein Altarbild von Martin Schaffner in Nürnberg (Germanisches Nationalmuseum), wo Gott Vater mit drei Lanzen droht und Engel Pfeile auf die Erde schießen. Christus kniet im Himmel als Fürsprecher auf dem Kreuz. Maria bittet inmitten der Menschen auf der Erde, ebenso die heiligen Sebastian und Rochus. S. hierzu Schiller (wie Anm. 15), 240, mit Taf. 801. Das Tafelbild ist auch abgebildet im LCI 8, 1976, 321.

25) S. Perdrizet (wie Anm. 19) bes. 137–149 (zu den Pestbildern); Seibert J. Schutzmantelschaft (LCI 4, 1972, 128–133) dort weitere Literatur; Kretzenbacher (wie Anm. 13), 13–41; Parello D. (Marienlexikon 6, 1994), 82–87, s. v. Schutzmantelmadonna.

26) So z. B. in einer bereits um 1400 entstandenen Wandmalerei der Kirche St. Prokulus bei Naturns im Vinschgau, wo sowohl Christus als auch Maria Menschen unter dem Schutzmantel vor den Pfeilen Gott Vaters schützen. S. hierzu Kretzenbacher (wie Anm. 13), 68 f. und Abb. 3 u. 4; abgebildet auch (Schmidt H., Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst, München 1982², Abb. 83.)

27) Zu der bis in die Antike (vgl. etwa die Verse 43–52 in ersten Gesang von Homers Ilias, wo geschildert wird, wie Apollon Pestpfeile auf das Heer der Achaier schießt) zurückgehenden Vorstellung, daß die Pest durch von Gott gesandte, unsichtbare Pfeile hervorgerufen wird, s. Perdrizet (wie Anm. 19), 107–124.

28) So etwa auch in dem in Anm. 24 genannten Altarbild von Schaffner, wo Maria Menschen unter ihrem Mantel Schutz gewährt, wo aber auch Pesttote dargestellt sind.

29) So von Mader (wie Anm. 2), 598, und bei Stange, Kritisches Verzeichnis (wie Anm. 3) 223.

zurückverfolgen auf alttestamentliche Schilderungen strafender Heimsuchungen Gottes und steht symbolisch für drei verschiedene Plagen, die Gott als Strafe schickt, zumeist Pest, Hunger und Krieg, so z. B. bei Jeremia:[30] *Und der Herr sprach zu mir: Bete nicht um das Wohlergehen dieses Volkes! Auch wenn sie fasten, höre ich nicht auf ihr Flehen; wenn sie Brandopfer und Speiseopfer darbringen, habe ich kein Gefallen an ihnen. Durch Schwert, Hunger und Pest mache ich ihnen ein Ende.*[31]

Sehr eindrucksvoll ist dies etwa in dem sog. „Landplagenbild" des Meisters Thomas von Villach im Grazer Dom,[32] einem um 1485 entstandenen Wandgemälde, vorgeführt, wo Gott Vater mit drei Lanzen die Menschheit bedroht. Diesen drei Lanzen entsprechen die folgenden in diesem Bild dargestellten drei Plagen: durch Heuschrecken hervorgerufene Hungersnot, Türkeneinfälle und Pest. In mittelalterlichen Quellen werden diese drei Strafen gerne in Beziehung gesetzt zu bestimmten „Hauptsünden", so etwa im „Heilsspiegel" zu Hochmut, Habsucht und Wollust.[33] Auch das Symbol des Pfeiles für eine Strafe hat alttestamentliche Vorbilder.[34]

Die auf unserem Bild dargestellten Menschen suchen folglich sicher nicht nur vor der Pest, sondern auch vor vielfältigen anderen Nöten und Katastrophen Schutz. Darstellungen dieser Art, die keine direkten Hinweise auf die Pest enthalten, sind daher wohl treffender, so Schawe,[35] als Plagenbilder zu bezeichnen. Sie boten den von vielen Plagen heimgesuchten Menschen des Mittelalters Erklärungsmodelle für viel unverständliches Elend und Grauen und zugleich Trost.

Hoffnung und Zuversicht kündeten sie aber nicht nur für das irdische, sondern vor allem auch für das künftige, ewige Leben. Daher sind Darstellungen des Jüngsten Gerichts[36] und auch des besonderen Gerichts des einzelnen Men-

---

30) Jer 14, 11–12. Die deutschen Zitate aus dem Alten und dem Neuen Testament wurden der „Einheitsübersetzung" entnommen.

31) S. hierzu Schawe M. (Marienlexikon 5, 1993), s. v. Pestbild, 164–167, dort 167 weitere Literatur.

32) S. hierzu Kretzenbacher (wie Anm. 13), 20–41 mit Abb. neben S. 32.

33) So im „Speculum humanae salvationis", Kap. 37, 1–49; s. Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 76. Hier ist es Christus, der über Hochmut, Habsucht und Wollust der Menschen erzürnt, diese mit Lanzen bedroht. Maria besänftigt ihn unter Hinweis auf Heilige wie Franziskus oder Dominikus. Der Autor des Heilsspiegels greift hier auf eine Dominikus-Legende, die diese Begebenheit als Vision des hl. Dominikus schilderte, zurück: s. hierzu Lutz/Perdrizet, ebd. 246–248; Perdrizet (wie Anm. 19), 128–136; Kretzenbacher (wie Anm. 13), 39–41.

34) So z. B. bei Dtn 32,23 und Ez 5,16; siehe hierzu Schawe (wie Anm. 31). Zur Vorstellung Gottes als Rächer, s. Perdrizet (wie Anm. 19), 107–124; Hagemann E., Der göttliche Pfeilschütze. Zur Genealogie eines Pestbildtypus, St. Michael 1982, mit jedoch teilweise recht kühnen Vergleichen und Folgerungen.

35) Schawe (wie Anm. 31), 165.

36) S. hierzu Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 298, wo als Beispiel ein um 1525 entstandenes Altarbild von Jan Provost in Brügge, Akademiemuseum angeführt wird, ebd. abgebildet auf Taf. 137, und s. Koepplin (wie Anm. 15), 349 f.

schen nach seinem Tode belegt, so etwa in Miniaturen mittelalterlicher Handschriften,[37] auf Epitaphien[38] oder in Illustrationen sogenannter Sterbebüchlein.[39]

Heilstreppe zum ewigen Leben

Auch bei unserem Tafelbild ist ein solcher Jenseitsbezug nachweisbar. Das zwischen der Gruppe der Beter und Christus sich entrollende Schriftband trägt den folgenden, z. T. aus Kürzeln bestehenden Text:

„pate scte serua eos qs".

Über Christi Haupt wird er so fortgesetzt:

„dedisti m. iohe VI".

Er ist wohl, so Mader,[40] in der folgenden Weise zu lesen:

„Pater sancte, serva eos, quos dedisti mihi. Johannes VI."

Auch vielen anderen Intercessiodarstellungen sind Beischriften beigegeben. In den ersten Intercessiodarstellungen der Heilsspiegelhandschriften wiederholen sie zumeist nur, gleichsam als eine Erläuterung der Bilder, Teile aus dem zugehörigen Text im 39. Kapitel.[41] In den Darstellungen der monumentalen Malerei geben sie dann direkt den Wortlaut der Fürbitten Christi und Mariens wieder, oft auch die Drohung oder auch die versöhnte Antwort Gott Vaters sowie die Bitten oder Kommentare weiterer dargestellter Personen. Christi Bitte an den Vater bezieht sich dabei immer auf die Wundenweisung, die Mariens auf die Brustweisung.[42]

---

37) Koepplin, ebd., Abb. 2 führt als Beispiel eine oberrheinische Miniatur an, die die Intercessio über einem Sterbenden zeigt, um den sich ein Teufel und ein Engel streiten.

38) So z. B. auf dem um 1508 entstandenen Epitaph für Ulrich Schwartz von Holbein d. Ä. in Augsburg, Staatsgalerie, wo der Schmerzensmann und Maria für den hingerichteten Bürgermeister Ulrich Schwartz und seine Familie bei Gott Vater fürbittend eintreten. Dieser steckt versöhnt sein schon gezogenes Schwert wieder in die Scheide. S. hierzu Schiller (wie Anm. 15), 239 f., mit Taf. 801; Kretzenbacher (wie Anm. 13), 73–75, mit Abb. 6.

39) S. hierzu Augustyn W., Passio Christi est meditanda tibi (Die Passion Christi in Literatur und Kunst des Spätmittelalters, hrsg. v. W. Haug u. B. Wachinger, Tübingen 1993, 236 ff.).

40) Mader (wie Anm. 2), 598. Der Text ist sehr schwer zu lesen.

41) So z. B. in der von Lutz/Perdrizet abgebildeten Münchner Handschrift, clm. 146, wo über der Intercessio Christi steht: „Filius orat Patrem pro nobis" und bei der Mariens: „Maria ostendit filio pectus et ubera": S. Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), Taf. 77. Zu den Beischriften im Heilsspiegel s. auch Kretzenbacher (wie Anm. 13), 51–58, und Augustyn (wie Anm. 39), 235 ff.

42) Im Grazer „Landplagenbild" (s. oben S. 8) etwa steht bei Christus:
„Sich an Vater die Wunden mein.
Gwer das gebet dy muter mein"
und bei Maria:
„O Herr got und Ainiger sun. Erparm dich über den sunder nun.

In zweierlei Hinsicht unterscheidet sich die Beischrift des St. Walburger Bildes von denen anderer Intercessiodarstellungen: Es ist nur eine einzige Beischrift vorhanden, die allein die Fürbitte Christi wiedergibt, und diese bezieht sich hier nicht auf die Wundenweisung, sondern spricht, wie der Hinweis auf Johannes zeigt, offensichtlich eine Textstelle aus dem Johannesevangelium an.

Der Text auf dem Schriftband hat einen sehr ähnlichen Wortlaut wie der 11. Vers des sog. Hohepriesterlichen Gebets im 17. Kapitel des Johannesevangeliums in der lateinischen Übersetzung der Vulgata:

„**Pater sancte, serva eos** in nomine tuo, quod **dedisti mihi**."

Es ist daher zu vermuten, daß der Maler ebendiesen Vers hier übernommen und so abgewandelt hat, daß er zur Bildaussage paßt: Christus bittet den Vater, er möge die Menschen, die er ihm anvertraut und für deren Rettung er ihre Schuld sühnend sein Leben hingegeben hat, vor Unheil und vor der gerechten Strafe bewahren.

Rätsel gibt aber die am Schriftbandende erscheinende Angabe „iohe VI" auf. Liegt hier ein Versehen des Malers vor oder läßt sich gar eine spätere Übermalung vermuten? Beides wäre immerhin vorstellbar.

Und doch könnte der Hinweis auf Joh 6 durchaus einen Sinn haben: Der einzige dem Wortlaut des Schriftbandtextes ähnliche Text in Joh 6 wären die Verse 37–40: *Omne, **quod dat mihi Pater**, ad me veniet, et eum, qui venit ad me, non eiciam foras, quia descendi de caelo, non ut faciam voluntatem meam sed voluntatem eius, qui misit me. Haec est autem voluntas eius, qui misit me, ut **omne quod dedit mihi, non perdam ex eo, sed resuscitem illud in novissimo die**. Haec est enim voluntas Patris mei, ut omnis, qui videt Filium et credit in eum, habeat vitam aeternam; et resuscitabo ego eum in novissime die.*[43]

Was den Wortlaut anbelangt, ist hier, wie ersichtlich, weitaus weniger Übereinstimmung zu finden als bei Joh 17,11. Sinngemäß können jedoch diese von Johannes überlieferten Worte Christi, wie auch noch weitere Teile des

---

Sich an die prusst dy saugtn dich. Vergib dem sunder durch mich.": Kretzenbacher (wie Anm. 13), 24. Eher selten finden sich Beischriften in Intercessiodarstellungen von Tafelbildern, so z. B. auf dem Tafelbild des Ulrich Schwartz (s. Anm. 38), wo über Christus steht:
„Vatter. sich. an. mein. wunden. rot.
Hilf. den. menschen. aus. aller. not
Durch. meinen. bittern. tod"
und über Maria:
„Her. thun. ein. dein. schwert. des. du. hast. erzogen.
Und. sich. an. die. brist. die. dein. sun. hat. gesogen." S. hierzu Lutz/Perdrizet (wie Anm. 13), 298 f., mit Abb. auf Taf. 138; Kretzenbacher (wie Anm. 13), 75.

43) „Alles, was der Vater mir gibt, wird zu mir kommen, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen; denn ich bin nicht vom Himmel herabgekommen, um meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Es ist aber der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß ich keinen von denen, die er mir gegeben hat, zugrunde gehen lasse, sondern daß ich sie auferwecke am Letzten Tag."

6. Kapitels des Johannesevangeliums zu einer weiterführenden, vertieften Betrachtung des Bildes führen:

Die zitierten Verse entstammen der sog. Brotrede Jesu (Joh 6,26–51), die sich im Johannesevangelium an die Schilderung der Brotvermehrung (Joh 6,1–15) und des Wandels Jesu auf dem See anschließt. Jesus belehrt die Galiläer, die ihm von Tiberias, dem Ort der Brotvermehrung, nach Kafarnaum gefolgt sind, über das wahre Brot des Lebens, das er selber ist und um das sie sich bemühen sollen. Die oben zitierten Verse schließen sich an.

Im Hinblick auf das St. Walburger Bild verstanden, könnten die Verse eine Weiterführung des hier zunächst mehr im Sinne eines Plagenbildes gedeuteten Textes auf dem Spruchband darstellen, dergestalt, daß die Menschen hier die Fürsprache Mariens und Christi bei Gott erflehen, nicht allein, um vor diesseitigem Unheil bewahrt zu werden, sondern vor allem auch in Sorge um ihr ewiges Heil.[44] Hierbei können sie voll Zuversicht auf die in den zitierten Versen gegebene Verheißung Christi vertrauen, daß er sie, die ihm vom Vater gegeben worden sind, am Letzten Tag auferwecken werde (Joh 6,39).

Es sei in diesem Zusammenhang auch angemerkt, daß der Text des Schriftbandes, gleich ob er sich nun auf Joh 17,11 oder auf Joh 6,37–40 bezieht, das in dieser Darstellung krass einseitige, ja, man möchte sagen, falsche Bild Gott Vaters als eines grimmigen Rachegottes korrigiert: „Die du mir gegeben hast", heißt es hier deutlich genug. Gott Vater selbst, der sich hier so furchterregend gebärdet, hat die Menschen seinem Sohn anvertraut. Und man könnte erläuternd hierzu aus dem Epheserbrief zitieren: *Er hat uns aus Liebe im voraus dazu bestimmt, seine Söhne zu werden durch Jesus Christus und nach seinem gnädigen Willen zu ihm zu gelangen, zum Lob seiner herrlichen Gnade. Er hat sie uns geschenkt in seinem geliebten Sohn; durch sein Blut haben wir die Erlösung, die Vergebung der Sünden nach dem Reichtum seiner Gnade* (Eph 1,5–7).

Noch ein weiterer Deutungshinweis läßt sich im 6. Kapitel des Johannesevangeliums finden. In den sich an die Brotrede anschließenden Versen (Joh 6,53–58) spricht Jesus in eindringlichen Worten von der Eucharistie: *Amen, amen, das sage ich euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht eßt und sein Blut nicht trinkt, habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag* (Joh 6,53 f.).

Bei der Interpretation des St. Walburger Bildes sind wir von der Darstellung Christi im Typus des Schmerzensmannes, des spätmittelalterlichen Bildes der Eucharistie schlechthin, ausgegangen.[45] Hier schließt sich nun der Kreis der Betrachtung: Auch noch aus den verklärten Wunden des Schmerzensmannes fließen, wie hier sehr realistisch und überdeutlich dargestellt, auch jetzt – gleichsam in der Zeit des Betrachtens – Ströme von Blut. Dies besagt aus der Sprache des Bildes übersetzt: Christus hat zwar durch sein Lei-

44) Zur Jenseitsangst des mittelalterlichen Menschen s. Kretzenbacher (wie Anm. 13), 7–9.

45) s. oben 232.

den, seinen Tod und seine Auferstehung ein für allemal Sünde und Tod überwunden, doch wird diese Erlösungstat auch heute, in jeder Feier der heiligen Messe, gegenwärtig gesetzt. In der Eucharistie gibt Christus hierbei im Genuß seines Leibes und Blutes „ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit".[46]

In doppelter Hinsicht könnte also die Angabe „iohe 6" verstanden werden, nämlich als Hinweis darauf, daß es Christus ist, der uns zum ewigen Leben erweckt, und daß er uns das Brot des ewigen Lebens schenkt. Die Angabe wäre somit durchaus sinnvoll. Es ist im übrigen nicht auszuschließen, daß der Maler sowohl Joh 17,11 als auch Joh 6 meinte und in dem Spruchbandvers gleichsam zusammenfaßte.

Manche gotische Passionszyklen[47] schließen mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts. Unser Bild enthält dementsprechend als Schlußbild eines Passionsbilderzyklus ebenfalls Hinweise auf dieses Thema. Die Menschen, die die Intercessio Mariens bei Christus und dann die Fürsprache Christi bei Gottvater erbitten, tun dies in Angst vor Diesseitsnöten, wie Krieg, Hunger, Pest, die sie als Strafen Gottes für ihre Sünden interpretierten und erklärten, aber insbesondere auch in Furcht vor einer ewigen Verdammnis. Trost finden sie im Vertrauen auf die mütterliche Fürsprache Mariens und vor allem im Blick auf Christus. Dieser weist für sie auf seine Wundmale hin und somit auf seinen Opfertod am Kreuz, durch den er die Sünden der Menschen getilgt hat: *Jesus ist der Hohepriester, der allein in der Lage ist, mit Gott durch die überirdische Sprache des eigenen Opfertodes zu sprechen.*[48]

Schluß

Das Bild der Heilstreppe faßt als letztes der achtzehn, die Kindheit und Passion Christi darstellenden Tafelbilder sozusagen in einer nicht mehr erzählenden, sondern überzeitlichen Darstellung die Heilsbotschaft des Evangeliums zusammen. Die Beter wenden sich zunächst an Maria. Ihr Ja zum Heilsplan Gottes – das erste dieser 18 Tafelbilder stellt in der Verkündigung dies dar – ermöglichte die Menschwerdung Gottes. Als Mutter hat sie somit das Vorrecht, ihren göttlichen Sohn um seine Fürsprache beim Vater zu bitten. Dabei wird hier, im Gegensatz zu manchen anderen mittelalterlichen Intercessiodarstellungen, die der symmetrischen Kompositionsform der Deesis folgen

46) Katechismus der Katholischen Kirche, München 1993, 385 Nr. 1402.

47) So der um 1400 entstandene Leben-Jesu-Zyklus eines Kölner Meisters im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin, abgebildet in: LCI 3, 1971, s. v. Leben Jesu, 78. Ebenso der nach 1430 datierte Bilderzyklus eines Passionsaltars des älteren Meisters der heiligen Sippe in Köln, Wallraf-Richartz-Museum: Budde R., Köln und seine Maler: 1300–1500, Köln 1986, 55 f. mit Abb. 46; 221.

48) So Papst Johannes Paul II. in der Predigt an Allerheiligen 1996, anläßlich des 50. Jahrestages seiner Priesterweihe. Veröffentlicht in L'Osservatore Romano, 26. Jahrgang, Nr. 46, 15.11.96.

und Christus und Maria nebeneinander vor Gott Vater kniend darstellen,[49] in klarer Christozentrik die Rangordnung zur Erlangung des Heils deutlich gemacht: Maria, wie auch die betenden Menschen ihr gegenüber, kniet vor ihrem Sohn. Dieser hingegen steht beherrschend genau in der Mitte des Bildes, und allein seine Fürbitte ist in dem Spruchband wiedergegeben. Er ist der einzige und wahre Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er hat Genugtuung geleistet für die Sünden der Menschen durch sein Leiden und seinen Tod am Kreuz.

49) So etwa in der Intercessiodarstellung des oben schon genannten Epitaph des Ulrich Schwartz (s. Anm. 38) und der des Konrad Witz in Basel, Kunstmuseum, um 1450: s. Schiller (wie Anm. 15), 239 u. 661 mit Abb. 798 und auch der von Filippino Lippi in München, Alte Pinakothek, um 1495: ebd., 239 u. 661 mit Abb. 800.

Der „Indianer im Kloster St. Gallen" – Georg Franz Müller (1646–1723), ein Weltreisender des 17. Jahrhunderts

von Karl Schmuki – St. Gallen

Georg Franciscus Müller bin ich genant,
Elsass, das ist mein liebes Vatterlandt.
Zue Ensisheim bin ich geboren.
Doch Ruffach ich hab auserkoren,
Allwo ich aufferzogen fein,
Von den villgeliebten Elteren mein.
Nachdem ich alt fierzehen Jar
Von Hauß hinweggezogen war,
Begeben mich in frembte Landt
Die mir sehr waren unbekannt.
Vill hundert Meill ich auff dem Merr,
Tag und Nacht bin gelauffen her.
Vill Sturmwind starck gestanden auß,
Vill Angst, vill Schreck, vill Gefahr mit Graus.
Die Wellen schrecklich auff und nider,
Grausamlich schluegen hin und wider,
Als wie die hoche Bergen waren,
Schier einem von auffstuent die Harren [Haare].
Asia, das irdische Paradeis,
Beschauet hab mit gantzem Fleiss.
Darzue das wilte Affrica,
Desgleichen auch America,
Die newe Welt mir woll bekannt,
Darzue das schwartze Morrenlandt,
Zue Wasser und Land gehabt vill Streit,
Mit Heiden, Morren, wilte Leidt [Leute].
Hab auch mein gantzen Lewenslauff,
Wie ich gereist, geschriben auff.
In frembten Landen weg von Hauß
Fier und zwantzig Jar bin bliben auß,
Darvon dank ich dem lieben Gott,
Der mich erreth aus aller Noth,
Nach Europa der Christenheit,

Frisch und gesundt, gebracht mit Freidt.
Darumb, so lang ich leb, will ich
Im dienen, dankbar erzeigen mich.
Er hat bewardt mein Leib und Sel,
wie Tobias und Israel.
Verhoff zue Gott mein End soll sein,
Zue Ruffach ist der Willen mein,
Allwo mein Vatter und Muetter begraben,
So vern es Gott der Herr will haben.
Allda werd ich all meine Schrifften,
Die ich gemacht hab, duen berichten.

Dis ist mein Simbolum:
Ich leb in Hoffnung allzeit auff den Herren,
ich lehr und stirb.[1]

Derart stellt sich Georg Franz Müller in seinem sogenannten „Reißbuech" in gereimten, mitunter etwas holprigen Versen und, hier nicht sichtbar, im Bild vor. Das unpaginierte, mit 87 farbigen Bildtafeln ausgestattete Reisebuch Müllers liegt seit dem Jahr 1723 in der Stiftsbibliothek St. Gallen und bekam um 1780 bei der Neueinordnung der Handschriftenschätze der Bibliothek die Signaturnummer 1311. Es ist in einen messingbeschlagenen verzierten Einband gehüllt und besitzt äusserlich die Form eines Stammbuches im Duodezformat (Breite 18,5 cm; Höhe 11,8 cm). In Bildern und daraufbezogenen gereimten Versen sind darin Episoden aus der abenteuerlichen Reise Müllers vom Verfasser eigenhändig beschrieben. Er schildert die Menschen, die Tier- und Pflanzenwelt Südafrikas und des indonesischen Archipels. Die künstlerisch durchaus gelungenen Bildtafeln waren verschiedentlich schon in Ausstellungen im Barocksaal der Stiftsbibliothek St. Gallen zu sehen; um den Inhalt jedoch hat sich – primär wohl wegen der äusserst schwierig zu lesenden und eigenwilligen Handschrift Müllers – seit über 150 Jahren niemand mehr ernsthaft gekümmert. Dabei stellt das Reisebuch Müllers eine richtiggehende Fundgrube kulturgeschichtlicher, ethnologischer, geographischer, zoologischer und botanischer Art dar. Ebenfalls in diesem Reisebuch finden sich zahlreiche christliche Betrachtungen des tiefreligiösen und bibelfesten Elsässers. Ergänzend zu diesem Reisebuch, das nicht chronologisch angeordnet ist, sondern einzelne Episoden und Begegnungen relativ wahllos aneinanderreiht, liegt in der Stiftsbibliothek eine bisher ebenfalls fast gar nicht beachtete Handschrift (Nr. 1278), in der die Reise des Elsässer Weltreisenden auf 455 Seiten mehr oder weniger chronologisch in Prosaform geschildert wird. Niedergeschrieben wurde dieses Buch von vermutlich zwei Kopisten in gut lesbarer Gebrauchsschrift zwischen 1701 und 1705 im sanktgallischen Dépendance-Kloster Mariaberg in Rorschach, gut zehn Kilometer östlich von St. Gal-

1) Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311: vor Blatt 1, unpaginiert.

len gelegen.[2] Nach Fertigstellung wurde die Schilderung da und dort durch eigenhändige Korrekturen Müllers ergänzt und berichtigt.

Aufgrund dieser beiden Handschriften sowie mit Hilfe von weiteren Quellen in Stiftsbibliothek und Stiftsarchiv St. Gallen lassen sich die 77 Lebensjahre Georg Franz Müllers, vor allem aber seine Reisen „in all vier Theil der Welt", recht gut nachzeichnen, und dank dieser Forschungsarbeiten konnte auch das Wissen um verschiedene kuriose Gegenstände im Raritäten- und Kuriositätenkabinett der Stiftsbibliothek St. Gallen aufgehellt werden. Die Kenntnisse um die Person und Lebensgeschichte von Georg Franz Müller sind in St. Gallen in den letzten 150 Jahren gänzlich in Vergessenheit geraten. Im Gegensatz dazu wussten noch Ildefons von Arx (1755–1833) und Franz Weidmann (1774–1843), die letzten beiden Stiftsbibliothekare von St. Gallen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die noch als Konventualen dem 1805 aufgehobenen Kloster St. Gallen angehört hatten, um die Persönlichkeit Müllers und seine Beziehungen zum Kloster St. Gallen durchaus Bescheid.

Jugend, Lehr- und Gesellenjahre

Georg Franz Müller wurde am 4. Oktober 1646 „durch die Gnaden Gottes zuo Ensisheim im oberen Elsaß in dises Jamerthahl" geboren. Aufgewachsen in der Nachbargemeinde Rufach, lernte er auf Wunsch seiner Eltern „wider meinen Willen" das Handwerk eines Büchsenschmieds, „darzu ich eben so viel Lust gehabt als ein Kindt zu der Ruethen". Früh verspürte er das Fernweh („gleich nach meinen Lehrjahren ein unglaubliche Begihrt und Verlangen getragen, auch nun mehr frembte Länder zu besichtigen")[3] und lag seinen Eltern damit in den Ohren, bis er sein Ziel erreichte: Am 9. Januar 1661 – er war lediglich etwas mehr als 14 Jahre alt – verliess er seine Vaterstadt, um sie erst gut 23 Jahre später wiederzusehen. Für seinen feierlichen Auszug aus Rufach, in Begleitung von Spielleuten und allen Gesellen der Stadt, dichtete der Jüngling ein 15strophiges Lied nach vorgegebener Melodie: „Ade Elsas, mein Vatterlandt, du deitsche Nation. Ade Ruffach, du alte Stath, von dir schid ich darvon. Darzue auch die Stath Ensisheim, darin geboren ich. Doch Ruffach liebe ich vill mer, die aufferzogen mich. Ade mein Vatter und Muetter gued, hertzliebste Alteren mein, die mich in Zucht und Ehrbarkeit, haben aufferzogen fein. In Gottes Wordt woll underricht, so lang ich bey eich [euch] war, gleich wie einem Kindt gezimbt, bleib Eich allzeit dankbar..."[4]

Nach Lehr- und Gesellenjahren im unteren Elsass und im Breisgau, in den Kurfürstentümern Mainz, Trier und Köln, in Österreich und Ungarn weckte der anschliessende Aufenthalt in Italien von neuem seine Reiselust. Die vielen am Hafen von Venedig liegenden „grossen herrlichen Schiffe und Galeen"

2) Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1278, Titelblatt und Ende der Vorrede.
3) Cod.sang. 1278, S. 1.
4) Cod.sang. 1311, vor Blatt 1, unpaginierte Seiten.

verursachten im jungen Elsässer das Fernweh, „ein sehr unruhige Begihrt, ... auch das Wasser zu erfahren und waß daz hoche Meer einen lernen und unterweisen könne".[5] Weil sich ihm aber in der Lagunenstadt keine Möglichkeit bot, kehrte er über die Alpen ins Deutsche Reich zurück.

Als Soldat in die Ostindisch-Holländische Kompagnie

In Hildesheim, wo sich Georg Franz Müller, mittlerweile 22 Jahre alt geworden, eine Zeitlang aufhielt, wurde er im Jahre 1668 auf die Möglichkeit aufmerksam, sich als Soldat in der Ostindisch-Holländischen Kompagnie zu verdingen. Auf seine Anfrage bekam er die Mitteilung, dass in Holland „noch allezeit Völckher nach Ostindien angenommen werden", dass die „Conditiones" dieser Soldaten „gantz gueth und favorabel seyen und zimblich richtige Bezahlung von der Edlen Compagnie erstattet werde", dass es „einem ieden, wann er seine angedingte Jahr außgedienet hätte", frei stehe, wieder nach Europa zurückzukehren.[6] Deshalb entschloss er sich, „hinfüro nicht mehr auf meinem Handtwerckh zu arbeithen, sonder dasselbige gänzlich aufzugeben". So begab er sich via Bremen nach Holland, um sich „so es müglich, so weit als ich kommen könnte, in die andere unbekante Theilen der Welt zu verfüegen". In seinem Entschluss bestätigt wurde er durch eine nächtliche Eingebung in Bremen: „...auff meine Knie niedergefallen, den högsten Gott von Himel und Erden, umb vätterlichen Beystandt angerueffen, ihn von Grundt meines Herzens gebetten, er wolle mir doch dise Nacht zu erkennen geben, waß ich zu meinem besten Vorhaben thuen solt".[7] Die innere Stimme gebot ihm, sich unverzüglich „nach Holandt und ferner, so weit ich kommen könte, auf den grossen Oceano des gesalzenen Weltmeers und in die andere, frembte unbekhante Theil der Welt, allwo viel Wunderwerckh Gottes zu sehen", zu begeben. Via Emden und Groningen traf Georg Franz Müller am 30. Juli 1669 in Amsterdam ein. Im reichen und teuren Amsterdam, einer der bedeutendsten Weltstädte des 17. Jahrhunderts („Sie ist daz Haubt diser ganzen holändischen Provinz, eine von den grössten Stätten in Europa, wie auch die reich- und mächtigste unter allen Handelstätten und wiewohl sie so groß, doch sich alzeit mehr und mehr vergrösseret")[8], wurden vorerst noch keine Soldaten für den Dienst in der Ostindischen Kompagnie benötigt. Ausführlich beschreibt Müller die „volckhreiche" Stadt, von deren pulsierendem Leben er sich beeindruckt zeigte.

Weil ihm die Lebenshaltungskosten in Amsterdam zu hoch waren, begab sich Georg Franz Müller nach Leiden, wo er bei einem Freund seines Vaters und dessen Familie Unterkunft fand. Diese rieten ihm eindringlich von sei-

5) Cod.sang. 1278, S. 3.
6) Cod.sang. 1278, S. 5.
7) Cod.sang. 1278, S. 15.
8) Cod.sang. 1278, S. 30.

nem Vorhaben ab: Es wäre schade um das junge Leben, und er solle dies seinen Eltern nicht zuleide tun. Kaum einer von hundert jungen Männern, die wegfahren würden, würden wieder zurückkommen, und eigentlich seien es alles „böße leichtfertige Leüth", die nach „Indien Orientalem" reisen würden.[9] Aber der junge Elsässer war von seiner Idee nicht mehr abzubringen („Allein der Mensch, der mir solches hatt können verleiden, ist noch nit gebohren gewest, unterdeßen weil sie es so gueth mit mir meinten, mich doch angestelt, als wan es mir wehre ganz verleidet"), und als ihn einige Zeit später aus Amsterdam die Nachricht erreichte, dass dort mit Trompeten, Pfeifen, Schalmeien und Trommeln öffentlich Soldaten für die Ostindische Kompagnie angeworben würden, begab er sich – ohne seinen Gastgeber offen über seine Pläne zu informieren – Mitte September nach Amsterdam zurück. Sofort verfügte er sich dort zum „Ostindischen Haus", dem Sitz der Ostindisch-Holländischen Kompagnie, um sich bei den Herren Bewindhaberen" [Direktoren] anzumelden. Da alle Offiziersstellen bereits besetzt waren, erhielt Georg Franz Müller die Charge eines „Adelburst", was etwas mehr als einem Gefreiten entsprach.[10] Einige Tage später hatten sich die neu in den Dienst der Ostindischen Kompagnie aufgenommenen Männer nochmals zum Ostindischen Haus zu begeben, wo ihnen die „Kriegsarticul" vorgelesen, die Verhaltensmassregeln erklärt wurden, die sie dann mit einem Eid zu bekräftigen hatten. Dabei, so führt Georg Franz Müller aus, der sich als Soldat für mindestens fünf Jahre verpflichtete, wurden ihnen auch Entschädigungsleistungen in Aussicht gestellt, sofern sie im Kampfe mit dem Gegner Gliedmassen verlieren sollten. Den Verlust des rechten Armes, der rechten Hand und des rechten Fusses würde man mit 600 Gulden, denjenigen der entsprechenden linken Extremitäten mit 500 Gulden vergüten (Verlust von Extremitäten auf beiden Seiten: 1200 Gulden). Sofern man das Geld nicht wolle, würde die Ostindische Kompagnie dem Geschädigten „sein Lebtag eine ehrliche Auffenthaltung" geben.

Knappe zwei Wochen später, anfangs Oktober 1669, konnte die Reise losgehen, nachdem die Dienstwilligen gemustert und die wohl gegen 800 Soldaten auf drei Schiffen von der Bevölkerung verabschiedet worden waren. „Als wann wür schon alle gewüß in das Tottenbuech geschriben",[11] schildert Georg Franz Müller die Stimmung bei der Wegfahrt seines kleinen Schiffes von Amsterdam nach der damals wegen ihres Schafkäses berühmten Insel Texel, wo die grossen „indianischen Schiffe als in einem sicheren Meerhafen" anzulegen pflegten. Direkt nach Amsterdam konnten die riesigen Schiffe wegen der Untiefen der Zuidersee nicht fahren. Das Schiff, auf dem sich Georg

9) Cod.sang. 1278, S. 34.

10) Cod.sang. 1278, S. 38 f. Gemäss dem Idiotikon, dem Schweizerdeutschen Wörterbuch 4 (1901) 1605, lautete die Aufgabe eines „Adels-Burst" folgendermassen: „Ihr Ampt ist in der Guarnison die Ronde zu tun, des Tags an den Porten die frömbden Leut examinieren, Kärren und Wagen zu visitieren, im Feld aber die äussersten Schiltwachen zu versehen".

11) Cod.sang. 1278, S. 40.

Franz Müller während neun der nächsten elf Monate aufhalten sollte, war die viermastige, mit zehn Segeln ausgerüstete „Gouda". Mit Georg Franz Müller reisten weitere 260 Männer, von denen nur 80 Soldaten waren.[12] Zehn Zimmerleute, vier Schmiede, drei Feldscherer, vier Küfer, drei Köche, drei Steuerleute, elf junge oder kleine Bueben, ein Dominé anstelle eines Prädikanten und eine Vielzahl weiterer Handwerker gehörten, neben gut hundert Matrosen, zur Besatzung des Schiffes. Der Kapitän, von Georg Franz Müller „Schiffer" genannt, begrüsste die Besatzung: „Mannen und Brüeder, nun ist die Zeit vorhanden, daz wür uns auff die grose Reiß müeßen begeben, ein ieder rüeffe an, auß Grundt seines Herzens, den allmächtigen lieben Gott, daz er uns bey gueter Gesundheit wolle erhalten, mit guethen Winden erfreyen, auff daz wür nit etwan, wie vielen anderen widerfahren, durch Hunger und Durst oder anderes Unglückh, Ungewitter und Elendt unser Leben müesen beschließen". Am 9. Oktober 1669 ging's definitiv los: „... haben wür unsere Anckher auffgewunden, die Segel außgebreitet und Holandt ein guethe Nacht, wie auch hiermit von der Christenheit Urlaubt genommen".[13]

Lukrativer Ostindienhandel

Unter Ostindien war im Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts und ist auch heute noch die Gegend östlich von Indien zu verstehen. Auf ihren Seefahrten hatten die Portugiesen die grossen indonesischen Inseln, aber auch die Molukken, die Gegend zwischen dem heutigen Sulawesi (früher Celebes) und Neuguinea, entdeckt und in Besitz genommen. Auf diesen Inseln wuchsen zahlreiche in Europa hochgeschätzte Gewürze wie Pfeffer, Muskatnuss, Zimt oder Gewürznelken, die mit grossem Gewinn vertrieben werden konnten. Aus diesen Gründen entriss die 1602 gegründete Ostindisch-Holländische Kompagnie, eine von den Niederlanden mit dem Handelsmonopol und anderen Privilegien ausgestattete Gesellschaft, den Portugiesen im Lauf des 17. Jahrhunderts die Inseln des indonesischen Archipels und Malaysia und sicherte sich ebenfalls einige wichtige Schiffsstützpunkte auf dem Weg von den Niederlanden dorthin, vor allem die Südspitze Afrikas um das Kap der Guten Hoffnung. Auf den einzelnen Inseln errichteten die Niederländer nach Nie-

12) Die Angaben der Leitung der Ostindisch-Holländischen Kompagnie nennen für das Schiff „Wapen van Gouda" (dürfte mit grösster Wahrscheinlichkeit Müllers „Cauda" entsprechen) lediglich 199 Insassen, von denen 77 Soldaten waren. Vgl. Dutch-Asiatic Shipping in the 17th and 18th centuries 2: Outward-bound voyages from the Netherlands to Asia and the Cape (1597–1794), hrsg. v. J. R. Bruijn, F. S. Gaastra und I. Schöffer, Den Haag 1979, 166 f. Vgl. auch den Beitrag von Femme S. Gaastra und Jaap R. Bruijn „The Dutch East India Company's Shipping 1602–1795 in a comparative perspective" in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband „Ships, Sailors and Spices. East India Companies and their Shipping in the 16th, 17th and 18th centuries", 177–208.

13) Cod.sang. 1278, 45.

derringung der lokalen Bevölkerung allenthalben festungsartige Stützpunkte, die von Georg Franz Müller jeweils als „Schloss" bezeichnet werden und die von einigen Dutzend bis einigen Hundert niederländischen Soldaten besetzt waren, denen eine doppelt oder dreifach so große Zahl von sogenannten „Mohren", Indern und Bengalen zur Hand ging. Mit diesen Garnisonen wollte man primär diesen lukrativen Gewürzhandel absichern. Zu Zeiten, als sich Georg Franz Müller in Ostindien aufhielt, waren einige Inseln erst kurz zuvor von den Niederländern erobert worden, wobei das Landesinnere der grösseren Inseln meist weiterhin von der eingesessenen Bevölkerung kontrolliert wurde. Auf den einzelnen Inseln gab es so immer wieder lokale Aufstände und Erhebungen der Einheimischen gegen die Besetzung durch die Niederländer: Mehrmals musste Georg Franz Müller mithelfen, Rebellionen blutig oder unblutig, etwa durch eine verstärkte Truppenpräsenz oder durch die überlegene europäische Kriegstechnik, niederzuschlagen. Das Abschiessen von Geschützsalven liess beispielsweise oftmals zahlenmässig überlegene molukkische Stämme kapitulieren und die Flucht ergreifen.

Die lange und gefahrenvolle Reise

Die Reise führte die „Gouda" – wie die meisten Schiffe der Ostindisch-Holländischen Kompagnie – von Texel via Ärmelkanal vor der Westküste des europäischen Festlandes und vor dem heutigen Marokko südwärts. Die Kanarischen und die Kapverdischen Inseln sah die Besatzung des Schiffes zwar, liess sie aber abseits liegen. Nächste Destination war die brasilianische Insel Fernando, rund 400 Kilometer vor dem heutigen Recife gelegen. Von dort aus suchte man in südwestlicher Richtung die Südspitze Afrikas zu erreichen.[14] Die Hoffnung auf gute Winde, von denen man gänzlich abhängig war, erfüllte sich für die „Gouda" vor allem im Atlantischen Ozean nicht: Die durchschnittliche Reisezeit von den Niederlanden nach Batavia, dem heutigen Djakarta auf der Insel Java, betrug zwischen 1610 und 1700 238 Tage.[15] Inklusive dem fast zweimonatigen Aufenthalt vor und am Kap der Guten Hoffnung waren Georg Franz Müller und seine Kameraden fast 11 Monate (334 Tage) unterwegs, und auch wenn man die Tage des überdurchschnittlich langen Aufenthaltes in Kapstadt vom 27. März bis zum 25. Mai 1670 abzieht, bleiben immer noch 274 Tage reiner Fahrtzeit übrig.[16] Vom Kap der Guten Hoffnung

14) Dutch-Asiatic Shipping (wie Anm. 12) 1: Introductory volume, Den Haag 1987, 56 und 64. Seit etwa 1654 empfahl die operationelle Leitung der Ostindisch-Holländischen Kompagnie auf diesem Streckenabschnitt die Route Kapverdische Inseln-Westküste Brasiliens-Kap der Guten Hoffnung.

15) Dutch-Asiatic Shipping (wie Anm. 12) 1: Introductory volume, 194.

16) Im Schnitt üblich 24 Tage. Vgl. Dutch-Asiatic Shipping (wie Anm. 12) 1, 192. Gemäss Anordnung der Direktion der Ostindisch-Holländischen Kompagnie im 17. Jahrhundert sollten die Schiffe lediglich zehn Tage am Kap der Guten Hoffnung ankern; in Tat und Wahrheit waren es meist zumindest doppelt so viele

ging es am 25. Mai 1670 in östlicher und später nördlicher Richtung durch den Indischen Ozean nach Java weiter, wobei Georg Franz Müller sowohl die St. Moritzen Insel (Mauritius)[17] als auch die (West-)Küste von Australien („Südlandt oder Nova Carpentaria oder Nova Holandia")[18] gesehen haben will. Wechselnde Winde trieben das mächtige Kriegsschiff mehrmals vom direkten Kurs ab und unterwarfen die gesundheitlich bereits stark angeschlagene Besatzung erneut grossen Strapazen.

Stürme

Welche körperlichen und psychischen Strapazen die Ozeanreisenden jener Zeit auf sich zu nehmen hatten, geht aus den eindringlichen Erzählungen Georg Franz Müllers hervor: Die gefährliche Schiffsreise wäre eine eigene Darstellung wert. In den geschilderten Stürmen war das nur durch den Wind vorwärtsbewegte Segelschiff ein Spielball der elementaren Naturkräfte. „Das Schiff ist gleich einer Wiegen hin und her gesprungen und geschlagen worden, ist vielen, die es nit gewohnt wahren, das Gesicht wie ein Müllrad herumbgangen, dass keiner auff den Füessen hat mehr stehen können, ia alles, was man in dem Magen und Gallen gehabt, hergeben müessen, welches mir auch, wiewohl wegen meiner starckhen Natur erst nach 4tägiger Marter widerfahren ist, derowegen dann ein grosses Lamentieren von vielen unerfahrenen Meerschüeler wie ich auch einer wahr, gehört worden", so beschreibt Müller seine Eindrücke vom ersten Sturm im Ärmelkanal.[19] Wie arme Lehrjungen hätten sie sich gefühlt, hätten sich mit Händen und Füssen ansperren und an festen Objekten halten müssen, und sobald man nur eine Hand losgelassen habe, sei wie man wie ein Stück Holz herumgeworfen worden. Viele seien an „Leib, Arm, Bein und Haupt sehr übel verwundet und beschädiget worden und den Schereren gnueg zu thuen gegeben". Auf seine trocken humorvolle Art ergänzt Georg Franz Müller: „Ich für mein Theil bin auch hierbey kein Freyherr geblieben". Ein Metallstück sei ihm ans linke Schienbein geschlagen worden, so dass dieses „ein wüestes Ansehen bekommen" habe. Stürme wurden damals vielen Schiffen zum Verhängnis. Wellen spritzten über das Deck, so dass Georg Franz Müller „nicht mehr gewusst, ob ich in oder ausser dem Schiff seye, bis ich mich wieder erhohlet, mich an

Tage, die vielen Passagieren und Seeleuten zur Erholung von den durchgestandenen Strapazen dienten.

17) Cod.sang. 1278, S. 164.

18) Cod.sang. 1278, S. 168: Dass die Reise sowohl an Mauritius als auch an der Westküste Australiens vorbeiging, scheint sehr unwahrscheinlich. Normalerweise liessen sich die Schiffe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf einem weit südlich liegenden Kurs mit starken Westwinden vom Kap der Guten Hoffnung in Richtung der Westküste Australiens treiben, um dann von dort aus in nord-nordwestlicher Richtung zur Sundastrasse zwischen Sumatra und Java zu gelangen.

19) Cod.sang. 1278, S. 47 f.

einem Seil habe festhalten können". Passagiere und Matrosen wurden einige Male über Deck gespült und verschwanden „als ein neptunisches Wasseropfer"[20] in den Fluten des Atlantischen und Indischen Ozeans. Einen Soldaten und einen Matrosen, „welche die Wellen auß dem Schiff hinweg genommen haben",[21] verlor die „Gouda" kurz nach der Abfahrt vom Kap der Guten Hoffnung, nachdem schon ein Soldat während der Überfahrt von der Westküste Brasiliens nach dem südlichen Afrika von den „erzürnten Wellen" heruntergerissen worden war. Drastisch umschreibt Georg Franz Müller den Kampf des von einem Wellental ins nächste geworfenen Schiffes mit den „grausamen Fluthen": „Als wir auff dem högsten Gipffel der Wellen geschwebet, haben wir auff beiden Seiten hinunder als in die allerdieffste Thäler des Abgrunts hinabgesehen und alsgemach darzu hinunter gesunckhen eben als wann wür lebendig ins Grab giengen, also daz man nit genuegsam auch nur den Schatten darvon einem Menschen wie es dorten einem vorkommet, kann vorstellen und beschreiben".[22] Wasser pflegte hin und wieder ins Schiff einzudringen, so dass es mühsam herausgepumpt und -geschöpft werden musste. Entsprechend wurde auf dem Schiff nach Ende eines Sturms gefeiert und Gott „für die Abwendung dieser Gefahr" in einer Gebetsstunde gedankt.[23]

Krankheiten

Aber nicht nur den Wellen fielen Reisende zum Opfer; noch gravierender waren die Verluste, die Krankheiten zur Folge hatten. Der Tod gehörte nachgerade zu den Begleitern der „Gouda": „Heute haben wir auch wieder eine Soldatenleich bekommen", notiert Georg Franz Müller oftmals lakonisch. Die Toten wurden, eingewickelt in ihre Schlafdecken, über Bord geworfen und „den wilden und grausamen Wellen" übergeben.[24]

Vor allem der sogenannte „Scharbockh", die gefürchtete Skorbutkrankheit, forderte auch auf der „Gouda" ihre Opfer. Zwar betrieb man prophylaktisch gewisse Gegenmassnahmen, dies aber erst, nachdem südlich der Kanarischen Inseln erste Fälle aufgetreten waren: „Diesen Tag haben wür auch das erstemahl eingemachte Zitronen... wegen des Scharbockhs oder der Mundtfäulung bekommen". Unter ihnen hätte es etliche Personen gegeben, „denen die Mundtfäulung wie der Krebs die Nasen an dem Gesicht herausgefressen, wie-

20) Cod.sang. 1278, S. 53.
21) Cod.sang. 1278, S. 160: Gemäss den detailliert und genau erstellten Angaben der Ostindisch-Holländischen Kompagnie, heute mustergültig erhalten im Algemeen Rijksarchief in Den Haag, starben auf der „Wapen van Gouda" zwischen den Niederlanden und Batavia insgesamt 17 Passagiere, acht Seeleute und neun Soldaten. Die Todesursachen waren ganz verschiedenartig.
22) Cod.sang. 1278, S. 86 f.
23) Cod.sang. 1278, S. 93.
24) Cod.sang. 1278, S. 53.

wohl ihnen allerley Medizin in den Rachen hinauffgespritzet, doch nichts hat helfen wollen, und wie ein Aas gestunckhen, daz niemandt umb sie hat bleiben können".[25] Georg Franz Müller rieb aus diesem Grunde seine Zähne und das Zahnfleisch „mit dem bitter gesalzenen Meerwasser" solange ein, bis es blutete, „welches ein bewehrtes Mittel darfür ist", aber viele seiner Kameraden seien dazu, so schreibt der Elsässer, zu faul gewesen und „wollten lieber also verderben". Auch auf dem Indischen Ozean hielt der Skorbut, diese auf Schiffen früher sehr verbreitete Vitamin-C-Mangelkrankheit, gut einen Monat nach der Abfahrt vom Kap der Guten Hoffnung wieder Einzug. Diesmal wurde den Passagieren, für manche allerdings zu spät, richtigerweise „Limonensafft" ausgeteilt; einige aber mussten „als Aussätzige" von jedermann separiert werden, „darumb ein grosses Wehklagen von diesen elenden Patienten gehört wurde". Einige Seeleute und Soldaten sollten der Skorbutkrankheit zum Opfer fallen.

Das Trinkwasser

Ein gravierendes Problem war stets auch der Mangel an gutem Trinkwasser. Seit Amsterdam und der Insel Texel konnte erst wieder auf einer kleinen Insel vor dem Kap der Guten Hoffnung, nach fast halbjähriger Fahrt, frisches Wasser an Bord genommen werden. Die mitgeführten Wasservorräte versuchte man mit dem Einsammeln von Regenwasser und dem Auffangen des nächtlichen Taus mit Hilfe von Tüchern zu ergänzen und zu strecken. Auf Fernando vor dem brasilianischen Festland versuchte eine in einem kleinen Beiboot ausgesandte 18köpfige bewaffnete Schiffsdelegation („darbey ich ouch wahre") „einen süeßen Wasserfluß" zu finden, allein sie suchten vergebens und fanden auf der Insel auch weder Menschen noch Vieh.[26] Man entschied darauf, mit den mitgeführten Vorräten weiter in Richtung Kap der Guten Hoffnung zu segeln („bey neben Gott den Herrn fleissig bitten daz er uns darzue gnädig und verhilfflich sein wolle"). Dass es in der Folge auf der „Gouda" zu akutem Wassermangel kam, war nicht erstaunlich. Das in Fässern aufbewahrte Wasser begann zu stinken und musste darüber hinaus rationiert werden. Ein Teil musste dem Koch zur Gemüsezubereitung abgegeben, nurmehr ein halbes Mass Wasser konnte jedem Reisenden gegeben werden, „darauff ein groses Elend und Wehklagen unter uns entstanden, indem viele selbiges auff einmahl außgetrunckhen". Georg Franz Müller hielt sich persönlich beim Wasserkonsum zurück und sog nur soviel Wasser mit einer Tabakpfeife heraus, dass ihm davon der Hals etwas nass wurde. „Und wiewohl die-

25) Cod.sang. 1278, S. 67; vgl. auch Dutch-Asiatic Shipping (wie Anm. 12) 1, 161 ff.

26) Cod.sang. 1278, S. 83 f.: Mit dem kurzen Landausflug auf Fernando konnte Georg Franz Müller einen weiteren „Teil der Welt" abhaken, hatte er damit auch Amerika gesehen. Auf dem nord- oder südamerikanischen Kontinent hielt er sich sonst nie auf.

ses Wasser so elent gestunckhen, hat es mir doch so gueth als der beste Malvasier geschmeckhet", merkt er an und trauert dem „überflüssigen", im Sinn von überreichlich vorhandenen guten Wein und Bier im „lieben Teütschland" nach, während er nurmehr vom „stinckhenden, faulen, mit Würmern angefüllten schleimigen also zechen Wasser" nicht genug bekommen würde. Auch das Essen war im übrigen in den letzten Wochen vor der Ankunft beim „Capo Bonae Sperance" rationiert, „dass der Schmahlhans überall in der Küche und in dem Keller den Meister leider gespielet".[27]

Hitze und Kälte, Läuse

Hitze und Kälte machten der Besatzung der „Gouda" ebenfalls verschiedentlich in starkem Masse zu schaffen. Auf der Route von Südafrika nach Australien bliesen, begleitet von Stürmen und Schneefall, eiskalte Südwinde von der Antarktis her, „daz wür alle die Zän auffeinander geschlagen und uns schier nit mehr haben erwärmen können".[28] Das Herz sei ihnen, beschreibt Müller einen weiteren Wintersturm im Juni 1670 weit westlich von Südafrika, im Leib vor Kälte beinahe zersprungen, ihnen sei der Mund zusammengefroren, so dass sie auf dem Deck kaum mehr miteinander hätten sprechen können, und sie hätten sich nach der Wacht – auf der „Gouda" hielt man während der ganzen Fahrt tags und nachts Wachtdienst – jeweils im ebenfalls kalten Unterdeck wie in einer warmen Stube erholen müssen.[29] Mit dem Erreichen des südlichen Wendekreises des Steinbocks im Indischen Ozean und damit wärmerer Regionen gaben die Passagiere auch ihren Winterkleidern „den Abschied", indem sie sie über Bord warfen, nicht in erster Linie, weil sie sie nicht mehr benötigten, sondern weil sie voll von „viel 1000 Millionen von den weisen Landtsknechten", voller Läuse waren. Mit den Winterkleidern konnten auch die lästigen Läuse problemlos beseitigt werden, Läuse, die für die Besatzung eine riesige Plage darstellten. „Mancher fauler und unreiner, deren es viel unter uns gegeben", habe, so schreibt der Elsässer, mehr Läuse auf dem Kopf als Haare gehabt, und sie seien von ihnen „schier gefreßen" worden".[30] Läuse waren damals offensichtlich weltweit verbreitet: Die Hottentotten, die eingeborene Bevölkerung im südlichen Afrika, waren, gemäss Müllers eindringlicher Schilderung, voller Läuse,[31] und auch die Be-

27) Cod.sang. 1278, S. 93–96.
28) Cod.sang. 1278, S. 159.
29) Cod.sang. 1278, S. 164.
30) Cod.sang. 1278, S. 167.
31) In seinem „Figurenbuch" dichtete Georg Franz Müller zu diesem Thema (Cod. sang. 1311, Blatt 24: „Ein Paar Hottentotten"):
Meine Kleidung lauffen voller Leiß,
Wan ich sy fang, alsdann zerbeiß,
Und ess sy auff mit frischem Muoth,
Dieweill sy seind mein Fleisch und Bluedt,

völkerung der Molukkeninsel Ambon sei mit Läusen wohl versehen, sogar deren Könige: „Sonsten wann bey disen Leüthen ein jede Lauß ein Edelgestein wehre, sollten kein Menschen grössere Reichtumb als diese haben".[32]

In Aequatornähe herrschte tageweise ungeheure Hitze. Tage-, gar wochenlang bewegte sich das Schiff zwischen den Kapverdischen Inseln und Fernando wegen des Ausbleibens von Winden fast gar nicht vom Fleck.[33] Nachhaltig schildert Georg Franz Müller diese Wochen „schier unaussprechlicher" Hitze kurz vor Weihnachten 1669: „...sobald wür alda keine Wolckhen gehabt, wür schier haben vor Hitz verbrennen müessen, dan so gar daz Päch auß dem Schiff heraußgeloffen als wehre es von dem Feür geschmolzen, daz wür allenthalben seint hangen bliben, ia der Schiffsboden wahr so heiß, daz wür genöthiget worden, wider die Schue anzulegen, weil es mit blosen Füeßen herumbzugehen unmüglich wahre, und wiewohl wür nur dünne leinene Kleider getragen, doch viel dieselbige außgezogen, welche aber augenblicklich dermaßen verbrent worden, daz ihnen die Haut stuckhweiß abgefallen und grosen Schmerzen müesen außstehen, biß sie wider ein newe bekommen haben. Welche nicht Wacht stundten, die laufften unten in dem Schiff ganz nackhent, außgenommen waß die Ehrbarkeit verdeckt will haben, wie wilde Menschen herumb, allwo es mir als wie in einer Badstuben vorkomen, darbey der Durst so groß, daz schier kein Tröpflein Waßer mehr auß unserer Haut wegen Mangel eines Tranckhs hatt können heraußschwitzen". Drastische Schilderungen von Hitzeperioden und Sonnenbränden...

Der Schiffskoller

Hinzu kamen bei vielen „Gouda"-Passagieren allmählich psychische Probleme, stellte sich bei manchen vor allem bei der beschwerlichen und langen Überfahrt von Fernando nach dem Kap der Guten Hoffnung eine Art von Schiffskoller ein. Die Strapazen für Besatzung und Passagiere waren gross gewesen; man war durch Stürme gefahren, hatte langandauernde Windflauten erlebt, der Kälte getrotzt, die Hitze überlebt, die Lebensmittel und das Wasser waren rationiert, und der Skorbut und andere Krankheiten forderten an Bord ihren Tribut. Drei, vier, fünf Monate waren seit der Abfahrt in Amsterdam vergangen, all diese Zeit hatten die rund 200köpfige reine Männergesellschaft zusammenleben müssen, hatte ein monotones Leben ohne jede Abwechslung geführt, das fast zwangsläufig zu Konflikten führen musste.[34] „Theils vor Hunger und Durst, theils wegen grosen Kummer und Kleinmüethigkeit", beschreibt Georg Franz Müller die psychischen Probleme mancher Schiffsinsas-

---

Vill tausend in meinem Schaffäll lauffen,
Als wie in einem Ameisenhauffen...

32) Cod.sang. 1278, S. 340.
33) Cod.sang. 1278, S. 80 f.
34) Cod.sang. 1278, S. 96 f.

sen, hätten viele Ungeduldige begonnen, die Stunde ihrer Geburt zu verfluchen, andere hätten sich „gar gestellt, als wan sie sich mit dem Meßer erstechen und in daz Meer stürzen wolten, also könnten sie sich gar nicht in die Bueß schickhen". Georg Franz Müller, von solchen Problemen verschont und von tiefer Religiosität durchdrungen, versuchte, diese Männer, „so viel es von mir angenommen, mit schönen Exempeln auß Heiliger Schrifft und anderen Trostworten, so gueth ich es könte", aufzumuntern. Auch der Dominé, „ein gar ehrlicher frommer Mann", habe täglich mit schönen Gebeten, Psalmen und aufbauenden Predigten aus der Hauspostille die Willenskraft der Kleinmütigen gestärkt und sie getröstet. Entsprechend gross und überschäumend war die Freude beim Erreichen des Ziels. Als man am 25. März 1670 nach über fünfmonatiger Fahrt bei Sonnenaufgang die Gebirgszüge beim Kap der Guten Hoffnung erblickte, „entstand", so Müller, „ein solche Freüdt unter uns, daz auch die Totten hätten mögen lebendig werden, ia die Kranckhen seint auff Händt und Füeßen unden auß dem Schiff als auß einem Grab umb solches zu sehen, herfürgekrochen und viel darvon gesundt worden".[35] Und auch die Ankunft vor Java, dem Ziel der Reise, erweckte im elsässischen Adelburst und seinen Mitreisenden Gefühle der Freude und Dankbarkeit, zumal sie beim Annähern sahen, „waß diß für ein schönes Paradeyß seye", und er persönlich habe Java „für ein irdisches Himmelreich ... geschätzet".[36] Dieser 26. August 1670 sei ihnen angenehmer gewesen als alle Tage, die sie erlebt hätten „und wohl würdig, von uns in Medall eingetruckht zu werden". Entsprechend wurde auf der „Gouda" auch „Gott dem Allmächtigen für dise grose Gnad ein Danckhsagung" gehalten.

Eine kriegerische Begegnung

Einen weiteren Schreckensmoment erlebte die Besatzung der „Gouda" bereits westlich von Gibraltar:[37] Eine kriegerische Begegnung mit zwei türkischen Schiffen forderte nicht weniger als 28 Tote und 46 Verletzte; schliesslich zogen die Türken, die gemäss Georg Franz Müller noch grössere Verluste erlitten hatten, ab. Bilderreich schildert der Elsässer den Verlauf der Kämpfe, die mit Kanonen, Gewehren, Handgranaten, Pechkränzen und Säbeln geführt wurden. Dabei gelang es türkischen Soldaten, aufs niederländische Schiff hinüberzuklettern und dort in den Nahkampf zu kommen: Georg Franz Müller beschreibt auch – sollen wir ihm glauben? –, wie er eigenhändig einem gegnerischen Kämpfer mit seinem Säbel den rechten Arm abschlug und anschliessend, als dieser weiter insistierte, ihm den Kopf zerspaltete, „darauff er in einem Schwindel in daz Waßer gefallen". „Wie in einer Metzgen" habe es nach dem Abzug der türkischen Schiffe ausgesehen, „also wahr es überall

35) Cod.sang. 1278, S. 98 f.
36) Cod.sang. 1278, S. 169.
37) Cod.sang. 1278, S. 59–64.

mit Menschenblueth begoßen, daz sich ein harter Stein hette sollen erbarmen". Das Schiff der Ostindisch-Holländischen Kompagnie wurde bei diesem Angriff leicht havariert; die Zimmerleute konnten die entstandenen Beschädigungen jedoch ohne grössere Probleme mit „Eisen- und Blechblatten" reparieren. Über diesen glücklich abgelaufenen Vorfall dichtete der Elsässer in seinem bebilderten Reisebuch ein Lied, in dem er die Überlegenheit des christlichen Glaubens gegenüber dem Islam, die Sinnlosigkeit ihres Angriffs und die Tapferkeit der eigenen Leute besang:[38]

„Ihr tirkische Bluedhund und Tiran,
Ihr schidische [schiitische] Machometisten [Moslem]
Was haben wir dan eich [euch] gedan,
Das Ihr uns frome Christen,
So grausamlich gevallen an?"

Die Meeresfauna

Erstmalige, aber auch häufig wiederkehrende Begegnungen mit verschiedenen Arten von im Meer lebenden Tieren schildert Georg Franz Müller eingehend. Diese bedeuteten Abwechslung im eher monotonen und langweiligen Schiffsalltag: Seekühe und Delphine, fliegende Fische und Seepferdchen, Haie und Meerschweine, Wale und Meerschildkröten, Meerspinnen und Seelöwen werden teilweise recht ausführlich sowohl in Prosa als auch in Versform beschrieben, geschildert und im Reisebuch auch gezeichnet und gemalt. So auch der Hai:[39]

Mein Nam ist Hey, bekant ich sehr
Woll in dem orientalischen Meer,
Vor mir fürcht sich der Mensch und Dier,
Dan ich niemand verschone schier,
Ja, was ich nur bekumen kan,
Das nehm ich weg ja jederman,
Dan bey mir kein Quatier dued sein,
Schluck alles auff in mich hinein,
Ja kein Erbarmung ist bey mir,
Dan ich bin ein grausames Dier,
Kein böserer Visch im Wasser ist
Als ich, der alles nimbt und frist..."

38) Cod.sang, 1311, nach Blatt 71.
39) Cod.sang. 1311, Blatt 44.

Aufenthalt am Kap der Guten Hoffnung

Heissersehnter erster Etappenort war das Kap der Guten Hoffnung, für Georg Franz Müller der dritte Teil der Welt nach Europa und Südamerika, den er kennenlernen sollte. Nach einem halben Jahr abenteuerlicher Meerfahrt hatte die „Gouda" die Südspitze Afrikas erreicht und ankerte dort insgesamt während fast zwei Monaten. Allerdings war die Zufahrt nach Kapstadt wegen ungünstiger Winde lange Zeit nicht möglich. Das mächtige Kriegsschiff hatte in der Nähe einer der kleinen Inseln vor der südafrikanischen Küste zu ankern, von wo aus ein Teil der Besatzung mit kleinen Beibooten eine kleine vorgelagerte Insel erreichte und dort erstmals seit langer Zeit wieder andere Menschen, nämlich dorthin verbannte holländische Sträflinge, sah. Süsswasser jedoch – das war ihr sehnlichster Wunsch und ihre grösstes Verlangen („aber allzeit nach süeßem Waßer gedürstet und geschrawen")[40] – gab es auf dieser kleinen Insel keines. Den drei Sträflingen wurde vierteljährlich Süsswasser „mit etwas wenig Speiß und Holz von Capo de bona spe" gebracht. Immerhin gab es mit der Erreichung der kleinen Insel etwas Abwechslung in den Speisezettel, indem dieser mit Pflanzen, Fleisch und Eiern von dort in Massen auftretenden Pinguinen und von verschiedenen Vögeln angereichert werden konnte. So war ein „gewüßes Kraut, welches die Holländer Petersilien de mare nennen", vermischt mit mitgeführter Gerste und dem Fleisch gefangener Vögel, zur Wiederaktivierung des Verdauungsvorgangs von grösster Wichtigkeit: „...dieweil es zu Laxierung und Purgierung ein köstliches Mittel, wie uns dan solches hoch vonnöthen wahr, weil wür nun lange Zeit lauter alte Speisen genoßen, die uns als ein Stein in dem Magen lagen und kein Abgang haben können". Die ausgehungerten „Gouda"-Soldaten und -Matrosen gingen dabei nach heutiger Beurteilung mit äusserster Brutalität gegen die Pinguine vor: Am ersten Tag schlugen sie gleich über hundert Pinguine tot, zogen ihnen die Haut ab und kochten das Fleisch, das ihnen aber „nit gar wohl geschmecket". Später begnügten sie sich, ihnen die Eier wegzunehmen. Auch andere Vögel fielen den hungrigen Seefahrern zum Opfer; von den sogenannten „Duckhers" erschlugen sie in einer Stunde mehr als 300 Exemplare („und die feiste mit uns genommen, die magere aber ligen lassen, welche aber zuletst ein solchen Gestank verursachet, daz wür es auf dem Schiff haben schmeckhen können"),[41] und auch dort vorkommende Meerlöwen- und Meerhundkolonien liessen sie nicht unbehelligt und veranstalteten unter ihnen ein Blutbad.[42] Nach drei langen Wochen waren der „Gouda" endlich die Winde hold: Sie erreichten den grossen Hafen am Kap der Guten Hoffnung, wo bereits die ostindianische Flotte vor Anker lag und wo sie endlich wieder frische Speisen und genügend frisches Süsswasser geniessen

40) Cod.sang. 1278, S. 114: Über den Aufenthalt auf dieser „Sträflingsinsel" vor dem Kap der Guten Hoffnung orientieren die Seiten 100–119.
41) Cod.sang. 1278, S. 104.
42) Cod.sang. 1278, S. 106–107.

konnten („alles Übel vergessen und in den Windt geschlagen und hat es geheißen: Nun ist es wider guet, daz macht uns einen Mueth, daz böß vergißt man bald, daz guethe lang behalt").[43] In Kapstadt – wenn man die kleine Siedlung bereits so nennen darf – ankerten sie gemäss Georg Franz Müller während eines guten Monats. Der neugierige Elsässer Adelburst lernte in dieser Zeit Land und Leute, Fauna und Flora der näheren Umgebung kennen.[44] Die Gegend komme ihm vor wie ein irdisches Paradies von „Menschen, Thieren und allerhandt guethem Gewäx in großem Überfluß". Er bestieg unter grossen Strapazen (strenger Aufstieg, verbunden mit Kletterei; angriffige schwarze Vögel, an deren Nistplätzen sie vorbeikamen) den „weltberühmbten" Tafelberg, beschrieb den Teufel- und den Löwenberg, besuchte mit Genehmigung seiner Vorgesetzten burische Pioniere, die sich drei Fussstunden von Kapstadt weg niedergelassen hatten, und wandte vor allem der eingesessenen Bevölkerung Südafrikas und deren Sitten und Bräuchen grösste Aufmerksamkeit zu. Seine Schilderung der Hottentotten – so würden die Niederländer die afrikanischen Einwohner „des Capo bonae spei" nennen – aus typisch europäisch-kolonialistischer Sichtweise nimmt breitesten Raum ein und wäre ihrerseits eine spezielle psychologische Untersuchung wert.[45] Was diese „africanischen Einwohner des Capo Bonae Spei betrifft, seint sie schir [beinahe] nicht unter die Menschen zu rechnen, weil sie weder von Gott noch seinen Gebotten etwaß wüßen, sie leben dahin wie wilde Thier auff dem Feld und führen ein miserablen Standt". Sie seien staturmässig kleine und magere Leute, kleiner als die Europäer, und von sehr schwachen Gliedmassen. An ihrem Leib seien sie dunkelbraun, allerdings nicht von Natur aus, sondern weil sie sich von Kindheit an mit „vielen Unreinigkeiten, etwa Kuhkot, feisten Sachen und Salben über den Leib schmieren und besudlen". Ihre Kinder seien nämlich bei Geburt ganz weiss mit einer kurzen eingedrückten Nase, dicken Lippen und runden Gesichtern wie die Schwarzafrikaner. Sie würden stinken wie Geissböcke, „daß schir niemand um sie kann bleiben", und man sie entsprechenden Windverhältnissen schon einen Steinwurf weit riechen könne. Die Frauen würden eher Gespenstern denn Menschen gleichen, und zudem seien alle voller Läuse, weil sie sich nicht waschen würden. Das Wasser würden sie nämlich wie ihren grössten Feind scheuen, weil sonst ihre Salben, mit denen sie sich ständig einreiben, von ihnen abgehen würden". Auch ihre Felle seien voll dieser Tierchen, „daz es in der Wollen als wie in einem Ameisenhauffen gewimbslet". Die Läuse könnten sie büschelweise abzupfen, sie würden sie aber nicht wegwerfen, sondern („weil es ihr aigen Fleisch und Bluot seye") in den Mund nehmen, dass es wie beim Zerbeissen von Haselnüssen krache, und dann würden sie diese wie Rosinen hinunterschlucken. „Daz

43) Cod.sang. 1278, S. 118.

44) Den Aufenhalt am Kap der Guten Hoffnung und seine Beschreibungen von Menschen, Tier- und Pflanzenwelt am Kap schildert er auf den Seiten 119 bis 156 von Handschrift Nr. 1278.

45) Cod.sang. 1278, S. 121–132 (Hottentotten: Aussehen, Sitten und Bräuche).

mir", kommentiert Georg Franz Müller, „daz Maul hat anfangen zu wäßeren und schir mich hab übergeben müeßen". Auch die Sprache sei „keiner menschlichen gleich"; sie würden aus der Nase statt dem Mund etwas daher murmeln, „daz man wenig rechte Wort vernemmen kan", und bei jedem dritten oder vierten Wort würden sie mit der Zunge „kläpfen oder schnalzen". Der Elsässer „Adelburst" erzählt von den für ihn exotischen Tänzen der Hottentotten, ihrer Vorliebe für Tabak, ihren Sitten bei Geburt, Heirat und Tod, ihrem Strafrecht, ihrer bevorzugten Nahrung, ihren Hütten, ihrem Glauben oder ihrem Hang zur Bettelei. Es sei, so folgert Georg Franz Müller aus der Erzählung einer kleinen Geschichte von einem afrikanischen Mädchen, das sich mit einem holländischen Barbier vermählte und nach zwei Jahren Ehe wieder zu ihrem Volk zurückkehrte, unmöglich, die Hottentotten zur Zivilisation zu bekehren. Insgesamt aber, schliesst der Autor, sei es „nit würdig des Papiers und der Dinthen", ihre Sitten und Bräuche näher zu beschreiben. Sie seien unverschämt, würden von der Ehrbarkeit nicht viel wissen und in vielem den wilden Tieren gleich. „Gott der Herr", wünscht er, „so es ihme beliebig und wie er es von Ewigkeit verordnet hatt, wolle selbige gnädigst bekehren und zu dem Liecht seiner Erkanthnuß bringen".

Elefanten und Nashörner, Pinguine und Pelikane, Straussen und Orang Utans, Paviane und Stachelschweine, all diese Tiere und viele andere mehr aus der Fauna der Kapregion beschreibt Georg Franz Müller mehr oder weniger detailliert, sowohl in seiner Prosafassung als auch in gereimten Versen. Die farbige Zeichnung eines Elefanten wird von den folgenden Erklärungen begleitet:[46]

Ich bin ein groser Elevandt.
Doch sag ich, dies ist mir ein Schandt:
Fürcht mich gar ser vor den Ameisen,
Desgleichen auch vor allen Meüsen,
Vor einem Schaff, das Hörner hat,
Erschrecket mich auch in der Dadt,
Desgleichen auch vor einem Schwein,
Sein Geschrey dued mir zue wider sein,
Wann ich sein Stimm duen hehren [hören] an,
Lauff ich darvon, so weid ich kan,
Bin sunst behertzt im Krieg und Streit,
Schlag alles nider weidt und breidt...
Meine beide Zen, das ungefehr,
Die seind auch über drey Zentner schwer,
Vill Rarideden man daraus macht,
Bey Künig und Fürsten ser hoch geacht,
Umb weill sy seind schön Helffenbein [Elfenbein]
Ja, jeder Man dued riemen [rühmen] fein.
Auch bin ich schamhafft woll bedacht,

46) Cod.sang. 1311, Blatt 25.

Spring auff mein Weiblein nur bey Nacht,
Das niemandt sicht, weill es ein Schandt,
Bey mir ist sunst auch vill Verstant...

Batavia und Java

Elf Monate nach der Abfahrt in Amsterdam erreichte die „Gouda" die Insel Java. Dort wurde Georg Franz Müller zur Bewachung der niederländischen Hauptfestung in Batavia, dem heutigen Djakarta, abkommandiert. Es war für den Soldaten aus Rufach insgesamt eine ruhige Zeit, in der er Land und Leute sehr gut kennenlernte. Zugute kam ihm auch, dass er bemüht war, möglichst schnell die malaiische Sprache zu lernen, was bei Kontakten mit der eingesessenen Bevölkerung natürlich sehr vorteilhaft war. Malaiisch war damals die Hauptsprache des südostasiatischen Raumes, vergleichbar mit der englischen Sprache heute: Sehr viele Bewohner Javas und der anderen Inseln beherrschten neben ihrer eigenen Sprache noch die – wie sie Georg Franz Müller nennt – „Bosa Mallaya".[47] Batavia, nach Ansicht des elsässischen Adelbursten „an einem gar lustigen, ebenen und fruchtbaren Orth gelegen als wie in einem irdischen Paradeiß", war damals eine kosmopolitische Stadt, ein pulsierender Schmelztiegel südostasiatischer Völker. Neben Javanern lebten da Inder und Perser, Chinesen und Formosaner (Taiwanesen), Malaien und Thais. Sklaven[48] aus Afrika verrichteten subalterne Arbeiten, europäische, vor allem niederländische Kaufleute suchten, militärisch abgesichert durch die Soldaten der Ostindisch-Holländischen Kompagnie, im Fernhandel mit Europa zu Reichtum zu gelangen. Hauptobjekt der Begierde der Europäer waren die exquisiten Gewürze und der mit diesen verbundene lukrative Handel. Muskatblüten, Muskatnüsse, Gewürznelken oder Zimt wuchsen ausschliesslich auf den südlichen Molukken. Ebenso bestand in Europa eine starke Nachfrage nach asiatischen Essenzen zur Parfumherstellung, von Sandelholz bis Amber, vom Kampfer über Aloe bis zum Gummi. Muskatnussbäume beispielsweise wuchsen auf den Molukken wie dicke Wälder und seien, so Müller, von den daran gewohnten Einheimischen lange für gering geachtet worden. Sklaven sammelten die Früchte zweimal jährlich ein und brachten sie zur weiteren Verarbeitung und Bereitstellung für den Transport nach Europa in küstennahe Lager. Wenn die Muskatnussbäume blühten, dufte es auf der ganzen Insel so stark, „dass oft einem der Kopf davon wehe thuet und man zum Schlaf ge-

47) Cod.sang. 1278, S. 178.

48) Die Präsenz von Sklaven erwähnt Georg Franz Müller als Faktum; die Unmenschlichkeit des Sklavenhandels übersah er ebenso wie praktisch alle seine Zeitgenossen. Vgl. etwa die entsprechenden Schilderungen von Johann Christian Hoffmann, einem Zeitgenossen Müllers, in seinem Werk „Ostindische Voyage 1671–1676. Originalgetreuer Faksimiledruck mit einem Nachwort hrsg. v. Günter E. Th. Bezzenberger, Kassel 1983.

zwungen wird".[49] Auch der Muskatnuss widmete Georg Franz Müller einige Verse:[50]

Ein Muschgatnuss mein Nam dued sein,
Auff den Insullen Molukk waks ich fein,
Und sunst an keinem Orth der Welt,
Find man mich nicht, als hier vermelt.
Meine Frücht sicht man das gantze Jar,
An einem Baum dued hangen dar.
Ja allzeit Bluest, Nussen gros und klein
Wann ich bin zeitig, auffspring ich fein,
Zwey mall im Jar mit Uberfluss...
Weill ich gar gued zur Speis duen sein,
Verschickt mich weid und breid herum,
Bis das ich in Europa kum.
Allda werd ich dan auffgedragen,
Bey grosen Herren duen das sagen,
Von groses Gelt bezalt man mich...
Von mir wär noch gar vill zue sagen
Muest nur Franziscus Miller fragen,
Der mich in allem woll betracht...

Beinahe zwölf Jahre lang, von September 1670 bis Januar 1682, weilte Georg Franz Müller auf Java und zahlreichen weiteren, heute zu Indonesien gehörenden Inseln, gehörte – meist auf eigenen Wunsch – dabei niederländischen Hilfskontingenten an, die zu diesem oder jenem Eiland geschickt wurden, um in Bedrängnis geratene niederländische Truppen zu unterstützen. Die folgende Zusammenstellung nennt die wichtigsten Inseln und Städte, auf denen sich Georg Franz Müller zwischen dem 7. September 1670 und dem 9. Januar 1682 aufhielt. Die Daten dürften kaum präzise sein, sondern müssen als ungefähre Anhaltspunkte dienen. Bereits Abfahrts- und Ankunftszeiten der Seereise auf den Schiffen „Wapen van Gouda" (Hinreise) und „Afrika" (Rückreise) von Amsterdam nach Batavia und zurück differieren bekanntlich um einiges von den in den Aktenbeständen der Ostindisch-Holländischen Kompagnie im Algemeen Rijksarchief in Den Haag ausgewiesenen Daten.[51]

Batavia	Ankunft: 7. September 1670 (gemäss Müller) (21. Juni 1670 [gemäss den Akten im Rijksarchief Den Haag]) Aufenthalt bis zum 9. Juni 1672
Sumatra	18. Juni 1672 – 15. Juni 1673
Batavia	25. Juni 1673 – 22. Januar 1674

49) Cod.sang. 1278, S. 379–382.
50) Cod.sang. 1311, Blatt 60.
51) Dutch-Asiatic Shipping (wie Anm. 12) 2: Outward-bound Voyages, 166 f. und 3: Homeward-bound Voyages from Asia and the Cape to the Netherlands (1597–1795) 112 f.

Celebes (Sulawesi)	11. Februar 1674 – 2. März 1674
Bodon (Buton)/Ambon/Sido	ca. Ende März 1674 – Herbst 1675
Seram/Leastro/Nasalau	Herbst 1675
Ambon/Sido	Dezember 1675 – 23. April 1676
Banda und verschiedene benachbarte Inseln	30. April 1676 – September/Oktober 1676
Sula	Oktober 1676 – 20. November 1676
Ternate	1. Dezember 1676 – Februar 1677
Papua/Neuguinea	Februar 1677
Ternate	6. März 1677 – April 1677
Ambon	26. April 1677: Beförderung zum Exerziermeister
Buru	1677 – Dezember 1680
Ambon	17. Dezember 1680 – Februar 1681
Timor	4. März 1681 – 7. März 1681
Batavia	30. März 1681 – 9. Januar 1682
Heimreise von Batavia	9. Januar 1682 – 24. Oktober 1682 (gemäss Georg Franz Müller; auf dem Schiff „Afrika") 26. November 1681 – 30. August 1682 (gemäss den offiziellen Akten der Ostindischen Kompagnie: Schiff „Afrika")

Aufstände, Erdbeben, Menschenfresser, Amokläufe

Auf Sumatra, bereits nach damaliger Einschätzung einer der sieben grössten Inseln der Welt, verbrachte Müller ein ganzes Jahr „in grösster Gesundt- und Ergötzlichkeit" und genoss dort den ewigen Sommer. Relativ schnell erfüllt war die Mission von Georg Franz Müller und seinen Kameraden auf Sulawesi, dem früheren Celebes, wo ein Aufstand gegen die holländische Besatzung bei ihrer Ankunft bereits niedergeschlagen war. Die gewürzreichen Molukkeninseln Ambon, Seram und Buru am Ende der damals bekannten Welt, unweit des damals noch total unerforschten Irian Jaya oder Neuguinea, waren zwischen 1674 und 1680 die Hauptaufenthaltsorte des Elsässers. Es gelang dem neugierigen und unternehmungslustigen „Adelbursten" dabei, immer wieder zu kleineren Truppenkontingenten zu gehören, die abenteuerliche und gefährliche Expeditionen und Missionen zu anderen Inseln unternahmen: 54 Inseln habe er auf seiner Reise kennengelernt, berichtet Müller voller Stolz. Dabei war ihm auch das Glück mehrmals hold: Vor Seram geriet er mit einem kleinen Beiboot, welches auf ein Riff aufgelaufen war, in Seenot und konnte noch rechtzeitig gerettet und von einem anderen Boot aufgenommen werden.[52] Verschiedentlich war er an Kämpfen mit molukkischen und javani-

52) Cod.sang. 1278, S. 353.

schen Stämmen beteiligt und kam dabei mit Ausnahme einer Streifschusswunde an der Schulter beim Aufstand der Burunesen gegen die Holländer im Jahre 1680 stets heil und gesund davon.[53] Nach zwei Monaten war Müller von seiner Verletzung („weil es aber nur ein Fleischwunden gewesen") vollständig wiederhergestellt und konnte auch, obschon ziemlich geschwächt, an der an die blutige Niederschlagung des Aufstandes anschliessenden Siegesfeier der Holländer und ihrer Verbündeten teilnehmen. Dabei wurde er von den siegreichen Einheimischen auch immer wieder zum Verzehr von Menschenfleisch aufgefordert, aber der fromme Christ aus Rufach lehnte es selbstverständlich ab, an „diesem grausamen und abscheülichen Freüdenmahl" teilzunehmen. Auf den damals offenbar noch auf verschiedenen Molukken-Inseln praktizierten Verzehr von Menschenfleisch kommt Müller mehrmals zu sprechen. Für ihn als zivilisierten Europäer war dies eine riesige Ungeheuerlichkeit und Barbarei, die es zu unterdrücken und auszurotten galt. Die Einheimischen würden Menschenfleisch für ihre beste Speise halten, und selbst jung verstorbene Männer und Frauen aus ihren eigenen Reihen würden gekocht, gesotten und gebraten, „sagent, daz es schad, daz man solches Fleisch solle verfaulen laßen, daz doch so gueth zu eßen wehre".[54] Die Niederländer verboten zwar unter Androhung der Todesstrafe den Verzehr von Menschenfleisch, aber insgeheim setzten sich die Einheimischen immer wieder über dieses Verbot hinweg. Im Einzelfall mussten die Niederländer dies zu ihrem eigenen Vorteil jedoch erlauben: Wenn einheimische Truppenkontingente ihnen bei der Niederschlagung von Aufständen rebellischer Stämme halfen, war es diesen anlässlich der Siegesfeier erlaubt, das Fleisch der gefallenen Feinde zu verzehren. Auch dazu dichtete Georg Franz Müller einige Verse, von deren Qualität er persönlich überzeugt war („Gesang- und Reimenmachen ist ein Kunst; von Gott hab ich's gelerdt umbsunst"[55]):

Ich bin ein Menschenfreser gued,
Iß Hirn mit Fleisch und drink das Blued,
So woll gesotten als gebraden,
Meine Freind [Freunde] duen ich zue Gast auffladen,
Alle meine Feind, die fres ich auff,
Von der Hirnschall mach ein Becher drauß...
Das schmeckt mir woll, ist mir gesund,
Verlang darnach alle Tag und Stund.
Ist schad, wan es fault in der Erden,
Von Wörmer solt gefresen werden.
So balt meine Frauw und Kinder sterben,
Saltz ich sy ein, las[s] nicht verderben.
Stirb ich dann vor, duen sy mirs auch
Ist das dan nicht ein schöner Brauch?

53) Cod.sang. 1278, S. 430–432.
54) Cod.sang. 1278, S. 369 f.
55) Cod.sang. 1311, nach Tafel 81.

Bey solcher Mallzeit insgemein,
Da dued man wacker lustig sein
Mit Dantzen, Springen, Dag und Nacht,
Ist man voll Freid, darüber lacht.
Darbey so drinkt man Palmenwein,
der aus den Beim [Bäumen] dued fliesen fein.
Ist siess wie Zucker, wundergued,
Umbsunst man in bekummen dued...[56]

Müller erlebte auf Ambon monatelange zerstörerische Erdbebenstösse mit („weil dises daz erste Mahl gewesen, bin ich von Herzen erschrockhen, und es ist mir vorkommen, als wann die ganze Welt wolte zergehen")[57], wurde als Angehöriger eines Rettungsdetachements mit den verheerenden Auswirkungen von Flutwellen konfrontiert, die Erd- und Seebeben auf Ambon und den Nachbarinseln verursacht hatten,[58] sah Vulkanausbrüche („Etwan einen Steinwurff" von der Insel Banda entfernt ligt in dem Meer als wie ein ganze Insul der Carnaffisberg... oben auß ist er ein lauter kahler Steinfelsen, unten aber mit vollen grüenen Bäumen bewaxen, der aber schon von viel 100 Jahr her steths inwendig brennet"),[59] erlebte mit etwelcher Furcht zweimal einen javanischen Amokläufer „in seiner Wüeter- und Raserei" elf respektive 21 Menschen umbringen.[60] Die Javaner könnten sich durch einen Gummi, den „sie zu gewüßen Zeiten eßen, ganz unsünnig machen, daz ihnen der Schaum ganz weiß und dickh vor dem Mund stehet und alsdan ärger als der Teüffel ansehen, was ihnen unterwegs begegnet, bringen sie umb daz Leben und schreyen dabey zu Zeiten: Amack, Amack, daz ist Mordt, Mordt". Wenn jemand diese Worte hören würde, so würde es ihm erlaubt sein, diesen Menschen umzubringen. Das eingedeutschte Wort „Amok" und „Amoklauf" stammt ja bekanntlich aus dem malaiischen Sprachraum.

Müllers Beschreibungen von Land, Leuten, Fauna und Flora

Georg Franz Müller beschreibt nicht nur eingehend die Angehörigen der verschiedenen Menschenrassen und Nationalitäten auf Java und dem indonesischen Archipel, ihre Sitten und Bräuche, er schildert auch die für Europäer exotische Flora und Fauna der besuchten Gegenden, berichtet von den Javanern und den Chinesen, über Papageien und Tiger, fliegende Affen und Ratten, vom Papaya-Baum zur Banane, von der Kokospalme und ihren vielfältig genutzten Produkten bis zu der auf Java allgegenwärtigen Reispflanze und ihrer Zubereitung. Diese auf einer hervorragenden Beobachtungsgabe

56) Cod.sang. 1311, Blatt 22.
57) Cod.sang. 1278, S. 345.
58) Cod.sang, 1278, S. 371–376.
59) Cod.sang. 1278, S. 383.
60) Cod.sang. 1278, S. 212 f. und S. 437.

basierenden Beschreibungen – vielleicht übertreibt der Verfasser da und dort – nehmen sowohl in der Prosa- als auch in der Versfassung breitesten Raum ein. Die meist sehr sachlich abgefassten Beschreibungen sind hin und wieder mit persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen des Autors angereichert. So erfährt man, dass die Ratten auf Java grösser als in Europa und dazu sehr aggressiv seien, weil sie die Leute, die unbedeckt zu schlafen pflegten, des Nachts öfters in die Füsse beissen, „wie mir es dann auch widerfahren".[61] Müller berichtet, dass er das zarte und wohlschmeckende Leguan-Fleisch probiert, es aber aus Ekel wieder ausgespien habe,[62] wie er überhaupt die Fleischqualität fast jeden Tieres persönlich beurteilt. Oder er kommentiert seine Erfahrungen mit Chili, damals auch spanischer Pfeffer genannt: „...viel schärpfer und stärckher als der Pfeffer, also daz wan man nur ein wenig dareinbeiset, man nitt anderst vermeint, als wan einem die Lippen und Zungen mit Feüer wehre angesteckht worden".[63] Dazwischen flicht der Elsässer bisweilen persönlich erlebte oder von andern gehörte Anekdoten und Geschichten ein, wie etwa ein in holländischen Diensten stehender „Mohrenkorporal" von einem Krokodil aus einem Schiffchen herausgeschleudert und anschliessend vom Reptil verschlungen wurde und wie Georg Franz Müller und seine Kameraden anschliessend das Tier totschlugen.[64] Eine weitere amüsante Anekdote sei hier zusammengefasst: Zwei Kameraden Müllers sahen sich, in ihrer Freizeit mittags unter einer Kokospalme sitzend und liegend, das Treiben der Affen auf der Baumkrone an und schliefen darob in der Mittagshitze ein. Während sie schliefen, stahl ein Affe den Hut eines der beiden Soldaten und nahm ihn mit auf den hohen Baum. Der Soldat erwachte ohne Hut und beschuldigte in der Folge seinen Kameraden, ihm diesen weggenommen zu haben. Als die beiden darob fast tätlich gegeneinander wurden, bemerkte einer der zwei, dass die Affen auf dem Baum mit dem Hut spielten. Holen konnten sie den Hut jedoch nicht; zu gefährlich war ihnen eine Kletterpartie auf die Kokospalme. Anderntags fanden sie diesen an derselben Stelle niedergelegt, wo die Soldaten geschlafen hatten, allerdings in total zerfetztem Zustand.[65]

Müllers Schilderungen von Sitten und Eigenheiten einzelner Völker machen auch mit den Wertmassstäben bekannt, die in der Zeit der kolonialen Eroberungen üblich waren. Die Art, wie Georg Franz Müller berichtet, macht seine Reisebücher zu einem aufschlussreichen Dokument für die Begegnung von Europäern mit der aussereuropäischen Welt.

Seine ruhigste Zeit verlebte Georg Franz Müller zwischen 1677 und 1680 auf der Insel Buru. Inzwischen zum „Drill-" oder Exerziermeister aufgestiegen, hatte er nichts anderes zu tun als zweimal wöchentlich „des Morgens in aller Küehle" mit den Soldaten Exerzierübungen durchzuführen, „welches",

61) Cod.sang. 1278, S. 286 f.
62) Cod.sang. 1278, S. 263.
63) Cod.sang. 1278, S. 246.
64) Cod.sang. 1278, S. 260–262.
65) Cod.sang. 1278, S. 277.

so kommentiert er, „mein größte Freüdt wahre".[66] Auf Buru, „weil es ein ganz ruehiges Orth für mich wehre", verfügte er über sehr viel Zeit, um seine Reiseerlebnisse niederzuschreiben. Dort entstand der grösste Teil seines sogenannten „Reiß- oder Figurenbueches".[67] Müller hatte seine Reise schon mit der festen Intention angetreten, seine Reiseimpressionen schriftlich festzuhalten. In diesem Unterfangen wurde er, der sich als eifriger und vorbildlicher Soldat bewährte, von seinen Vorgesetzten nach Möglichkeit unterstützt.

Rückkehr nach Europa im Jahre 1682

Allmählich, vor allem nach der blutigen und verlustreichen Schlacht zu Wasser und zu Land mit den aufständischen Burunesen, bei der er sich seine Schulterverletzung zuzog,[68] regte sich in ihm der Wunsch, den Dienst in der Holländisch-Ostindischen Kompagnie zu quittieren und in die Heimat zurückzukehren. Da nützten auch die Überredungskünste des niederländischen Gouverneurs von Ambon nichts, der ihn zum Sergeanten und später zum wesentlich höher besoldeten Leutnant befördern wollte. Mit einem Handelsschiff über Timor nach Batavia zurückgekehrt, nutzte er dort die nächstbeste Möglichkeit, sich nach Europa zurückzubegeben. Die „Afrika", eines der damals grössten Schiffe mit einer Besatzung von 118 Mann,[69] schwer beladen mit verschiedenen Handelsgütern, brachte ihn innert gut zehn Monaten gemeinsam mit weiteren 26 ausgedienten Soldaten in einer problemlosen Fahrt via Kap der Guten Hoffnung, St. Helena und die Shetland-Inseln um die Nordspitze Grossbritanniens herum nach Amsterdam zurück.

66) Cod.sang. 1278, S. 401 f.

67) Das illustrierte „Figurenbuech" inklusive des messingbeschlagenen Einbandes kam Georg Franz Müller auf ungefähr 30 Reichstaler zu stehen (Cod.sang. 1311, vor Blatt 1).

68) Cod.sang. 1278, S. 426–432 und Gedicht in Cod.sang. 1311 (vor Blatt 1):
Vill dausent Morren kamen da
Und deden uns belageren ja,
Sowoll zue Wasser als zue Landt,
Und wolten stecken uns in Brandt.
Weill unser Dach laub(?) blöder(?) war
So waren wir in groß Gefahr.
Dan bey der Nacht im dunklen Still,
kamen an dan mit fein Pfeilen vill.
Und schossen auf das Dach mit Grauß,
Als wie ein Igell dedt sehen auß...

69) Gemäss Georg Franz Müller befanden sich 110 Seeleute auf dem Schiff „Afrika" (Cod.sang. 1278, S. 441). Die Zahl 118 (Seeleute) nennt die Direktion der Ostindisch-Holländischen Kompagnie (wie Anm. 12) 3: Homeward-bound Voyages, 122 (Schiff Nr. 5755).

Als Barfusspilger nach Rom – Rückkehr nach Rufach

Nach seiner Rückkehr nach Europa („Hiermit seye also meinem so unentlich güethigsten und barmherzigsten Herrn und Gott unentlicher Dank, Lob, Preis, Ehr, Glori gesagt, als welcher mich, durch die bisshero erzehlte große augenscheinliche Gefahren in den anderen Theilen der Welt wieder hat meine Verdienst so gnädig und vätterlich erhalten und mit noch so guether Gesundheit, Klückh und Segen in die liebe und wehrte Christenheit hat wieder lassen ankommen"[70]) und der recht grosszügigen Auszahlung seines Handgeldes durch die Ostindisch-Holländische Kompagnie in Amsterdam („biß auf den letzten Pfennig") blieb Georg Franz Müller den ganzen kalten Winter 1682/83 hindurch in Amsterdam, um im kommenden Frühling dann von Köln aus barfuss in Pilgerskleidern eine Dank- und Pilgerreise nach Rom anzutreten.[71]

Georg Franciscus Miller mein Nam,
So balt als ich aus India kam,
Die weill ich hab wie vorgemelt,
gewest in all fier Deill der Welt.
In Morgenland, in Asia,
Ich lange Zeit gewest allda.
Darum versprochen Gott, wan er
Mich wider bringet übers Meer,
Nach Europa, der Christenheit
Uber die fier dausent Meillen weid.
Eh das ich seh mein Vatterland,
Ruffach im Elsas wird genand.
Von der Stath Cöllen an dem Rein,
Woll vor den heiligen drey Künig fein,
Nach Rom zue ziehen, der heilig Stath,
In Pilgrams Kleider mit eim Stab.
Gantz parfues hin und her mit Freid,
Dasselbig Gott zuer Dankbarkeit.
Sechzehen hindert achzig drey,
Gott Lob und Dank verrichtet frey...

Nach 23 Jahren, 4 Monaten und einem Tag Abwesenheit von seiner Heimatstadt kehrte er schliesslich im Frühling 1684 im Alter von fast 38 Jahren als Fremder nach Rufach in seine Heimatstadt zurück. „Noch mich ein einzige Person gekennet", schreibt er in seinem Reisetagebuch.[72] Seine Eltern waren nämlich in der Zwischenzeit verstorben. Nachdem er sich drei Wochen anonym in Rufach aufgehalten hatte, gab er sich als Bürger dieser Stadt zu erkennen, „worauff diese ganze Statt und hernach weit und breit das Landt mich und meine Raritäten auß Indien zu sehen zugeloffen". Von den aus dem indo-

70) Cod.sang. 1278, S. 452 f.
71) Cod.sang. 1311, vor Blatt 1.
72) Cod.sang. 1278, S. 455.

nesischen Archipel mitgebrachten Raritäten wird weiter unten die Rede sein. Georg Franz Müller schliesst die Prosafassung seines Reisebuches mit einem Dank an Gott, der ihn „wie den jungen Tobiam wider in meines Vatters Hauß frisch und gesundt hatt kommen laßen".

Als Leibdiener zum St. Galler Mönch Kolumban von Andlau

Mit der Heimkehr in seine Vaterstadt verlieren sich für eine Zeitlang die Spuren Georg Franz Müllers. Irgendwann zwischen 1684 und 1698 muss er in der Folge als Leibdiener in den Dienst von Kolumban von Andlau (1627–1707)[73] getreten sein. Kolumban von Andlau, wie Müller aus dem Elsass und zwar aus Müllers Geburtsstadt Ensisheim stammend, war Mönch im Kloster St. Gallen gewesen, war dann zur inneren Reformierung der Mönche des dortigen Klosters nach Murbach im Elsass geschickt worden. Bereits kurze Zeit danach, im Jahre 1662, war er von den Mönchen von Murbach zu ihrem Abt gewählt worden. Wegen des Widerstandes des Strassburger Diözesanbischofs und auch der französischen Krone durfte er jedoch dieses Amt nicht antreten, auch ein zweites Mal im Jahre 1686 nicht, als man ihn neuerlich zum Abt von Murbach wählte. Kolumban von Andlau hielt sich in dieser Zeit mehrheitlich im Elsass auf, um seine Rechte durchzusetzen, lebte von seinem Lebensstil her wie ein im Amt stehender Abt und kehrte erst 1698, endgültig resignierend, wieder nach St. Gallen zurück. Irgendwann muss er Georg Franz Müller kennengelernt und als Leibdiener verpflichtet haben.

Als „Indianer" in den Klöstern St. Gallen und Rorschach

Mit der Rückkehr von Kolumban von Andlau in sein Stammkloster kam auch Georg Franz Müller nach St. Gallen. Kolumban von Andlau, der im Tagebuch von Fürstabt Leodegar Bürgisser (1696–1717) stets als „Electus" (der Gewählte) bezeichnet wird,[74] lebte in seinen letzten Lebensjahren – er starb 1707 – im wesentlichen im Kloster Mariaberg bei Rorschach und wurde wie ein zweiter Abt behandelt. Sein Leibdiener, der unverheiratet gebliebene Georg Franz Müller aus Rufach, schloss im Oktober 1698 mit dem Kloster St. Gallen einen Vertrag, in dem er versprach, seine Hinterlassenschaft nach seinem Tode dem Kloster zukommen zu lassen. Dafür erhielt er lebenslängliches Wohn- und Unterhaltsrecht. Leider ist der Vertrag nicht mehr erhalten;

73) Zu Columban von Andlau vgl. Henggeler R., Professbuch der fürstl. Benediktinerabtei der Heiligen Gallus und Otmar zu St. Gallen (Monasticon-Benedictinum Helvetiae 1), Zug 1929, S. 319 (Nr. 313).

74) So mehrmals im Tagebuch von Fürstabt Leodegar Bürgisser (Stiftsarchiv St. Gallen, Bd. 1933, S. 1068, S. 1143 oder S. 1326).

lediglich das Tagebuch von Fürstabt Leodegar orientiert uns knapp über den Abschluss.[75]

Auch nach dem Tode seines Herrn Kolumban von Andlau blieb Georg Franz Müller, inzwischen 61 Jahre alt geworden, im Kloster Mariaberg bei Rorschach wohnhaft. Im Sprachgebrauch der Abtei wurde er dabei wegen seines Ostindien-Aufenthaltes stets als „Indianer" bezeichnet. Im Jahre 1715, während der Besetzung der stiftsanktgallischen Lande durch die evangelischen Kantone Zürich und Bern (sogenannter Toggenburgerkrieg 1712–1718), machte ihm der Zürcher Gelehrte und Antiquitätensammler Hans Wilpert Zoller (1673–1757) auf Mariaberg seine Aufwartung:[76] „Samstag den 6. Jan. 1714 bin ich mit Herrn Statthalter Ulrich im Schloss Roschach hinaufgeritten, alwo sich aufhaltet Georg Frantz Müller, gebürtig von Rufach im Elsass, aetatis 67. Diser Mann war 13 Jahre in Ostindien. Ein erfarener, aber seltsamer Mann, welcher ganz schöne indianische Sachen uns gezeiget von Muscheln, Schneggen, Animalibus und Vegetabilibus. Item allerhand biblische Historien von kleinen Bildern, wie nicht weniger ein Buch, in Form eines grossen Stammbuchs, in welchem gar sauber mit Wasserfarbe gemahlet alle Menschen, Thieren, Vögel, Fisch, Früchte etc., welche er daselbsten gesehen". Hans Wilpert Zoller sah und bewunderte also das illustrierte Reisebuch Müllers wie auch dessen „ostindische Sammlung".

Offenbar von Heimweh gepackt, kehrte Georg Franz Müller in seinem 74. Lebensjahr im Juli 1720 nach Rufach im Elsass zurück. In Rorschach liess er dabei „etliche Stuck seiner aus India mit sich gebrachten Rariteten" zuhanden des Klosters St. Gallen zurück.[77] Am 26. Juli 1723 schliesslich starb der ehemalige „Adelburst" in ostindisch-holländischen Diensten. „Omnibus sacramentis provisus (mit allen Sakramenten versehen)", notierte Fürstabt Joseph von Rudolphi (1717–1740) in seinem Tagebuch.[78] Zwei Tage vor seinem Tod hatte Georg Franz Müller dem Kloster St. Gallen den Schlüssel zu seinem Elternhaus und den darin aufbewahrten Gegenständen zugeschickt. „Des Franz, Indianer, seel. Befreunten, das Haus zu Rufach und etlich hundert Pfund, so er hinderlassen, schrifftlich zugeeignet. Item seine Mobilia auf St. Gallen führen lassen: Sie bestanden in 4 Uhren, etlich meist niederländischen Büchern, einem Oergele und andern kindischen Kleinigkeiten, darunter das fürnemste ware ein Vilagran (filigran gearbeitetes) silbernes Kreüzle und ein mit Silber beschlagne TabacPfeiffen", schrieb Joseph von Rudolphi am 15. September 1723 in sein Tagebuch.[79]

---

75) Stiftsarchiv St. Gallen, Bd. 1933, S. 733. Trotz intensiver Nachforschungen (herzlichen Dank an L. Hollenstein!) liess sich dieser Vertrag in den Aktenbeständen des Stiftsarchivs leider nicht mehr auffinden.

76) Zentralbibliothek Zürich, Ms. J 425, zitiert nach Vogler W., Unbekannte Darstellungen aus dem Rorschach des frühen 18. Jahrhunderts (Rorschacher Neujahrsblatt 75, 1985, 36).

77) Stiftsarchiv St. Gallen, Bd. 272A (Tagebuch Fürstabt Joseph von Rudolphi), S. 308.

78) Stiftsarchiv St. Gallen, Bd. 272A, S. 597 (24. und 26.7.1723).

79) Stiftsarchiv St. Gallen, Bd. 272A, S. 608 f. (15.9.1723).

Die Hinterlassenschaft Georg Franz Müllers in der Stiftsbibliothek

Aus dieser Hinterlassenschaft von Georg Franz Müller sind etliche Gegenstände noch heute in der Stiftsbibliothek erhalten. Von seinen Büchern konnten bisher zwei eindeutig identifiziert werden, andere dürften sich incognito noch in den reichen Beständen der ehemaligen Klosterbibliothek befinden. Beim einen Band handelt es sich um eine grossformatige und voluminöse Heiligenlegende in niederländischer Sprache, die Georg Franz Müller im Winter 1683 nach seiner Rückkehr aus Ostasien in Amsterdam erwarb und in die er auf die leeren Seiten zahlreiche persönliche Notizen ausschliesslich theologischen Inhalts sowie ein Sachregister in seiner charakteristischen Handschrift eintrug.[80] Der zweite Band ist ein vom niederländischen Prädikanten Daniel Brouwerius in die malaiische Sprache übersetztes Neues Testament.[81] Müller brachte auf der Titelseite jeweils seinen Namen (Georgius Franziscus Miller) sowie das Datum des Erwerbs (1682) an: Ob er das Buch nach seiner Rückkehr in Amsterdam oder noch in Batavia gekauft hat, lässt sich nicht feststellen. Bibliothekar Pater Pius Kolb (1712–1762) fügte dabei auf einem freien Spiegelblatt die für künftige, der malaiischen Sprache nicht kundigen Bibliothekare zur Katalogisierung wichtige Erklärung „*Novum Testamentum Molucanum*" bei, und auch der Einband wurde mit der analogen Überschrift *Nov. Testam. Molucanum* versehen.

Auch von der „ostindischen Sammlung" Müllers konnten – dank der Existenz eines beschreibenden Verzeichnisses in der Handschrift Nr. 1278 der Stiftsbibliothek, der Prosafassung der Reisebeschreibung Müllers[82] – verschiedene Gegenstände, die sich heute noch im Münz- und Kuriositätenschrank der Bibliothek befinden, ausfindig gemacht werden. Die Sammlung Müllers, die er aus Ostindien und Südafrika mit nach Hause brachte, dürfte kurz nach dessen Tod 32 Gegenstände umfasst haben. Im Verzeichnis werden die einzelnen Gegenstände in der Ich-Form Müllers mehr oder weniger ausführlich beschrieben und teilweise in ihren kulturgeschichtlichen Zusammenhang gestellt. Dabei verweist Müller immer wieder auf sein „Figuren- oder Reißbuech" und erzählt da und dort auch persönliche Erlebnisse. So stamme der Krokodilzahn von einem Tier, das mehr als fünf Klafter lang gewesen sei und das er selbst habe aufschneiden helfen. Aus des Krokodils Leib hätten sie einen in vier Stücke zerrissenen alten Menschen wie auch viele Meerschildkrötenschalen geborgen. Zur ostindischen Sammlung Müllers, die in die Raritäten- und Kuriositätensammlung der Bibliothek aufgenommen und den

80) Stiftsbibliothek St. Gallen, Band-Signatur 19'541: „Generale Legende der Heylighen met het leven Iesu Christi Ende Marie", hrsg. v. P. Ribadeneira und H. Rosweid, Antwerpen 1665.

81) Stiftsbibliothek St. Gallen, Band-Signatur A links VII 58: Testamento Barou Attau Segalla Kitab derri Tuan carni Jesu Christo..., Amsterdam (De Negri) 1668.

82) Cod.sang. 1278, S. 460–486.

Reisenden des 18. Jahrhunderts auch immer wieder gezeigt wurden,[83] gehörten um 1730/40:

1) Meer-Corallen
2) Corall-Bäumlein
3) Meer-Teüfels-Schweif
4) Meer-Gras (aus dem Atlantik südlich der Kapverdischen Inseln)
5) Chinesische Tabacc-Pfeiffen: Und so lautet die Erklärung, die Georg Franz Müller persönlich formuliert hat: „Dises ist ein chinesische Tabacc-Pfeiffen, allein unter dem Tabacc gebrauchen sie eine Baum Gummi, Affion genant, welches die männliche Natur sterckhet, von wegen villen Weiberen halben, die sie insgemein haben"
6) Ost-Indisches Körblein von der Insel Celebes (Sulawesi): noch erhalten
7) Casuarii-Federen („vom lustigen Vogel Casuarius")
8) Papagey-Federen
9) Paradeys-Vogel von der Insel Seram
10) Strausen-Ey aus Südafrika
11) Pampus-Rohr (Material zum Bau von Häusern)
12) Indianische Düecher
13) Indianische Frauen-Kleider aus Baumrinden (Seram)
14) Africanisches Blas-Horn
15) Zimmet Holtz
16) Chinesische Schüelein (für die vornehmsten Bürger in Batavia): heute noch erhalten
17) Meer-Apfel aus dem Ostindischen Ozean
18) Indianisches Brodt (Sago)
20) Hirsch-Schweinkopf (von dem von den Indianern Babii Buschii genannten Tier [halb Schwein, halb Tier])
22) Indianischer Becher aus einer Wurzel (Timor)
23) Chinesischer Geld-Seckhel: noch vorhanden
24) Indianisches Geschirrlein (noch vorhanden)
25) Gockhus-Nuss (Kokosnuss): rund
26) Ein anderer Gockhus-Nuss (Sumatra): eckig
27) Säckhlein aus der Matery eines Gockhus-Baums
28) Grosser Crocodill-Zahn
29) Zerschidene Klauen (Löwe, Tiger, Vogel); Item ein Glid von einem Crocodilsruckhen mit einem Sternen vom Augapfel. Mehr ein Glid von einem SchwerdFisch. Mehr ein Glid von einem Menschenfresserfisch. Item mit einem runden Meer-Nüsslein und Mutter-Nägelein

83) Etwa Zentralbibliothek Zürich, Ms. P 6441: Der Franzose Gilbert Romme würdigt in der Beschreibung seiner Reise durch die Schweiz die Bibliothek von St. Gallen eingehend und erwähnt explizit auch das Reisebuch Müllers, indem er in seinem handschriftlichen Bericht die Titelinschrift auf dem Einband GEORG FRANCISCUS MILLER/ VON/RUFFACH/AUS DEM OBEREN ELSAS/1683 zeilen- und buchstabengetreu wiedergibt.

30) Wullen-Gewächs (Kubackh): Wird zur Herstellung von Matratzen, Decken und Kopfkissen verwendet
31) Indianische Düecher, so getruckht seynd
32) Chinesisches Haubt-Küssen, am Rand ein Vermerk aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: *von Motten zerfressen*. Auf einem solchen Kissen zu liegen sei angenehmer als auf Flaumfedern
33) Indianisches Windell (Blatt, das man bei Regenwetter wie einen Schirm über den Kopf stülpt)

Die Nummern 19, 21 und 34 des Verzeichnisses betreffen Gegenstände, die zwar im Raritäten- und Kuriositätenkabinett der Bibliothek standen, jedoch nicht zur Ostindischen Sammlung Müllers gehörten. Die meisten dieser Objekte sind heute leider verschwunden, gingen zugrunde, wurden aus den Beständen ausgeschieden oder waren derart anfällig für Beschädigungen, dass sie – optimal untergebracht wie in einem heutigen vollklimatisierten Museum waren diese Gegenstände in der Bibliothek bei weitem nicht – fast zwangsläufig dem Zahn der Zeit zum Opfer fielen, wie das Kopfkissen, das bald schon von Motten zerfressen war.[84] Bei einigen Objekten ist schon um 1730/1740 mit Bleistift der Vermerk *„deest"* hingeschrieben worden.[85]

„Damit wirdt deiner baldt vergeßen,/Eben als wers du nit gewesen/ Darumb gedenk stets ahn dein Endt/ Befehl dein Seel in Gottes Handt":[86] Mit diesen Versen beschliesst Georg Franz Müller die Beschreibung seiner Reise und die anschliessende Pilgerfahrt nach Rom, die er mit einem Bild ausstattet, die ihn als Pilger, barfuss, mit Rosenkranz am linken Arm, Wanderstab in der rechten Hand und in schwarzer Pilgerkleidung, zeigt, der vom Tod, einem Skelett mit einer Sanduhr in der Hand, sanft an der Hand geführt wird. „Sobald dein letztes Glaß gelauffen", spricht der Tod im beigegebenen Vers, „so stoß ich dich über Hauffen. /Was hilfft dich dan die grose Welt/, Die du gesehen hast vermelt... Dann hier ist kurtz des Menschen Leben,/ all zeitlich Ehr ist nur vergeben/, dann hier ist nur ein Jamerdall,/Im Himell ein ewiger FreüdenSall". Die Frömmigkeit und starke Jenseitsbezogenheit des barocken Menschen schimmert durch die ganze Reisebeschreibung bis zu den letzten Eintragungen durch, einer Reisebeschreibung notabene, die zu den informativsten und aufschlussreichsten ihrer Zeit gehört und so eine integrale, unter Mithilfe von Fachleuten (Ethnologen, Zoologen, Botaniker) kommentierte Textedition verdienen würde.

84) Cod.sang. 1278, S. 484.
85) So beim „Corallbäumlein" (Nr. 2), beim „Paradeys-Vogel" (Nr. 9), beim „Indianischen Becher aus einer Wurzel" (Nr. 22) sowie bei den Löwenklauen und dem Glied eines Krokodilrückens (beide Nr. 29).
86) Cod.sang. 1311, vor Blatt 1.



Abb. 1) *Georg Franz Müller (1646–1723), ein Weltreisender des 17. Jahrhunderts, mit einer handgezeichneten Weltkarte mit Stationen seiner Reiseroute. Zeichnung von Georg Franz Müller in seinem „Figurenbuch“ (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311)*

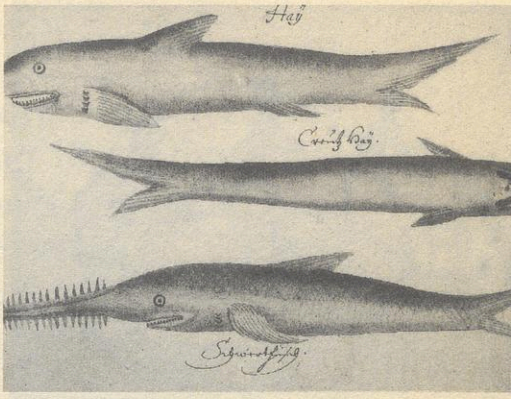


Abb. 3) Hai, Kreuzhai und Schwertfisch. Koloriert nungen von Georg Franz Müller in seinem „Figure (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311, Tafel 4

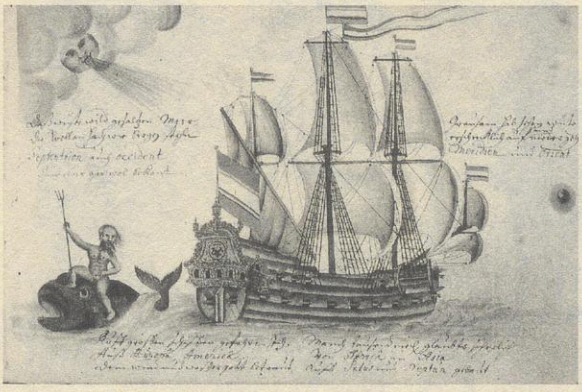


Abb.2) Die „Gouda“, das Schiff der Ostindisch-Holländischen Kompagnie, mit dem Georg Franz Müller aus den Niederlanden nach Java fuhr. Kolorierte Zeichnung zu Beginn seines „Figurenbuches“ (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311)

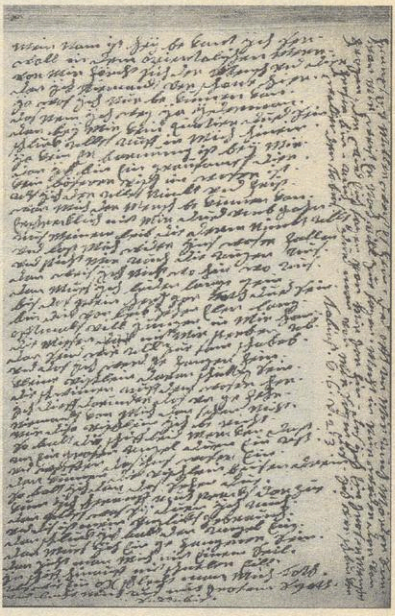


Abb. 4) Georg Franz Müllers eigenhändig niedergeschriebene Verse über den Hai (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311, bei Tafel 44)



Abb. 5) Die Tänze der „wilden Hottentotten" am Kap der Guten Hoffnung. Kolorierte Zeichnung von Georg Franz Müller in seinem „Figurenbuch" (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311, Tafel 23)



Abb. 7) Die Muskatnuss. Kolorierte Zeichnung von Georg Franz Müller in seinem „Reisebuch" (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311, Tafel 60)



Abb. 6) Chinese und Chinesin. Ein chinesischer Kriegsmann. Kolorierte Zeichnung von Georg Franz Müller in seinem „Figurenbuch" (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311, Tafel 5)

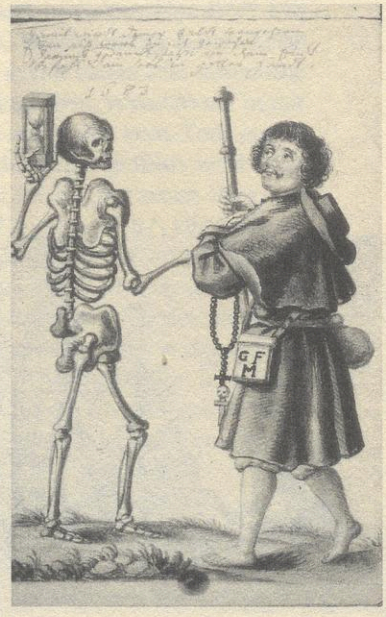


Abb. 8) Georg Franz Müller in Begleitung des Todes auf der Pilgerreise nach Rom, barfuss, mit Pilgerstab und Rosenkranz. Kolorierte Zeichnung im „Figurenbuch" des Elsässer Weltreisenden (Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod.sang. 1311)

Trauer- und Festdekorationen in den bayerischen Klöstern des 17. und 18. Jahrhunderts

Einige kunstgeschichtliche Hinweise aus der Personalschriftenforschung

von Georg Schrott – Sprockhövel

Das gern gebrauchte Schlagwort von der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Wissenschaftbereichen ist zumindest auf dem Gebiet der Funeralforschung schon in breitem Umfang in die Tat umgesetzt. Dies bewiesen Ausstellungen wie diejenige über „Die letzte Reise" in München[1] oder „Memento mori!" in Erlangen[2] ebenso wie die Marburger Forschungen über die Leichenpredigt.[3] Die verschiedenen Teildisziplinen von Profan-, Kirchen-, Kunst-, Buch- und Bibliotheksgeschichte und der Volkskunde haben hier und im Zuge weiterer Untersuchungen bereits reichen Ertrag gebracht. Gemessen daran fristet ein Bereich noch ein kunsthistorisches Schattendasein. Es handelt sich um die ephemere Dekorationskunst, die in den frühneuzeitlichen Klöstern der Brauch war. Dabei gibt es zahlreiche Belege für die Beliebtheit von Castra doloris, und auch zu Dekorationen für freudigere Anlässen existieren zahlreiche Quellen.

Auf den folgenden Seiten werden hierzu einige Hinweise und Überlegungen vorgebracht. Sie gehen zurück auf literatur- und kirchengeschichtliche Studien zu den Jubel- und Leichenpredigten für die Äbte und Pröpste der altbayerischen und oberpfälzischen Prälatenklöster, was die im Titel angekündigte geographische Eingrenzung erklärt. Ferner wird hier eine „wissenschaftliche Grenzüberschreitung" erkennbar, deren Produkt keineswegs als fertiges Ergebnis verstanden sein will,[4] sondern als Anregung an die Kunstge-

1) Die letzte Reise. Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern, hrsg. v. S. Metken, München 1984.

2) MEMENTO MORI! Zur Kulturgeschichte des Todes in Franken, Erlangen 1991.

3) S. Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften 1–2, hrsg. v. R. Lenz, Köln-Marburg 1975–1979; Lenz R. (Hrsg.), Leichenpredigten. Eine Bestandsaufnahme. Bibliographie und Ergebnisse einer Umfrage, Marburg 1980 (Marburger Personalschriften-Forschungen 3); ders. (Hrsg.), Studien zur deutschsprachigen Leichenpredigt der frühen Neuzeit (Marburger Personalschriften-Forschungen 4).

4) Dies schon deswegen nicht, weil die Quellengruppe erst etwa zur Hälfte gesichtet ist; das Corpus der altbayerischen und oberpfälzischen Predigten anläßlich von Jubiläen und Todesfällen der Prälaten umfaßt über zweihundert Einzeltexte.

schichte, sich eines Desiderats anzunehmen und dadurch unser Bild der Klosterkunst und -kultur zu bereichern und zu vertiefen.

Einige Beobachtungen zu klösterlichen Festdekorationen und Predigten

Ich beginne mit einem Beispiel, das in exzeptioneller Weise die Brücke zwischen Funeralkunst und -rhetorik schlägt. In der Leichenpredigt von 1726 für seinen Abt Ämilian Öttlinger errichtet P. Korbinian Gräz, Direktor des Kommunstudiums im Benediktinerkloster Rott am Inn, ein fiktives Trauergerüst. Aus einer Fülle von Metaphern aus dem Bereich der Imkerei greift er gegen Ende seiner Ansprache *„das Jungfräuliche Tugend=Wax"* heraus. *„Dises Schnee= weisse Wax/ Andächtige/ stecke ich nun an statt der schwartzen Kertzen auff die Leuchter herumb/ von welchen auch das Castrum doloris, oder sogenanntes Ehren= und Traur=Gerüst/ welches ich Herrn AEMILIANO zu Ehren gleich auff-richten will, illuminiert und erleucht werden soll".*[5]

Bildlich stellt Gräz dann *„gleich am Fuß des Grabs statt einer Saulen lignum vitae einen sehr langen May=Baum den Baum des Lebens auff"*. Am Kopfende imaginiert er ein Wappen, das einen Kastanienbaum *zeigt „mit dem Wörtlein Castanea doch also/ daß ein Jungfrau mit der Hand die drey letztere Buchstaben n. e. a. verdecke/ und auff solche Weiß das Wörtlein Casta zu lesen bleibe"*. Das ganze umrahmt das *„Pillerseerische Gebürg"* mit dem Pillersee[6] zu Füßen, und von den Bergen läßt Gräz den an Ps 42,2 erinnernden *„Aemilianische[n] Wappen und Bürg=Hirsch mit einem Pfeyl in dem Leib zu dem Wasser in Pillersee"* herabsteigen. Der Grabstein wird durch die Klostergebäude von Rott dargestellt. Diese und weitere Elemente versieht er jeweils mit erklärenden Inschriften.[7] So hat er das Kloster Rott und eine ganze Landschaft rhetorisch zum Castrum doloris des Abtes umgewandelt. Ein bemerkenswerter Einfall, der (neben einer Fülle weiterer Pointen und Wortspiele) Korbinian Gräz aus der Masse barocker und nachbarocker katholischer Leichenprediger heraushebt und gleichzeitig eine enge gestalterische Verflechtung zwischen Literatur und Kunst erkennen läßt.

Andere Trauerreden sind weniger einfallsreich formuliert, doch in vielen von ihnen wird in irgendeiner Weise auf Festdekorationen eingegangen, wie sie bei solchen Anlässen üblich waren. Parallelen gibt es ferner – wegen der begrenzten Lebenserwartung freilich seltener – von so erfreulichen Anlässen wie der Goldenen Profeß oder der Jubelprimiz des Abtes: auch sie wurden mit Festdekorationen und mit zum Teil gedruckten Lobpredigten gefeiert,

5) Gräz C., VoX tonItrUI tUI in Rota ... Das ist: Deß Weyland Hochwürdig= und Gnädigen Herrn Herrn AEMILIANI OETLINGER ... Hörenswürdige Lebens=Lauff ... München 1726, 18.
6) Am Tiroler Pillersee unterhielt Rott eine Propstei.
7) S. Gräz, VoX tonItrUI, 18 ff.

und auch solche Predigten enthalten Hinweise auf den festlichen Schmuck. Diese Texte sind jedoch nahezu unerforscht[8] (wogegen immerhin der kunsthistorische Wert klösterlicher Kirchweih- und Centenar-Predigten bereits erkannt worden ist[9]), und so können im folgenden nur exemplarische Aussagen über die Funeral- und Jubelpredigten aus bayerischen Klöstern gemacht werden in der Hoffnung, daß die Kunstgeschichte sich ihrer annimmt, sie vervollständigt und auswertet.

Auf ein klösterliches Trauergerüst aus Bayern[10] hat zuerst Edgar Krausen[11] aufmerksam gemacht. Er stellte den Stich vor, der 1756 nach dem Tod des Abtes Alexander Vogel von Waldsassen bei den Brüdern Klauber in Augsburg in Auftrag gegeben wurde (s. Abb. 1). Die wichtigsten Bestandteile werden kurz beschrieben und erläutert, doch analysiert Krausen das Trauergerüst nicht im Detail.[12] Der Stich ist allerdings nicht die einzige Quelle zum Waldsassener Castrum doloris. Glücklicherweise ist darüber hinaus zumindest indirekt eine

8) Erste Ergebnisse zur katholischen Leichenpredigt bei Maier-Kren G., Die bayerischen Barockprälaten und ihre Kirchen (BGBR 3, 1969, 123–324); Jürgensmeier F., Die Leichenpredigt in der katholischen Begräbnisfeier (Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften hrsg v. R. Lenz. Erstes Marburger Personalschriftensymposion. Forschungsschwerpunkt Leichenpredigten. Köln-Wien 1975, 122–145); Pickl O., Die österreichischen Leichenpredigten des 16. bis 18. Jahrhunderts (ebd., 166–199); Kendler M., Katholische Leichenpredigten im Barock, exemplifiziert an P. Jacob Schmids Leichenrede auf Freifrau von Pruggberg (Die letzte Reise, 232–234); Schrott G., „In gantz Oberen-Pfaltzer-Land Ist kein Heiligers Hauß bekannt". Die Waldsassener Predigtdrucke als Zeugnisse barocker Festkultur (Barockzeit zwischen Fichtelgebirge und Böhmerwald. vhs-Schriftenreihe zur Landes- und Volkskunde 8, Pressath 1996, 7–29).

9) S. Rupprecht B., Die bayerische Rokoko-Kirche (MHStud 5) Kallmünz 1959 (s. S. 95 f.); Hawel P., Der spätbarocke Kirchenbau und seine theologische Bedeutung. Ein Beitrag zur Ikonologie der christlichen Sakralarchitektur, Würzburg 1987; letzterer wertet einen großen Teil der bayerischen Texte aus.

10) Vorher wurde man bereits in Österreich auf klösterliche Castra doloris aufmerksam, zumindest auf dasjenige für Abt Berthold Dietmayer von Melk 1739; s. Seitenstetten. Kunst und Mönchtum an der Wiege Österreichs, 1988, 274.

11) S. Krausen E., Das Castrum Doloris für Abt Alexander von Waldsassen (Cîteaux 12, 1961, 242–245); ders., Das Castrum Doloris für Abt Alexander von Waldsassen (Schönere Heimat, 1961, 401 f.)

12) Was er beispielsweise in seine Darstellungen nicht mit einbezieht, sind die biographischen Voraussetzungen für die Gestaltung. Um die Ikonologie des „Apparates" verstehen zu können, muß man wissen, daß Abt Alexander Opfer einer üblen Verleumdungskampagne geworden war und seine Rehabilitation durch eine Untersuchungskommission nur um wenige Jahre überlebte. Das Castrum doloris erinnert daran durch Emblemata mit Vogelmotiven, durch die die patientia des Abtes gerühmt wird, beispielsweise mit dem Motto *„Aspera quaeque coquit"* und folgender Subscriptio: *„Auch das Härtist zu zerkäuen und mit Liebe zu verdäuen, auch ohn Schuld weiß gar weißlich die Gedult."* Zu dem Skandal s. Binhack F., Geschichte des Cisterzienserstiftes Waldsassen von der Wiederherstellung des Klosters (1661) bis zum Tode des Abtes Alexander (1756) nach Manuskripten des P. Dionysius Huber, Regensburg – Amberg 1888, 174 ff.

Beschreibung des Castrums für Alexanders Nachfolger, Abt Wigand Deltsch (gest. 1792) erhalten geblieben,[13] die viele Gemeinsamkeiten mit dem Stich aufweist.[14] Schließlich ist noch zu erwähnen, daß im Anhang an die Leichenpredigt für Abt Wigand die *„Epitaphia & Symbola &c. ... Funerali pegmati affixa"* abgedruckt sind.[15] Inzwischen wurden der Öffentlichkeit auch erhaltene Teile eines Castrum doloris aus Aldersbach vorgestellt.[16]

Bei den Benediktinern und Chorherren stand man diesem zisterziensischen Brauchtum in nichts nach, wie viele Beispiele zeigen. Die Benediktbeurer Leichenpredigt von 1742 geht ausführlich auf die Dekoration ein.[17] Ob in Polling ein Castrum errichtet wurde, war bisher nicht auszumachen. Die Leichenpredigt für Propst Franz Töpsl spricht jedoch von *„den rühmlichen Gemälden und Ehrenzeichen seiner Grabstätte"*[18] – deren Bildinhalte dokumentiert die eigens und zusätzlich zur Leichenpredigt herausgegebene Denkschrift *„Hirtenpflicht, oder Blumen auf das Grab des verklärten Franziskus Töpsl"*.[19] Eine relativ ausführliche Beschreibung der Wessobrunner Trauerfeierlichkeiten nach dem Tod des Abtes Thassilo Boelzl 1743 enthält die Predigt von Veremund Eisvogel: *„Gestorben ist Thassilo würdig...; würdig, daß Thassilo in Pontificalibus aufs ansehlichst gantz neu heraus gekleidet, mit auserleßnisten Rosen hervorgeschmucket, mit vilen Amplen und Kertzen beleuchtet, gegen zwey gantzer Täg dem häuffig anlauffenden Volck zum letzten Trost offentlich ausgesetzet worden ... Würdig, daß Thassilo..., begleitet von Ihro Hochwürden und Gnaden Herrn, Herrn Leonardo, würdigisten Abbten und Infulirten Prälaten in dem so berühmten Exempten Stifft und Closter Benedict-Beyrn; begleitet von dreyen höchst=schätzbaristen Bruderschafften; begleitet von einer herumligenden Hochwürdigen Geistlichkeit, und liebwerthisten geistlichen Nachbarschaft; begleitet von der gantzen höchst=betrübten Dienerschaft, aufs an-*

13) S. Binhack F., Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand von Deltsch (1756–1792) nach handschriftlichen Quellen bearbeitet (Programm des K. Gymnasiums Eichstätt 1895/96) Eichstätt 1896, 40 ff.; die von Binhack herangezogene Quelle gilt als verschollen.

14) S. Krausen, in: Cîteaux 12, 243 f.

15) S. Gigleithner O., Trauerrede auf das Hinscheiden des Hochseligen ... HERRN WIGAND..., Waldsassen 1793, 18 ff.

16) S. Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit. Katalog zur Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Brauweiler, hrsg. v. Kaspar Elm, Peter Joerißen, Hermann Josef Roth (Schriften des Rheinischen Museumsamtes Nr. 10) Köln 1981, 688f.; Glanz und Ende der alten Klöster. Säkularisation im bayerischen Oberland 1803, hrsg. v. Josef Kirmeier u. Manfred Treml. Katalogbuch zur Ausstellung im Kloster Benediktbeuern 7. Mai bis 20. Oktober 1991, 228.

17) S. Dratzieher A., Der Flüchtige Hirsch / Aufgesuchet, und bestättet, In einer schuldigisten Ehren=Lob=und Leich=Predig ..., Tegernsee 1742, 22–24.

18) S. Schwaiger A., Rede bey der Todesfeyer des Franziskus Töpsl..., [o. O.] 1796, 6.

19) O. O. 1796; nach Dülmen R. v., Propst Franziskus Töpsl (1711–1796) und das Augustiner-Chorherrenstift Polling. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Aufklärung in Bayern, Kallmünz 1967, 335, war der Verfasser der Pollinger Chorherr Franz Xaver Weinzierl.

müthigist zur Kirchen getragen; würdig, daß Thassilo sein so lang verlangtes Ruh=Bethl, und glückseelige Grab=Stadt bey seinem von ihme so hochgeliebten heiligen Vatter Benedicto ... glorreich gefunden; würdig, daß Thassilonis grosser Namen durch heutige so hohe Traur=Bezeugnuß durch dise vor unseren Augen so schwartz verfinsterte; aber zugleich mit so vilen hundert hell=schimmerenden Amplen, und Wachs=Kertzen so Majestätisch beleuchteten Trost=Capellen ... sich verewige; würdig endlich, daß an statt der sinnreichen hohen Concepten, Gedancken und Grab=Schrifften Thassiloni der heilige Geist selbsten jenes unsterbliche Lob an sein glorwürdiges Grab hat geschriben: Ego quasi oliva fructifera in domo DEI. Hier ruhet und floriret Thassilo der so fruchtbare Oel=Baum des Wessobrunnerischen GOtts=Haus..."[20] Hier werden also nicht nur die typischen Bestandteile der Funeraldekoration – schwarze Tücher, eine große Zahl brennender Kerzen, Inschriften –, sondern auch noch weitere Elemente der Trauerfeierlichkeit aufgezählt.

Weniger ausführlich, aber in ähnlicher Weise äußern sich andere Prediger. In Fürstenfeld konnten die Zuhörer 1690 *„dieser in der Klag stehenden Kirchen vorgehenckten Titul/ dieser so viel umbhangenden Sinnbilder und unterschriebenen Todten=Gemähl"* erblicken.[21] Auch in Michelfeld brachte man Emblemata in der Kirche an.[22] In St. Emmeram stand 1742 ein Trauergerüst. *„Schwartze Trauer=Tücher"* verhüllten die Wände. Im Kontrast dazu standen *„viele Liechter, so zur Beleuchtung deren Finsternussen und Schatten des Todts seynd angezündet"*.[23] Ein Motiv für die Aufstellung wird in der Mettener Predigt von 1752 angegeben, die *„daß gegenwärthige Trauer=Gerüst, und Ehren=Gebäu, so die Liebe deren Söhnen allhier der Gedächtnuß ihres unschätzbaren Vatters von unsern Augen aufgesetzet"*,[24] erwähnt.

Castra doloris oder auch andere Dekorationselemente lassen sich durch die Predigten nachweisen in Aldersbach (1798),[25] Au (1761),[26] Ettal (1736),[27] Frau-

20) S. Eisvogl V., Fruchtbarer Wessobrunnerischer Oel=Baum/ Das ist: Höchst=betaurende Leich=und Lob=Verfassung, Welche Zu Letzt=schuldigister Ehr des Hochwürdigen ... HERRN THASSILONIS ... vorgetragen..., München 1743, 14 f.

21) S. Frants H., Vätterlich=Letzter Seegen Und trauriges VALETE Weylland des Hochwürdigen ... HErrn MARTINI..., Eger 1690, 1.

22) S. Kropf R., Von dem Tod gesprengter ... Felsen / HENRICUS..., Waldsassen 1738, 3 f.

23) Bader V., Die Menschliche Tugend Gecrönt mit dem Göttlichen Seegen. Das ist: Lob=und Trauer=Rede/ Uber den theuren Lebens=Wandel/ ... Des ... HERRN ANSELMI..., Regensburg 1742, 6.

24) Moser P., Die Von GOtt gesandte ... Taube: Oder Lob=Leich und Ehren Rede, Bey denen solennen Exequien Weyland des ... HERRN COLUMBANI, Des ... Closters Metten ... Abbtens..., Straubing 1753, 2.

25) [Bauer] Amadeus, Rede auf den trauervollen Hintritt des Hochwürdigen ... Herrn Otto, des ... Zisterzienserstiftes Altersbachs würdigsten Herrn Prälatens..., München 1798, 4.

26) S. Harl V., Der VORSTEHER ... PATRITIUS..., Burghausen 1761, 2.

27) S. Manhardt A., Post laborem requies ... Lob= und Trauer=Predig Uber den Seeligen Hintritt Deß Hochwürdig= Hoch=Edelgebohrnen Herrn HERRN PLACIDI..., Augsburg 1736, 19.

enzell (1745 und 1751),[28] Fürstenfeld (1690 und 1799),[29] Gars (1698),[30] Mallersdorf (1758),[31] Metten (1687, 1706 und 1752),[32] Michelfeld (1738 und 1783),[33] Oberaltaich (1704),[34] Raitenhaslach (1780),[35] Reichenbach (1773),[36] Rott (1801),[37] Rottenbuch (1798),[38] Sankt Veit (1764),[39] Schäftlarn (1719),[40] Scheyern

28) S. Bader V., Liebe Und Gegen=Liebe Zwischen Sohn und Mutter / Vorgestellet in einer Leich= und Lob=Rede.., Regensburg 1745, 4; Pellhamer A., Leich=Red, Und Lob=Spruch Uber Leben, und Todt, Des ... HERRN BENEDICTI..., Regensburg 1751, 4 f.

29) S. Therer F. X., Trauerrede auf den betrübten Hintritt des hochwürdig ... Herrn Tezelin Katzmayr..., München 1799, 4; womöglich ist bereits 1690 von einem Trauergerüst die Rede, wenn der Leichenredner *„DIE Mordpünnen welche der allgemeine Welt= und Feld Abraumer der Todt/ in Fürstenfeld ... vorgestellt"*, erwähnt; s. Frants, Vätterlich=Letzter Seegen, unpag. Widmung.

30) S. Ertl I., Wachtbares Hertzens=Aug/ Das ist: Schuldigste Lob=vnd Leich=Predig Welche Dem Weyland Hochwürdigen ... Herrn ATHANASIO ... hat vorgetragen ... P. IGNATIUS ERTL ... 1702 (Nachdruck Gars 1986), 14.

31) S. Gerl P., Seelig=Sprechung Des ... HERRN HENRICI, Des ... Closter=Stifts ... zu Mallerstorff ... Würdigsten Abbtens..., Regensburg 1758, 4.

32) S. Regler B., Der Teutsche Römer. Nebmlich der ... HErr ROMANUS SCHEFFLER Abbte deß ... Closters Metten..., Straubing 1687, 29f.; *Arsenius Brunoviensis*, Metten vnd LAVDES Das ist Leich Vnd Lob=Predig. Weyland deß ... Herrn BENEDICTI FERCH Deß ... Closters Metten Würdigisten Prälaten..., Straubing [1706], 9; *Moser*, Die Von GOtt gesandte ... Taube, V, 2 u. 16.

33) S. Kropf, Von dem Tod gesprengter ... HENRICUS, 3/5; Paur T., Trauerrede auf den Hochwürdigen ... Herrn Marianus..., Amberg 1783, 4.

34) S. Engelbertus Landishutanus, Abgeblasnes Tugent=Liecht. Das ist Schuldigiste Trauer/ vnd Ehren=Rede Weyland Deß ... Herrn BENEDICTI Deß ... Gotts=Hauß Obern Altaich Würdigisten Abbten..., Straubing 1704, 5 f.

35) S. Jakob von Burghausen, Trauerrede auf den tödtlichen Hintritt des ... Herrn Emanuels des Zweyten..., Burghausen 1780, 4. Möglicherweise ist das Raitenhaslacher Castrum doloris in der Gedächtnisschrift für Abt Theobald Weißenbach 1792 abgebildet, die sich im Stadtarchiv Burghausen befindet; s. Hopfgartner W., Ausstellungskatalog zur 850. Wiederkehr der Besiedelung des ehemaligen Zisterzienserklosters Raitenhaslach, hrsg. v. Stadt Burghausen, Burghausen 1996, 29 f. und Abb.

36) Kellner E., Trauerrede auf das höchstbetrübte Ableiben des ... Herrn Gregorius ... Regensburg 1773, 3.

37) S. Mareis M., Trauerrede auf den ... Herrn Gregor würdigsten Abt des ... Benediktinerstiftes Rot..., Tegernsee 1801, 3.

38) S. Hellensteiner V., Rede bey der Todesfeyer des ... HERRN Ambrosius..., Kaufbeuren 1798, 4.

39) S. Stadler B., Der Durch die Liebe GOttes ... Allzeit GOttgefählige ... Gregorius..., Landshut 1764 (unpaginiert).

40) S. Bonagratia Monacensis, Schuldigiste Leich= und Ehren=Rede/ In welcher ... Vorgestellt wird ... Der Hochwürdige ... Herr/ MELCHIOR, Deß ... Closters Schöfftlarn ... Abbt..., München 1719, 4.

(1722),[41] Tegernsee (1714, 1715 und 1762),[42] Waldsassen (1756 und 1792)[43] und Weihenstephan (1749).[44] Noch älter sind Erwähnungen aus Frauenabteien wie Niedermünster (1674)[45] und Kühbach (1686).[46] Die Aufzählung läßt sich durch die Auswertung anderer Predigten sicher fortsetzen.

Einen Sonderfall stellt ein Castrum doloris dar, das 1699 im damals noch bayerischen Ranshofen aufgestellt wurde. Anlaß war kein Todesfall, sondern vielmehr die 800-Jahr-Feier und die Translation der Reliquien mehrerer Katakombenheiliger. Eine Festschrift dokumentiert die Ereignisse in Wort und Bild.[47] Einer der Stiche zeigt ein Castrum doloris, das für die Seelen der Wohltäter Ranshofens errichtet worden war.[48]

Zum Vergleich: Die bisherige Erforschung klösterlicher Castra doloris

Diesen zahlreichen Befunden, die eher beiläufig und noch ganz unsystematisch eruiert wurden, steht die Tatsache gegenüber, daß sich außer Krausen kaum noch jemand mit den klösterlichen Castra doloris aus Bayern beschäftigt hat. Ganz anders ist die Situation in der weltlichen Festforschung. Zumindest mit Trauergerüsten für Adelige und besonders für verschiedene Herrscher haben sich zahlreiche Autoren befaßt; einige seien kurz genannt. Einen ersten Überblick über dieses Gestaltungsmittel des Trauerzeremoniells bietet ein Artikel von Edmund Braun.[49] Brix und Hawlik-van de Water sind in ihren Untersuchungen auf die Castra doloris der Habsburger eingegan-

41) S. Steggbuecher S., BENEDICTUS, COGNOMENTO THEOLOGUS BENEDICTUS ..., Freising 1722, 5.

42) S. Gross B., Daß arbeitsame/ Und in seinem Hönig erstorbene Immlein..., München 1715, 3; [Mittermayr] Udalrich, Die gecrönte Treue/ Des Weyland Hochwürdigen ... HERRN GREGORII..., Tegernsee 1762, 4.

43) S. Haeckhl W., Auf Waldsassischer Milch=Straß Im Aufgang leuchtend, im Fortlauff einfliessend, im Nidergang brennender PHOENIX-Stern ALEXANDER..., Waldsassen 1757, unpag.; Gigleithner, Trauerrede, 3.

44) S. Murschhauser B., Die Stäts gesuchte Ruhe Weyland Des Hochwürdigen ... Herrn ILDEPHONSI..., Freising 1749, 5.

45) Trauner I., Allgemeine Schuld=Bezahlung ... Leich= und Ehren=Predig/ Weyland Der ... FRAUEN MARIAE MARGARETHAE..., in: ders., Sowohl Sicheres Als Schuldiges Seelen=Geleit/ Bestehend aus etlichen abgelegten Leych=Predigen..., Dillingen 1687, ohne Paginierung.

46) Renner D., Klag=seufftzendes Ach! Jn Khiebach; Nach seiner Geist=Fruchtbaren Mutter ... MARIAE CATHARINAE ::: München 1686, 2 f.

47) Acht-tägiger Jubel/ Oder Kurtz/ doch eigentlich= und wahrhaffte Beschreibung Der gantzen acht-täglichen Hoch=feyrlichen Festivitet..., Augsburg 1702.

48) S. dazu Watanabe-O'Kelly H., Festival books for religious occasions, in: The German Book 1450–1750. Studies presented to David L. Paisey in his retirement, hrsg. v. John L. Flood u. William A. Kelly, London 1995, 247–258, hier: 256 f.

49) S. Braun E. W., Castrum doloris (Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte 3, Stuttgart 1954, 372–379).

gen.[50] Oechslin und Buschow behandelten das Phänomen als ein Beispiel unter mehreren aus dem Bereich der Festarchitektur.[51] 1994 erschien mit Liselotte Popelkas Studie endlich die schon von Braun[52] geforderte Gesamtdarstellung zu den Castra doloris.[53] Einen knappen Einblick in das Thema bietet jetzt auch ein Aufsatz von Gabriele Woll über „Machtrepräsentation im Leichenzeremoniell".[54]

Vieles an Popelkas Ausführungen wird auch auf die Castra aus dem monastischen Bereich zutreffen. Lechner merkt allerdings in seiner Rezension zu Recht an, daß die Monographie durch das Fehlen klösterlicher Trauergerüste eine empfindliche Lücke aufweist.[55] Wenn Lechner vom reichlichen Material der Stiftsarchive spricht,[56] so hat er wohl vor allem österreichische Verhältnisse vor Augen – in Bayern dürfte vieles durch die Säkularisation verlorengegangen, manches aber hoffentlich auch in staatliche Sammlungen gelangt sein.

Manchmal wurden klösterliche Trauergerüste aber doch in die Forschungen einbezogen, zunächst in Gerda Maier-Krens Dissertation über die bayerischen Barockprälaten.[57] 1984 wurden im Münchner Stadtmuseum einige Darstellungen von Aufbahrungen (nicht von Trauergerüsten!) sowie Reste von Trauerdekorationen aus verschiedenen Klöstern gezeigt.[58] Der Sammelband „Feste in Regensburg" geht zumindest auf die Dekorationen in den geistlichen Immunitäten Regensburgs – dem Hochstift, Sankt Emmeram, Ober- und Niedemünster – anläßlich der Trauerfeierlichkeiten für weltliche Fürsten

50) S. Brix M., Trauergerüste für die Habsburger in Wien (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 26, 1973, 208–265); Hawlik-van de Water M., Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes bei Tod und Begräbnis zwischen 1640 und 1740, Wien-Freiburg-Basel 1989, v. a. 165 ff. S. auch Aurnhammer A./Däuble F., Die Exequien für Kaiser Karl V. in Augsburg, Brüssel und Bologna (Studien zur Thematik des Todes im 16. Jahrhundert, hrsg. v. P. R. Blum. Wolfenbütteler Forschungen 22, Wolfenbüttel 1983, 141–190).

51) S. Oechslin W./Buschow A., Festarchitektur. Der Architekt als Inszenierungskünstler, Stuttgart 1984, 84 ff./133 ff.

52) S. Braun, Castrum doloris, 379.

53) Popelka L., Castrum Doloris oder „Trauriger Schauplatz". Untersuchungen zu Entstehung und Wesen ephemerer Architektur, Wien 1994; hier und in den vorher genannten Werken zahlreiche weitere bibliographische Angaben.

54) Woll G., Pompe funèbre – Machtrepräsentation im Leichenzeremoniell (Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel. Begleitband zur Ausstellung im Diözesanmuseum Obermünster Regensburg, 8. November 1996 bis 22. Dezember 1996, hrsg. v. C. Daxelmüller. Kunstsammlungen des Bistums Regensburg. Diözesanmuseum Regensburg. Kataloge und Schriften 18, Regensburg 1996, 59–64).

55) S. Lechner G. M., Rezension zu Popelka, Castrum Doloris (SMGB 106, 1995, 501–505, hier: 503 f.)

56) S. ebd., 504.

57) Maier-Kren, Die bayerischen Barockprälaten, 189.

58) Die letzte Reise, 118 ff./236; Ausführungen zu Castra doloris s. S. 92 f.

ein.[59] Die Todfälle der Regensburger Äbte und Äbtissinnen sind jedoch kein Thema.[60].

Daher sei es gestattet, im folgenden doch etwas über die begonnene Bestandsaufnahme hinauszugehen und einige Schlußfolgerungen und Thesen zur Diskussion zu stellen. Sie entspringen – um es noch einmal hervorzuheben – einem literaturwissenschaftlichen und kirchenhistorischen Blick und erfordern eine kunstgeschichtliche Überprüfung.

Entfernte Verwandte: Drucke von Leichenpredigten und Castra doloris

Bevor ich fortfahre, möchte ich eine – nicht nur – terminologische Differenzierung vorschlagen. Popelka und andere Autoren unterscheiden sprachlich nicht zwischen den Castra doloris selbst und den Medien, die sie wiedergeben. Um Unklarheiten zu vermeiden, sollte man aber wohl die Architekturen und die Drucke sprachlich auseinanderhalten, zum einen, weil die Ansichten die realen Trauergerüste nicht unbedingt naturalistisch darstellen müssen, zum anderen, weil natürlich das optische Wahrnehmen und räumliche Erleben eines realen Castrums eine ganz andere Rezeptionsweise darstellt als das Betrachten einer Abbildung oder das Lesen einer Beschreibung. Auch die Intention der Hersteller ist verschieden: Das Castrum doloris war ephemerer Bestandteil der aktuellen Gestaltung des Trauergepränges, in dem Liturgie, Musik, Rhetorik, Dekoration und Trauerrituale ineinanderwirkten; die Abbildung oder Beschreibung eines Trauergerüsts dagegen ist ein daraus isoliertes, auf Dauer angelegtes Medium, das die Auftraggeber aus der Hand gaben und einem „Eigenleben" überließen, das sich ihrem Einfluß weitgehend entzog. Damit nähern sich diese Drucke in Intention und Rezeptionsweise den Leichenpredigten an. Dies gilt besonders für Drucke, die die Castra nicht abbilden, sondern beschreiben wie die folgenden Beispiele.

Eine Beschreibung eines klösterlicen Trauergerüsts beinhaltet die Schrift „*CASTRUM DOLORIS*" aus Oberaltaich von 1758[61] (Abb. 2), deren Titel wohl doppeldeutig gemeint ist. Zum einen wird darin das Castrum für den verstorbenen Abt Dominikus II. Berger beschrieben, dazu aber auch die gesamte übrige Dekoration. So ist der Titel auch selbstbezüglich zu verstehen, als Etikett nicht nur für den Inhalt, sondern auch für das Druckerzeugnis. Der Druck wird wie die Trauerarchitektur als Denkmal für den Verstorbenen verstanden, der Ausdruck „Castrum doloris" ist zu einem literarischen Gat-

59) Feste in Regensburg. Von der Reformation bis zur Gegenwart, hrsg. v. Karl Möseneder, Regensburg 1986, 12/58/65 f./275 ff.

60) *„In Regensburg entstanden für Päpste, Fürstbischöfe und Prinzipalkommissare, für Kaiser und ihre Angehörigen Trauergerüste."* S. *Roser S./Ruhland A.*, Trauerfeierlichkeiten (Feste in Regensburg, 57–67, hier: 63).

61) CASTRUM DOLORIS PIISSIMO FUNERI ... DOMINI DOMINICI II. ... MONASTERII AD QUERCUM SUPERIOREM ... Straubing 1758.

tungsbegriff geworden – insofern erscheint der heutige zweideutige Sprachgebrauch natürlich gerechtfertigt.

Der Text beginnt wie folgt: *„Stabat in medio Ecclesiae ferale pegma nigris tapetius stratum variis mortualibus figuris, scutis gentiliis & copioso Candelarum numero circumseptum: sex ei gradus altitudinis fuerant, & super triste sarcophagum Abbatis defuncti insignia visebantur.*

Altare Summum, cujus locum antiqua Quercus Jovis idolô famosa in Boica olim superstitione tenuerat, multiformi pretiosa sacra suppellectili instructum, in Medio excisam inter abietes Cedrum exhibuit...".[62] Zwei *„tabulae"* beim Hochaltar, ein *„imago Defuncti Abbatis"* (*„sub valdistorio suspensa"*) und neun *„Pyramides"* bei den Nebenaltären und in der Leonhardskapelle, der Wortlaut der Inscriptiones, Lemmata, Epigramme usw. werden im weiteren dokumentiert. Zehn *„Symbola"* waren im Kirchenschiff angebracht, *„quarum Materia ex virtutibus Theologicis & Cardinalibus, Religione quoque & tribus votis Monasticis, forma verò seu imago ex scuto gentilitio Defuncti Abbatis, quod Cervum & stellas exhibuit".*[63] Ein elftes Symbolum hing über dem Musikchor. *„Circà Cathedram Concionatoriam visebatur Caemeterium, cum variis urnis suîs insignibûs distinctis, in medio Sarcophago verò sedebat Mors cum Rogeto & Muzeto per modum Abbatis Concionantis".*[64] Hinzu kommen Beschreibungen weiterer Bilder, die bei den Altären aufgehängt worden waren. Am Ende teilt der Verfasser mit: *„Tandem in eadem Capella [B. Virginis] super tumulum Defuncti Abbatis funestum Dolorum nostrorum Apparatum conclusimus. Stabat Sarcophagus in medio Capellae nigrîs tapetibûs undique copertus, & super illum jacebat imago Cadaveris Pontificalibûs vestiti: à parte anteriori, posterioríque pendebat scuta Abbatialia, à dextris verò, & à sinistris inter mortuales larvas duplex Epitaphium cernebatur."*[65] Der Text schließt mit den Inschriften der Epitaphe.

Nicht viel anders geht auch der Verfasser eines *„APPARATUS FUNEBRIS"* aus Wessobrunn von 1760 vor.[66] Er beschreibt die Dekoration vor und in der Klosterkirche, die Tumba im Kirchenschiff und den Tumulus in der Benediktskapelle und gibt die Bildmotive und die Inschriften der aufgehängten Emblemata wieder. Als Motiv der Publikation wird eingangs vorgebracht: *„SIne, Lector Benevole, ut Panegyri justissimas defuncti Praesulis laudes complexae ... luctum quoque jungamus, quo Ecclesia Wessofontana ... fatis nimium acerbis Sponsi multo desideratissimi nuper altum ingemuit, atque ultimis, quantum licuit, officiis est prosecuta. Apparatum funebrem, sin' videre minus illum poteras, legen-*

62) CASTRUM DOLORIS, 3.
63) Ebd., 5.
64) Ebd.
65) Ebd., 20.
66) APPARATUS FUNEBRIS QUO PIISSIMIS MANIBUS REVERENDISSIMI ... DOMINI BEDAE ... MONASTERII WESSOFONTANI ABBATIS ... MONUMENTUM MOESTISSIMI FILII PARENTARUNT DIE XXX. JUNII ANNO MDCCLX, Augsburg 1760.

dum saltem, doloris certe tecum dividendi causa, oculis tuis subjicimus. Ideam illius sic habeto."[67]

Die Castrumbeschreibungen aus Oberaltaich und Wessobrunn sind nicht nur in kunstgeschichtlicher Hinsicht interessant, sondern auch aus der Sicht der Personalschriftenforschung. In ihrem typographischen Erscheinungsbild gleichen die Schriften den Leichenpredigten, die viele Klöster vor allem im 18. Jahrhundert zu Ehren ihrer Äbte drucken ließen und verschenkten. Dieses Erscheinungsbild ist geprägt durch die Broschürenform, für die bei klösterlichen Leichenpredigten gern das Folio-Format verwendet wurde. Üblich war auch ein Umfang von etwa 20 Seiten. Das von mir eingesehene Oberaltaicher Exemplar stammt aus einem Sammelband der Universitätsbibliothek München und ist dort zwischen zahlreichen Leichenpredigten eingebunden, wurde also von seinem Besitzer als diesen gleichgestellt betrachtet. Der Druck aus Wessobrunn ist in der Freisinger Dombibliothek der Leichenpredigt beigebunden. Letzteres läßt sich in zwei nachweisbaren Fällen auch am Stich des Waldsassener Trauergerüsts beobachten.[68].

Auch sonst gibt es zwischen Castra-Drucken (Beschreibungen ebenso wie Stichen) und Predigt-Drucken einige Gemeinsamkeiten:[69] beides sind Auftragswerke für denselben Anlaß; beide Arten von Drucken dokumentierten ephemere Elemente des Funeralbrauchtum – die einen den Kirchenschmuck, die anderen das gesprochene Wort; das „Gesamtkunstwerk" der Funeralfeierlichkeiten[70] erfuhr durch beide eine Verlängerung in die Geschichte hinein, indem durch sie das Andenken des Abtes bewahrt wurde; mit beiden wollte man dem Abt ein Denkmal setzen, sein Andenken durch eine Art von *„verbreitungsfähigem Monument"* ehren[71]; in beiden, nicht nur in Castra-doloris-

67) S. 3. Zumindest die Texte der Inschriften oder Beschreibungen der Emblemata kommen öfter als Anhänge von Leichenpredigten vor; s. z. B. Mittermayr U., Das Verwundte Hertz Weyland Des ... HERRN BERNARDI, Des Klosters Andex ... Abten..., Augsburg 1759, nach S. 18; Hytt R., Wunder=Fall ... deß ... Herrn CASIMIRI Deß ... Löblichen Stifts ... Fürstenfeldt Würdigisten Abtens..., Augsburg 1714, 34; Cherle B., MORS POTIOR VITA ... Leich=Predig Nach tödtlichem Hintritt Weiland deß ... HERRN JOSEPHI Deß ... Closters ... in Thierhaupten Würdigsten Abbten ..., Augsburg 1714, 33 ff.; Weinmayr N., MESSIS UBERA MORTIS. Das ist: Reichliche Ernd deß Tods. Oder ein schuldigste Lob=und Leich=Predig Nach tödtlichem Hintritt Weyland deß ... Herrn BENEDICTI, Deß ... Closters ... Thierhaupten würdigst gewesten Abbten..., Augsburg ca. 1719/20, 33 ff. und Gigleithner, Trauerrede, 18 ff.

68) Exemplare in Staatsbibliothek Bamberg und in der Bibliothek der Cistercienserinnen-Abtei Waldsassen.

69) Einige vergleichbare Beobachtungen finden sich auch bei Bepler J., German funeral books and the genre of the festival description. A parallel development (The German Book, 145–160).

70) S. Popelka, Castrum doloris, 104.

71) S. Koretzki G.-R., Leichenpredigten und ihre Druckherstellung. Ein Beitrag zur Untersuchung der materiellen Voraussetzungen einer gesellschaftlichen Modeerscheinung (Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften 2, 333–359, hier: 333 f.)

Drucken, ist ein *„posthumer Personenkult"* und eine *„überdimensionierte Glorifizierung"* zu erkennen,[72] beides sind Dokumente klösterlicher Repräsentation. Zudem stellen Trauergerüste (und damit auch Castra-Drucke) nach Popelka *„eine Verbildlichung der oratio [funebris], eines literarischen Inhalts"*[73] dar, indem sie die Tugenden oder die klagenden Hinterbliebenen bildlich vor Augen stellen.

Umgekehrt konnten die rhetorischen Erfindungen des Leichenpredigers das Trauergerüst zu einem Leitmotiv ihres Textes machen. Der Sankt Emmeramer Religiose Ignaz Trauner etwa ging in seiner Trauerrede für die Regensburger Fürstäbtissin Maria Margaretha von Niedermünster 1674 ausführlich auf das Castrum doloris ein[74] und verwies seine Zuhörer immer wieder auf dessen Anblick, ja, brachte daran sogar *„ein sinnreiches Gemählde"* als fiktive Applikation an.[75] Noch einen Schritt weiter ging Gräz fünf Jahrzehnte später mit seinen eingangs zitierten Imaginationen, indem er ein völlig fiktives Trauergerüst entwarf – die Rhetorik bediente sich hier vollends des künstlerischen „Vokabulars" nach dem Motto „Ut pictura poesis".

Grund zur Freude: Predigten und Feste zur Goldenen Profeß und Sekundiz

Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß nicht die Trauerfeierlichkeiten allein die Gelegenheit boten, den Prälaten und das Kloster in glanzvoller Repräsentation zu verherrlichen. Ein weiterer, naturgemäß aber seltenerer Anlaß für klösterliche Solemnitäten waren runde Jubiläen wie die Goldene Profeß oder die Jubelprimiz des Abtes bzw. Propstes. Berührungspunkte zwischen diesen Festen und den Leichenbegängnissen sind trotz der konträren Anlässe durchaus zu erkennen und wurden auch von den Zeitgenossen gesehen. Anselm Manhardt, Chorherr in Rottenbuch, der seinem Abt Patritius Oswald 1735 bereits die Sekundizpredigt gehalten hatte,[76] stellte in der Leichenpredigt folgenden Vergleich an: *„Es seynd kaum acht Tag über fünff Jahr verloffen, da den 25. Sept. Anno 1735. wohl ein schön, und lustiges Spiel da ist angefangen worden. O! in was allerschönster Gala ware nicht dises Hochansehnliche Gottshauß heraus geschmückt? Was Trost=und Freuden=Fest damahlen gehalten? ... da alles allhier in Jubel, und Vivat-Ruf erbrochen &c. Jetzt erbricht man alles in der Still, alles zeiget sich gantz anderst, ein beförchtlich=hocherhebt=trauriges, schwartzes Todten=Gerüst, an statt hoch=feyerlich=silber= und goldenen Aufbutz? Zweyhundert gelbe, Traur=brennende Liechter, an statt jener hundert, schön car-*

72) Nach Lechner, Rezension, 504.
73) Popelka, Castrum doloris, 104.
74) Castra doloris waren also in Regensburg nicht erst ab 1691 anzutreffen, wie man bisher meinte; s. Möseneder K., „Das Heraustreten des Festlichen kann nur geschehen durch Kunst" (Feste in Regensburg, 11–24, hier: 13).
75) Trauner, Allgemeine Schuld=Bezahlung.
76) S. Manhardt A., Glück=Ehr=und Glorreiches Rottenbuech..., München 1735.

funcklenden Freuden=Tortzen? Ich höre nichts anders, als ein Schmertz=tringenden tremulierenden Orgel=Klang, an statt eines erfreulich solemnen Music-Concert? ..."[77]

Der Bericht des Chronisten über die Jubel-Profeß und -Primiz des Waldsassener Abtes Wigand Deltsch zeigt deutlich das Ineinander und Miteinander der verschiedenen Künste, die zur Gestaltung der Feste eingesetzt waren: „*Monumente wurden errichtet, die von ihrer [d. i. der Religiosen] Liebe und Verehrung zeugten ... Die Inschriften auf den Säulen und die Symbole auf den Pyramiden [bei der Goldenen Profeß] waren im Namen des Convents von P. Tezelinus de Ponzelin gedichtet. Nach dem solennen Frühstück erschien auf der Bühne ‚Waldsassen' von einem glückwünschenden Chor umgeben, samt einem aus dem Himmelshof gesandten Genius und der Glücksgöttin. Das Drama dichtete P. Joh. Nep. Kinskoffer, den musikalischen Theil komponierte P. Theodor Lintner. Bei dem Priesterjubiläum hielt die Festpredigt der Benediktinerprior P. Innozenz Burger von Michelfeld. P. Ulrich Heiß schrieb zu allgemeinem Verständnis ein deutsches Drama, zu dem P. Theodor eine vortreffliche Musik schuf. Die Inschriften und Symbole stammten von P. Thaddäus Paur.*"[78]

Auch nach solchen Jubiläen wurden die Festpredigten oft in Druck gegeben, und die Texte enthalten wie die Funeraldrucke zum Teil Hinweise auf klösterliche Festdekorationen. Manchmal sind sie in die Ausführungen des Predigers eingeflossen,[79] einigen sind aber auch eigene Festbeschreibungen beigefügt[80] – wohl in Anlehnung an die Predigten bei Kirchweihen oder Klosterjubiläen.[81] Der Rottenbucher Sekundizpredigt von 1735 ist ein Porträt des Abtes Patritius vorangestellt.[82]

Von den Dekorationselementen in Rottenbuch erfährt man unter anderem: „*Die Kirch ist ausgezieret mit sechs und dreissig wohl gestellt und sinnreich elaborir-*

77) Ders., Anderer GOtt und dem Menschen beliebt=ewiger ... MOYSES, Das ist: Lob=und Leich=Predig ..., Augsburg 1740, 4.

78) Binhack, Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand, 11. Klösterliche Festdramen wie die hier erwähnten hat W. Klemm zusammengestellt in: Benediktinisches Barocktheater in Südbayern. Liste der Aufführungen (SMGB 55, 1937 274–304); ergänzt in: ders., Benediktinisches Barocktheater im bayerischen Donautal (SMGB 58, 1940, 228–258).

79) Dirrheim M., Letze Und eben darum Beste Hand ... Welche ... Angelegt hat ... Herr PATRITIUS, Freyherr von Haydon/ Des Hochansehnlichen Collegiat-Stüffts ... zu Rohr würdigster Probst..., Stadtamhof 1722, 3/8; Miller V., Dreyfacher Tempel GOTTES In Dem Hochwürdigen ... Herrn ANSELMO Des ... Closters Ensdorff ... Abbten / Da selber ... die andere Profession abgeleget..., Amberg 1747, 2; Gerl P., Das Neu=gewordene Alterthum In einer Lob=und Ehren=Rede, Da der Hochwürdige ... HERR BEDA ... Des ... Closter=Stiffts Wessobrunn ... würdigister Abbt ... Sein zweytes heiliges Jubel=Meß=Opfer hochfeyrlich abgehalten ... Augsburg 1758, 4.

80) S. Miller, Dreyfacher Tempel GOTTES, 16 ff. Auch die Dedicatio in Manhardt, Glück=Ehr=und Glorreiches Rottenbuech, 2 f., enthält eine kurze Festbeschreibung.

81) S. Hawel, Der spätbarocker Kirchenbau, 5 ff.

82) S. Manhardt, Glück=Ehr=und Glorreiches Rottenbuech, 1.

ten Emblematen. Der Chor=Altar auf das prächtigiste aufgebutzet mit groß=silbernen Brust=Bilderen, Leuchteren, Maybüsch, und anderen Silber=Geräth, unter einem neuen, gelb=Damastinen Baldachin zu etlich zwaintzig Schuh in die Höhe geführet, der übrige Theil des gantzen Chor=Altars hinauf, in allen zu acht und fünfftzig Schuh hoch, ist beherrlichet mit etlich neuntzig Wax=Kertzen, welche zu beeden Seiten pyramidaliter biß an das Kirchen=Gewölb zwischen denen Emblematen reichend, gleich denen Himmels=Sternen anmüthig carfuncklen und leuchten".[83]

Die *„Kurtze Beschreibung des feyerlichen Acts der andern Profession"* in der Ensdorfer Predigt von 1747 kombiniert Stifterlob und Kunstinventar. Zunächst wird berichtet: *„Nachdeme ... der Tag diser vorhabenden Solemnität allbereits anruckte, ware man Beschäfftiget, ... anvor sowohl die vorhandene wenige Gast=Zimmer, als den Creutzgang secundum Religiosam paupertatem aufzuschmucken; Dahero in selben einige Gemählde der Mildseeligisten Stüffter, und Gutthäter, welche schon zuvor Gemahlen, und in die Zimmer des neuen zwar angefangenen, aber noch nicht völlig aufgeführten Gebäus destiniret waren, aufzuhencken."*[84] Sodann schließt sich ein Verzeichnis aller 36 Bilder mit den dargestellten *„Benefactoribus"* an.[85] Erst jetzt folgt die eigentliche Festbeschreibung.

Ausblick

Die vorausgehenden Zeilen dürften hinreichend gezeigt haben, daß die Kunstgeschichte auch auf dem Gebiet der Kunst der Klöster noch manche Entdeckung machen kann, zum Teil auf dem Umweg über die Literaturgeschichte. Zumindest seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts bis direkt vor der Säkularisation ist in bayerischen Leichenpredigten der Brauch des klösterlichen Castrum doloris nachweisbar. Auch der Landadel behielt diese Sitte übrigens in Bayern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei – im Gegensatz zum übrigen Europa[86]. So kann vielleicht davon ausgegangen werden, daß es sich bei den adeligen und klösterlichen Trauergerüsten um ein bayerisches Spezifikum ständischer Repräsentation handelt.

Die Suche nach Beschreibungen und Abbildungen solcher Dekorationen, nach Erwähnungen in Reiseberichten, Diarien und Klosterrechnungen dürfte weitere Informationen zutage fördern – vermutlich nicht nur in Bayern und Österreich. Das Material müßte ausgewertet und mit den Parallelen in der Adelskultur verglichen werden. Personenkult und Selbstdarstellung – so zeigt sich an den Festdekorationen und an den Predigten gleichermaßen – gehörten

83) Ebd., 4. Die Darstellung entstammt der Dedicatio. Auch im Predigttext werden zahlreiche Dekorationselemente wie Säulen, Triumphbögen und Tapeten an den Wänden erwähnt, doch läßt die rhetorische Einkleidung keine Entscheidung zu, ob es sich um eine reale oder fiktive Kirchenzier handelt; s. S. 7.

84) S. Miller, Dreyfacher Tempel, 16.

85) Ebd., 16–20.

86) S. Woll, Pompe funèbre, 62.

zur Machtausübung von weltlichen ebenso wie von geistlichen Herren, und das nicht nur, wenn es sich um einen Bischof oder um einen Fürstabt wie denjenigen von St. Emmeram handelte. Erst im Dialog mit der Literatur- und Musikgeschichte (die sich der klösterlichen Fest- und Funeralmusik widmen müßte), der Liturgie- und Theologiegeschichte sowie mit der klösterlichen Geschichtsschreibung freilich werden sich Formen und Bedeutung der klösterlichen Jubel- und Trauerfeierlichkeiten halbwegs vollständig erfassen und zu einem Gesamtbild runden lassen. Eine Anregung dazu sei hiermit gegeben.

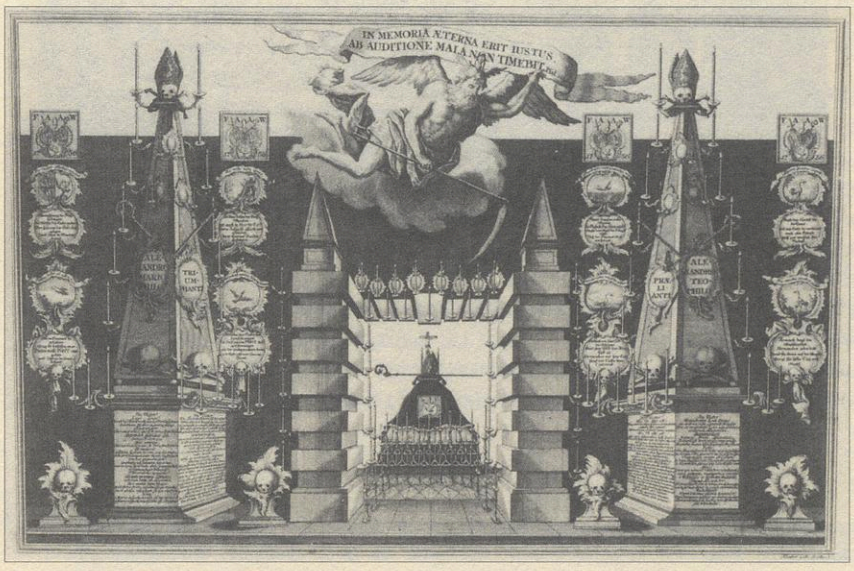
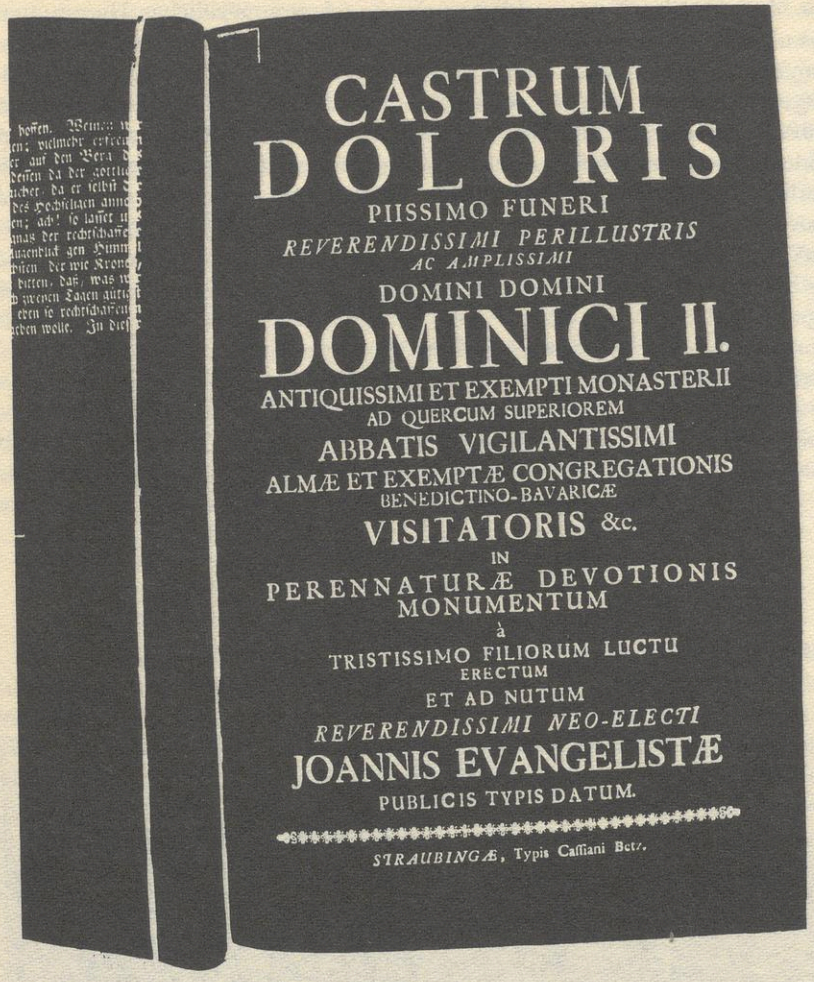


Abb. 1: Das Waldsassener Castrum doloris von 1756 (Staatliche Graphische Sammlung, München)



CASTRUM
DOLORIS
PIISSIMO FUNERI
REVERENDISSIMI PERILLUSTRIS
AC AMPLISSIMI
DOMINI DOMINI
DOMINICI II.
ANTIQUISSIMI ET EXEMPTI MONASTERII
AD QUERCUM SUPERIOREM
ABBATIS VIGILANTISSIMI
ALMÆ ET EXEMPTÆ CONGREGATIONIS
BENEDICTINO-BAVARICÆ
VISITATORIS &c.
IN
PERENNATURÆ DEVOTIONIS
MONUMENTUM
à
TRISTISSIMO FILIORUM LUCTU
ERECTUM
ET AD NUTUM
REVERENDISSIMI NEO-ELECTI
JOANNIS EVANGELISTÆ
PUBLICIS TYPIS DATUM.
STRAUBINGÆ, Typis Cassiani Betz.

Abb. 2: Titelseite des „Castrum doloris" aus Oberaltaich von 1758 (Universitätsbibliothek München)

Der Gottschedianer P. Rudolf Graser OSB und seine Fluchtreise nach Paris (1760/61) im Spiegel des überlieferten Briefwechsels

Eine Episode aus der Zeit der Aufklärung in Kremsmünster

von Konrad Kienesberger OSB – Kremsmünster

Einleitung

Da Briefe, soweit sie sich auf die Privatsphäre beziehen, im allgemeinen zu den persönlichsten Äußerungen ihrer Schreiber zählen, kommt ihnen in der historischen Forschung wie bei der individuellen Charakterisierung eines Menschen und seines gesellschaftlichen Umfeldes mitunter große Bedeutung zu.[1] Briefe werden dabei aber nicht nur zur Interpretation poetischer Texte herangezogen, sondern leisten als unmittelbare und spontane Aussage ihres Autors auch bei weiter zurückliegenden historischen Ereignissen wertvolle Hilfe, decken sie doch als Zeitdokumente oft soziale Beziehungen auf, die ansonsten im Dunkel der Ungewißheit und daher weitgehend unberücksichtigt bleiben müßten.

Briefe können demnach als „private, augenblicksgebundene, von gesellschaftlicher Konvention mitgeprägte schriftliche Form einer mehr oder weniger psychologisch faßbaren Mitteilung eines Schreibers an einen räumlich [...] getrennten Partner"[2] unter verschiedenen Aspekten betrachtet werden. Neben den eigentlichen Dichterbriefen als Teil und Ergänzung des literarischen Oeuvres eines Autors vermögen sie – wie etwa die Korrespondenz P. Rudolf Grasers von Kremsmünster – auch Aufschluß über die schrittweise Persönlichkeitsentfaltung des Schreibers zu geben, angefangen von den ersten ungestümen Hoffnungen des jungen Mannes bis hin zu den reichen Früchten seines Lebenswerkes. Nach Inhalt und Form beurteilt, kann der Brief somit als Spiegelbild positiver oder negativer Lebenshaltung gesehen werden, „als Beispiel

1) Über die Erforschung des deutschen Briefes ganz allgemein informiert in jüngerer Zeit am besten Nickisch R. M. G., Brief (SM 260), Stuttgart 1991 (mit zahlreichen weiteren Literaturangaben).

2) Raabe P., Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters (Germanist. Abh. 2), Stuttgart 1963, 6. Zit. nach Nickisch (wie Anm.1) 3.

eines erfüllten Daseins oder als Dokument menschlicher Not und menschlichen Leidens"[3].

Gemäß den Anweisungen des Leipziger Sprachreformers Joh. Chr. Gottsched und Gellerts Briefschreibelehre mit ihrem Natürlichkeitsideal will auch der Kremsmünsterer Benediktiner im Sinne des aufgeklärten Zeitgeistes an der Reinigung und Vereinheitlichung der deutschen Muttersprache in Österreich mitwirken, um jungen Klerikern später bei ihrer homiletischen Tätigkeit von entsprechendem Nutzen zu sein. Grasers Fluchtbriefe sind aber auch deshalb interessant und wichtig, weil ihr Verfasser darin unter dem Einfluß der literarischen Strömung der Empfindsamkeit und des Pietismus über die bloße realistische Darstellung äußerer Fakten hinausgeht und sich intensiv – wohl aus moralischer Verantwortung – um die seelische Vertiefung wie um die sprachliche Bewältigung seiner Aussagen bemüht. Die subjektive Haltung des Schreibers erweist sich so als Ausgangsbasis für eine psychologische Interpretation der überlieferten Briefdokumente. Erst durch diese besondere seelisch-religiöse Komponente, die sich in spezifischer Wortwahl und verfeinertem Stil manifestiert, gewinnt die Darstellung objektiver Sachverhalte ihre volle geistige Dimension und echte Lebensqualität. Wie vielfach bei anderen Briefstellern nähert sich auch die Korrespondenz Grasers der Form des Gesprächs[4] mit einem nicht präsenten Partner und deckt zumindest indirekt geheime Wünsche und Absichten auf. Durch die soziokommunikative Struktur des Briefes werden zudem im besten Fall auch die geistigen Zusammenhänge zwischen äußeren Umständen und ihren seelischen Reaktionen sichtbar. Wenn darum die Briefforschung mit Recht zu den ergiebigsten Aufgaben nicht nur der Literaturwissenschaft, sondern der Kulturgeschichte ganz allgemein gehört, so gilt dies gewiß auch für die deutschen Fluchtbriefe P. Rudolf Grasers.

Neben wertvollen Hinweisen zu einzelnen Sachfragen thematischer Natur bin ich für die praktische Hilfe bei der Computer-Arbeit meinem Mitbruder Herrn Mag. Dipl.-Ing. P. Petrus Schuster OSB sowie Herrn Günther Staude zu bestem Dank verpflichtet. Für die Ausfertigung des Bildmaterials danke ich Herrn Mag.P. Amand Kraml OSB, Sternwarte Kremsmünster, sehr herzlich.[5]

3) Raabe (wie Anm.2) 7. Zit. n. Nickisch (wie Anm.1) 3.

4) Vgl. dazu Nickisch (wie Anm.1) 12 u. ö.

5) Im Anmerkungsteil werden folgende ungebräuchliche Abkürzungen verwendet: Brockhaus Enzyklopädie. 19., völlig neubearb. Aufl., 24 Bde., Mannheim 1986–94; *Bosl* = Bosl K. (Hrsg.), Bosls Bayerische Biographien. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten, 2 Bde. (= Haupt- u. Ergänzungsbd.), Regensburg 1983–88; *DLL*^{3} = Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch, begr. v. W. Kosch, hrsg. v. B. Berger, H. Rupp u. C. L. Lang, 3., völlig neu bearb. Aufl., München 1968 ff; *DÖLg* = Nagl J.W.-Zeidler J.-Castle E. (Hrsg.), Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn, 4 Bde., Wien 1899–1937; *DU* = Der Deutschunterricht, begr. v. R. Ulshöfer, Stuttgart 1949ff; Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. J. Ritter [u.a.], Basel 1971 ff; *HWRh* = Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hrsg. v. G. Ueding u. W. Jens, 10 Bde., Tübingen 1992 ff; *Kellner* = Kellner A., Profeßbuch des Stiftes Kremsmünster, Klagenfurt (1968); *LB* = Der Literatur-Brockhaus. Hrsg.

I. Die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen

Zeiten tiefgreifender geistiger und gesellschaftlicher Veränderungen wirken sich zumeist auch auf das sonst so unscheinbare Leben religiöser Kommunitäten aus. Eine der markantesten und folgenschwersten Umwälzungen dieser Art war die europäische Aufklärung im 18. Jahrhundert, die nicht nur den nachbarocken „Säkularisationsprozeß der modernen Welt"[6] einleitete, sondern gerade in Österreich unter Joseph II. zur Aufhebung zahlreicher Klöster und Ordensgemeinschaften führte.[7] Die Ideen der Aufklärung übten auch

---

v. W. Habicht u. W.-D. Lange, 3 Bde., Mannheim 1988; Metzler Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen, hrsg. v. G. u. I. Schweikle. 2., überarb. Aufl., Stuttgart 1990; *ÖStA-KrA* = Österreichisches Staatsarchiv-Kriegsarchiv; *RGG*^{3} = Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 3., völlig neu bearb. Aufl., hrsg. v. K. Galling, 6 Bde., Tübingen 1957–62, Regbd. 1965; *RL*^{2} = Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte. Begr. v.P. Merker u. W. Stammler, 2. Aufl., bearb v W. Kohlschmidt u. W. Mohr, 4 Bde u. 1 Regbd., Berlin 1958–88; *StAKr* = Stiftsarchiv Kremsmünster; *StBKr* = Stiftsbibliothek Kremsmünster; *StL*^{7} = Staatslexikon. Recht-Wirtschaft-Gesellschaft, hrsg. v. d. Görres-Gesellschaft. 7., völlig neu bearb. Aufl., 7 Bde., Freiburg i.Br.–Basel–Wien 1985–93; *SMGB* = Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden bzw. zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, München 1880ff. (seit 1911 Neue Folge); *TRE* = Theologische Realenzyklopädie, hrsg. v. G. Krause u. G. Müller, Berlin-New York 1976 ff; *ZBLG* = Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, München 1928ff; *ZfdPh* = Zeitschrift für deutsche Philologie, Berlin 1868ff.

6) Schweikle I., Art.: Aufklärung (MLL^2 29–32, hier 29).- Vgl. auch Ueding G., Art.: Aufklärung (HWRh I, 1188–1250); Ciapardone R./ Reinhardt R./Schilson A., Art.: Aufklärung (LThK^3 I, 1207–1216); Weber H.-D., Einleitende Bemerkungen über die Aufklärung in Deutschland (DU 43, 1991, H.6, 5–19); Greiner M., Art.: Aufklärung (RL^2 I, 117–125); Art.: Aufklärung (LB I, 144–148); Newald R., Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570 – 1750 (de Boor H. u. Newald R., Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 5), München ^{6}1967, 447ff., 483ff.; Benedikt M. [u.a.] (Hrsg.), Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Aufklärung und Revolution (1750–1830), Wien 1992; Paul E., Abschnitt „Aufklärung" (Brandmüller W.[u.a.] (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte, 2.Bd., St. Ottilien 1993, 592–612); Weiß O., Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte. Mit einem Geleitwort v. H. Fries, Regensburg 1995, 36–39, 59–61 u.ö.

7) Vgl. dazu Klueting H. (Hrsg.), Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der theresianisch-josephinischen Reformen (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. Begr. v. R. Buchner u. fortgef. v. W. Baumgart, Bd.XIIa), Darmstadt 1995, Nr.115–116, 118, 121–122, 125, 131 u.ö.: Maass F. (Hrsg.), Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760 – 1790 (Bde.4 u. 5: 1760 – 1850). Amtliche Dokumente aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv (ab Bd.3 wechselnde Untertitel), 5 Bde., Wien (bzw. Wien–München) 1951–1961 (Fontes rerum Austriacarum. Abt.2. Bde.71–75). (Zu jedem Bd. umfangr. Einl. u. Lit.).– Grundlegend und noch immer unentbehrlich Hittmair R., Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns, Freiburg/Br. 1907; ferner Wimmer G., Die Klosteraufhebungen in Niederösterreich und Wien (Forschungen zur Kirchengeschichte Österreichs, 3), Wien 1967; Winter

auf den Gesamtbereich des Unterrichtswesens großen Einfluß aus, da nicht nur die Bildungsinhalte mannigfach bereichert wurden, sondern ebenso der moderne Staat in die Methodik des Schulunterrichts immer stärker eingriff und den Bereich der gesamten Ausbildung von der Grundschule bis zur Universität genau zu regeln begann.[8] – Wie in England und Frankreich erkannte man dabei auch im deutschen Sprachraum bald, daß im Rahmen der Ausweitung von Wissenschaft und Kunst der Pflege und Vertiefung des muttersprachlichen Idioms als wirkungsvollstem Instrumentarium der Wissensvermittlung grundlegende Bedeutung zukam. Ursprünglich von der spätbarocken Rhetorik herkommend, war P. Rudolf Graser (1728–1787) einer der ersten Konventualen von Kremsmünster, der dieses dringende Bedürfnis der Zeit hellsichtig erkannte, unter großen persönlichen Opfern wirkungsvoll aufgriff und zahlreichen Fehlschlägen wie Anfeindungen zum Trotz beharrlich zum selbstgesteckten Ziel führte. Die folgenden Ausführungen sollen Grasers Bemühen auf diesem Gebiet in einer entscheidenden Phase näher beleuchten.

1. Die Abtei Kremsmünster im Zeitalter der Aufklärung

Verständlicherweise mußte diese neue Zeit auch für das Stift Kremsmünster (OÖ.), der ehrwürdigen Gründung des Bayernherzogs Tassilo III. aus

---

E., Josef II. Von den geistigen Quellen und letzten Beweggründen seiner Reformideen (Der Bindenschild 3), Wien 1946; Kovács E. (Hrsg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus, Wien 1979; Giersig E., Muratori und die Einflüsse der italienischen Aufklärung in Österreich (Benedikt [wie Anm.1] 456–470); Weiß (wie Anm.1) 60 u.a.

8) Näheres darüber u.a. bei Valjavec F., Geschichte der abendländischen Aufklärung, Wien-München 1961, 258 ff.; Winter E., Frühaufklärung. Der Kampf gegen den Konfessionalismus in Mittel- und Osteuropa und die deutsch-slawische Begegnung. Zum 250. Todestag von D. W. Leibniz im November 1966 (Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens, hrsg. v. E. Winter u. H. Mohr, 6), Berlin 1966, 92–106, 181–192 u.ö.; Pichler G., Das Studienwesen des Erzherzogtums unter der Enns (Wien und Niederösterreich) 1740–1870, 2 Bde., Frankfurt/M. 1981, I, 30 ff., 42 ff., 52 ff., 82 ff. u.ö.; Klingenstein G., Despotismus und Wissenschaft. Zur Kritik norddeutscher Aufklärer an der österreichischen Universität 1750–1790 (Engel-Janosi F., Klingenstein G., Lutz H. [Hrsg.], Formen der europäischen Aufklärung. Untersuchungen zur Situation von Christentum, Bildung und Wissenschaft im 18. Jahrhundert (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, hrsg. v. F. Engel-Janosi, G. Klingenstein, H. Lutz, 3), Wien 1976, 126–157); Möller H., Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert (Neue Historische Bibliothek, hrsg. v. H.-U. Wehler; es, N.F., 269). Frankfurt/M. 1986, 133–143; Grimm G. E., Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Barock und Aufklärung (Bödeker H. E. u. Herrmann U. [Hrsg.], Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien (Veröffentlichungen d. Max-Planck-Instituts f. Geschichte, 85), Göttingen 1987, 14–38): Grimm G., Antijesuitismus und (staats-) bürgerliche Erziehung. Zur Rezeption der französischen Aufklärungspädagogik in Österreich (Benedikt [wie Anm.1] 471–488).

dem Jahr 777, eine besondere Herausforderung bedeuten, wurde doch dem alten Gymnasium, das schon seit 1548 exitierte, 1738 eine philosophische Lehranstalt – „Lyzeum" genannt –, angeschlossen, an dem man zuerst Logik, Metaphysik und Physik, seit 1749 Mathematik und ab 1757 auch „Experimentalphilosophie" lehrte.[9] 1744 wurde unter Maria Theresia zudem die Ritterakademie gegründet, die bis 1789 bestand und bei allem pädagogischen Ehrgeiz der Abtei dem dringenden praktischen Bedürfnis entsprang, den Söhnen der durch die österreichischen Erbfolgekriege vielfach verarmten Adelsfamilien eine gediegene standesgemäße Ausbildung im Inland zu ermöglichen, da es durch kaiserliche Verfügung zu Beginn des Jahres 1743 verboten wurde, die um vieles teureren Adelsschulen des Auslandes weiterhin zu besuchen.[10] Das Interesse für die von der Aufklärung besonders geförderten Naturwissenschaften und deren weitgehende Integration in den Studienplan der Ritterakademie zeigte sich in Kremsmünster zuletzt am augenfälligsten durch den Bau der Sternwarte oder des „Mathematischen Turms", wie er auch genannt wurde, zwischen 1748 und 1759. Die Idee dazu war nach Darstellung des bayerischen Benediktiners und späteren Abtes von Ensdorf Anselm Desing (1699–1772), der auch die Baupläne erstellte, erstmals bereits 1738 aufgetaucht.[11]

---

9) Die Einbeziehung dieser beiden letzteren Lehrfächer stand weitgehend unter dem Einfluß der nach dem Sykophantenstreit (1740/41) erfolgten Studienreform von 1741 an der Universität der Benediktiner in Salzburg. Vgl. dazu Bauer E. J., Thomistische Metaphysik an der alten Benediktineruniversität Salzburg. Darstellung und Interpretation einer philosophischen Schule des 17./18. Jahrhunderts (Salzburger Theolog. Studien, hrsg. v. A. Bucher, F. Nikolasch, F. Reiterer, H. Schmidinger u. W. Wolbert, 1), Habil.-Schrift d. Univ. Innsbruck, Innsbruck-Wien 1996, 25 f.; ferner Mandorfer A., Erziehung und Unterricht in Kremsmünster (Litschel R. W. [Hrsg.], Kremsmünster. 1200 Jahre Benediktinerstift, Linz ^{3}1977, 147–192, 157); Kail O., Ritterakademien im Rahmen adeliger Standeserziehung. Ein Aufriß ihrer Entwicklungs- und Bildungsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der benediktinischen Ritterakademie im Stift Kremsmünster, Phil. Diss. Salzburg 1990 [Masch.], 223 u.a.

10) Genaueres bei Kienesberger K. F., P. Johannes Nepomuk Weylgoune OSB (1708–1760) und sein literarisch-künstlerisches Wirken im Spätbarock. Ein Beitrag zur Geschichte des Stiftstheaters in Kremsmünster (SMGB 97,1986, 283–380, hier 293–298); Nawrot Chr. M., Die benediktinischen Ritterakademien. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte im 18. Jahrhundert, Mag.-Arbeit Kath. Univ. Eichstätt 1986 [Masch.], 9, 76 ff., 139 u.ö.; Kail (wie Anm.4) 128ff., 152 u. 230, Anm.43.

11) Vgl. u.a. Rabenalt A., Anselm Desing an H. Propst Franciscus in Polling mit Beschreibung und Plan des Observatoriums zu Kremsmünster, worin die Geschichte desselben angegeben (SMGB 101, 1990, 103–120, 107). Zu Anselm Desing grundlegend Stegmann I., Anselm Desing, Abt von Ensdorf (1699–1772). Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern (SMGB [4. Ergänzungsheft]), München 1929, 64–74; Hammermayer L., Die Benediktiner und die Akademiebewegung im katholischen Deutschland 1720–1770 (SMGB 70, 1959, 45–146, 51 ff,); ders., Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1807, 3 Bde., München 1983 ff. (zit.: Hammermayer, Akademie I–III), I, 4 ff., 18 ff. u.ö.: ders., Zum deutschen Maurinismus des frühen 18. Jahrhunderts. Briefe der Benediktiner P. Bernhard Pez

Kremsmünster erlebte unter dem damaligen Abt Alexander III. Fixlmillner (1731–1759)[12] und seinem Nachfolger Berthold III. Vogl (1759–1771)[13] eine bedeutende monastische Blüte. Der Konvent umfaßte in dieser Zeit zuweilen über hundert Mitglieder, die zum Großteil bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft waren, mitunter aber auch aus adeligen Familien stammten. Einige der Patres wirkten als Professoren an der Salzburger Benediktineruniversität, andere am hauseigenen Lyzeum oder am angesehenen Stiftsgymnasium, der Großteil der Mitbrüder war jedoch in der Pfarrseelsorge des Klosters tätig. Vor allem die engen Beziehungen Fixlmillners zum Kaiserhof in Wien, dazu seine Stellung als Präses des obderennsischen Prälatenstandes sowie seine intensiven geistigen Beziehungen zur Alma Mater Paridiana in Salzburg, an der der ehemalige Jesuitenschüler später selbst als Kleriker die philosophisch-theologische Ausbildung erhalten hatte[14], dürften diesen bewogen haben, sein reich dotiertes Stift nicht nur durch rege Bautätigkeit zu äußerem Glanz zu führen, sondern es auch – wie etwa die benachbarten bayerischen und schwäbischen Klöster[15] – zu einem Zentrum der Wissenschaft und Kunst zu ma-

(Melk) und P. Anselm Desing (Ensdorf) aus den Jahren 1709 bis 1725 (ZBLG 40, 1977, 391–444, hier 409–421 u. 434–444); ders., Die Aufklärung in Salzburg (ca. 1715–1803) (Dopsch H./ Spatzenegger H. [Hrsg.], Geschichte Salzburgs. Stadt und Land, 2 Bde., Salzburg 1983–1991, II/1, 375–452, hier 382) u. II/5, 3010 f., Anm.52 ; Nawrot (wie Anm.5) 178 u.ö.; Kraus A., Geschichte Bayerns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1983, 332 f.; Rappel W., Art.: Desing, Anselm (Bosl I,135); Bauer (wie Anm.4) 9, 24, 26, 750.

12) Zu Abt Alexander III. Fixlmillner vgl. Kellner 287–289.

13) Über Persönlichkeit und Werk Abt Bertholds III. Vogl vgl. bes. Mandorfer A., Abt Berthold Vogl von Kremsmünster, sein Wirken als Professor und Rektor an der Salzburger Universität. Theol. Diss. Salzburg 1961 [Masch.]; Kellner 330 f.; Bauer (wie Anm.4) 24–26, 750 u.ö.

14) Vgl. Kellner 287; Hujber W., Der Prälatenstand des Landes ob der Enns 1600 – 1620. Beiträge zu seiner und der Geschichte der Landschaft im Zeitalter der Gegenreformation, Phil. Diss. Wien 1972 [Masch.], 8 ff.; Putschlögl G., Die landständische Behördenorganisation in Österreich ob der Enns vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, hrsg. v. Oberösterr. Landesarchiv, 14), Linz/D. 1978, 31 ff. u.ö.

15) Näheres u.a. bei Ziegelbauer M. – Legipont O., Historia rei litterariae Ordinis Sancti Benedicti, 4 Bde., Augsburg 1754; Lindner A., Die Schriftsteller und die um die Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benedikiner-Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart, 2 Bde., Regensburg 1880 (Nachträge 1884); Hauser L., Deutsche und bayerische Benediktiner als Förderer gelehrter Gesellschaften 1750–1850 (1. Jahresber. d. Bayerischen Benediktiner-Akademie 1921/22), Scheyern 1923; Hammermayer, Akademie I (wie Anm.6), 16ff.; ders., Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner und ihre Vorhaben (Hammer K – Voss J. [Hrsg.], Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation-Zielsetzung-Ergebnisse. 12. Deutsch-Französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris (Pariser histor. Studien, hrsg. v. Deutschen Histor. Institut in Paris, 13), Bonn 1976, 122–191); van Dülmen R., Propst Franziscus Töpsl (1711–1796) und das Augustiner-Chorherrenstift Polling. Ein Beitrag zur

chen. Dadurch sollte die alte Tassilogründung an der Krems ihre für die Öffentlichkeit wichtige kulturfördernde Bedeutung erneut unter Beweis stellen und den Ansprüchen des immer stärker werdenden aufgeklärten Zeitgeistes mit geeigneten Mitteln begegnen können.[16] Dieses primäre Anliegen muß jedoch gleichzeitig in einem weiteren Rahmen gesehen werden, denn alle derartigen Projekte und Aktivitäten einzelner Abteien und Stifte der alten Orden, besonders der Benediktiner und Augustiner-Chorherren, wie sie im Laufe des 18. Jahrhunderts auftauchten und z.T. bleibende Früchte trugen, waren damals untrennbar mit der gesamteuropäischen Wissenschaftsentwicklung verknüpft. Akademien und gelehrte Institutionen, die in dieser Zeit geplant und häufig auch verwirklicht wurden, galten ja als wichtigste Funktionsträger allgemeiner Wissenschaftsförderung.[17]

Geschichte der katholischen Aufklärung in Bayern, Kallmünz/Opf. 1967; ders., Die Prälaten Franz Töpsl aus Polling und Johann Ignaz Felbiger aus Sagan. Zwei Repräsentanten der katholischen Aufklärung (ZBLG 30, 1967, 731–823); Kraus (wie Anm.6) 342 f.; Haering St., Studien und Wissenschaft in der Bayerischen Benediktinerkongregation vor 1803. Ein Überblick (SMGB 101, 1990, 121–138); Faust U.,Die Benediktiner (Brandmüller [wie Anm.1] 646–676); ders.,Die Augustinerchorherren (ebd. 676–688); Weiß (wie Anm.1) 59f.

16) Genaueres bei Klueting (wie Anm.2) Nr.57–64 u.ö.- Vgl. auch Sturmberger H., Studien zur Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in Kremsmünster (MIÖG 53, 1939, 423–480, bes. 423 ff. u. 430 ff.); ferner die interessanten Ausführungen bei Rupert Froschauer, Die Akademierede des P. Placidus Fixlmillner von 1769 über die Vorzeichen der Kometen. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts (137. Jber. d. Öffentl. Gymn. d. Benediktiner in Kremsmünster, Wels 1994, 46–79).

17) Zur Gründung von Akademien im Rahmen der Wissenschaftsorganisation des 18. Jh.s vgl. u.a. Hammermayer, Die Benediktiner und die Akademiebewegung im katholischen Deutschland 1720–1770 (wie Anm.6); ders., Akademie I (wie Anm.6), 2ff., 16ff., 26ff., 35ff. u.ö.; ders., Europäische Akademiebewegung und italienische Aufklärung (Histor. Jahrbuch 81, 1961, 247–263); ders., Akademiegründung und Wissenschaftsorganisation (Amburger E., Ciesla M. u. Sziklay L. [Hrsg.], Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Berlin 1976, 1–84); Graßl H., Aufbruch zur Romantik. Bayerns Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte 1765–1785, München 1968, 30 ff., 71 ff., 173 ff. u.ö.; Siegmund A., Die Bayerische Benediktiner-Akademie, ihre Vorväter und ihre Wiederbegründung (SMGB 82, 1971, 365–378); Voss J., Die Akademie als Funktionsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert (HZ 231, 1980, 43–74); Dickerhof H.,Gelehrte Gesellschaften, Akademien, Ordensstudien und Universitäten. Zur sogenannten „Akademiebewegung" vornehmlich im bayerischen Raume (ZBLG 45, 1982, 37–66, bes. 46 u. 53–64); Heilingsetzer G., Aufklärung und barocke Tradition. Formen und Stufen der Aufklärung bei den Benediktinern und Augustiner-Chorherren im bayerisch-österreichischen Raum (Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd.2, Wien-Köln-Graz 1985, 33–39); Zedelmaier H., Art.: Akademie (HWRh I, 298–309); Bauer (wie Anm.4) 1–30.

2. Gottscheds Bemühen um die Normierung der deutschen Sprache

Im Zuge der Verbreitung naturwissenschaftlicher wie technischer Entdeckungen und Erfindungen war auch die normative Kodifizierung und weitere Ausgestaltung der deutschen Muttersprache von großer Bedeutung. Als Vorbilder galten diesbezüglich z.T. die führenden westeuropäischen Kulturnationen, besonders England und Frankreich, die aufgrund der politischen Einheit und ihrer Metropolen mit den zentralistisch regierten Fürstenhöfen sowie deren geistiger Ausstrahlung im Ausland hohes Ansehen genossen, da sie sich u.a. auch stets um die Förderung und Pflege der Muttersprache wie der autochtonen Literatur bemühten.[18] Seit etwa 1650 war man auch im deutschen Sprachraum in zunehmendem Maße bestrebt, die regional gebundenen Mundarten zu überwinden und zu einer übergeordneten sprachlichen Einheit zu finden.[19] Durch die Gliederung in zahlreiche kleine Territorialstaaten mit ihrer je eigenen Verwaltung wurde jedoch nicht nur der politische Einigungsprozeß Gesamtdeutschlands stark behindert, sondern es konnten auch die einzelnen regionalen Mundarten florieren, so daß die Entwicklung einer gemeinsamen deutschen Standardsprache lange Zeit verzögert wurde. Die geographische Lage des Kaiserhofes der Habsburger mit ihrem Vielvölkerstaat und Wien als Zentrum der Donaumonarchie wie des Gesamtreiches erwies sich für die Normierung einer deutschen Einheitssprache ebenfalls in vieler Hinsicht als ungünstig.[20]

---

18) Vgl. dazu u.a. Klieneberger H. R., The Novel in England and Germany. A Comparative Study, London 1981, 7–13 u.ö.; Semenjuk N., Soziokulturelle Voraussetzungen des Neuhochdeutschen (Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hrsg. v. W. Besch, O. Reichmann u. St. Sonderegger, 2. Halbbd.,Berlin–New York 1985, 1448–1465, bes. 1449, 1453 f. 1456–1460); Kimpel D. in seiner Einführung zu: ders. (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung (Studien zum 18. Jahrhundert, hrsg. v. d. Deutschen Gesellschaft f. d. Erforschung d. 18. Jahrhunderts, 5), Hamburg 1985, 1–13; Nerius D. [u.a.] (Hrsg.), Deutsche Orthographie, Leipzig-Tübingen ^{2}1989, 14 f. u.ö.; Nickisch, Brief (s. Einleitung, Anm.1) 53 f.

19) Näheres bei Schmidt W., Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium, erarb. unter d. Leitung v. H. Langner, Stuttgart–Leipzig ^{6}1993, 118ff.; Wiesinger P., Die deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung (ders. [Hrsg.], Das österreichische Deutsch (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich, hrsg. v. P. Wiesinger [u.a.], 12), Wien–Köln–Graz 1988, 9–30, bes. 14–18); ders., Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert, hrsg. v. D. Nerius [(Linguist. Studien d. Zentralinstituts f. Sprachwissenschaften d. DDR, Reihe Arbeitsberichte, 111] Berlin/Ost 1983, 227–248); ders.,Die Entwicklung des Verhältnisses von Mundart und Standardsprache in Österreich (Besch/Reichmann/Sonderegger [wie Anm.13] 1939–1949).

20) Vgl. dazu u.a. W. König, dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte (dtv 3025), München ^{3}1992, 104 ff.,110 ff., 139 ff. u.ö.; Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich... (wie Anm.14), 231 ff.– Über die Schwierig-

Johann Christoph Gottsched (1700–1766)[21] ist nicht nur als Popularisator des Leibniz-Schülers Johann Christian Wolff (1679–1754)[22] bedeutend, sondern vor allem auch als Sprachreformer und Einiger der deutschen Sprache. Der große Anreger für Gottsched wie schon für Wolff auf dem Gebiet der Normierung des Deutschen war aber bekanntlich Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)[23], dessen Geschichtsdenken die Grundlage für alle weiteren philologisch-historischen Bemühungen wurde. Für Leibniz erschließt sich der Geist eines Volkes in der jeweiligen Landessprache, aus dem Zusammenhang der verschiedenen Idiome sucht er nach der Ursprache der Menschheit. Das Deutsche schien ihm den Ursprüngen besonders nahe. In seinen „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache", die bereits 1697 abgeschlossen vorlagen, doch erst 1717 nach Leibnizens Tod von Johann Georg Eccard, seinem Sekretär und Nachfolger am Hofe von Hannover, veröffentlicht wurden, präzisiert er in genialer Zusammen-

---

keiten der Abgrenzung der Hochsprache gegenüber Dialekten in Österreich vgl. auch Moosmüller S., Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck (Sprachwissenschaftl. Reihe, hrsg. v. W. U. Dressler, 1), Wien-Köln-Weimar 1991, 9, 11 ff.,16 ff., 23 ff. u.ö. Vgl. dazu auch die kritischen Bemerkungen P. Wiesingers in dessen Rezension in der Zeitschr. f. Germanistik, N. F., II-3/1992, 736–739.

21) Über ihn vgl. bes. Rieck W., Johann Christoph Gottsched. Eine kritische Würdigung seines Werkes, Berlin/Ost 1972; Mitchell P. M., Johann Christoph Gottsched (v. Wiese B. [Hrsg.], Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk, Berlin 1977, 35–61);Schlosser H. D., Sprachnorm und regionale Differenz im Rahmen der Kontroverse zwischen Gottsched und Bodmer/Breitinger (Kimpel [wie Anm.13] 52–68); Saine Th. P., Von der Kopernikanischen bis zur Französischen Revolution. Die Auseinandersetzung der deutschen Frühaufklärung mit der neuen Zeit, Berlin 1987, 134f., 160, 180ff.u.ö.; Hammermayer, Akademie I (wie Anm.6), 11ff., 29ff.; Gaede F.,Gottscheds Nachahmungstheorie und die Logik (DVjs 49, 1975, Oktober [Sonderheft „18. Jahrhundert"], 105*–117*, hier 106*ff.); Birke J., Gottschheds Neuorientierung der Poetik an der Philosophie Wolffs (ZfdPh 85, 1966. 560–575, bes. 563); Blackall E. A., Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955–1964. Von D. Kimpel. Aus dem Engl. übers. v. H. G. Schürmann (Titel d. engl. Originals: The Emergence of German as a Literary Language 1700–1775, Cambridge 1959), Stuttgart 1966, 34ff., 65–74, 113–117, 127 ff., 274 ff., 407 ff. u.ö.; Newald (wie Anm.1) 484–488.

22) Vgl. u.a. Schneiders W. (Hrsg.), Christian Wolff 1679 – 1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung. Mit einer Bibliographie der Wolff-Literatur (Studien zum 18. Jahrhundert, hrsg. v. d. Deutschen Gesellschaft f. d. Erforschung d. 18. Jahrhunderts, 4), Hamburg ^{2}1986; Saine (wie Anm.16) 84ff., 116–160, 174–179; Blackall (wie Anm.16) 20–37 u.ö.

23) Näheres u.a. bei von der Schulenburg S., Leibniz als Sprachforscher. Mit einem Vorwort hrsg. v. K. Müller (Veröffentlichungen d. Leibniz-Archivs, 4), Frankfurt/M. 1973; Blackall (wie Anm.16) 2–8, 25 f., 34 ff., 109 ff., 401 f. u.ö.; Müller R., Art.: Leibniz (DLL^{3} IX, 1154–1162); Benedikt M., Der dreifach verdrängte Leibniz in Österreich (ders. [wie Anm.1] 162–252).

schau seine Ideen.[24] Auch für Leibniz ist der patriotische Gedanke ein wichtiges Motiv auf dem Weg zur Einheitssprache. Ein deutsches Wörterbuch, zugleich Fundus und Norm der Sprachregelung, erscheint dabei wichtiger als alles sonstige Bemühen um die Grammatik:

> 32. Der Grund und Boden einer Sprache sind die Worte, worauf die Redensarten gleichsam als Früchte hervorwachsen, woher denn folgt, daß eine der Hauptarbeiten, deren die deutsche Hauptsprache bedarf, sein würde eine Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenigen gehen soll, die jederman braucht, sondern auch auf die, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen. Und nicht nur auf die, so man Hochdeutsch nennt und die im Schreiben jetzt allein herrschen, sondern auch auf Plattdeutsch, Märkisch, Obersächsisch, Fränkisch, Bayrisch, Österreichisch, Schlesisch, Schwäbisch oder was sonst hin und wieder bei dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich. Auch nicht nur, was in Deutschland in Übung, sondern auch, was von deutscher Herkunft im Holländischen und Engländischen ist, wozu auch vornehmlich die Worte der Norddeutschen, das ist der Dänen, Norweger, Schweden und Isländer (bei welchen letzteren sonderlich viel von unserer uralten Sprache geblieben) zu ziehen wären. Und letztlich nicht nur auf das, so noch in der Welt geredet wird, sondern auch, was verlegen und abgegangen, nämlich das Altgotische, Altsächsische und Altfränkische, wie sich's in uralten Schriften und Reimen findet, daran der treffliche Opitz selbst zu arbeiten gut gefunden. Denn anders ist zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen [...] [25]

Regte sich anfangs im übrigen Deutschland gelegentlich starker Widerstand gegen Gottscheds Bestreben, bei der Normierung einer deutschen Standardsprache dem Obersächsischen bzw. Meißnischen den Vorrang zu geben, so war die Opposition gegen die ketzerische Sprache der norddeutschen Protestanten im katholisch-süddeutschen Raum noch weitaus heftiger.[26] Der kon-

---

24) Abgedruckt in: Leibniz G. W., „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" [u. „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft"]. Zwei Aufsätze. Hrsg. v. U. Pörksen, komment. v. U. Pörksen u. J. Schiewe (Reclam Universal-Bibl. Nr.7987 [2]), Stuttgart 1983, 5–46.- Vgl. dazu auch den zweiten Aufsatz, ebd., 47–78 sowie 79–131.- Zu J. G. v. Eckhart (auch Eccard, Eckard, Eckhardt) (1664–1730) vgl. v. Wegele F. X. (ADB V, 627–631); Brill R., Art.: Johann Georg v. Eccard (NDB IV, 170 f.); Art.: Johann Georg von Eckhart (DLL^3 III, 870–872) u.a.

25) Leibniz, Unvorgreifliche Gedanken...(wie Anm.19) 17 (Sperrung auch im Original).

26) Genaueres u.a. bei Langen A.,Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart (Stammler W. [Hrsg.], Deutsche Philologie im Aufriß. , Bd.1, Berlin ^{2}1957, 1022–1040): Moser H., Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in Fragen

fessionelle Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern hatte hier seit der Reformation geistige Barrieren errichtet, deren Wurzeln tief in das kulturelle Leben der Bevölkerung hineinreichten. Durch die Ablehnung der lutherischen Lehre, aber ebenso durch das getrennte Schulwesen, das auf katholischer Seite zumeist in den Händen religiöser Orden lag, wurde jede Annäherung äußerst erschwert. Mit den theologischen Differenzen lehnte man natürlich auch das Medium der Sprache weitgehend ab und wies die Hegemonieansprüche der norddeutschen Sprachreformer energisch zurück.[27] Obwohl zuerst ein Parteigänger Gottscheds, wurde in Österreich Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705–1774)[28], ein gebürtiger Slowene, allmählich zu dessen Gegner. Popowitsch kam anläßlich der Gründung der hiesigen Ritterakademie 1744 nach Kremsmünster, überwarf sich hier wegen seiner ausgefallenen Ideen aber bald mit den Vorgesetzten, verließ nach wenigen Jahren das Stift wieder, konnte vorübergehend in Deutschland Fuß fassen und wurde schließlich 1753 als erster Professor für Germanistik an die Wiener Universität berufen. Während Gottsched die oberdeutschen Dialekte ablehnte, war Popowitsch einer der frühesten Erforscher der österreichischen Mundarten und geriet schon aus diesem Grund unweigerlich in Opposition zu dem Leipziger Sprachreformer. Dennoch fand Gottsched mit seinen Anliegen anläßlich einer Reise nach Wien 1749 gerade in Österreich eine Reihe prominenter Sympathisanten, neben Maria Theresia besonders Joseph Freiherrn von Petrasch (1714–1792)[29], den Adjutanten Prinz Eugens von Savoyen, Franz Christoph von Scheyb (1704–1777)[30] sowie Johann Balthasar von Antesperg (1682–1765)[31]. Dieser betätigte sich als einer der ersten österreichischen Sprachge-

---

der Sprachbetrachtung, Tübingen ^{5}1965, 148 ff.; Eggers H., Deutsche Sprachgeschichte, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg ^{2}1986, II, 297 ff., 314 ff.; Schmidt (wie Anm.14) 119.

27) Vgl. Langen (wie Anm.21) 1028–1032; Moser (wie Anm.21) 148; Schaller St., Bayerische Benediktiner als Wegbereiter des Neuhochdeutschen (ZBLG 44, 1981, 525–541), bes. 525–531.

28) Näheres über ihn bei Gugitz G., Joh. Siegm. Valent. Popowitsch und seine Beiträge zur oberösterreichischen Volkskunde (Heimatgaue 18, 1937, H.3/4, 97–114); Kienesberger K., P. Matthias Höfer von Kremsmünster – Sprachforscher zwischen Aufklärung und Romantik.(Mit einem ungedruckten Brief Jacob Grimms) (SMGB 88, 1977, 188–223, 193–196); Kornhofer R., Popowitsch. Ein Leben zwischen Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft (Benedikt [wie Anm.1] 503–521).

29) Zu Joseph Frhrn. v. Petrasch vgl u.a. v. Wurzbach C., Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich (1750–1850), 60 Bde., Wien 1856–1891, XXII, 106–109; ADB XXV, 516 f.; DÖLg II/1, 56–60; Hammermayer, Akademie I (wie Anm.6), 10–16; Bigler I., Art.:Petrasch (DLL^{3} XI, 1121).

30) Über Franz Christoph v. Scheyb, geb in Thengen (Oberschwaben), Sekretär der Landstände in Wien und eifriger Propagator der Ideen Gottscheds in Zeit- und Wochenschriften vgl. Wurzbach (wie Anm.24) XXIX, 248 f.; DÖLg II/1, 60–65 u.a.

31) Zu J. B. v. Antesperg vgl. das Nachwort von G. Mraz in: Joseph Balthasar von Antesperg, Das Josephinische Erzherzogliche A. B. C. Oder Namenbüchlein. Nachdr. d. Widmungsexemplars von 1741 im Landesmuseum Joanneum in Graz. Mit einem Nachw. v. G. Mraz, Dortmund 1980, [55]–[88], hier [56] ff.; DÖLg I, 815 u.

lehrten und war Autor einer „Kayserlichen Deutschen Grammatick" (Wien 1747; ²1749), in der er die Unterschiede zwischen der österreichischen Volkssprache und der obersächsischen Schriftsprache ausführlich behandelte.[32] Galt Augustin Dornblüth[33], Benediktiner aus Gegenbach im Schwarzwald, als erbittertster Gegner Gottscheds, so konnte dieser unter den süddeutschen bzw. österreichischen Vertretern des Ordens aber auch mit verständnisvollen Anhängern rechnen, wie er voller Genugtuung gegen die Angriffe seines Hauptkritikers bemerkt:

> Ich habe selbst verschiedene gute Freunde unter seinen [= Dornblüths, K. F. K.] Glaubens- und Ordensgenossen, den Benediktinern, die ich sehr hoch schätze und die solch gutes Deutsch schreiben, als er ein versteckter Babylonier zu sein scheint.[34]

Zu diesen Befürwortern Gottscheds aus dem Benediktinerorden gehörten damals außer Oliver Legipont (Kempten) und Magnoald Ziegelbauer (Zwiefalten), den Freunden des Freiherrn von Petrasch, noch Heinrich Braun (Tegernsee – München), Marcellin Reischl (Ettal), Gregor Rothfischer (St. Emmeram, Regensburg) sowie Ulrich Weis (Irrsee), besonders aber auch Placidus Amon von Melk und Rudolf Graser aus Kremsmünster.[35] Sie alle waren als echte Patrioten von der Zusammengehörigkeit deutscher und österreichischer Kultur zutiefst überzeugt und wußten um die Notwendigkeit, diese kulturelle Einheit über konfessionelle Schranken hinweg und bei aller Wahrung regio-

---

II/1, 49 u. 59 ff.; Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich... (wie Anm.14) 228, 232, 237, 243.

32) Vgl. Giebisch H. / Pichler L. / Vancsa K. (Hrsg.), Kleines österreichisches Literaturlexikon (Buchreihe „Österreichische Heimat", hrsg. v. R. Hollinek u. L. J. Wetzl, 8), Wien 1948, 7; Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich... (wie Anm.14) 228, 233, 237ff.- Im Jahr 1761 konnte der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai in den Literaturbriefen (12, 324f.) noch schreiben: „[...] der gute Geschmack ist (wenigstens was das Deutsche betrifft) daselbst (sc. in Oesterreich) kaum noch in seiner ersten Kindheit."

33) Zu Augustin Dornblüth OSB (ca. 1680–?) und seine Sprachauffassung vgl. Blackall (wie Anm.16) 103–109, 128, 130f., 135f.; ders., The Observations of Father Dornblüth (Modern Language Review 50, 1955, 450–463; Schlosser (wie Anm.16) 59; Art.: Dornblüth (DLL³ III, .474); Jahrreiß A., Grammatiken und Orthographielehren aus dem Jesuitenorden. Eine Untersuchung zur Normierung der deutschen Schriftsprache in Unterrichtswerken des 18. Jahrhunderts (Germanist. Bibliothek, N. F., hrsg. v. R. Bergmann, 3. Reihe: Untersuchungen), Heidelberg 1990, 53, 218 f. u.ö.

34) Neuestes IV, 59. Zit. n. Waniek G., Gottsched und die Literatur seiner Zeit, Leipzig 1897, 545. Vgl. auch Schaller (wie Anm.22) 531.

35) Vgl. dazu Suchier W., Gottscheds Korrespondenten. Alphabetisches Absenderregister zur Gottschedschen Briefsammlung in der Universitätsbibliothek Leipzig. Mit Vorwort v. D. Debes, Leipzig 1971, 45, 83, 62 f., 80, 12 u. 33; Moser (wie Anm.21) 149; Wehr M., Johann Christoph Gottscheds Briefwechsel. Ein Beitrag zur Geschichte der Frühaufklärung, phil. Diss. Leipzig 1966 [Masch.], 261 ff.; Schaller (wie Anm.22) 530 f.

naler Eigenheiten durch eine übergeordnete, einheitliche Sprachregelung abzusichern. Der Eifer P. Rudolf Grasers für Gottscheds Sprachreformpläne verfolgte dabei noch ein weiteres Ziel: die Verbesserung der deutschsprachigen katholischen Predigtkunst. Darum übernahm er dessen Grammatikregeln und rhetorisch-homiletische Prinzipien, blieb er zeitlebens Gottschedianer und unternahm wohl auch seine Fluchtreise nach Paris 1760/61, um gegebenenfalls mit Vertretern der vielgerühmten französischen Kanzelberedsamkeit Kontakt aufzunehmen, bevor er sich im Geiste seines großen Mentors selbst daranmachte, die nachbarocke katholisch-deutsche Homiletik wirkungsvoll zu erneuern und den sich deutlich verändernden soziokulturellen Gegebenheiten anzupassen.

II. P. Rudolf Graser als Gottschedianer

Die zunehmende Förderung der deutschen Muttersprache in Kremsmünster unter Gottscheds Einfluß hängt untrennbar mit der Gründung der hiesigen Ritterakademie (1744) zusammen und der damit notwendig gewordenen Abkehr von der überalterten Schulphilosophie der Spätscholastik bzw. mit der Übernahme der neuen und zeitgemäßen mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrmethode. Durch den Übergang vom Stände- zum Beamtenstaat und die Etablierung des Hofes als Zentrum des absolutistischen Fürstentums waren auch dem Adel im Hof-, Verwaltungs- und Militärdienst neue Aufgaben zugewachsen.[36] Da sich dadurch gleichzeitig die Qualifikationsansprüche änderten, genügten die herkömmlichen, auf gelehrt-klassische Tradition ausgerichteten Lateinschulen, wie sie seit der Gegenreformation besonders von den Jesuiten geführt wurden, nicht mehr. Das durch die modernen Anforderungen des höheren Verwaltungs-, Militär- und Kirchendienstes für den Adel wie für das Bürgertum inadäquat gewordene Bildungssystem konnte sich damals bei den Benediktinern im Gegensatz zu den Jesuiten, die seit über 200 Jahren an ihre starre, wenn auch bis dahin bewährte „ratio studiorum" gebunden waren, anfangs offensichtlich schneller und effektiver adaptieren.[37] Im Anschluß an die Rhetorik sollten so die an der Akademie in Kremsmünster Studierenden eine jeweils zweijährige philosophische, juridische und bzw. *oder* theologische Ausbildung erhalten, die es für sie im allge-

36) Vgl. u.a. Ruppert W., Bürgerlicher Wandel. Die Geburt der modernen deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert (Fischer Tb. 4302), Frankfurt/M. 1984, 19 ff., 31 ff.; Schweikle (wie Anm.1) 30; Weiß (wie Anm.1) 37.

37) Auch S. Merkle, Die kirchliche Aufklärung im katholischen Deutschland, Berlin 1910, 50 f., bescheinigt den Benediktinern im Gegensatz zur unzweckmäßig gewordenen Lehrmethode der Jesuiten „ein reges Streben, den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden". Vgl. auch Kink R., Geschichte der Universität Wien, Bd.1, Wien 1854, 421 f.; Blackall (wie Anm.17) 83; Kraus (wie Anm.5) 339 f.; Nawrot (wie Anm. 5) 22 f., 116, 169, 174 ff., 178; Grimm, Antijesuitismus und (staats-)bürgerliche Erziehung... (wie Anm.3) 480 f. u. 486 f.

meinen dann nicht mehr unbedingt notwendig machte, eine Universität zu besuchen. Ging die Formation der Theologen in eine andere Richtung, so sollte dem Großteil der jungen Akademiker – zumeist angehende Beamte, Offiziere oder Gutsverwalter[38] – neben der theoretischen Einführung in die Mathematik, Geometrie, Physik usw. auch die praktische Anwendung der Theorie in Mechanik, Artillerie, Festungsbau, Wasserbaukunst etc. nahegebracht werden. Die entsprechenden Lehrer – Patres wie Laien – mußten sich daher an den einschlägigen und gängigen Autoren orientieren, wozu damals im deutschen Sprachraum vor allem Leibniz und dessen Popularisator Joh. Chr. Wolff gehörten, die ihrerseits wieder stark von der französischen und englischen Aufklärung mitgeprägt waren.[39] Deshalb finden sich in der Stiftsbibliothek Kremsmünster neben 17 alten Ausgaben von Leibnizens Schriften mit den jeweiligen Erscheinungsjahren zwischen 1677 und 1765 nicht weniger als ungefähr 80 (!) Editionen von Wolffs deutsch oder lateinisch verfaßten Arbeiten, darunter verschiedene und oft verbesserte bzw. ergänzte Auflagen ein und desselben Werkes. Daraus läßt sich schließen, daß man an den hiesigen akademischen Lehranstalten nicht nur an der Erstauflage von Wolffs Publikationen interessiert war, sondern ebenso an der Entwicklung seines wissenschaftlich-praktischen Denkens.

1. Zur Biographie Grasers

P. Rudolf Graser (eigentlich *von Grasern*)[40] wurde am 4. Juli 1728 in Linz a.d. Donau geboren und empfing am darauffolgenden Tag unter dem Namen-

38) Nach Bernhard Pösinger OSB (1877–1921), Historiker und Stiftsarchivar in Kremsmünster, betrug die Anzahl der Studierenden an der Kremsmünsterer Ritterakademie 1745–1787 insgesamt 245 Hörer. Davon gehörten rund ein Drittel, 80 Mann, dem Grafenstand an, 55 waren Freiherren, 42 Zöglinge waren ritterlicher Herkunft. Die Zahl des niederen Adels betrug 45 Hörer, die übrigen Akademiker, 24 zusammen (= ca. 10 %), entstammten dem Bürgertum. Von den Absolventen der Akademie wählten 73 den Beamtenstand, 68 wurden Offiziere, rund 50 finden sich später als Gutsbesitzer oder Privatiers, 20 empfingen die Priesterweihe. Näheres bei Pösinger B., Die Ritterschüler von Kremsmünster und ihre Porträts, Kremsmünster o.J. [ca. 1920] [Masch.], 5–7. Zu B. Pösinger vgl. Kellner 513f. Vgl. auch Nawrot (wie Anm. 5) 138 f.

39) Vgl. u.a. Maurer M., Aufklärung und Anglophilie in Deutschland (Veröffentlichungen d. Deutschen Histor. Instituts London, 19 / Publications of the German Historical Institute London, vol.19), Göttingen–Zürich 1987, 15 ff., 26 ff. u.ö.; Saine (wie Anm. 16) 20 f., 84 ff., 116–160, 174–178 u.ö.; Schneiders (wie Anm.17) 68, 77, 81, 115, 165, 171, 195–197, 199 u.ö.; Thomann (wie Anm.17) 1130f.; Seibicke W., Von Christian Wolff zu Johann Beckmann. Fachsprache im 18. Jahrhundert (Kimpel [wie Anm. 13] 42–51); Newald (wie Anm. 1) 448 ff.; Valjavec (wie Anm. 3) 91 ff., 105 ff., 113 ff., 137 ff. u.ö.

40) Graser selbst verzichtet offensichtlich auf die adelige Standesbezeichnung und signiert stets nur als „P. Rudolph Graser" oder als „P. R. G.". Auch ich behalte diese Schreibweise bei.– Die Quellenlage zur Biographie Rudolf Grasers im Stiftsarchiv Kremsmünster ist an sich recht dürftig. Was von seinen Lebensumständen bis zum

spatron Johannes Nepomuk in der dortigen Burgkapelle die Hl. Taufe. Sein Vater, Rochus Graser, stammte aus einer kleinbürgerlichen Handwerkerfamilie in Langenlois (NÖ.), trat bereits 1705, im Alter von 14 Jahren, in die kaiserliche österreichische Armee ein und leistete als Berufssoldat „von der Pique auf" Kriegsdienste im berühmten Dragonerregiment des Prinzen Eugen von Savoyen[41]. Während seiner vierzigjährigen Dienstzeit nahm er an Feldzügen in Frankreich, der Türkei, in Bayern und Preußen teil, wurde mehrmals verwundet und allmählich zum Offizier befördert. Dabei erlangte er den einfachen Adelstitel und durfte sich fortan „Rochus von Grasern" nennen.[42] Laut Ausweis der Musterliste des savoyischen Dragonerregiments aus dem Jahr 1746 starb Rochus von Grasern nach schwerer Krankheit als wohlhabender Mann im Rang eines k. k. Oberstleutnants am 13. Dezember 1745 53jährig in Mantua[43] und hinterließ nach zweimaliger Heirat insgesamt sechs eheliche Nachkommen, jeweils zwei Söhne und eine Tochter. Nach dem frühen Tod seiner ersten Gattin, die ihm die Kinder Anton, Franziska und Josef geschenkt hatte, vermählte sich Rochus von Grasern 1726 in zweiter Ehe mit Anna Elisabeth geborene Schwärzlin von Rettenberg[44]. Mit dieser hatte er die drei Kinder Johannes Nepomuk, den späteren P. Rudolf von Kremsmünster, als Erstgeborenen sowie Martin und Antonia. P. Rudolfs ältester Bruder, Anton Gra-

---

Jahr 1769 greifbar war, findet sich in dem lateinisch abgefaßten biographischen Werk von P. Heinrich Pichler OSB: Venerabilis Coetus A. R. DD. Conventualium Cremifanensium Benedictinorum saeculo XVIII. sive ab anno 1738 sub RR. Perill. ac Ampliss. Abbatibus Alexandro III., Bertholdo III. ad sacram professionem admissorum. Pars 2da: ab anno 1738 usque ad annum 1769 inclusive [Hs., StAKr Ia/V/2], zu 1745. Diese Quelle wurde von Kellner, S.312–314, ausgeschöpft und sachlich wie bibliographisch nach Möglichkeit ergänzt. Vgl. auch Wurzbach (wie Anm. 24) V, 310 f.; ADB IL, 508 f., und den Art.: Graser (von Grasern), Rudolph (Johann Nepomuk) von Müller R. (DLL[3] VI, 720 f.).– Neben den wenigen bio-bibliographischen Kurzartikeln in diversen Lexika gibt es bis heute über Graser keine umfassende Monograhie. Im folgenden sollen Pichlers und Kellners Angaben durch eigene Forschungen weiter ergänzt bzw. berichtigt werden. Besonderes Augenmerk gilt dabei dem im Stiftsarchiv Kremsmünster aufbewahrten Briefwechsel Grasers (P 1/IV), der sich ausschließlich auf dessen Fluchtreise nach Paris bezieht und nicht nur die Persönlichkeit des Schreibers charakterisiert, sondern grundsätzlich auch seine unter Gottscheds Einfluß stehende Pflege der deutschen Sprache kennzeichnet.

41) Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser, 10. Jg., Brünn 1885, 178.

42) Ebd.– Vgl. auch Allgemeines Adels-Archiv der österreichischen Monarchie, Bd. 3/1, Wien 1789, 376 f.

43) Für diese und andere wertvolle Mitteilungen zur Biographie Rochus' v. Grasern schulde ich Herrn Hofrat Dr. Rainer Egger und den übrigen Beamten des Österreichischen Staatsarchivs-Kriegsarchivs sowie Herrn DDr. Wolfgang Hartig von der genealogischen Gesellschaft „Adler" in Wien aufrichtigen Dank.– Das bei Kellner, S. 313, mit 1749 fälschlich angegebene Todesjahr Rochus' v. Grasern sei damit korrigiert.

44) ÖStA-KrA, Hofkriegsrat 1751, Sept. 564 Exped., fol. 1r.– Vgl. auch Hauer P., Wien, seine Häuser, Menschen und Kultur, Wien 1951 [Masch.], 331 f. u. 419.

ser, aus erster Ehe, geboren am 23. Jänner 1725, studierte Jura, diente später als Wirklicher Hofsekretär bei der obersten Justizbehörde in Wien und wurde nach zwanzigjähriger Amtszeit am 10. Mai 1777 von Maria Theresia mit dem Prädikat „Edler von" in den erblichen Ritterstand erhoben.[45] Der zweitälteste Sohn aus erster Ehe, Josef, diente im gleichen Dragonerregiment des Prinzen Eugen wie sein Vater und hatte bei dessen Tod 1745 gerade den Rang eines Fähnrichs inne.[46] Grasers älteste Schwester, Franziska, mit dem Ordensnamen Sr. Vincentia, war Dominikanerin in Windhaag bei Perg, wirkte lange Jahre als Schaffnerin ihres Klosters und verschied 1802 im Alter von 79 Jahren in Münzbach (OÖ.).[47] Ihre jüngere Schwester, Antonia, aus zweiter Ehe, starb bereits 1749 in einem Mädchenpensionat in Trient.[48]

Johann Nep. Graser begann die Gymnasialstudien im Benediktinerstift Garsten bei Steyr (OÖ.)[49], besuchte später mit großem Erfolg die Rhetorik in Kremsmünster, wo P. Johannes Nep. Weylgoune sein Lehrer war, und trat bezeichnenderweise 1744 – gerade im Jahr der Akademiegründung – in das Tassilostift an der Krems ein. Am 13. November 1745, dem Fest aller Ordensheiligen, legte Fr. Rudolf die Profeß ab und studierte anschließend Philosophie in Kremsmünster sowie Theologie an der Benediktineruniversität in Salzburg.[50] Nach Empfang der höheren Weihen konnte Graser am 1. Oktober 1752 Primiz feiern. Ab 1. Juni 1754 wirkte er als Rosenkranzprediger daheim im Kloster, von 1756 bis 1758 als zweiter Kooperator in Buchkirchen bei Wels. Zwischen 1758 und 1760 ist er als Lehrer der Poesie am Stiftsgymnasium tätig. Danach verläßt er Kremsmünster für zwei Jahre, begibt sich auf eine Studienreise über Basel nach Paris und hält sich ab Sommer 1761 bis Juli 1762 in der Benediktinerabtei Lambach auf. In der Folgezeit wirkt P. Rudolf als Seelsorger in Kremsmünsterer Stiftspfarreien, gleichzeitig arbeitet er an umfangreichen homiletischen Werken. Vom September 1762 bis 1765 finden wir ihn als Kooperator in Viechtwang, 1765/67 in gleicher Funktion in Pettenbach, von März bis September 1767 betreut er als Pfarrer Eberstalzell. In den Jahren 1768/72 betätigt sich Graser als Pönitentiar an der Wallfahrtskirche Adlwang, 1772–1775 ist er Pfarrer in Fischlham, 1775–1787 Pfarrer in Ried (Traunkreis, OÖ.), wo er am 20. Jänner im Alter von 59 Jahren an Rotlauf stirbt.–

P. Rudolf Graser wurde spätestens während seines Theologiestudiums in Salzburg mit den sprachlichen Reformbestrebungen Gottscheds näher ver-

45) ÖStA-KrA, Hofadelsakt Grasern 1763 und 1777. Majestätsgesuch, Vortrag und Allerhöchste Entschließung.– Vgl. auch Genealog. Taschenbuch 1885 (wie Anm.36) 178; Adels-Archiv, Bd.3/1 (wie Anm.37) 376.

46) ÖStA-KrA, Hofkriegsrat 1751, Sept. 564, Exped., fol.3v.

47) OÖ. Landesarchiv, Hs. 39, fol.183r. (loses Blatt); ebd., Landesgerichtsakten 2070 W, pag.94–104, Amt Saxenegg, 15.3.1802.

48) Vgl. Kellner 313.

49) Zum Folgenden vgl. Kellner 312 f.

50) Vgl. Redlich V. (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Salzburg 1639–1810, Bd.1 (Salzburger Abhandlungen u. Texte aus Wissenschaft u. Kunst, hrsg. v. d. Salzburger wissenschaftl. Vereinigung, 5), Salzburg 1933, 508 (Annus 1747, 28.11.).

traut. Vermutlich haben aber bereits sein ehemaliger Rhetoriklehrer Weylgoune sowie die Philosophieprofessoren in Kremsmünster, zuletzt gewiß auch der Homiletikprofessor in Salzburg auf die praktische Bedeutung der deutschen Muttersprache in Wort und Schrift hingewiesen und Grasers wissenschaftliches Interesse dafür geweckt. Darum suchte dieser bald – wohl aus Mangel an entsprechender Unterstützung von seiten seines Klosters – bei einflußreichen auswärtigen Persönlichkeiten Förderung und Starthilfe. Zu einer Zeit, da die deutsche Philologie als universitäre Wissenschaft noch kaum entwickelt war[51] und auch Theorie wie Praxis der Rhetorik weitgehend von ausländischen, vor allem antiken und französischen Vorbildern abhing,[52] trachtete P. Rudolf, sich durch Selbststudium und Kontaktnahme mit entsprechenden Gesinnungsfreunden und Gönnern privat weiterzubilden. So führte er auch eine ausgedehnte Korrespondenz mit P. Placidus Amon von Melk, die den Zeitraum vom 13. Jänner 1752 (Graser an Amon) bis zum 13. Dezember 1755 (Amon an Graser) umfaßte und bereits 1889 von dem Melker Kapitularen P. Rudolf Schachinger herausgegeben wurde.[53] Diese sollte dem zweifachen Zweck dienen, dem jungen Kremsmünsterer Konventualen einerseits die praktischen Erfahrungen des Gottsched-Freundes Amon mit der deutschen Muttersprache zugute kommen zu lassen und ihm Gelegenheit zu geben, sich nach Gottscheds Prinzipien in der Epistolographie zu üben, ihm aber anderer-

51) Genaueres u.a. bei Dainat H. / Kolk R, ‚Geselliges Arbeiten'. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in den Anfängen der Deutschen Philologie (DVjs 61, 1987, Sonderheft, 7*–41*, 7*–27*); Neumann F., Studien zur Geschichte der deutschen Philologie. Aus der Sicht eines alten Germanisten, Berlin 1971, 33, 39ff., 46ff.; Schweikle G., Art.: Germanistik (MLL^2 176 f., 176).

52) Vgl. dazu etwa Gottscheds *Ausführliche Redekunst, Nach Einleitung der alten Griechen und Römer [...]*, Leipzig, B. Chr. Breitkopf, 1736, ^{5}1759; ferner den anonym publizierten, aber ebenfalls von Gottsched verfaßten *Grund-Riß einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen nach dem Innhalt der Königlichen Preußischen allergnädigsten Cabinets-Ordre vom 7. Martii 1739 entworffen. Nebst Hrn. Joh. Gustav Reinbecks Consistorial-Rath und Probsts zu Cölln an der Spree Vorbericht und kurtzen Einleitung wie eine gute Predigt abzufassen sey.* Berlin, Ambrosius Haude, 1740. Kl. 80, [144] 492 S., ^{2}1743.- Vgl. auch Kapp V., Rhetorik in Frankreich – die neue französische Rhetorikforschung (Rhetorik, hrsg. v. J. Dyck, W. Jens u. G. Ueding, Bd.7 [Rhetorik heute I], Tübingen 1988, 93–108).

53) Vgl. Schachinger R. (Hrsg.), Die Bemühungen des Benediktiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Literatur (SMGB 10, 1889, 96–106, 282–290, 477–485, 644–660).– P. Placidus Amon (1700–1759) stammte aus Waldhausen (OÖ.); 1719 Ordensprofeß im Stift Melk (NÖ.), Priesterweihe 1726. Amon bemühte sich um die Bekanntmachung altdeutscher Literaturdenkmäler, kam allerdings über Abschrift und Vorarbeiten nicht hinaus. 1750 überließ er seine Kopien, zumeist nach Abschriften in österreichischen Klöstern, Joh. Christoph Gottsched in Leipzig. Auch sein Plan, im Sinne Gottscheds ein umfangreiches deutsches Wörterbuch zu erstellen, ließ sich nicht verwirklichen; es wurde erst unter Joh. Christoph Adelung (1734–1806) Realität (5 Tle., Leipzig 1774/86). Für die Frühzeit der Germanistik ist jedoch Amons Briefwechsel aus den Jahren 1735/52 mit bedeutenden Sprachforschern und Gelehrten der Zeit wichtig. Genaueres bei Basler O. (NDB I, 256).

seits auch den Weg zum Leipziger Sprachgelehrten zu ebnen. Schon am 2. März 1752 – ein halbes Jahr noch vor Grasers Ordination – stellte Placidus Amon am Schluß seines Schreibens an Gottsched den jungen Adepten aus Kremsmünster vor:

> Rudolph Graser, ein noch junger Benedictiner zu Cremsmünster, zeigt in seinen Briefen einen ungemein grossen Eifer und Lehrbegierde in der deutschen Sprache an, darinn er eine Vollkommenheit zu erreichen glaubt. Es reizt ihn auch ein natürlicher Trieb zur deutschen Dichtkunst, wie er neulich schrieb,[54] mehr als anders wohin: und er gibt bey seinen wenigen Jahren gewisslich gute Proben und Hoffnung von sich, dass er es hierin sehr weit bringen könne; besonders wenn Eu. Hochedl. ihm dazu einen schriftlichen Antrieb machen wollten.[55]

Diese erste Vermittlung P. Rudolfs durch Amon führte allmählich zu einem kurzen Briefwechsel zwischen Graser und Gottsched bzw. dessen Gattin, der vier Schreiben Grasers an den Leipziger Sprachreformer umfaßt (12. Nov. 1752 – 18. Jän. 1754) und zwei Briefe an Gottscheds Frau Louise (8. Febr.

54) Am 13. Jänner 1752 richtete Graser u.a. folgende Zeilen an Placidus Amon in Melk: „Mich erfüllet eine gleiche Begierde, den Reichtum, und die Schönheit der deutschen Sprache etwas gründlicher einzusehen; als man in unserem Oesterreich leider! insgemein zu thun pflegt. Die ausländischen Sprachen, darinnen ich zu Salzburg im Convicte einigen Grund geleget, haben mir die Augen eröffnet, um endlich auch einmal auf die deutsche zu sehen. Hierbey hatte ich das Glück, auf des Herrn Professors Gottsched Grundlegung einer deutschen Sprachkunst zu gerathen. Ich durchlese diese nun zum dritten Male mit vieler Aufmerksamkeit; und da der Abgang der Jahre bis künftigen Herbst mich zum Priesterthum nicht gelangen lässt: so übe ich mich einige Zeit her, auch in seiner critischen Dichtkunst; zu welcher Art der Wissenschaften, eine natürliche Lust mich mehr als anders wohin reizet. Allein bei meiner Lehrbegierde muss ich nur bedauern, dass hier sich niemand befindet, der im Deutschen geübt wäre, und mir behülflich seyn könnte. Da nun in mir immer die Begierde wächst, eine Vollkommenheit in der deutschen Sprache zu erreichen; meine eigene Kräfte aber nicht vermögend sind, mich dahin zu bringen: habe ich mich entschlossen, dieses Schreiben als eine Bittschrift an Eu. Hochw. abzufassen, worinn ich mir dero Hülfe und Beystand zu meinem Absehen nachdrücklichst ausbitte." Zit. n. Schachinger (wie Anm.48) 285. (Die Hervorhebung findet sich auch bei Schachinger.) – P. Marian Pachmayr, Zeitgenosse Grasers und verdienter Hauschronist von Kremsmünster, meint ebenfalls über seinen Mitbruder P. Rudolf: „Linguae patriae cultus, vsque adhuc in Austria superiore, si non neglectus, obiter saltim habitus, primum sodali nostro post sacra studia negotium fuit. Hunc vt perficeret, classicorum auctorum lectione non contentus, cum subactis hac in re viris, P. Placido Amon Benedictino Mellicensi et D. de Scheib [...] cum Gottschedio et litterata eius coniuge, vltro citroque datis et acceptis epistolis, agere coepit [...]". Pachmayr M., Series ABBATVM et Religiosorum monasterii Cremifanensis, O. S. P. B. qvotqvot qvidem a retro actis Mille Annis ab eivs fvndatione, in tabvlis, Mss, catalogis, aliisqve monimentis inveniri potvervnt. Pars I. [...] Anno ivbilaeo [...], Steyr 1777, 789–791, hier 790.

55) Zit. n. Schachinger (wie Anm.48) 103.

und 1. Sept. 1753).[56] – Ohne hier weiter ins Detail zu gehen, läßt sich aufgrund des Studiums der noch vorhandenen Briefe prinzipiell sagen, daß Rudolf Graser für seine linguistischen Probleme wie auch für seine rhetorisch-homiletischen Pläne schon bei Placidus Amon von Melk, vor allem aber bei dem sächsischen Sprachgelehrten großes Entgegenkommen fand. Umgekehrt war auch Gottsched daran interessiert, für seine überregionale, gesamtdeutsche Sprachreform möglichst viele gleichgesinnte Freunde zu gewinnen.[57]

2. Grasers Fluchtreise nach Paris und ihre Bedeutung im Spiegel der überlieferten Korrespondenz

Aus dem Faszikel über die abenteuerliche Fahrt P. Rudolf Grasers nach Paris und dem darüber erhaltenen Briefwechsel[58] geht eindeutig hervor, daß sich der Kremsmünsterer Konventuale mit seiner Lebenssituation im Kloster – vom Unterricht in der Schule abgesehen – nicht mehr länger identifizieren konnte. P. Rudolf war nun acht Jahre Priester und hatte sich in dieser Zeit auf dem Gebiet der allgemeinen Rhetorik und der Kanzelberedsamkeit im besonderen spezialisiert. Wie bereits aus seiner Korrespondenz mit Amon und Gottsched klar wird,[59] war er schon bald nach Beginn seiner Predigttätigkeit darauf aus, seine geistlichen Ansprachen von kompetenten Fachleuten beurteilen zu lassen, um sie dann gegebenenfalls als homiletische Musterbeispiele zu publizieren. Dies setzt natürlich voraus, daß Graser seine Elaborate mit besonderer Sorgfalt und nach den Regeln gediegener Predigtkunst erstellte, die er ihrerseits nach eigenen Worten aus der damals in Preußen propagierten und weitgehend von der Wolffschen Philosophie geprägten „reinbeckischen Lehrart"[60] schöpfte. Hinsichtlich seiner weiteren wissenschaftlichen Formation als Autodidakt tritt jedoch bald eine gewisse Stagnation ein.

---

56) Vgl. Suchier (wie Anm. 30) 33.

57) Vgl. dazu u.a. Wehr (wie Anm. 30) 245 f., 269.

58) StAKr P 1/IV. Das Konvolut umfaßt insgesamt ca. 64 Dokumente verschiedensten Formats, Inhalts und Umfangs (1 Liste mit von Schülern ausgeborgten Büchern, 1 Hinterlassenschaftsbericht des verstorbenen Vaters Rochus v. Grasern, Briefe, Gegenbriefe, Briefentwürfe, 1 Abschrift des poetischen Bittgesuchs P. Rudolfs an Maria Theresia, 1 Ernennungsdekret u. a. m.).

59) Graser an Amon in Traiskirchen (NÖ.), dat. Kremsmünster, 30.10.1755 (Schachinger [wie Anm.48] 659); Graser an Gottsched, dat. Kremsmünster, 12.11.1752 (unveröffentlicht) u.ö.

60) Ebd.– Vgl. auch Anm. 47.– Johann Gustav Reinbeck (1683–1741) war evangelischer Theologe und verband pietistische Frömmigkeit mit der von Christian Wolff übernommenen, auf sprachliche Präzision sowie demonstrative Anschaulichkeit bedachte Methode zu einem philosophischen Predigtstil. Er lehnte es aber ab, zu den strikten Wolffianern zu gehören. Reinbeck wurde später Pastor in Berlin, war ab 1717 Propst von Berlin-Cölln, ab 1729 auch Konsistorialrat und gewann aufgrund seines Einflusses auf König Friedrich Wilhelm I.von Preußen die preußische Landeskirche für den theologischen Wolffianismus. Schon bald galt Reinbeck als einflußreichster Verteidiger Wolffs am Potsdamer Hof. Seine „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpfte[n] göttlichen

2.1 Anlaß der Flucht

Von November 1758 bis August 1760 wirkt P. Rudolf als Lehrer der Poesie. Er hatte damals bereits das 30. Lebensjahr überschritten und war nach dem,

---

Wahrheiten" (4 Tle., Berlin 1731/41 in 4°) sollten den populärphilosophischen Nachweis von der Vernünftigkeit der christlichen Weltanschauung erbringen. Sie fanden u.a. auch beim Prinzen Eugen von Savoyen sowie in anderen aufgeklärten katholischen Kreisen großen Anklang. Vgl. Wagenmann, Art.: Reinbeck (ADB XXVIII, 2–5, hier 4); Braubach M., Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie, 5 Bde., Wien 1963/65, V, 92ff., bes. 106–108, 115, 340–343.– Um die homiletische Ausbildung der zukünftigen lutherischen Pastoren zu verbessern, verfaßte Reinbeck aus Anlaß der königlich-preußischen Generalkirchenvisitation des Jahres 1738 eine eigene „Predigtanweisung". Obwohl man dem Autor vorwarf, er gewähre der Wolffschen Philosophie zu starken Einfluß auf der Kanzel, verblieb Reinbeck weiter in der Gunst Friedrich Wilhelms I. und seines Nachfolgers, Friedrichs II., die seine echte Frömmigkeit, seinen Fleiß und seinen gediegenen Charakter schätzten. Bald nach Erlaß der königlichen Kabinetsorder erhielt Reinbeck den Auftrag, eine „ausführliche Anleitung zum erbaulichen Predigen" zu erstellen. Diese Schrift mit dem Titel „Grund-Riß einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen" (Berlin 1740) war ganz im Sinn des souveränen Mandats gehalten und sollte eine ausführliche Erläuterung des königlichen Wunsches beinhalten. Da jedoch nur Vorbericht und Einleitung darin von Reinbeck selbst stammten, Vorrede und homiletischer Hauptteil hingegen von Gottsched, erschien das Werk anonym. Gottsched war zwar weder voll ausgebildeter Theologe noch Prediger, als Professor der Rhetorik und Kenner der Materie qualifizierte er sich jedoch bestens für die gestellte Aufgabe, obschon er zumeist nicht die traditionelle Homiletik vertrat, sondern Wolffsche Moral und natürliche Theologie. Näheres dazu bei Saine (wie Anm.16) 182–191; Rieck (wie Anm.16) 59–61; Mitchell (wie Anm.16) 41; ders.(Hrsg.), Johann Christoph Gottsched. Ausgewählte Werke (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts, hrsg. v. H.-G. Roloff), Bd.12, Berlin-New York 1987, Nr.220; Wolf H., Art.: Predigt (RLG^2 III, 223–257, hier 243).- Graser selbst wußte offensichtlich nichts von der wahren Verfasserschaft dieser anonymen Predigt-Anleitung. Er benützte wahrscheinlich auch nicht die Erstauflage des Werkes, sondern die heute noch in der Stiftsbibkiothek Kremsmünster vorhandene und erweiterte Neuauflage, die allerdings einen stark veränderten Titel trägt: „Grundriß einer überzeugenden Lehrart im Predigen, nach dem Inhalte des königl. preuß. allergnädigsten Befehles, vom 7 März des 1739 Jahres entworfen. Nebst weil. Herrn D. Joh. Gustav Reinbecks, Consistorialraths und Probsts zu Cölln an der Spree, Vorberichte, wie eine gute Predigt abzufassen sey, und D. Eachards Tractate, von der Verachtung der Geistlichen, zweyte vermehrte Auflage. Berlin, Ambrosius Haude, 1743. Kl.8°, [908]–688 S. (StBKr 8° Bma 16).– Neben dem allgemeinen rhetorischen Gedankengut, wie es Gottsched auch schon in seiner Ausführlichen Redekunst ([1]1736) niederlegte, finden sich in seinem Grundriß noch die wertvollen homiletischen Ergänzungen Reinbecks sowie anderer bedeutender Prediger aus damaliger oder vergangener Zeit zu einer tiefgreifenden und zugleich praktischen Synthese vereint. Der umfangreiche Band weist zwar zahlreiche Wiederholungen auf, dazu eine Reihe von Invektiven gegen die katholische Kirche, die bei Graser und Amon verständlicherweise Ärgernis erregten (Brief Grasers an Amon in Traiskirchen, NÖ., dat. Kremsmünster, 30.10.1755 [vgl. Schachinger, wie Anm.18, 659]), ist aber sonst in seiner Gliederung klar und in der Darstellung der zu behandelnden Materie nahezu erschöpfend.

was wissenschaftlich zuerst so erfolgversprechend begann, trotz seiner eifrigen Unterrichtstätigkeit in gewisser Hinsicht frustriert. Da schon seine bisherigen Eskapaden bei Oberen und Mitbrüdern Befremden hervorgerufen hatten, mußte er auch für seine zukünftigen Unternehmungen fürchten. Dazu kamen Geldnöte und persönliche Anfeindungen. Es bleibe dahingestellt, ob und in welcher Absicht Graser an Abt Berthold Vogl herangetreten war, ihm einen Aufgabenbereich zuzuweisen, der seinen gelehrten Ambitionen wie auch seiner rhetorischen Qualifikation entsprechen konnte. Vogl kannte P. Rudolf ja bereits von früher her, gehörte er doch zu dessen Lehrern in der Theologie an der Salzburger Universität, wo er als vehementer Vertreter des Leibniz-Wolffschen Systems sehr progressiv eingestellt war. Später allerdings, nach seiner Wahl zum Abt von Kremsmünster (1759), zeigte sich Vogl eher konservativ und war wegen seines verschlossenen, argwöhnischen Wesens in der Kommunität nicht besonders beliebt.[61] Das zögernde oder ablehnende Verhalten der Oberen P. Rudolf gegenüber dürfte schließlich dazu geführt haben, daß diesem das monastisch bestimmte Umfeld Kremsmünsters allmählich zu eng wurde und er wieder zur Selbsthilfe griff.

Graser wollte im Rahmen seiner weiteren rhetorisch-homiletischen Ausbildung offensichtlich eine Studienreise nach Paris unternehmen, der damaligen Metropole der geistlichen Beredsamkeit[62] und Hauptsitz der berühmten französischen Benediktinerkongregation von Saint-Maur[63]. Dieses Vorhaben war an sich nicht zu hoch gegriffen, wie analoge Beispiele nicht nur aus anderen

61) Schon bei seiner Wahl sagte er: „Non sum, quem vos putatis". Zit. n. Kellner 331. Vgl. auch Mandorfer (wie Anm.8) 83 ff. u.ö.

62) Im Gegensatz zur exzessiven Methodenvielfalt der Barock-Predigt traten die französischen Homiletiker, besoders Franz von Sales, J.-B. Bossuet, L. Bourdaloue, F. Fénelon, der sich in seinen „Dialogues sur l'éloquence" (Paris 1718) „contre l'affection du bel esprit" in der Predigt wandte, sowie J.-B. Massillon für eine ausgewogene Form und eine meditative Basis der Predigt ein. Genaueres bei Fesenmayer G., Art.: Homiletik (LThK^2 V, 459–465, bes. 462f.); Schneyer J. B./Schurr V., Art.: Predigt (LThK^2 VIII, 705–718, hier 711); Müller H. M., Art.:Homiletik (TRE XV, 526–565, hier 537); Mühlpfort G., Radikaler Wolffianismus. Zur Differenzierung und Wirkung der Wolffschen Schule ab 1735 (Schneiders [wie Anm.17] 237–253, bes. 243f.).

63) Näheres darüber u.a. bei Heer G., Art.: Mauriner (LThK^2 VII, 190–192); Knowles D., Great Historical Enterprises, London 1963; Gasnault P., Les travaux d'érudition des Mauristes au XVIIIe siècle (Die Historische Forschung im 18. Jahrhundert [wie Anm.10] 107–121); Weitlauff M., Die Mauriner und ihr historisch-kritisches Werk (Historische Kritik in der Theologie. Beiträge zu ihrer Geschichte, hrsg. v. G. Schwaiger, Göttingen 1980, 153–209); Ultee M., The Abbey of St. Germain des Près in the seventeenth Century, Yale 1981; Lunn D., Art.: Mauriner (TRE XXII, 281–283).

Klöstern zeigen,[64] sondern auch aus Kremsmünster selbst.[65] Doch war der kostenintensive Studienbetrieb der Ritterakademie hier infolge mangelnder Zahlungsfähigkeit vieler verarmter adeliger Zöglinge für die Abtei so belastend,[66] daß diesbezügliche Bitten damals von den Hausoberen aus finanziellen Gründen sowie aus Rücksicht auf ähnliche Wünsche anderer Konventualen vermutlich abgelehnt werden mußten. Zudem könnte P. Rudolf, wie er selbst einmal andeutet,[67] mit dem Abt aufgrund seines vielleicht allzu großzügigen Büchereinkaufs in Schwierigkeiten geraten sein. Wie immer dem auch sei, während seiner Kooperatorenzeit in Buchkirchen bei Wels borgte sich Graser bei einer Frau Hitzinger, einer Wienerin, mehrmals Geld aus, so daß der Schuldenstand schließlich auf 100 Gulden anwuchs. Trotz wiederholter Beteuerungen, das vorgestreckte Geld nicht auf einmal zurückzahlen zu können, verlangte die erzürnte Gläubigerin zuletzt die Begleichung der Schulden binnen 14 Tagen, andernfalls sie dem Herrn Prälaten nicht nur den Schuldschein, sondern auch Briefe P. Rudolfs aushändigen wolle, um sich an ihm „nachdrücklich zu rächen".[68] Als eifriger und gewandter Briefschreiber dürfte Gra-

64) Der spätere Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg Johann Bapt. II. Kraus (1700–1762), ein tüchtiger Vorsteher seiner Abtei und fähiger Wirtschafter, studierte z.B. als erster süddeutscher Benediktiner 1721/23 bei den Maurinern in St. Germain-des-Près in Paris und pflegte mit den beiden Gelehrten Martène und de Montfaucon auch später noch engen und langdauernden Kontakt. Unter ihm erlangte das Kloster gleichsam den Rang einer Akademie.- Auch der zu seiner Zeit berühmte P. Gregor Rothfischer OSB (1720–1755), ebenfalls aus St. Emmeram in Regensburg, wollte zwecks weiterer Studien zu den französischen Maurinern nach Paris gehen.– Näheres zu Kraus bei Greipl E. J., Abt und Fürst. Leben und Leistung des Reichsprälaten J. B. Kraus von St. Emmeram in Regensburg 1700–1762, Regensburg 1980; Hammermayer L., Art.: Kraus, Johann Baptist (NDB XII, 687–689); Kraus (wie Anm. 6) 343; LThK^2 VI, 596 f. – Zu Rothfischer vgl. ADB XXIX, 361–363, hier 362; Reiser R., Franz Ignaz Rothfischer (1720–1755) (ZBLG 40, 1977, H.1, 909–922, hier 914). – Nach Hammermayer,Die Aufklärung in Salzburg... (Dopsch/Spatzenegger [wie Anm. 6] II/5, 3016, Anm.106) unternahm der am Bau der Sternwarte in Kremsmünster wesentlich beteiligte P. Anselm Desing, der spätere Abt von Ensdorf, 1750 eine Rom- und Italienreise.

65) P. Simon Rettenpacher etwa hielt sich 1666/67 zum Studium der orientalischen Sprachen in Rom auf; P. Franz Sparry weilte 1740/42 zwecks Musikstudien in Neapel und Rom.– Vgl. Kellner 236 bzw. 296; Wintersteller B., Simon Rettenpacher und die deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts. Die Sprache der „Teutschen Reim=Gedichte" auf dem Hintergrund des oberdeutschen Literaturprogramms (SMGB 88, 1977, 146–187, 147).

66) Zum Kostenaufwand für den Betrieb der Ritterakademie in Kremsmünster vgl. Hagn Th., Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literar- und Kulturgeschichte Oesterreichs, Linz 1848, 175 u. Anm.455.

67) Graser an P. Philipp Meindl in Adlwang (OÖ.), dat. Kremsmünster, 21.6.1760 (StAKr P 1/IV).– Genaueres zu Ph. Meindl OSB (1711–1771), der zumeist in der Stiftsseelsorge tätig war, bei Kellner 290.

68) Graser an Meindl, 21.6.1760. Alle folgenden Zitate entstammen dem gleichen Konvolut mit Grasers „Fluchtbriefen" (StAKr P 1/IV) und werden originalgetreu wie-

ser im Zusammenhang mit seinen finanziellen Nöten offenbar auch seiner Geldgeberin gegenüber anfangs mit schmeichelhaften und galanten Komplimenten nicht gespart haben, weshalb ihn die eigenen Schriftstücke bei seinen Vorgesetzten nun tatsächlich leicht kompromittieren konnten. Aufgebracht und beunruhigt wendet er sich im gleichen Schreiben vom 26. Juni 1760 an seinen Mitbruder P. Philipp Meindl, Pönitentiar in Adlwang:

(1)

> Was ist nun zu thun? Herr Prälat ist vorhin schon wider mich sehr eingenom(m)en, und ist mir ohnedieß gar nicht hold; wie ich schon manche Probe habe. Kämen nun diese Handel erst an ihn: so entstünde mir eine solche Verdrüßlichkeit daraus, die mich in eine halbe Verzweiflung stürzen würde. Ich habe mich also entschlossen, diesem nahen Übel vorzukommen, und alles mögliche zu thun, um die rasende Glaubigerin zu beruhigen.

P. Rudolf ist bereit, seine Sackuhr und eine silberne Dose zu verkaufen, und hofft, dafür 40 Gulden zu erhalten. Den Betrag von 50 oder 60 fl. möchte er von P. Philipp erbitten und vorerst bis Allerheiligen 40 Gulden wieder zurückzahlen. Auch der Prior, P. Josef Fixlmillner,[69] ist dafür, daß Graser von P. Philipp in Adlwang aus der Klemme geholfen werde. Dieser kann jedoch offenbar die Summe von 50 fl. nicht aufbringen, daher ersucht er ihn wenigstens um sechs Dukaten, auch wenn er diese „in lauter bayrischen und preußischen Kreuzern" schicken müßte; er wisse schon, sie „zu guter Münze

---

dergegeben, auch hinsichtlich der Interpunktion, obwohl gerade diese vom modernen Sprachgebrauch mitunter beträchtlich abweicht und so das Textverständnis erschwert.– Die zahlreichen und oft längeren Textproben aus den zumeist mit Datum versehenen Originalschreiben sollen Grasers fortgeschrittene Technik in der Briefstellerei illustrieren. Wenn dabei die grammatikalischen Strukturen, wie z.B. Orthographie, Genus, Kasusendungen, Flexion des attributiv verwendeten Adjektivs, Groß- und Kleinschreibung vom heutigen usus abweichen, so entsprechen sie den damals noch sehr in Fluß begriffenen Schreibgewohnheiten. Die mit Abbreviaturstrich versehenen Buchstaben wurden aufgelöst: m = m(m); n = n(n); ue wird als ü, ae als ä wiedergegeben; ebenso wurden die verkürzten Endungen ausgeschrieben.– Den einzelnen Briefzitaten werden auch fortlaufende Nummern in runden Klammern vorangestellt, um später ihr rasches Auffinden zu erleichtern. Näheres zum gesamten Fragenkomplex bei Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich ... (wie Anm.14); ders., Die deutsche Sprache in Österreich (wie Anm.14).

69) Der damalige Prior, P. Josef Fixlmillner (1759–1764), war ein Neffe des früheren Abtes Alexander III. Fixlmillner, stammte aus Salzburg, wo er auch alle seine Studien absolvierte, und wirkte später hauptsächlich in der Pfarrseelsorge des Stiftes. Genaueres über ihn bei Kellner 293.

zu machen".[70] P. Niklas[71] könne sie am nächsten Tag gleich nach Kremsmünster mitbringen, widrigenfalls bitte er um ein paar Zeilen, damit er sich das Geld anderswo besorgen könne. Es ist wohl anzunehmen, daß P. Rudolf aus seiner finanziellen Verlegenheit geholfen wurde, ohne in dieser delikaten Angelegenheit Abt Berthold bemühen zu müssen, der ihm wegen seiner unbedachten Handlungsweise vielleicht mit Recht nicht sehr gewogen war. Aus dem gleichen Schreiben geht aber auch hervor, daß Graser wahrscheinlich schon damals physisch und psychisch zermürbt war. Denn vier Wochen später richtet er an den Prior des Stiftes einen Abschiedsbrief, datiert „Um Mitternacht, zwischen den 13 und 14 August 1760", in dem er diesem „das letzte Lebewohl" sagen möchte, bevor er sich unerlaubt und heimlich aus dem Kloster entfernt. Er äußert sich dazu wie folgt:

(2)

> [...] zu Kremsmünster will und kann ich nicht mehr bleiben. Alles ist mir hier fatal, und ich würde endlich meine sonst so dauerhafte Gesundheit, und darauf das Leben selbst einbüssen: wenn ich mich nicht herzhaft entschlossen hätte, mich meinen so häufigen, und niemals abzuändernden Verdrüßlichkeiten mit Gewalt zu entreißen.

Im gleichen Brief beteuert P. Rudolf aber auch, er denke nicht im geringsten daran, dem Beispiel P. Gregor Rothfischers, früher Benediktiner zu St. Emmeram in Regensburg, von dem er vermutlich erstmals in Salzburg hörte, zu folgen und seinen angestammten katholischen Glauben preiszugeben[72]:

---

70) Graser an Ph. Meindl in Adlwang, dat. Kremsmünster, 5.7.1760.

71) Gemeint ist P. Nikolaus Digl (I.) (1733–1804), der vor allem in der Seelsorge tätig war. Vgl. Kellner 324. Vgl. auch Anm.121.

72) P. Gregor [Taufname: Franz Ignaz] Rothfischer (1720/21?–1755) war aus Altmannstein (Oberpfalz) gebürtig, studierte bei den Jesuiten in Ingolstadt, später in Dillingen und trat 1739 in die Benediktinerabtei St. Emmeram in Regensburg ein. 1742 Hörer der Theologie in Salzburg; 1744 Priesterweihe. Rothfischer war ein energischer Verfechter der Wolffschen Philosophie, erregte deswegen in Regensburg großes Aufsehen und wurde von den anderen religiösen Orden heftig angefeindet. 1745 zum Professor der Theologie berufen, hegte er bald Zweifel an der katholischen Kirchenlehre. Eine Studienreise Rothfischers nach Rom mit dem Ingolstädter Wolffianer Johann Georg Lori im Herbst 1750 lehnte Fürstabt Johann Baptist Kraus ab. 1751 trat Rothfischer in Leipzig zum Protestantismus über und wurde hier u.a. mit Gottsched bekannt. Ab April 1752 wirkte er als Philosophieprofessor in Helmstedt, doch kurz darauf erkrankte er schwer und erlag bald seinem Leiden. Die Universität Göttingen bereitete Rothfischer ein ehrenvolles Begräbnis.- Näheres in ADB XXIX, 361–363; Lauchert F., Die irenischen Bestrebungen des Kardinals A. M. Quirini, speziell in seinem literarischen Verkehr mit deutschen protestantischen Gelehrten (SMGB 24, 1903, 243–275); Reiser (wie Anm. 59); ders., Art.:Rothfischer, Franz Ignaz bei Bosl I, 647; Hammermayer, Die Benediktiner und die Akademiebewegung im katholischen Deutschland... (wie Anm.6) 71 f.; ders., Akademie I (wie

(3)

> Gott bewahre mich vor dieser Thorheit! Ich werde die Sorgfalt für meine Seele niemals außer Acht lassen; und die Welt soll mich keinesweges als P. Rudolph von Kremsmünster kennen, bis ich meine unsträfliche Absicht werde erreichet haben.

Unter den gegebenen Umständen sieht der Kremsmünsterer Konventuale in seiner heimlichen Flucht aus dem Kloster demnach nichts Verwerfliches. Es geht ihm offensichtlich um die Realisierung eines selbstgesteckten Zieles, auch gegen den Willen des Abtes, von dem es immer wieder heißt, er sei – wohl aufgrund durchlittener Anfeindungen wegen seines Eintretens für die Leibniz-Wolffsche Lehrmethode und der wirtschaftlichen Belastung des Stiftes durch die Akademie – mißtrauisch gegen andere und äußerst sparsam gewesen.[73] Als Ordensmann ohne besonderes Barvermögen und für die geplante Studienfahrt nach Paris ohne jede finanzielle Unterstützung von seiten des Klosters sieht Graser schließlich keinen anderen Ausweg als eine „sehr große Anzahl"[74] von Meßintentionen zu sammeln und sie dem Prior zu schicken, damit dieser sie auf die einzelnen Konventualen zur Persolvierung verteile. Das Stipendiengeld behält er aber für sich mit der Begründung: „Ich wußte kein andres Mittel, welches ehrlicher gewesen wäre, als dieses, mir Reisegeld zu verschaffen."[75] Ruhig und scheinbar ohne moralische Bedenken empfiehlt er sich dem Gebet des Priors und tut so, als wäre weiter nichts vorgefallen. Da der an Gottsched und Gellert geschulte, exzellente Epistolograph seinen Gewissenskonflikt nicht anders austragen kann, ist es ihm offenbar ein besonderes seelisches Bedürfnis, im Zeitalter der Empfindsamkeit und der gepflegten Briefkultur[76] sich anderen brieflich mitzuteilen und auch von ihnen wieder

---

Anm.6), 19–22, 53, 60.– Zu J. G. v. Lori (1723–1787), dem bayerischen Staatsmann und Kulturpolitiker, vgl. Eisenhart, Art.: Lori, Johann Georg (NDB XV, 180–183).

73) Von einer angeborenen Disposition und einem Kopfleiden abgesehen, dürfte die argwöhnische Haltung Abt Bertholds III. Vogl auch mit den Kontroversen seiner konservativen Gegner zusammenhängen, die noch oft zuerst an der Universität Salzburg, später an der Ritterakademie in Kremsmünster oder sonst als Vorsteher ihrer Häuser die Spitzfindigkeiten der Spätscholastik verteidigten und die Neuerungen der Wolffschen Philosophie zurückwiesen. Wegen der finanziellen Belastung des Stiftes wurde die Errichtung der Ritterakademie auch von einem Teil des Konvents abgelehnt. Vgl. dazu u.a. Hagn (wie Anm.61) 85, 154f., 206; Kellner 331; Mandorfer (wie Anm. 8) 9, 17 ff., 27 ff. u.ö.; Laglstorfer J., Der Salzburger Sykophantenstreit um 1740, Phil. Diss. Salzburg 1971 [Masch.]; Hammermayer, Die Aufklärung in Salzburg... (wie Anm. 6) 367 ff. u.ö.; Bianco B., Wolfianismus und katholische Aufklärung. Storchenaus Lehre vom Menschen (Benedikt [wie Anm.1], 357–367, hier 359).

74) P. Rudolf an Prior Josef Fixlmillner, dat. Kremsmünster, 13./14.8.1760.

75) Ebd.

76) Genaueres darüber bei Schweikle I., Art.: Empfindsamkeit (MLL^2 122); dies., Art.: Pietismus (ebd., 350 f.); Pikulik L., Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland, Göttingen

Briefe zu erbitten. So richtet er noch in derselben Nacht wie an den Prior eine ähnliche Abschiedsbotschaft an seinen Mitbruder P. Ambros Stangl,[77] damals Kooperator in Kematen an der Krems, in der er für sein bis dahin verheimlichtes Unterfangen eine durchaus redliche Absicht beansprucht:

(4)

Mein Allerliebster Freund,

Meine fatale umstände haben mich gezwungen, Kremsmünster zu verlassen, und meine Ruhe und Zufriedenheit, die ich hier nimmermehr in meinem Leben würde finden können, in der großen Welt zu suchen.

Sie sind ein Liebhaber von Briefschreiben: und ich biethe Ihnen meine Correspondenz an, die uns beyden viel Vergnügen schaffen kann. Aber sagen Sie ja niemand etwas, daß Sie mit mir Briefe wechslen. Haben Sie nur indessen die Güte, fleißig aufzumerken, was man so wohl hier, als aller benachbarten Orten von meiner unverhofften Reise sagen, und urtheilen wird. Sie für Dero eigne Person bitte ich versichert zu seyn, daß ich keinen Rothfischer spielen werde. Ich nehme die Sorgfalt für meine Seele, und die Ehre meines Klosters mit auf die Reise: und sie sollen beyde aller Orten meine unzertrennlichen Reisegefährten bleiben.

1984; Wodtke F. W., Art.: Empfindsamkeit (RGG^3 II, 457–461); Emmel H., Art.: Empfindsamkeit (HWPh II, 455 f.); Wallmann J., Art.: Pietismus (HWPh VII, 972–974); Schmidt M./Stallmann M., Art.: Pietismus (RGG^3 V, 370–383); Zeeden E. W., Art.: Pietismus (LThK^2 VIII, 499–501); Steinhausen G., Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Tle. (= 1 Bd.), Reprint, Dublin-Zürich 1968 ([1]1889), II, 245–410; Brockmeyer R., Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang, Phil. Diss., Münster 1961 [Masch.], 1 ff., 17 ff.,43 ff., 63 ff., 100 ff., 192 ff., 224 ff.; Blackall (wie Anm.16) 148–156, 497 ff. u.ö.; Nickisch R. M. G., Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreibelehre (1474–1800) (Palaestra, 254), Göttingen 1969, 141 ff. u.ö.; ders, Gottsched und die deutsche Epistolographie des 18. Jahrhunderts (Euphorion 55, 1972, 365–382);, ders., Brief (s. oben, Einleitung, Anm.1), 1 ff., 24 ff., 44 ff., 70 ff., 78 ff., 89 ff. u.ö.; Gellert Chr. F., Die epistolographischen Schriften. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1742 und 1751. Mit einem Nachw. v. R.M.G. Nickisch (Deutsche Neudr., Reihe des 18. Jahrh., hrsg. v. P. Böckmann u. F. Sengle, 21), Stuttgart 1971; Brüggemann D., Gellert, der gute Geschmack und die üblen Briefsteller. Zur Geschichte der Rhetorik in der Moderne (DVjs 45,1971, 117–141); Ebrecht A. [u.a.] (Hrsg.), Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays, Stuttgart 1990; Delilkhon R.G., Apologie der Briefkultur. Historische Geltung und hermeneutische Anforderungen der Briefe aus dem Gleimkreis. Phil. Diss., Konstanz 1991, bes. 9 ff.,21 ff., 47 ff. u.ö.

77) P. Ambros Stangl OSB (1729–1795) war hauptsächlich in der Pfarrseelsorge des Stiftes tätig. Vgl. Kellner 217.

Leben Sie wohl, ja recht wohl. Bleiben Sie mein treuer Freund. Ich bin auch in der großen Welt, der ich in dieser kleinen war

Dero

treuer Freund

Aventurier.

In der letzten Nacht
vor meiner
Abreise
zwischen den 13 und 14 August.

N.S.
Meine Predigten, die Sie in Handen haben, sind und bleiben Ihnen hiemit von dem hinscheidenden P. Rudolph zu Kremsmünster vermachet.

2.2 Planung und Durchführung der geheimen Abreise sowie erste Reaktionen darauf

Bei der Planung seiner Evasion entfaltet P. Rudolf Graser ein erstaunliches Maß an Zivilcourage. Mit gleichsam militärischer Präzision und Zähigkeit, worin gewiß z.T. auch das väterliche Erbe durchschlagen dürfte, überlegt er nach eigener Aussage im Hofgarten des Stiftes wochenlang zuvor jede Einzelheit seiner Eskapade, um diese vor Mitbrüdern und Oberen geheimzuhalten, da sie sonst vereitelt werden würde. Als Mitglied der Kommunität von Kremsmünster nützt er dieses geistige Potential auch entsprechend zu seinen Gunsten aus. Abgesehen von der unrechtmäßigen Beschaffung des Reisegeldes, läßt er sich von zwei Schneidern aus dem Kremsmünsterer Pfarrbereich Zivilkleider anfertigen[78] und besorgt sich unter dem Vorwand, seine Mutter in Linz besuchen zu wollen, Pferd, Wagen und Kutscher. Um sich für den Zeitpunkt seiner heimlichen Abreise gegenüber eventuellen Verfolgern einen entsprechenden Vorsprung zu sichern, täuscht er auch seinen Mitbruder P. Theophil von Dückern[79], damals Kooperator in Buchkirchen bei Wels, indem er sich zuerst für Freitag, den 15. August, Fest der Himmelfahrt Mariens, durch einen eigenen Boten zum Mittagessen im dortigen Pfarrhof, wo er selbst einmal als Seelsorger wohnte, einladen läßt, später aber die Sache so manipuliert, daß seine Flucht am frühen Morgen des 14. August bis zum

78) Verhör („Constitutum") Johann Georg Wittmayr, Schneidermeister, 19.8.1760 (StA-Kr P 1/IV).

79) P. Theophil Dückern von Haslau OSB (1718–1774) stammte aus Salzburg, studierte Philosophie in Kremsmünster und Theologie in seiner Heimatstadt. Nach der Primiz (1743) war er einige Zeit in der Seelsorge aktiv. 1748/49 Prof. der Poesie, 1749–1755 Prof. der Rhetorik, 1755–1759 Gymnasialpräfekt und Subregens der Ritterakademie, 1753–1758 Prof. für Moral, 1759–1763 Kooperator in Buchkirchen bei Wels; 1763–1772 Novizenmeister, später wieder in der Seelsorge aktiv. Als P. Comicus (= Leiter des Schultheaters) schrieb er auch einige Schuldramen und bemühte sich intensiv um die Pflege des Volksgesanges. Vgl. dazu Kellner 302 f.

Nachmittag vorerst unentdeckt bleibt.[80] Doch im Verlauf der folgenden Tage durchschaut man die Täuschung. Von Dückern richtet noch am 15. August an Stiftsprior Fixlmillner einen Eilbrief, der – vom sachlichen Inhalt abgesehen – das stilistische Niveau von Grasers bereits recht ausgereifter Briefschreibekunst bei weitem nicht erreicht, berücksicht man zudem Groß- und Kleinschreibung sowie die graphische Wiedergabe der entsprechenden Lautungen. Dabei unterrichtete doch auch P. Theophil zuerst Poesie, später Rhetorik in Kremsmünster:

(5)

Plurimum Reverende [...]

Yberschreibe Eure Hochwürden in eil ein sehr betriebte nachricht, daß nemlich Herr P. Rudolph allen Umstenden nach von Wels mit Ros, und wagen fortgezochen. Gott weis wo hin. es hat sich gemelter P. Rudolph durch einen eigenen botten an pfinsttag als der vigilia Assumptionis bey uns einladen lassen, anstatt aber wie der brief weiset Nr.1, daß er gekom(m)en wäre, schiket er Vormittag noch den gutscher hieher mit dem beygeschlossenen brief, Nr:2. in diesem brief ist alles, was darinn stehet nur erdichtet. Da nun der gutscher nach ybergebung des briefs gleich wieder nach Wels gienge, war der guete P. Rudolph mit pferd und wagen schon weiter. Euer Hochwürden belieben mit dem gutscher zu reden, der das mehrere, was die umstend belanget, zu erzehlen weis. empfehle mich gehorsamst und erstrebe

Buchkirchen den 15. August 1760

Euer Hochwürden
gehorsamster Diener

P. Theophilus

P.S. H.P. Oddo, der sich gehorsamst empfehlet,
hatte dies schreiben yber sich genohmen,
allein er mußte mit den Creuz nach Maria
Scharten gehen.

80) Grasers Schreiben Nr.1 und Nr.2 an P. Oddo Pühringer (I.), Kooperator in Buchkirchen, dat. Kremsmünster, 15.8.1760. Oddo Pühringer (I.) (1732–1802) wurde auf Schloß Würting, Pfarre Offenhausen (OÖ.), geboren, wo sein Vater als Pfleger wirkte. Humaniora und Philosophie in Kremsmünster, Theologie in Salzburg und Wien; Magister artium lib. et phil. Primiz 27.5.1756, anschließend in der Pfarrseelsorge tätig. Sein Onkel war P. Anton Zechner von Thalhofen (vgl. Anm.115), ein Großneffe P. Oddo Pühringer (II.). Genaueres bei Kellner 323 f.

Zwei Tage später, am 17. August, schreibt P. Gabriel Strasser (I.)[81], zur damaligen Zeit Pfarrer in Sipbachzell, einen Expreßbrief an den Prior von Kremsmünster, in dem er diesem weitere Details über die heimliche Abreise P. Rudolfs mitteilt. Demnach hat P. Gabriel von einer gewissen Frau Leinerin, vormals Schönauer, aus Wels erfahren, daß am Donnerstag zuvor, um die Mittagszeit, ein junger Geistlicher aus Kremsmünster, dessen Namen sie nicht kenne, in einem Wagen mit zwei Pferden, aber ohne Knecht bei ihr vorgefahren sei. Dieser sagte ihr, er müsse in Stiftsangelegenheiten schnell nach Passau reisen, doch der Kutscher sei in Wels unversehens krank geworden; sie möge die Pferde versorgen. Inzwischen ging der unbekannte Kremsmünsterer ins Gasthaus, anschließend zum Postmeister und verlangte für die klostereigene Kutsche unverzüglich zwei Postpferde, die ihm dieser, ohne Verdacht zu schöpfen, sogleich einspannte. Hierauf ging die Fahrt über Lambach Richtung Haag am Hausruck weiter. Laut Aussage des Postillions habe sich Graser auf freiem Feld umgezogen und Zivilkleider angelegt, u.a. ein rotes Kamisol[82], einen hellgrauen Rock, dazu Kollar und einen weißen Mantel mit rotem Schal. Dann habe er eine Perücke aufgesetzt und zuletzt noch ein schön gearbeitetes spanisches Rohr genommen.– Die stiftseigenen Pferde ließ man später von Wels bald nach Kremsmünster zurückbringen. P. Rudolf hingegen sollte nach Passau mitgeteilt werden, er möge den Wagen auf ein Donauschiff laden lassen und sich damit nach Linz begeben.

Bereits am 19. und 20. August 1760 kommt es auf Anordnung Abt Bertholds zum Verhör („Constitutum") dreier Männer aus der Umgebung Kremsmünsters,[83] deren Dienstleistungen Graser kurz vor seiner geheimen Abreise in Anspruch genommen hatte. Es sind dies: Leonhard Schmedlmayr, 43 Jahre alt, Maurer und Bewohner der Sölde im Pollmannsgraben (Gemeinde Kirchberg bei Kremsmünster), der für ihn u.a. öfters Botengänge nach Wels, Buchkirchen, Pettenbach, Maria Scharten und zu P. Opportun[84] im Stift Mondsee

81) Näheres zu P. Gabriel Strasser (I.) (1713 – 1773), der ebenfalls zumeist in der Stiftsseelsorge arbeitete, bei Kellner 297.

82) Graser schreibt „einen roten Camissol" und zeigt dadurch, daß ihm der Ausdruck zwar irgendwie bekannt ist, die Orthographie und damit wohl auch die Herkunft des Wortes aber weniger geläufig sind. Das Kamisol (= Unterjacke, Wams, Weste), frz. camisole (Unterjacke), <spätlat. camis(i)a (= langes Unterhemd). Vgl. BE[19] XI, 385; Wahrig G., Deutsches Wörterbuch, Gütersloh 1970, 1958.

83) Alle drei Protokolle befinden sich zusammen mit der Korrespondenz Grasers im gleichen Konvolut (StAKr P 1/IV).– Zu den einzelnen Flur- bzw. Siedlungsnamen vgl. Commissariats- und Steuerbezirkskarte von Kremsmünster und Steinhaus im Traunkreise, entworfen v. J. Reichart, o. O., o. J. [Wien 185?] (Ausschnitt). Freundl. Auskunft meines Mitbruders P. Amand Kraml OSB.

84) Gemeint ist P. Opportun Dunkl OSB (1728–1791) aus Mondsee. Dieser war aus Puchheim (OÖ.) gebürtig, besuchte das Benediktinergymnasium in Mondsee und studierte ab 1745 Philosophie, Jura und Theologie in Salzburg. Hier war u.a. P. Frobenius Forster OSB, der spätere Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg, der von 1744 bis 1747 den philosophischen Lehrstuhl innehatte und wie P. Berthold Vogl von Kremsmünster als eifriger Verfechter des Leibniz-Wolffschen Systens galt, sein

übernahm, sowie zu einem Schneider nach Linz, um Tuch zu kaufen; weiters Johann Georg Wittmayr, 55 Jahre, Schneidermeister, wohnhaft in der Plencklmühle in Millberg (auch Blenklmühle am Mühlberg, Gemeinde Kirchberg); zuletzt Johann Krälhueber, 38 Jahre, verheiratet und fünffacher Familienvater, von Beruf ebenfalls Schneider, wohnhaft in Steegen (auch Stögen, Ortschaft Guntendorf, Gemeinde Kremsmünster). Alle drei sind schlichte Leute, biedere Handwerker, sie fühlen sich schuldlos, vermuten aber, daß sie P. Rudolfs wegen vorgeladen werden. Sie beschönigen nichts und berichten, was sie wissen. Sie stehen zudem in einem ausgeprägten Subordinationsverhältnis zur geistlichen wie weltlichen Obrigkeit und zweifeln nicht an deren Integrität. Darum wagt es auch keiner der Vorgeladenen, bei Graser auch nur irgendwie Unrechtes zu vermuten, habe sich dieser bei seinem Vorgehen doch immer auf das Wissen und Einverständnis von Abt und Prior berufen. Außerdem sei ihnen an dessen Verhalten nie etwas Unehrliches aufgefallen. Im Gegenteil, P. Rudolf sei „ein so fromer Herr gewest, der so schön predigt" habe[85], so lange Priester und Professor gewesen sei und früher auch „scharffe" Predigten hielt.[86] Wie sehr damals z.T. auch von seiten des Klerus dazu beigetragen wurde, das unantastbare Priesterbild der Zeit gegen die sich allmählich mehrenden Angriffe der Aufklärung hochzuhalten, kommt in einem Zitat des P. Kastner (= Schaffner) zum Ausdruck, der – nach Aussage von Schneidermeister Wittmayr – vor kurzem zu dessen Frau bemerkt habe, „wer von einem

---

Professor. In Salzburg lernte er auch Fr. Rudolf Graser kennen, der nur um drei Monate älter war als er. Im Jahr der Milleniumsfeier des Stiftes Mondsee legte Dunkl als Fr Opportun am 5.10.1748 seine Profeß ab. Zwei Monate nach Graser feierte er am 1. Jänner 1753 Primiz. Anschließend fungierte er als Professor der Theologie und des Kirchenrechts an der Hauslehranstalt, als Lehrer der Poesie und Rhetorik am Gymnasium zu Mondsee und wirkte 1757–1759 als Professor der theoretischen Philosophie in Salzburg. Hier wurde P. Opportun am 3.11.1764 auch zum Doctor iuris promoviert. Danach lehrte er Kirchenrecht am Priesterseminar in Passau. Damals unternahm er wie manche andere eine große Studienreise nach Italien, besuchte Loreto, Rom, Monte Cassino und Neapel. Später wirkte P. Opportun als Pfarrer in Oberwang und wurde am 9.11.1773 zum Abt gewählt. Zur 1000-Jahr-Feier von Kremsmünster (1777) hielt er auch eine Festpredigt im Tassilostift an der Krems. Er war der letzte Vorsteher seines Klosters (1743 – 1784), bis zu dessen Aufhebung unter Kaiser Joseph II.– Näheres dazu u.a. bei Schwaighofer H., Die ehemalige Benediktinerabtei Mondsee. Ein Überblick über ihre Geschichte und ihre Beziehungen zu den jeweiligen Zentren des Geistes und der Kultur (Christliche Kunstblätter 86, 1948, H.1/2, 1–26, hier 20f.); Awecker H., Mondsee. Markt, Kloster, Land. Mondsee 1952, 46f.; Neubert R.,, Beziehungen zwischen dem Stift Mondsee und der Salzburger Benediktiner-Universität. Phil. Diss. Wien 1967 [Masch.], 65–76; Heiligsetzer G., Das Mondseerland als historische Landschaft und seine Zentren Kloster und Markt (Das Mondseeland. Geschichte und Kultur. Ausstellung des Landes Oberösterreich, 8. Mai bis 26. Oktober 1981. Kirche und ehemaliges Stift Mondsee [Heimatmuseum Mondsee]. [Katalog] Hrsg. v. Land Oberösterreich, Schriftleitung: Dr. D. Straub, 9–49), 39.

85) Protokoll Schmedlmayr, 19.8.1760, Nr. 10.

86) Protokoll Wittmayr, 19.8.1760, Nr. 14.

Geistlichen nur etwas übles gedencket, der ist schon verdam(m)et."[87] Da die barocke Mentalität der verschiedenen Stände gerade in den katholisch-ländlichen Bezirken Süddeutschlands und Österreichs mit ihren Respekt einflößenden prachtvollen Kirchenbauten und Klöstern noch lange nach 1750 weiterwirkt, ist es nicht verwunderlich, daß diese autoritätsbewußte Einstellung auch in den umfangreichen Befragungsprotokollen zum Fall „Graser" deutlich spürbar wird. Die Ausdrucksweise des Erhebungsbeamten ist juristisch-sachlich, die Fragen sind nach Punkten gegliedert, die Antworten ehrlich und nach dem Wissensstand des jeweiligen Befragten erschöpfend. Der Maurer und Botengänger Leonhard Schmedlmayr sagt aus, P. Rudolf sei zuletzt mit zwei jungen Studenten in seine Wohnung gekommen, im übrigen habe ihn dieser stets rechtmäßig entlohnt; er sei sich in keiner Weise einer Schuld bewußt. Dennoch heißt es dann am Schluß des Protokolls: „Constitut habe sich gleichwohlen verdächtig gemacht, und wirdet dahero biß auf weitere Verwendtung in den Arrest geschafet." Die protokollarische Niederschrift der Antwort lautet entsprechend: „In Gottes-Nahm, Er sey ein armer Mann, und weiß sich nichts schuldig, das wird Gott wissen."[88] – Schneidermeister Wittmayr kann nur berichten, Graser habe ihm zwei Habite, einen aus Zeug, den anderen aus Tuch, mit der Bitte übergeben, ihm daraus „zwey schwarze Kleyder [...] auf die iezige Modi" samt Hosen zu machen, eines für den Sommer, das andere für den Winter, mit seidenen „Polleten"[89] und Agsteiner Knöpfen besetzt, ferner einen Flügelmantel aus weißem Tuch, das P. Rudolf in Linz besorgen ließ, sowie einen Reiserock, den er ihm aus einem grauen Flügelmantel gemacht habe. Auf den Hinweis, daß diese „ausstäffirung [...] alhier zu tragen nicht erlaubet" sei, habe Graser erwidert, er wisse dies wohl, sie sei auch nicht für Kremsmünster, sondern – das dürfe er ihm sagen – für Böhmen bestimmt, wo er zu einer Herrschaft kommen solle, deren Sohn an der hiesigen Akademie studiere.[90] Außer dem Herrn Prälaten habe von dieser Sache niemand Kenntnis, „weilen in den Clöstern der Neid gar starck ist, und ihm seine Confratres darum(m)en neydig wären."[91] Hierauf habe er ihm sein halbleeres Zimmer gezeigt und bemerkt, daß er deswegen alle seine Habe verkaufe – vieles habe ihm bereits der Prior abgekauft und ihm dafür bayerische Taler gegeben. Dieser war nämlich irrtümlich der Meinung, er würde damit seine Schulden bei Frau Hitzinger begleichen. Hierauf habe P. Rudolf sein Schreibpult geöffnet, damit er sich selbst überzeugen könne. Wittmayr sagt ferner aus, er habe 14 Tage oder drei Wochen zuvor über den Schneider Hänsel Grasers Auftrag entgegengenommen, sei öfters bei Tag, ohne daran gehindert zu

87) Ebd.
88) Protokoll Schmedlmayr, 19.8.1760, Nr. 11.
89) Protokoll Wittmayr, 19.8.1760, Nr. 8. Richtig muß es wohl „Epauletten" (Schulterstücke) heißen. Diese Verbalhornung ist ein weiteres Beispiel für den Einfluß der gesprochenen Mundart auf den damaligen Schreibstil.
90) Protokoll Wittmayr, 19.8.1760, Nr. 9–10.
91) Ebd., Nr. 10.

werden, in dessen Zelle gegangen, wobei er auch von anderen – z.B. von P. Rudolfs Zimmernachbarn, P. Amand, sowie von P. Prior am Namensfest des Herrn Prälaten – gesehen worden sei. Hier zeigte er seinem Auftraggeber zwei- oder dreimal Stoffmuster und nahm ihm die Maße ab. Für jedes Kleid habe er zwei Gulden Macherlohn verlangt und auch erhalten, für das Zubehör wie Seide und anderes, das fünf Gulden ausmachte, habe Graser „mit lauter bayrischen Thallern" bezahlt.[92] Obwohl sich der Befragte keiner unrechten Handlung bewußt ist, wird er dennoch verdächtigt. Man steckt auch ihn – nach seinen eigenen Worten „einen armen Mann"[93], der sich selbst nur unzulänglich verteidigen kann – kurzerhand in den Arrest.- Johann Krälhueber, der jüngste der drei, fühlt sich ebenfalls ohne Schuld. Seine Einvernahme könne „nur wegen des H: P: Rudolph seyn"[94]; er selbst habe nichts Unrechtes getan und wolle alles sagen, was er wisse. Nach den protokollarischen Erhebungen war Graser auch bei ihm fünf- bis sechsmal zu unterschiedlichen Zeiten in der Wohnung, manchmal schickte er auch Studenten, doch Krälhueber war nicht immer zu Hause, dafür aber seine Frau. Der Schneider nähte P. Rudolf eine Hose aus schwarzem Zeug und bat deshalb um ein Skapulier zum Umarbeiten, außerdem fertigte er ihm ein Kamisol aus schwarzem Stoff samt Zubehör. Der Kremsmünsterer Konventuale wollte sich ferner auch einen modischen Rock aus schwarzem Tuch nähen lassen und gab Krälhueber ein Muster dazu, doch der lehnte dies stets mit dem Hinweis ab, er könne nichts Derartiges machen, er habe es nie gelernt. Graser faßt dies als mangelnde Courage auf, hält den biederen Mann für „nit rafinirt" und meint, er habe „keine gute gedancken" von ihm.[95] So erklärt er auch Krälhueber sein Vorhaben mit der Bitte, er solle niemandem davon erzählen, da es nur der Herr Prälat allein wisse und seine Confratres, wenn sie davon erführen, „ihm das ganze Spill verderben" könnten.[96] Er habe beim gnädigen Herrn angehalten, in ein anderes Kloster kommen zu dürfen, doch das sei diesem nicht recht gewesen. Er hätte aber Erlaubnis erhalten, in den Ferien zu einer Herrschaft, die einen Geistlichen benötige, nach Böhmen zu reisen. Für die geleistete Arbeit ist Krälhueber noch nicht bezahlt worden. Da er die weiteren Wünsche P. Rudolfs nicht erfüllen konnte, wurde Wittmayr mit der Angelegenheit betraut. Wie die beiden anderen weist auch Krälhueber jede unrechte Vorgangsweise seinerseits zurück, der Herr Prälat habe ja von den Plänen P. Rudolfs gewußt und dieser selbst habe „all sein Sachen offentlich verkauffet."[97] Schon vor Jahren sei er mit P. Rudolf öfters unterwegs gewesen, „habe aber niemahlen was unrechtes gesehen."[98] Dennoch wird auch Krälhueber mit Mißtrauen behandelt und bis auf weiteres in Gewahrsam genommen.

92) Ebd., Nr. 5.
93) Ebd., Nr. 17.
94) Protokoll Krälhueber, 20.8.1760, Nr. 2.
95) Ebd., Nr. 5.
96) Ebd.
97) Ebd, Nr. 11.
98) Ebd., Nr. 13.

Bald darauf richtet P. Rudolf Graser bereits aus Basel an seinen hochgeschätzten ehemaligen Poetikschüler Wölkhamer[99] ein umfangreiches Schreiben, das aus zwei Quartbögen besteht und dessen Porto nach der damaligen Postordnung der Empfänger des Briefes selbst zu bezahlen hatte.[100] Wölkhamer ist zu der Zeit 22 Jahre alt, Professe von Kremsmünster, studiert hier gerade Theologie und wird zwei Jahre später zum Priester geweiht werden. Da auch Graser erst im Alter von 30 Jahren steht, ist der vertraute Umgangston auf dem Hintergrund des epistolarischen Freundschaftskultes verständlich. Während der viertägigen einsamen Fahrt per Kutsche nach Basel hatte P. Rudolf manche Gelegenheit, über seine gelungene „Flucht"[101] aus Kremsmünster weiter nachzudenken und Rückschau zu halten. Im Zeitalter des modischen Briefschreibens tut er dies auf kunstvolle Weise und erstellt dabei einen äußerst lebendigen, sprachlich meisterhaften Bericht über seine erste Reiseetappe, bei dem auf Schritt und Tritt die Freude am geschriebenen Wort sowie der unbändige Drang, seinen Emotionen freien Lauf zu lassen und sich anderen mitzuteilen, eindrucksvoll zur Geltung kommen:

(6)

Basel in der Schweiz
den 21 August 1760.

Mein Lieber Wölkamer,

Lassen Sie sich die etliche Groschen Postgeld nicht reuen, die Sie für diesen Brief werden auslegen müssen; und nehmen Sie die Ehre dafür hin, den zweyten Brief aus jenen zu empfangen, die ich seit meiner Abreise aus Kremsmünster schreibe. Vielleicht würden Sie selbst den ersten bekom(m)en haben: wenn ich mir nicht vorgenom(m)en hätte, einen recht langen Brief an Sie abzuschicken: welches sich damals nicht wohl thun ließ: als ich den ersten abfertigte. Schließen Sie hieraus, wie ich Sie liebe, und bisher allezeit geliebt haben müsse. [...]

99) Fr. Gerhard (Taufname: Johann Georg) Wölkhamer (auch Wölkamer u. Wölkhammer) (1738–1776) stammte aus Enns (OÖ.), wo sein Vater Schiffsmeister und Rat war. Er absolvierte alle Studien in Kremsmünster; Priesterweihe 1762. 1762–1765 Mag. principiorum, 1765–1776 Prof der Theologie. Wölkamer war ein reich begabter junger Mann, sehr gelehrt, aber lungenkrank und starb bereits nit 38 Jahren an einem Blutsturz. Genaueres bei Kellner 330. Vgl. auch Hagn (wie Anm.61) 301 f. u.ö.

100) Nach den jeweiligen „Postordnungen" von damals war das Porto entweder vom Absender oder vom Empfänger eines Briefes zu entrichten. Vgl. dazu u.a. Behringer W., Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und Unternehmen, München–Zürich 1990, 79 u.ö.

101) Im Brief an Wölkhamer in Kremsmünster, dat. Basel, 21.8.1760, bezeichnet Graser selbst seine heimliche Abreise aus dem Kloster erstmals als „Flucht".

Schlicht und ohne barockes Beiwerk die Anrede – souverän, pointiert und charmant Begründung und Konsequenz des fehlenden Portos. Mit ein paar freundlichen Zeilen rettet Graser im Sinne der neuen epistolarischen Kunst die heikle Situation dieses Briefanfangs und geht dann zielstrebig zu den einzelnen anstehenden Fragen über.

Zunächst bewegt ihn seine „Professorsstelle", die er notgedrungen vor Ende des Studienjahres aufgeben mußte, um den heimlichen Fortgang aus dem Kloster und die abenteuerliche Fahrt nach Paris noch vor Beginn des Herbstes mit den kürzer werdenden Tagen wagen zu können. In den deutsch verfaßten Fluchtbriefen P. Rudolfs, deren stilistische Brillanz der verbalen Ausdrucksfähigkeit vieler seiner Mitbrüder und Zeitgenossen um Dekaden voraus ist, geht in der Epoche der Empfindsamkeit die eigene psychische Labilität mit den aufgeklärten Ideen personaler Selbstverwirklichung eine eigenartige Symbiose ein.[102] So nimmt Graser zwar zur Kenntnis, daß er mit seinem geheimgehaltenen Weggang kurz vor Ende des Unterrichtsjahres[103] vor allem seinen geliebten Poetikschülern, denen er doch für ihren Fleiß, ihre Zuneigung und Ausdauer die wohlverdienten Prämien von Herzen gönnt, große Unannehmlichkeiten bereitet. Doch gleichzeitig wird ihm aber auch bewußt, daß er jetzt alle „ernstliche Mine", die er früher angeblich zu seinem „Verdrusse" annehmen mußte und die seiner „Zärtlichkeit und freundschaftlichen Neigung den freyen Ausbruch verwehrte", ablegen und seine echten Gefühle zeigen kann. Er gebraucht die Metapher des Schnees, um seine ungewisse Situation zu kennzeichnen, und meint nicht gerade überzeugend: „[...] es ist wider die Natur des Schnees, daß er wieder kom(m)e, wenn er schon einmal weggegangen ist." P. Rudolf weist aber auch auf „alle dunkle Worte", „alle verdeckte Reden" hin, die er zu seinen Schülern gesprochen habe und die diese nicht erkannt hätten, ähnlich den „zween Jünger, die mit Christo nach Emaus gingen"[104]; dies alles sei jetzt eindeutig und klar.

Um die geistige Notlage zu veranschaulichen, die ihn einen „so unverhofften Entschluß" fassen ließ, bei dem ihm „das Herz im Leibe zitterte", bis er sich „endlich recht verhärtete", nicht mehr von seinem „Vorsatze zu weichen", verwendet Graser als weiteres dramatisches Bild den Sprung vom brennenden Schiff ins Wasser, „weil dort gar keine, hier aber doch eine zweifelhafte Rettung" bestünde. Die Flucht aus dem Kloster wird somit als *ultima ratio* gesehen, da „ganz Kremsmünster" zu seiner „Quaal sich verschworen zu haben" scheint, keine Besserung der Situation zu erwarten war und auch sei-

102) Vgl. auch Weiß (wie Anm. 1) 37. – Zur Problematik der persönlichen Selbstverwirklichung im Licht der christlich-spirituellen Tradition vgl. u.a. Scheuer M., Selbstverwirklichung und Selbstlosigkeit (Theolog. Information 70 [Beilage z. Linzer Diözesanblatt], Linz, Sept. 1994, 1–12); Hackl G., Selbstverwirklichung und Selbstlosigkeit aus psychologischer Sicht (Theolog. Information 71 [Beilage z. Linzer Diözesanblatt], Linz, Sept. 1994, 1–8).

103) Der Unterricht begann damals Anfang November und dauerte bis Ende September des folgenden Jahres.

104) Anspielung auf Lk 24, 13–35.

ne „sonst so dauerhafte Gesundheit" unter dem „unabänderlichen Misvergnügen" zu leiden begann. P. Rudolf befürchtete, daß sein Leben „gar bald ein Opfer" seiner „fatalen Umstände" werden müßte, und daher sah er es als notwendig – und vorerst wohl auch als moralisch durchaus vertretbar – an, „eben diesen, und keinen andern Zeitpunkt" zu seinem Weggang zu nützen. Am meisten bedrückt ihn in der Ferne, seine „liebe Kinder", seine „lieben Poeten" im Stich gelassen zu haben, was ihm bei seiner Sensibilität wiederholt Tränen in die Augen treibt, sind die Zöglinge jetzt für ihn doch wie „verlassne Schäflein ohne Hirten". Als typischer Vertreter einer z.T. recht forcierten Gefühlskultur bekennt Graser bei dieser Gelegenheit auch, ohne sich dessen zu schämen, „bis zur Schwachheit empfindlich" zu sein, und bestätigt an sich selbst Ovids Satz: „Interdum [et] lacrymae pondus amoris habent"[105], nach seiner eigenen Übersetzung:"Die Thränen zeugen oft, wie stark das Herz liebt." Er läßt seine Poetikschüler herzlich grüßen und versichert abermals, nicht Gregor Rothfischers Beispiel zu folgen und zu den Lutheranern übertreten zu wollen:

(7)

> Nein, mein liebes Kremsmünster, nein, das in Ewigkeit nicht! Ich werde weder katholisch, noch geistlich zu seyn aufhören. Beyde Brüggen will ich bis an mein Ende heilig halten: und überdieß wird die Welt an mir niemals den P. Rudolph von Kremsmünster, kennen lernen. Die Sorge für meine Seele, und die Ehre meines Klosters werden allezeit mein erstes Augenmerk bleiben.

Brennend interessiert Graser, wie man in Kremsmünster über seinen Abgang denkt, und deshalb möchte er Wölkhamer dazu animieren, ihn genau zu unterrichten, „was man denn sonderlich gleich anfangs gethan, genuzet, geredt u.s.w." habe. Im weiteren Verlauf des Schreibens bringt er dann seine eigene Version der abenteuerlichen Flucht, die Donnerstag, 14. August, um vier Uhr früh beginnt und bei der er für die Fahrt nach Wels zum Schein den leicht zu übertölpelnden Kutscher Gubatte mitnimmt, um ungehindert aus dem Kloster zu gelangen. Nach einem kurzen Halt in Lambach bricht er von dort um elf Uhr vormittags auf und fährt „Tag und Nacht, ohne förmlich zu essen oder zu trinken", im Eiltempo und allein im Wagen dahin. Bis Basel braucht er so viereinhalb Tage, wechselt die Pferde an 34 Poststationen und legt eine Wegstrecke von insgesamt 136 Fahrstunden zurück. Graser gab sich dabei als reisender „Cavallier aus, der seinen Bedienten krank aufm Wege zurücklassen" mußte. Sein „weißer schöner Flügelmantel", die „rothe mit Gold gebrämte Weste" und sein eigener Wagen machen dies alles „so glaubwürdig", daß er „bey den H. Postmeistern bald ein gnädiger Herr, bald gar Eu. Excellenz" genannt wird. Anderswo erklärt Graser wieder, er müsse zur Armee, um eine „Cornetsstelle" anzutreten oder in Frankreich „eine Erbschaft abzuholen",

105) Pont. 3, 1, 158.

und bedauert dabei sehr, „keinen guten Freund" neben sich zu haben, der ihm „lachen geholfen hätte." Seine Eskapade gelingt ohne unangenehme Zwischenfälle, nur „einmal und zwar mitten bey der Nacht" überkommt es ihn, daß er ausspringen und Wagen wie Pferde, Geld und Gepäck „eine glückliche Reise über einen Berg hinab in den Rein[!] wünschen" möchte.[106] Abschließend versichert P. Rudolf den jungen Mitbruder nochmals seiner Freundschaft und ersucht ihn um weitere Korrespondenz, da er erfahren möchte, wer nun in Kremsmünster das Fach Poesie unterrichte. Ebenso hofft er, daß das von ihm im Lehrerpult hinterlegte Schreiben gefunden worden sei. Am darauffolgenden Tag beabsichtigt er weiterzureisen, Briefe seien an seinen „guten Freund", einen gewissen „Monsieur Charle [sic] de Ratty a Basel" zu richten, der allein seine Anschrift kenne und ihm Nachrichten zuleite.

P. Oddo Pühringer, Kooperator in Buchkirchen bei Wels, stellt als Grasers Vertrauensmann die Verbindung zu Wölkhamer und andere Mitbrüder in Kremsmünster her. Da er weiß, wie sehr P. Rudolf an dessen Nachrichten über seine Poetikschüler im Stift gelegen ist, schickt er ihm einen Brief Grasers mit dem Datum vom 29. August, den er am gleichen Tag von diesem erhalten hat. Auf einem kleinen beigefügten Zettel bittet er Wölkhamer gleichzeitig, nur ja recht bald und sehr ausführlich an seinen ehemaligen „P. Profeßor" zu schreiben, um eventuell „das verirrte Schäflein zur Rückkehr zu bewegen." Den Brief solle er ihm dann nach Buchkirchen hinausbringen, er werde P.Rudolfs Adresse hinzufügen, da er sie kenne, und das Schreiben per Post weiterbefördern lassen. Wölkhamer solle aber niemandem davon erzählen, daß Graser ihm, P. Oddo, nach Buchkirchen geschrieben habe. Doch schon bald danach beklagt sich Pühringer dem Stiftsprior gegenüber,[107] P. Rudolf erteile ihm Aufträge, die er nicht erfüllen könne, ohne sich selbst verdächtig zu machen. So sollte er z. B. nach Kremsmünster fahren, in P. Nicklas' Zelle gehen und die schriftlichen Mitteilungen, die P. Rudolf „an seine Freunde zurücke gelassen hatte, sicher bestellen."

2.3 Die epistolographische Wirkung des Unternehmens und ihre pastoraltheologischen Konsequenzen

Die Antworten auf Grasers Briefe in die Heimat lassen indes auf sich warten. Seine Ungeduld wächst, da auch die besten der Freunde in Kremsmünster wie P. Oddo und sein ehemaliger Poetikschüler Wölkhamer schweigen. Doch die Kontaktstille birgt auch Gutes in sich, denn P. Rudolf reflektiert immer wieder seine Flucht aus dem Kloster, erforscht die letzten Beweggründe und klärt diese ab. Sein heftiges Verlangen nach Mitteilung führt am 4. September, dem Fest der hl. Rosalia, zu einem weiteren umfangreichen Schreiben an seinen einstigen Schüler und nunmehrigen vertrauten Freund Wölkhamer,

106) Über diesen lebensgefährlichen Zwischenfall am schweizerischen Rheinufer mit den scheuenden Postpferden berichtet Graser in zwei Briefen an Wölkhamer in Kremsmünster, dat. Basel, 21.8.1760 und – [o.O.] – 4.9.1760.

107) Der Brief ist undatiert.

bei dem neben quälender Neugier erstmals ein unruhiges Gewissen Graser zu inspirieren scheint:

(8)

Mein Lieber Freund,

Wie geht es? Was machen Sie? Was denken Sie? Was denket, und redet Kremsmünster? Was denket ganz Oberösterreich von dem entflohenen P. R.? Nicht wahr, alles wird voll Erstaunung seyn? Ja, das will ich glauben. Das will ich mir einbilden. Und wie wird denn Herrn Prälaten; wie wird H. P. Prior seyn? Was sagt die allerliebste Hitzingerinn; was H. P. Coloman[108], und was der gallsüchtige P. Kastner[109] ? Was hat man mit meinen verlassenen poetischen Schäflein angefangen? Siedet, oder bratet man sie? Wer wird meine verwittwete Poesie heirathen? - - - Lauter Sachen, die ich vor mein Leben wissen möchte! Und Sie können mir, Liebster Freund, die größte Freude meines Lebens machen, wenn Sie mir über obenberührte Punkte so viel Nachricht ertheilen als Sie können. Sie sind ein Mensch, der alles erfährt. Ach! so lassen Sie mich doch alles wissen, was Sie von mir erfahren. Es wird mir dieses Ihr freundschaftliches Bezeugen nicht nur den Vorwitz, welcher in diesen Falle alle Schranken bey mir übersteiget, zu meinem größten Vergnügen stillen; sondern auch einen guten Dienst thun, damit ich in diesem oder jenem meine Maßreglen ändern, gar umstosse, oder das darnach richte. Ich habe ja die letzte Nacht vor meinem Abreisen einen Brief an Sie geschrieben, und hinterlassen: und ich hoffe, H. P. Otto [sic][110] wird Ihnen selben auf meine so nachdrückliche Bitte bereits in die Hände gespielet haben. Ich habe Ihnen in selbem meine Briefe angebothen, und mir die Ihrigen ausgebethen. Wollen Sie diesen Vertrag annehmen? Ach, ja doch! er wird uns beyden vieles Vergnügen schaf-

108) Gemeint ist P. Koloman Walter, aus Riedau (OÖ.) gebürtig. Er absolvierte seine Studien in Kremsmünster und Salzburg, wirkte hauptsächlich in der Seelsorge und erlag 1772 im Alter von 49 Jahren einer Infektion, die er sich bei der Betreuung von Kranken zugezogen hatte. Vgl. Kellner 315.

109) Kastner und Pfistermeister (= Ökonom und Bäckermeister) war zu der Zeit (1757–1765) P. Viktorin Raffinger, der aus Wels kam und mit kurzen Unterbrechungen gleichfalls meistens als praktischer Seelsorger wirkte. Vgl. Kellner 309.

110) Unter dem Einfluß der bairisch-österreichischen Mundart variiert Graser hier die Namensschreibung seines Freundes P. Oddo Pühringer, Kooperator in Buchkirchen bei Wels, indem er die Lenis „d" mit der Fortis „t" vertauscht. Näheres dazu bei Penzl H., J. Ch. Gottsched und die deutsche Sprache in Österreich (Michigan German Studies 1), Ann Arbor 1975, 141–151, hier 142; Lipold G., Die österreichische Variante der deutschen Standardaussprache (Wiesinger, Das österreichische Deutsch [wie Anm.14], 31–54, bes. 45). – Im Profeßbuch von Kremsmünster (vgl. Kellner) kommt die Graphie „Otto" als Ordensname überhaupt gar nicht vor. Vgl. auch Anm. 74.

fen: wenn Sie von meinen Umständen von Zeit zu Zeit werden Nachricht erhalten: und ich durch Sie gleichfalls erfahren werde, was zu Kremsmünster vorbeygeht; sonderlich meine Sache anbelangend. Lassen Sie sich die Mühe, und das Postgeld nicht gereuen, mir diese Liebe zu erweisen. Was das erstere betrifft: so sind Sie ja ohnehin ein Liebhaber von Briefschreiben; und haben auch Muße dazu. Das andre anlangend will ich meine Briefe an H. Eck[111] nach Linz laufen lassen, um Ihnen die Kosten zu vermindern. Denn so werden Sie nur allezeit Ihren Brief bezahlen müssen. Meinen werden Sie umsonst zu empfangen haben, wie ich denke.

Die Zuschrift an mich ist: *Monsieur Charles Ratty à Bâle dans la Suisse, par Munic, Augsbourg, Schafhouse.*[112] Alles dieses muß auf den Umschlag gesetzet werden, weil es mehr Basel gibt. Ich bin zwar nicht zu Basel. Aber ein guter Freund daselbst besorget meine Briefschaften: und niemand in der Welt darf zur Zeit noch wissen, wo ich mich aufhalte.

Der äußere Rahmen des schriftlichen Gedankenaustausches mit allen nötigen Details ist damit nochmals und noch vollständiger als früher abgesteckt.

P. Rudolf legt im folgenden seine Motive für den sehnlichst erwarteten Informationsfluß von neuem dar und insinuiert durch gezielte Statements die Richtung der ihn als Folge erster moralischer Bedenken und aufkommenden Heimwehs bewegenden Antworten. Alle seine Gedanken kreisen dabei letztendlich immer wieder um dasselbe Problem, der Rechtfertigung seiner Flucht aus dem Kloster:

(9)

Nun, mein Lieber Freund! Sie werden sich leichter als andre einbilden, was mich hauptsächlich zu einem so außerordentlichen und der ganzen Welt unverhofften Entschluß gebracht hat. Ich habe nichts verbrochen, und das ist noch mein einziger Trost, daß mich mein Herz alles Lasters losspricht, und ganz Kremsmünster eben so lossprechen muß. Ich habe kein Kind gemacht, wie die Zeit zeigen kann und wird, wenn etwan jemand feindseliger auf dergleichen Argwohn möchte verfallen seyn. Ich bin auch nicht mit oder wegen eines Mägdchens geflohen. Nein, da behüte mich Gott! Kleinmüthigkeit und Rachbegierde haben mich von Kremsmünster weggerissen. Die verfluchte Hitzingerinn übte eine recht teuflische Rachbegierde an mir aus. H. P. Coloman und Kastner unterstützten sie: und H. P. Prior führte sich bey dieser Sache so schlecht auf, daß es eine Schande war; ja er war die einzige Ursache, daß der ganze Streit, den ich fast völlig schon beygelegt hatte,

111) Der Träger dieses Namens ließ sich nicht mehr feststellen.
112) Die in den Originalbriefen von Graser unterstrichenen Partien sind kursiv gesetzt.

wieder aufs neue zu meinem größten Schaden wieder auflebte, weil er die Niederträchtigkeit begieng, sein ausgesprochenes Wort wieder zu widerrufen, auf welches all mein Glück und der ganze Ausgang aller Verdrüßlichkeit angekom(m)en war. Die Sache war bereits unter so viele schon gekom(m)en, daß meine Ehre zu Kremsmünster ziemlich schaden litt. H. Prälat war mir allezeit gehäßig, und suchte sich, an mir, wo er nur konnte, zu reiben. [...] Auf eine Pfarr hinausgesetzt zu werden, sprach mir H. P.Prior schon vor hinein fast alle Hoffnung ab. So war ich von allen Seiten bedranget, und konnte weder bey jemand eine Zuflucht nehmen; noch eine Besserung meiner Umstände hoffen. Mein Herz und Gemüth verfiel darüber in solchen Gram, der mich Tag und Nacht quälte, und selbst um meine Gesundheit zu bringen anfieng, die sonst so dauerhaft war. Ja ich würde mit der Zeit mir selbst das Leben abgefressen haben. Was folgte daraus? Ich fiel in eine Art von Verzweiflung. Ich erhärtete mein Herz, und faßte den unumstoßlichen Entschluß in die Weite Welt zu gehen, und so mich zugleich an der verfluchten Hitzingerinn, H. Prälaten, und P. Prior etc. zu rächen. Denn ich hatte mirs schon so fest in Kopf gesetzt, daß ich eher sterben wollte, als mich an diesen Personen nicht rächen. So machte ich so heimlich, und glücklich alle meine Anstalten, daß meine Flucht ganz erwünscht und leicht von statten gieng.

Zu diesem Zeitspunkt befindet sich Graser in einer geheimgehaltenen Stadt, die nach seinen eigenen Angaben damals etwa die doppelte Größe von Linz besaß, in einer Ebene lag und von Weingärten umgeben war.[113] Er lernt eifrig Französisch und verbringt täglich zwei Stunden mit einem eigenen Sprachmeister, damit er „bald fertig sey, und alsdenn nach Paris fortgehen könne." Seine weiteren Pläne kann und will er jetzt noch niemandem verraten. Er hofft auf ein Wiedersehen, wenn Gott es will, der Himmel ihn gesund erhält und ihm seine „Absichten erreichen läßt." P. Rudolf hat auch damals keineswegs den Willen, sich unbedingt von seinem Kloster zu trennen. Er floh aus Kremsmünster, um seine eigenen Ideen zu realisieren. Auslösendes Moment für das heimliche Verschwinden sind allerdings die allmählich unerträglich werdende Situation mit Frau Hitzinger, seiner Gläubigerin, und die Intrigen mancher Mitbrüder, die angeblich gegen ihn Partei ergreifen und seinen Ruf systematisch untergraben. Worin im weiteren seine „Absichten" bestehen, das läßt sich aus dem Vorausgehenden zunächst nur erahnen. Wölk-

113) Es handelt sich hier wohl um Basel, das damals ungefähr doppelt so viele Einwohner hatte wie Linz. Nach Kreczi H., Linz – Stadt an der Donau, Linz/D. o.J. [1951], 52, zählte die oberösterreichische Landeshaupstadt 1784 insgesamt 16.223 Einwohner, der Kanton Basel (Stadt und Land) mit den seit dem Wiener Kongreß (1815) dazugekommenen Gemeinden 1822 47.000 Einwohner, davon 42.000 Reformierte und 5.000 Katholiken. Vgl. Ersch J.S. – Gruber J.G. (Hrsg.), Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste [...]. 8. Theil, Leipzig 1822, 18.

hamer solle ferner bei eventuellen Fragen antworten, P. Rudolf befinde sich auf „Vacanzreise", da er die Verdrießlichkeiten, die ihm daheim bereitet würden, „verreisen" müsse. Hier, in fremder Umgebung, finden sich nun auch erste Anzeichen der Reue und des drohenden Identitätsverlustes, denen Graser bewußt entgegenzusteuern versucht:

(10)

> Ich bin gut katholisch, und Gott wird michs bis an mein Ende bleiben lassen. So will ich auch als Benedictiner sterben. Nur itzo zwingen mich die Umstände, und meine Absichten, einen Herrn von Ratty mit Stock und Degen und einer Haarbeutelperücke zu spielen. Sie sollten mich nur sehen: und Sie können nicht glauben, wie oft und sehr ich wünsche, Sie bey mir zu haben. Wir wollten oft lachen. Ich bin gesünder als ich zu Hause war, und es geht mir noch nichts ab, als Freunde, Freunde, liebe Freunde, deren Mangel mir manche melancolische Stunde verursachet. Denn in meinen Umständen darf man sich ja niemanden auch im mindesten anvertrauen. Man muß sich wunderlich herumzuschlagen wissen.

Am Schluß des Schreibens an seinen ehemaligen Poetikschüler wiederholt P. Rudolf die dringende Bitte, ihm „ja die Liebe zu thun, und aufs eiligste zu antworten." Um das Briefporto möglichst niedrig zu halten, rät er ihm, „ein recht feines Papier", wie er es für seine eigene Mitteilung verwendet habe, und „eine recht kleine Feder" zu benutzen. Wölkhamer möge ihm aber genauso viel schreiben wie er, Graser, ihm. Die Postgebühr, die durch die große Entfernung beträchtlich ist, hat dieser allerdings selbst zu bezahlen, da P. Rudolf „ja sparsam und wirtschaftlich seyn" müsse. Auch wenn ihn die ganze Welt, die von seinen Problemen nichts wisse, anfeinde, so hoffe er doch auf die treue Freundschaft seines früheren Schülers. Mit Grüßen an dessen Vater, Bruder und Schwester klingt das Schriftstück aus.

Schon aus dem bisher verwendeten Vokabular in Grasers Briefen, das – von der Feststellung nüchterner Fakten abgesehen – vornehmlich der psychisch-sentimentalen Sphäre angehört, wird deutlich, daß es ihm um die Pflege des neuen, empfindsamen Stils[114] geht. Unter bewußter Abkehr von der

114) Vgl. dazu auch Lappe C., Studien zum Wortschatz empfindsamer Prosa, Phil. Diss. Saarbrücken 1970 [Masch.],.11 ff., 27 ff., 105 ff., 141 ff., 224 ff. u.ö.- Zur Bedeutung der Lexemgruppierungen dieser Art vgl. Sanders W., Linguistische Stilistik, Göttingen 1977, 19ff.; ders., Gutes Deutsch – besseres Deutsch. Praktische Stillehre der deutschen Gegenwartssprache, Darmstadt ^{2}1990, 25ff.– Zu Gellert vgl. u.a. Honnefelder G., Christian Fürchtegott Gellert(v. Wiese [wie Anm.16] 115–134); LB II, 33; Barner W., Beredte Empfindungen. Über die geschichtliche Position der Brieflehre Gellerts (Müller E. [Hrsg.], „... aus der anmuthigen Gelehrsamkeit". Tübinger Studien zum 18. Jahrhundert. Dietrich Geyer zum 60. Geburtstag, Tübingen 1988, 7–23); Nachwort von R. M. G. Nickisch zu Christoph Fürchtegott Gellert, Die epi-

oberflächlichen Schnörkelhaftigkeit barocker Ausdrucksweise versucht auch P. Rudolf im Zeitalter der bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen den wichtigen Bereich der bisher weitgehend vernachlässigten menschlichen Affekte aufgrund eigener, persönlicher Erfahrungen sprachlich zu fixieren. Folgende Termini und metaphorische Wendungen aus den beiden ersten Schreiben an Wölkhamer weisen u.a. eindeutig darauf hin: „Mein Lieber [...]", „Mein Lieber Freund", „Meine Liebste Poeten" (Anreden); „reuen"; „[...] wie ich Sie liebe und bisher allezeit geliebt haben müsse"; „sehr vergnügt" sein; „zu meinem Verdrusse"; „aller meiner Zärtlichkeit und freundschaftlichen Neigung den freyen Ausbruch" verwehren; „[...] mit Lust und Vergnügen freyen Zügel lassen" wollen; „alle Geheimnisse" haben sich „geoffenbart"; „alle dunkle Worte aufgekläret; alle verdeckte Reden entwicklet"; „[...] mir das Herz im Leibe zitterte, bis ich mich endlich recht erhärtete, um nicht mehr von meinem Vorsatze zu weichen"; der Sprung vom „brennenden Schiffe [...] ins Wasser"; „zu meiner Quaal sich verschworen zu haben"; „nimmermehr eine Besserung meiner Umstände [...] hoffen; „meine Standhaftigkeit" brechen; „bey meinem unabänderlichen Misvergnügen"; „ein Opfer meiner fatalen Umstände"; „meine liebe Kinder"; „verlassne Schäflein ohne Hirten"; „mit gutem Grunde schmäuchelte"; „das zärtlichste urlaube"; „für alle Geduld, gutes Herz, Liebe und Achtung verbunden" sein; „die Thränen zeugen oft [...]"; „bis zur Schwachheit empfindlich" sein; „die Sorge für meine Seele"; „Witz" und „Herz";"unter einem tiefen Seufzer"; „zu meinem größten Vergnügen stillen"; die „Maßreglen ändern"; „mir diese Liebe zu erweisen"; „ein Liebhaber von Briefschreiben"; „Muße" dazu haben usw.

In der Folge richtet Graser noch weitere Briefe an eingeweihte Mitbrüder und Freunde, doch durch Indiskretion wird die Angelegenheit aufgedeckt und so gerät er in Gefahr, im Ausland verhaftet zu werden. In einer anonymen Zuschrift an P. Rudolf vom 4. September des gleichen Jahres wird erstmals berichtet, dieser bitte wegen seines heimlichen Fortgangs aus dem Kloster um Verzeihung. Der nicht namentlich genannte Autor, der sich am Schluß des Briefes als Grasers „bekannter bester und redlichster Freund" bezeichnet, wirft ihm vor, er sei „in der Thatt allzu keck, allzu hitzig" und „recht unbesonnen" vorgegangen und habe schon vor seiner Abreise „von der ganzen Sache allzu viel geschrien". Jetzt, „nachdem man dahier jeden Schritt und Tritt, jede Rede" von ihm kenne, könne man sagen, das Gelingen seiner Flucht sei nicht konsequentes Resultat umsichtiger Planung gewesen, sondern dem „blossen, blinden Glück" zuzuschreiben. In Zukunft müsse er „bedachter" sein, sonst werde ihm „oft ein Strich durch die Rechnung gemacht werden." Dem gleichen anonymen Antwortschreiben ist ferner zu entnehmen, daß man P. Rudolf schon damals den Gedanken nahelegt, den Ordensstand eventuell zu verlassen und zum Säkularklerus überzutreten. Der unbekannte Partner, dessen Brief in schöner, gepflegter Handschrift und ebenfalls deutsch sowie

---

stolographischen Schriften (wie Anm.71), 3*–19*; Brüggemann (wie Anm.71) 117–149.

stilistisch sehr gewandt abgefaßt ist, rät Graser, sich in dieser Angelgenheit an einen gewissen Abbé Domenico Maria Gala[115] in Rom zu wenden, sich unterdessen an einen ruhigen Ort zu begeben und abzuwarten, bis sein Fall behandelt würde. Wie dem Inhalt des Schreibens weiter zu entnehmen ist, scheint dessen Verfasser iuridisch versiert zu sein. Außerdem kennt er offenbar das Verhalten der päpstlichen Kurie in solchen Angelgenheiten und hat mit einem Bittgesuch sowie zwei beigefügten Briefen P. Rudolfs dessen Anliegen in Rom schon vorbereitet. Im übrigen erwartet er auch eine Nachricht Grasers für sich selbst „durch den nemlichen Canal", den er aber aus Sicherheitsgründen nicht genauer präzisiert. Aufgrund der vertrauten Kenntnis der Reaktion auf P. Rudolfs Flucht und eines Hinweises im gleichen Brief auf das distanzierte Verhältnis des anonymen Schreibers zum Stift könnte dieser vielseitig gebildete, weltgewandte Informant der enttäuschte und unglückliche Fr. Ämilian Gerlichs sein:

(11)

> [...] wenn ich Ihnen etwas dienen kann, so glauben Sie nur gewiß daß ich von Herzen alles vor Sie thun will, dann [sic] zu Kremsmünster werden Sie sonst vielleicht auch von niemand mehr ein wahres Freundstück zu hoffen haben, eben so wenig als ich. Der Prior und der Heinrich[116] waren des Prälaten seine Tröster nachdem Sie fort waren, aber wie? Sie sagten: Es wäre gut geschehen daß Sie fortgegangen wären, so wären durch dieses Scandalum tausend andere Scandala die Sie gegeben haben würden, wenn Sie hier geblieben wären, vorhüttet worden. Dieß ist wahrhaftig ein schöner gedanken.

Gerlichs, gebürtiger Berchtesgadener, um eineinhalb Jahre älter als Graser, gehört seiner Herkunft nach dem Beamtenadel an. Sein Vater, Gerhard von

115) Wer Abbé Domenico Maria Gala war, konnte bisher nicht eruiert werden; er dürfte allenfalls italienischer Herkunft gewesen sein.- Pichler, Coetus (wie Anm.35), zu 1747, erwähnt in seiner Vita Fr. Aemiliani Gerlichs, daß dieser 1755 mit einem nicht näher bezeichneten italienischen Abbé wieder nach Kremsmünster zurückgekehrt sei. Es könnte sich dabei durchaus um Gala gehandelt haben, mit dem Gerlichs in Beziehung stand, der vielleicht auch im Salzburger Muratorikreis verkehrte und der Graser hier als Verbindungsmann nach Rom empfohlen wird. Vgl. dazu auch Giersig (wie Anm. 2) 465 ff.

116) Hinweis auf P. Heinrich Pichler OSB (1722–1809), um ca. sechs Jahre älter als P. Rudolf. Er stammte aus Wels, wo sein Vater Bürger, Brauer und Lichtamtsverwalter war. Gymnasium und Philosophie absolvierte er in Kremsmünster, danach fungierte er zwei Jahre als Repetitor der Philosophie an der hiesigen Akademie. 1745–1748 Theologiestudium in Salzburg, Primiz am 1.11.1748; später zeitweise Seelsorgstätigkeit. 1754–1763, d.h. auch zur Zeit von Grasers Flucht aus dem Kloster, Novizenmeister bzw. Klerikerdirektor. Durch seine Tagebuch-Aufzeichnungen über die Ereignisse der Zeit ist er für die Geschichtsschreibung der Abtei von Bedeutung, aber als entschiedener Gegner des Josephinismus im Urteil darüber oft zu einseitig. Vgl. auch Kellner 307–309.

Gerlichs, wirkte zuerst als Pfleger in Berchtesgaden, danach als Kammerdirektor in Salzburg. Der spätere Fr. Ämilian absolvierte Humaniora und Logik in der Salzachstadt, studierte dann Physik in Kremsmünster und anschließend Theologie an der heimatlichen Paridiana. Am 8. Juni 1747 legte er in Kremsmünster die Ordensprofeß ab, erlangte aber nie die höheren Weihen, da er sich schon in Salzburg immer mehr vom geistlichen Leben entfernte. Jahrelang bemühte er sich in Wien, Passau und Rom vergebens um die Annullierung seiner Profeß. Von daher sind wohl auch seine Erfahrungen in disziplinären Belangen des Kirchenrechts und die ‚Ratschläge' für P. Rudolf zu verstehen, mit dem er, wie der Briefwechsel ausweist, eng befreundet war. Gerade dieser vertraute Umgang mit Fr. Ämilian, der im Zeitalter der Empfindsamkeit und des gepflegten Freundschaftskultes auch dem gesellschaftlichen Verkehr mit der Damenwelt entsprechend huldigte, machte Graser bei Abt und Konvent verdächtig.[117] Darum warnte man P. Rudolf immer wieder vor solchen Beziehungen, die ihn – wie im Fall Hitzinger – leicht kompromittieren konnten. Doch wie er in seinem Brief vom 4. September 1760 an Wölkhamer betont, hielt er den Umgang mit Gerlichs angeblich nur aus Furcht aufrecht, ansonsten in noch weitere diffamierende Händel hineingezogen zu werden:

(12)

> [...] Mein Umgang mit H. Ämilian, dessen ich mich gewisser wichtiger Ursachen halber nicht entschlagen konnte, weil ich denselben gut erhalten mußte, um ihn nicht zu meinen Feind zu bekom(m)en, und zwar zu einem Feinde, der mir gar viel hätte schaden können, machte mich so wohl bey H. Prälaten, und P. Prior, als vielen andren noch verhaßter.

Gerlichs respektiert aber offenbar noch immer die monastischen Tugenden. Denn da Graser, wie er auch schon früher wiederholt zum Ausdruck brachte, den Ordensstand nicht aufgeben will, sondern nach freier persönlicher Entscheidung eventuell die Stellung eines Hofmeisters oder Feldgeistlichen anstreben möchte, meint dieser zu dessen Vorhaben:

---

117) Sichtbares Zeichen und literarischer Niederschlag dieses gepflegten Freundschaftskultes ist eine handschriftlich überlieferte Gedichtsammlung aus der Feder Grasers (Codex Cremifanensis novus [=CCn] 625) mit Oden, Elegien und Sinngedichten im Stile Gottscheds. Der größte Teil des Inhalts dieses Werkes behandelt die Themen Liebe, Treue und Entsagung. Format der Hs. 18 x 12 cm; festes, griffiges Papier. S.1–194 vom Autor paginiert, S.1–187 von ihm auch beschrieben; S.188–194 (= 7 Seiten) leer; zeitgenössischer dunkelbrauner Ledereinband mit dem eingestanzten Titel „Deutsche Oden" am Buchrücken.

(13)

> Liebster Freund, sagen Sie mir: in wann besteht dann Ihr Ordensstand, wenn Sie ein Feldpater, ein Hofmeister oder Hofcappelan sind? Der wesentliche Caracter eines Ordensgeistlichen fällt weg, so bald die Gelübde der Armuth und des Gehorsams aufhören. Es wäre dann [sic], Sie wolten einmal wiederum bey Veränderung der Obrigkeiten nach Cremsmünster zurückkehren, und in dieser Absicht dürften Sie wohl auch zu Rom Ihr Gesuch leichter erhalten. Ich förchte aber doch auch dabey, man möchte Ihnen antworten, Sie sollen sich also nach belieben ein anderes Kloster erwehlen.[118]

Am 6. September adressiert der Prior ein Schreiben an P. Rudolf nach Basel, berichtet von der Betroffenheit des Konvents über dessen Weggang aus dem Kloster, bittet ihn um die Rückkehr und versichert ihm, daß alle Hl. Messen nach und nach gelesen würden. Gleichzeitig ersucht er ihn, doch wenigstens ein paar Zeilen an den Herrn Prälaten zu senden. Sollte ihn dieser beleidigt haben, so leiste er Abbitte, die Kränkung sei aber nicht mit Absicht geschehen. Wenn er nicht mehr nach Kremsmünster zurückkommen wolle, so wähle er ein anderes Kloster und bleibe dort als „hospes". Inzwischen wurde in einer kurzen Meldung mit dem Datum vom 4. September auch der zuständige, greise Ordinarius loci, Kardinal Joseph Dominicus Graf von Lamberg, Fürstbischof von Passau,[119] von dem Vorfall unterrichtet. Fünf Tage später antwortet er und rät, falls es noch nicht geschehen sei, den Flüchtling, der bereits Reue andeute, „durch ein Liebreich= und Vätterliches ermahnungs= Schreiben, auch mit Versprechen der Nachsicht der wohl verdienten incarceration, und Leibs=Straff ad locum suae profehsionis" zurückzurufen.

Nachdem Graser schon am 31. August aus Colmar einen ersten Brief an seine Mutter in Linz gesandt hat, ohne allerdings vorerst eine Antwort zu er-

---

118) Gerlichs selbst verließ bald darauf Kremsmünster, ging nach Deutschland, wo er einige Zeit die ärztliche Kunst ausübte und am 18.11.1762 nach kurzer Krankheit, versehen mit den Sakramenten der Kirche, bereits im Alter von 34 Jahren starb. Genaueres bei Pichler, Coetus (wie Anm. 35), zu 1745. Vgl. auch Kellner 314.

119) Die Abtei Kremsmünster gehörte damals zum Bistum Passau, seit 1785 untersteht sie der neu gegründeten Diözese Linz.– Joseph Dominikus Graf von Lamberg, Fürstbischof von Passau, wurde am 8.7.1660 auf Schloß Steier geboren, besuchte das Jesuitenkolleg in Linz und erhielt seine theologische Ausbildung in Rom. 1704 Dompropst zu Passau, 1712 Bischof von Seckau, 1723 Fürstbischof von Passau. Gegen den Willen seines Domkapitels trat er einen Teil seines Sprengels ab, dafür wurde Passau von der Kirchenhoheit Salzburgs exempt und direkt Rom unterstellt. 1738 erlangte Fürstbischof Joseph Dominikus auf Wunsch des Kaisers vom Papst Klemens XII. die Kardinalswürde. Seine Wirksamkeit war gekennzeichnet durch ein starkes soziales Engagement, den Aufbau des deutschen Schulwesens in seiner Diözese, seine intensive Visitationstätigkeit sowie durch die Förderung des Gewerbes und des Straßenbaus. Vgl. den Art. von E. Müller-Luckner bei Bosl I, 460; LThK^2 VIII, 161 u.a.

halten, richtet er am 22. September aus Straßburg abermals ein Schreiben an sie, bevor er sich anschickt, nach Paris weiterzureisen. Das Schriftstück ist mentalitätsgeschichtlich nicht nur deswegen aufschlußreich, weil es die Intimsphäre zwischen Sohn und Mutter zeitgemäß charakterisiert, sondern auch weitere Aspekte von P. Rudolfs Plänen sichtbar macht:

(14)

Allerliebste Frau Mama,

Den 31 August habe ich aus Colmar an Sie geschrieben. Heute schreibe ich aus Straßburg, welches schon 120 Stunden weit von Linz entfernt ist. Haben Sie meinen Brief vom 31 empfangen? Ich hoffe wohl: und vielleicht ist schon ein Antwortschreiben von Ihnen auf dem Wege zu mir, welches der Him(m)el gebe. Ich gehe morgen nach Paris fort, und weil ich gar zu viel Bagage mit mir genom(m)en, dieses aber auf meiner Reise viele Unkosten macht, und oft auch im Fortkom(m)en hindert: so habe ich mich entschlossen, alles, was ich im(m)er entbehren kann, in beykom(m)enden Kofer zu legen, den ich Ihnen ganz frankirt zusende, mit der Bitte, ihn in einem guten nicht feichten Orte aufzubehalten, bis ich wieder das Vergnügen habe, Sie zu sehen, und Ihnen die Hand zu küssen. Sollte ich, welches Gott anheimgestellt bleibet, auf meinen Reisen sterben, so bleibt alles in Ihren Handen, und nicht in fremden.

Nun reise ich nach Paris, und mein Gedanke ist, alldort etwa ein Jahr zu bleiben. Alsdenn will ich wieder nach Deutschland zurückkom(m)en. Denn ich wäre einmal vor Verdruß verschmachtet, wenn ich nicht von Kremsmünster weggereiset wäre: Hätte ich aber etwas vorher gesaget: so hätte man mich nicht gelassen. Ich mußte also heimlich fort. Es geht mir noch gut, ich bin gesünder, als ich zu Hause war, und ich werde mich im französischen so vollkom(m)en machen als es mir im(m)er möglich ist, um meinem Kloster alsdenn damit dienen zu können. Gott schenke uns beyden Gesundheit und Leben, damit wir uns wieder mit Freuden sehn.

Ich bin indessen an allen Orten und in allen Umständen bis in mein Grab

dero
treuliebender Sohn
P. R. G.

Straßburg
den 22 Sept.

P. S.

Wenn Sie mir schreiben wollen: so machen Sie die Adresse: Monsieur Charles De Ratty à Paris.

Je größer die örtliche Distanz zu Kremsmünster und der zeitliche Abstand seines unerlaubten Weggangs aus dem Kloster werden, umso stärker wird unter dem Einfluß der erlebten Fremde auch Grasers Bedürfnis, in wiederkehrenden Variationen die Motive seines eigenwilligen Handelns Mitbrüdern und Freunden lebendig, anschaulich und sprachlich ausgereift vor Augen zu führen. Er beklagt seine momentane triste Situation, bekundet erste Anzeichen von Reue und versucht, sich anhand schriftlicher Konfliktanalysen stets von neuem freizuschreiben. Was ihm auf diese Weise gelingt, sind – objektiv gesehen – detaillierte Psychogramme mit starkem autobiographischen Erlebnishintergrund, die im Zeitalter der Empfindsamkeit, gepaart mit einem Gutteil unverblümter Realität, echten *Herzensergießungen* nahekommen.

Im September des gleichen Jahres schreibt P. Rudolf auch an P. Anton Zechner von Thalhofen OSB, von 1747 bis 1759 Stiftsprior in Kremsmünster, danach bis zu seinem Tod Pfarrer in Viechtwang im Almtal.[120] Der um 18 Jahre jüngere Graser richtet an ihn wieder ein Musterbeispiel seiner an Gottsched und Gellert geschulten epistolographischen Kunst, wie schon die feierliche Anrede, aber auch die Einleitung und die weitere Argumentation zeigen:

(15)

Hochwürdiger, Hochgelehrter Herr Pfarrer,
Hochgeehrter und Allerliebster
Herr Mitbruder, und großer Gönner,

Sie sind eine von jenen Personen, und vielleicht die erste, die ich auf dieser Welt am allermeisten schätze, aufs allerzärtlichste liebe, und meines Vollkom(m)enen Vertrauens mehr als zu würdig achte. Wie könnte ich länger warten, ohne an Sie zu schreiben, und Ihnen Nachricht von meinem Schicksale zu geben; welches Ihrem gegen mich jederzeit so zärtlichem Herzen keine geringe Wunde wird versetzet haben: da Sie es durch das Gerüchte werden vernommen haben?

Ja so ist es. Ich habe Kremsmünster verlassen: und zu diesem verzweifelten Entschlusse haben meine verwirrten Umstände mein kleinmüthiges und Rachgieriges Herz verleitet, nachdem es nirgens eine Hülfe, nirgends eine Besserung seiner Verdrüßlichkeiten sich zu hoffen mehr getraute. Sehn Sie, ich will Ihnen mein ganzes Herz eröffnen, damit Sie von der ganzen Sache Verhältniß gründlich urtheilen, und mir auch (:welches ich Sie sehr bitte:) mit dero gutem Rathe ferner zu statten kom(m)en können. Ach wären E. Hochw. doch Prälat geworden; oder wären Sie doch wenigstens Prior geblieben: so würde es mit mir niemals so weit gekom(m)en seyn! Aber was helfen diese unnütze Seufzer! - - - - Herr Prälat war wider mich überaus eingenommen; und suchte, wo er nur konnte, sich an mir zu reiben: und das war der erste Staffel zu meinem Verderben.

120) Näheres über ihn bei Kellner 283.

Hierauf erwähnt er die „verfluchte Verfolgung" durch „die Frau Hitzingerinn" und das üble Verhalten des P. Kastner und P. Colomans, die die „rasende Bestie" dabei noch unterstützten, sowie die „niederträchtige und bübische Aufführung" P. Priors, der ihn „so schändlich stehen ließ", obwohl er ihm aus seiner finanziellen Not „gar leicht hätte heraushelfen können."

Nicht zuletzt waren es nach Graser aber auch die „allgemeinenUnruhen, und Verwirrungen Kremsmünsters, die die neue Regierung nothwendig nach sich ziehen mußte", die ihn „so verwirret, kleinmüthig, und verzweiflet" machten, daß er angeblich „keine ruhige Stunde mehr hatte" und selbst seine Gesundheit darunter zu leiden begann. Angesichts derartiger Bezichtigungen muß man sich freilich mit Recht fragen, wie weit P. Rudolf bei seinem ausgeprägten Hang zu verbalen Superlativen und rhetorischer Effizienz die mit dem Regierungsantritt Abt Berthold Vogls im Februar 1759 sich verändernde Situation in Kremsmünster tendenziös darstellt oder doch wenigstens recht einseitig zu seinen Gunsten polarisiert. Es ist nämlich auch durchaus denkbar, daß Graser die für ihn peinlichen Umstände bewußt etwas entstellt oder auch dramatisiert, um sein suspektes Unternehmen moralisch zu rechtfertigen, die Schwere des Vergehens zu minimalisieren und die eigentlichen Beweggründe seiner Fluchtreise nach Paris vor der Öffentlichkeit zu verschleiern. Nicht daran zu zweifeln ist jedoch, daß die individualistische Persönlichkeitsstruktur P. Rudolfs mit ihren ganz eigenen, heute nicht mehr völlig faßbaren Integrationsschwierigkeiten in dem spannungsreichen monastischen Klima Kremsmünsters nach der Errichtung der Ritterakademie und der Neuwahl des Abtes immer weniger harmonierte und er konsequenterweise zum Ausbruch drängte, um eine vorläufige Lösung der anstehenden persönlichen Probleme herbeizuführen. So reift in ihm allmählich der Entschluß, sich „mit Gewalt und auf einmal aus diesem Gedränge zu reißen", wobei er offenbar alles daransetzt, um sich „an der rachgierigen Bestie, an H. Prälaten, und P. Prior rächen" zu können:

(16)

> Zu Kremsmünster, sagte mir mein Herz ohne Unterlaß, mußt du verschmachten. Und auf eine Pfarr zu kommen wollte mir H. Prior schon vorhinein alle Hoffnung absprechen: weil H. Prälat gar zu sehr wider mich eingenommen wäre. In ein andres Kloster zu gehn, würde meine Ruhe und Vergnügen eben so wenig befördert haben, als eine Cooperatorstelle alle meine Verdrüsse aufgehebt hätte: weil H. Prälat mir eine schlechte Recom(m)endation würde mitgegeben haben. Nun so sah ich nirgends einen Weg zu meinem Vergnügen zu gelangen, und mich der Nothwendigkeit, verschmachten zu müssen, zu entziehen, als diesen einzigen. Ich dachte bey mir: Du mußt, um von H. Prälaten dich völlig loszumachen, trachten zu einer Herrschaft zu kom(m)en, und bey derselben einen Hofmeister abgeben. Allein, dazu würde H. Prälat niemals seinen Willen geben; und über dies gehn dir auch die

> nothwendigen Eigenschaften noch ab, nämlich fertig französisch und welsch zu reden; Paris und Rom gesehn zu haben. Alles das kannst du nicht anders ins Werk setzen, als wenn du heimlich davon gehst. Sehn Sie nun Hochwürdiger Herr, dieses waren meine Gedanken, und meine ganze Absicht, wie es Gott weis, der mich straffe, wenn ich die Wahrheit nicht sage. Niemand denke etwas andres. Denn ganz Kremsmünster wird mich keines Verbrechens beschuldigen können: und ich bin ehrlich [...].

Da sich Graser in Basel bereits sicher fühlt, hält er sich hier fünf Tage auf, bevor er weiterreist. Wieder studiert er täglich fleißig Französisch, teilweise auch mit einem Privatlehrer. Sobald er in der Konversation weiter fortgeschritten ist, will er sich nach Paris begeben und so lange dort bleiben, bis er alle Sehenswürdigkeiten besichtigt und sich „in der feinern Art zu sprechen vollkom(m)en gemacht" hat. Hierauf gedenkt er nach Rom zu gehen, um auch da die Stadt zu besichtigen und gleichzeitig die Exklaustration zu erwirken. Nach Aufenthalten in Paris und in der Ewigen Stadt sowie dem Erlernen der französischen und italienischen Sprache hofft P. Rudolf zuversichtlich, „bey einer Herrschaft" als Hofmeister „gar leicht wo anzukom(m)en". Sollte ihm Gott die Gesundheit schenken und er Gelegenheit finden, wäre es zudem seine größte Freude, „von Rom in das heilige Land", wonach er „schon so lang seufze", aufbrechen zu können. Für die Zukunft läßt sich Graser den Weg offen, erwägt aber auch eine eventuelle Rückkehr nach Kremsmünster:

(17)

> Stirb ich bevor ich diese meine Absichten ausführe: so sey Gott meine Seele befohlen, und gedankt, daß ich nicht zu Kremsmünster habe sterben müssen. Bleib ich beym leben und gesund: so kom(m)e ich vielleicht zu Rom, oder in Bayrn zu München bei einer Herrschaft an. Könnte ich aber zu Rom meine Absicht nicht erreichen, daran ich gar nicht zweifle: so wollte ich doch mit einem Sicherheitsbriefe vom Pabsten nach Kremsmünster zurücke kom(m)en, und vielleicht dem Kloster gute Dienste nach meinen Reisen thun. Das ist alles, was ich denke. Gott weis, daß ich keine böse Absicht hege, und als benedictiner sterben will. Er wird mir bald aus diesem Labyrinth heraushelfen: weil ich mich an ihn halte: und als ein guter Christ lebe, bis ich wieder als ein Geistlicher und Priester leben kann, um welchen Tag ich stündlich seufze. Dieses ist indessen, was ich Eur. Hochw. recht im kindlichen Vertrauen eröffnen kann.

Zum Schluß ersucht P. Rudolf wieder um den Briefwechsel und auch darum, ihm das „Vergnügen genießen" zu lassen, „Dero Rath, Neigung, Trost, und Gedanken theilhaftig zu werden", was ihm in seinem „Schicksale" große Erleichterung bringen werde. Er lebe zwar gesünder als vorher in Kremsmünster, doch verbringe er zuweilen „melancolische Stunden", die größtenteils

daher stammten, daß er unter „lauter fremden Leuten leben" und „gar aller lieben Freunde", für die sein „Herz geschaffen ist, beraubt seyn" müsse:

(18)

> Das geht mir manchesmal recht empfindlich zu Herzen. Denn meine Absichten sehn weit aus, es ist vieles dabey zu bedenken, und weil gar niemand ist, dem ich mich im mindesten anvertrauen dörfte: so ist mir der Kopf oft vor lauter Denken ganz verwirret.
>
> [...] Ich bitte Sie, mein alter aufrichtiger guter Freund und Gönner zu bleiben, wenn auch alles von mir weichen soll. Denken Sie, daß mich bloß die Kleinmüthigkeit, nicht aber eine andre Niederträchtigkeit zu diesem Entschluße gebracht hat. Denn Sie wissen, daß ich ein *gutes, weiches, empfindsames Herz*[121] habe, dergleichen auch leichter in Verzweiflung gerathe, als rauhe, grobe Gemüther. Denken Sie, daß ich meine Absichten, die gewiß ehrlich sind, so zu erreichen suche, wie ichs vor Gott und meinem Gewissen, bey meinen dermaligen Umständen zu verantworten mich getraue. Endlich lieben Sie mich noch wie vorhin, lassen Sie mich Ihren angenehmen Briefwechsel genießen. Die Adresse an mich ist: Monsieur Charles Ratty a Colmar en Alsace. *par Munic, Schafhouse, Bâle.* Haben Sie aber die Gnade, ein feines Papier zu nehmen, und klein zu schreiben, denn das Postgeld ist gar zu streng.
>
> Ich bin bis in mein Grab, der ich bisher im(m)er war.

Hier läßt Graser ausdrücklich erkennen, daß seine epistolographische Tätigkeit zweifellos dem Zeitalter und der Stilrichtung der Empfindsamkeit zuzurechnen sind, hat man doch schon von jeher vermutet, die Neigung dazu gehe auf gewisse physiologische und psychologische Disposiionen zurück.[122] Demnach eignet P. Rudolf, der recht klein von Gestalt war,[123] neben beharrlicher Zielstrebigkeit und Entschlossenheit auch gleichzeitig ein ausgeprägter Zug zu Gemütsweichheit und Sensibilität, die jede psychische Belastung unmittelbar registrieren und auf extreme Streßsituationen mit neurotischer Labilität antworten. Ausgelöst durch den psychisch verletzenden Widerstreit zwischen *Ratio* und *Culpa*, zwischen Vernunft und verdrängten Schuldgefühlen wegen seines problematischen Fortgangs aus dem Kloster, fühlt sich Graser nun durch das Auf-sich-allein-Gestelltsein in der Fremde, ohne Möglichkeit,

121) Hervorhebung von mir, K. F. K.

122) Vgl. dazu auch Herbeck G., Studien zur österreichischen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts. Literarische und soziale Aspekte. Phil. Diss. Wien 1980 [Masch.], 25 u. ö.

123) Das zeigt sich z. B. auch darin, daß er während seines Aufenthalts im Stift Lambach 1761 seine eigene Kukulle von Kremsmünster anfordern mußte, da ihm alle aus dem dortigen Kloster zu groß waren (vgl. Brief Grasers aus Lambach an den Prior von Kremsmünster v. 6.9.1761).

sich wohlmeinenden Freunden anvertrauen zu können, zusätzlich belastet. Nagendes Heimweh überfällt ihn, da er als Ordensmann, der bisher stets im Schutz der sepes monasterii gelebt hat, allen diesen Spannungen kaum gewachsen zu sein scheint.

P. Anton Zechner von Thalhofen, Vorgänger des damaligen Priors, antwortet P. Rudolf am 25. September 1760 nach Colmar energisch und auf eine Art, die dieser vielleicht nicht erwartet, doch dringend nötig hat. Er bestätigt den Erhalt des Briefes, weist aber dessen Inhalt entschieden zurück, da er die alte „Wunde" von neuem aufreiße. Die Vorwürfe „wider unsere hoche und verehrungswürdige Obrigkeiten" empfindet er unbegründet und abscheulich. Graser scheine nun seine „unrühmliche, unnöthige und tadelhafte Flucht" durch „Verzweiflung und rachbegierd rechtfertigen zu wollen", wo doch solche „Gespenster" in einem christlichen und besonders geistlichen Gemüt gar keinen Platz haben sollten. Auch gewinne man den Eindruck, daß er durch Gewalt von auswärts gedrängt werde, nach Kremsmünster zurückzukehren. Doch möge er an seine Pflicht denken und „solches von selbsten ohne anstandt und freywillig bewerkstelligen." Zechner gibt P. Rudolf den wohlmeinenden Rat, nicht zu sehr auf seiner Verantwortung dem gerechten Gott gegenüber zu bestehen, unverzüglich in sein Kloster zurückzukehren und manchmal daranzudenken, wie wahr der Ausspruch des goldenen Sittenlehrers sei: Curre hic, vel ibi, non invenies quietem, nisi in humili subjectione sub Praelati regimine: imaginatio locorum et mutatio multos fefellit."[124] Graser solle aber auch seine „weitläufigen" Projekte aufgeben:

(19)

> was wollen Sie einer weltlichen Herrschaft jene dienste leisten, welche Sie gott alleine geschworen? was wollen Sie in Rom Frei= oder Sicherheits Briefe suchen, die Sie in Krembsmünster erhalten können, wan Sie nur umb selbe mit gezim(m)enden Vertrauen ansuchen.

Könne sich P. Rudolf dennoch nicht entschließen, in den Heimatkonvent zurückzukehren, so möge er dem Herrn Abt schreiben und dieser werde alles

124) Das Zitat stammt aus der vor 1427 anonym erschienenen lateinischen Erbauungsschrift „Imitatio Christi" (tract. I, cap. IX, 18–22; ed. crit. M. J. Pohl, Herder, Freiburg/Br. 1904, Bd.2), die seit dem 15. Jh. weiteste Verbreitung fand, auch unter Protestanten und Nichtchristen, und mit Bezug auf die Verfasserschaft jahrhundertelang zu heftigen Debatten führte. Neben Thomas von Kempen, dem angeblichen Abt Joh. Gersen OSB von Vercelli aus dem 13. Jh. und vielen anderen wurde lange Zeit auch Johannes Gerson (1363–1429), der Verteidiger der Brüder vom gemeinsamen Leben auf dem Konzil von Konstanz, für den Autor des Werkes gehalten. Auch P. Anton Zechner von Thalhofen schließt sich offensichtlich dieser Meinung an, doch ist die Frage der Verfasserschaft bis heute nicht restlos geklärt. Näheres dazu bei Iserloh E., Art.: Nachfolge Christi. III (LThK^2 VII, 762–764); Baumer R., Art.: Johannes Charlier Gerson (ebd. V, 1036 f.); Burger Chr., Art.: Gerson, Johannes (TRE XII, 532–538). Vgl. auch weiter unten, Anm. 242.

unternehmen, soweit es mit seinem Gewissen vereinbar sei, damit er „mit obrigkeitlichen Consens mithin sicher und ohne beleydigung gottes von Krembsmünster entfernet leben" und anderswo sein „heyll erwürcken" könne. Die Schuldenlast von 50 Gulden habe er im übrigen ihm, dem Pfarrer von Viechtwang, persönlich und nicht dessen Pfarrkirche zurückzuzahlen. Grasers anschließend geäußertes Vorhaben, von Zeit zu Zeit Briefe mit P. Anton zu wechseln, lehnt dieser ab, es sei denn, er versöhne sich wieder mit seinen Oberen in Kremsmünster. Die Bitte um gegenseitiges Gebet am Schluß des Briefes findet jedoch eine positive Antwort: „Oremus [pro] invicem, ut salvemur."

Als nächstem Mitbruder schreibt P. Rudolf am 22. September aus Luneville (Lothringen) P. Florian Rizinger, einem geschätzten Prediger und in der Zeit 1760/61 gerade Pfarrer von Fischlham[125]. Der Brief ist deutsch verfaßt; die französisch formulierte Anschrift mit einer Reihe von fehlenden oder falschgesetzten Akzentzeichen zeigt, daß Graser damals noch beachtliche Schwächen in der Beherrschung der französischen Sprache aufwies. Ansonsten bringt das Schreiben nichts Neues: Hinweis auf das Briefporto, das – wie immer – der Empfänger zu bezahlen hat, doch dafür stammen die Zeilen, gleichsam als Gegengabe, „von einem recht guten Freunde" und aus einer Zeit, da sie Rizinger kaum erwarten wird. Wie P. Rudolf weiter bemerkt, hat er bereits „an etliche gute Freunde zu Kremsmünster" geschrieben, seitdem er weg ist, und diesmal soll eben P. Florian an die Reihe kommen, eine „Probe" seiner „fortdauernden Freundschaft" zu erhalten. Gewiß habe auch Rizinger u. a. aus der Zeitung von seiner Flucht gehört, und es könnte den Anschein haben, er sei nur deswegen aus Kremsmünster geflohen, um seinen Namen in Österreich bekanntzumachen. Doch wie schon früher angedeutet, seien die wahren Beweggründe Verdruß, Kleinmut und Rache gewesen. Graser will erst dann wieder in die Heimat zurückkehren, wenn er Paris gesehen und Französisch gelernt hat. Demnächst reise er nach Nancy, der Hauptstadt Lothringens.

P. Rudolf wollte sich eigentlich schon einen Tag später, am 23. September, nach Nancy begeben, verschob aber dann die Abreise scheinbar doch wieder und richtet noch am 26. September, um zwei Uhr nachmittags, einen Brief aus Luneville an „Madame Catharine Digl" in Kremsmünster, der Mutter dreier geistlicher Söhne, die alle dem Benediktinerorden angehören.[126] Anrede und Einleitung ist dabei zu entnehmen, daß es sich auch diesmal um einen typischen Freundschaftsbrief handelt, den Graser nach dem Geschmack der Zeit

125) Ritzinger war hauptsächlich in der Pfarrseelsorge aktiv. Genaueres bei Kellner 290; ders., Musikgeschichte des Stiftes Kremsmünster. Nach den Quellen dargestellt, Kassel–Basel 1956, 375.

126) Es sind dies die Brüder P. Roman Digl (1727–1795), Prior in Seitenstetten; P. Nikolaus Digl (I.) (1733–1804) von Kremsmünster sowie P. Nikolaus Digl (1755–1787), Subprior in Garsten.– P. Nikolaus Digl (II.) (1787–1869), ausschließlich in Kremsmünsterer Pfarren tätig, war ein Neffe von P. Nikolaus Digl (I.). Vgl. Kellner 324 u. 380.

als ausgeprägte epistolographische Kunstübung an die Gattin eines Beamten der Stiftskanzlei in Kremsmünster adressiert:

(20)

Hochgeehrte,
Allerliebste Frau,
Meine Hochgeschätzte Freundinn,

Sie werden nicht zweiflen, daß ich zu Cremsmünster jederzeit Ihr wahrer Freund, und Verehrer gewesen bin. Denn davon habe ich Sie von Zeit zu Zeit durch alle mir mögliche Proben zu überzeugen gesuchet.[127] Damit Sie nun aber auch sehen, daß ich nicht einer von jenen bin, bey denen es heißet: *Aus den Augen aus dem Sinne*: so habe ich mich entschlossen, aus einem fremden Lande an Sie zu schreiben, und Ihnen zu zeigen, daß ich die Hochachtung und Freundschaft, die ich jederzeit gegen Sie getragen, auch auf die Reise mit mir genom(m)en, und sehr oft recht freundschaftlich an Sie und Ihr liebes Haus gedenke. Es ist mir leid, daß ich Sie durch diesen Brief in Unkosten setze. Allein ich kann die Einrichtung hiesiger Posten nicht ändern, so gern ich auch wollte: und ich traue Ihnen so viel Großmuth zu, daß Sie etliche Groschen nicht achten werden, um einen Brief dafür zu haben, der Sie von der beständig fortdauernden Freundschaft eines recht treuen Freundes aufs neue überzeuget, der Sie allezeit geliebet und geehrt hat, und sich desgleichen von Ihnen schmäuchlet. - - Allerliebste Freundin! Gestern war es 6 Wochen, daß ich Cremsmünster verlassen habe. Ach! wie gerne hätte ich von Ihnen urlaub genom(m)en, und wie viel Mühe hat es mich nicht gekostet, mich dessen zu enthalten: Denn meine Thränen würden Ihnen das verrathen haben, was mein Mund verhalten mußte. Ich war nicht umsonst den letzten Tag vor meiner Abreise 2 bis dreymal bey der lieben Frau Hofmeisterin im Hause: und ich beurlaubte mich in Gedanken, im Herzen und heimlich wohl hundertmal von dieser mir so herzlich lieben Freundin: Ach! dacht ich bey mir: Du wirst dir auch nicht einbilden, daß du mich heute zum letztenmal siehst, und das Herz würde mir bersten, wenn ich dies sagen sollte. Ich ging abends vor 6 Uhr von ihr weg, und trocknete auf der Stiege die Thränen an meinen Augen: und itzt, da ich dieses schreibe, stehen mir aufs neue beyde Augen voll Zähren. Denn ich kann Ihnen sagen, Allerlieb-

127) Unter diesen „Proben" dürften sich wohl auch manche Gedichte befunden haben, die P. Rudolf später in seinem handgeschriebenen Oden-Buch (vgl. Anm. 112) sammelte.– Zur Thematik von Freundschaft und Zärtlichkeit vgl. Jäger G., Empfindsamkeit und Roman. Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, hrsg. v. H. Fromm, H. Kuhn, W. Müller-Seidel u. F. Sengle, 11), Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz 1969, 44–47; Pikulik (wie Anm.71) 93ff., 129ff., 239ff., 306ff.

ste Frau, daß mir nichts schmerzlicher in meinen Umständen ist, als von allen meinen lieben Freunden völlig getrennt zu seyn, und unter lauter fremden Leuten [zu] leben. Das ist ein Umstand, der mir manche melancolische Stunde machet, und viele Thränen kostet, und dessen Schwierigkeit ich mir niemals so wichtig vorgestellet hätte, als ich sie itzt leider! erfahre. - - -

Was uns heute, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, an solch pathetisch-intimen Äußerungen vielfach befremdend anmutet, weil es in dieser Konstellation die Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten scheint, war damals, zu Beginn des empfindsamen Zeitalters, bei literarisch Interessierten, zu denen auch P. Rudolf und sein Freundeskreis zählten, durchaus üblich. Unter dem Einfluß der französischen und englischen Epistolographie, aber ebenso aufgrund des neugewonnenen Selbstwertgefühls des aufstrebenden deutschen Bildungsbürgertums,[128] dem sich auch Graser durch Herkunft und Erziehung verpflichtet weiß, lehnt man das steife Zeremoniell früherer Zeiten vielfach ab und läßt den Gefühlen von Freundschaft, Zuneigung und Wertschätzung freien Lauf. Dieser bewußt gepflegte Stil empfindsamer Psychologie, der häufig auch larmoyante Züge keineswegs ausschließt,[129] zeigt sich im Schreiben P. Rudolfs an „Madame Catharine Stigl" durch dessen Hinweis auf wiederholte, nur der Briefpartnerin gestandene tränenreiche Gefühlsausbrüche aus Anlaß seines stillen Abschieds vor der geheimgehaltenen Flucht, ebenso durch den Trennungsschmerz und das versteckte Heimweh, die für ihn darin kulminieren, auf den unmittelbaren Kontakt mit guten Freunden verzichten und in der Fremde leben zu mmüssen. Die psychologische Belastung, die daraus resultiert,bekommt Graser erst jetzt in vollem Ausmaß zu spüren. Er ist durch die neue Situation noch sensibler als früher geworden, und so taucht wie bereits in allen vorausgehenden Briefen auch hier wieder die bange Frage auf:

(21)

[...] was denken Sie denn von dem entflohenen Rudolph? Him(m)el wie wird doch alles zu Cremsmünster in Erstaunung gerathen seyn: als meine Flucht überall kund wurde. Ich sterbe schier vor Verlangen, alles umständlich zu wissen, was man gedenket, geredet, gethan, geurtheilet, besonders H. Prälat, P. Prior, das Convent etc. etc. und habe das Vergnügen noch nicht gehabt, eine Zeile von Cremsmünster zu bekom(m)en; ob ich gleich schon 20 Briefe dahin geschickt, und meine Freunde wohl wissen, wohin sie ihre Briefe an mich zu addressieren haben. Geben also Sie sich die Mühe, Allerliebste Frau, und schreiben

128) Vgl. Nickisch, Brief (s. oben, Einleitung, Anm. 1) 44 f.

129) Genaueres u. a. bei Lappe (wie Anm. 109) 21 ff., 205, 229 ff., 333 ff.,355 ff., 382 u.ö.; Herbeck (wie Anm. 117) 1 ff., 31 ff., 82 ff., 143 f., 175 ff., 188 ff. u. ö.; Schweikle, Art. Empfindsamkeit (wie Anm. 71).

Sie mir alles, so viel Sie wissen, und Ihnen einfällt, recht umständlich, was man denn hie und da über meine Flucht gesagt, geurtheilet, und ob sie im Kloster keine Folgen nach sich gezogen; was H. Prälat, P. Prior, und andere dergleichen gesagt und gethan. [...] Die Adresse an mich ist: Monsieur Charles de Ratty, à Paris. Denn unter diesen [sic] Namen irre ich in der Welt herum, bis die Umstände zulassen, daß ich wieder P. Rudolph Graser werde. Ich bin noch nicht zu Paris; sondern nur aufm Weg dahin; aber H. Postmeister weis schon, daß er alle Briefe, die mit dieser Addresse an ihn kom(m)en, zu bewahren hat, bis ich sie heimlich abhole; welches auch bald geschehen wird. Diesen Brief schreibe ich aus Luneville, wo ich erst vor 4 Stunden angelanget bin. Es ist 190 Stunden von Kremsmünster, und eine mittelmäßige Stadt in Lothringen, wo der alte vertriebene König aus Pohlen Stanislaus[130] residiret, und etliche schöne Dinge zu sehen sind. Von hier habe ich noch 75 Stunden nach Paris: wo ich mich ohne Zweifel zum wenigsten ein halbes Jahr, wenn mir aber meine Absicht gelingen sollte, wohl anderhalb aufzuhalten gedenke. Von dort aus gedächte ich nach Rom zu reisen, und von Rom nach Jerusalem, wohin mir die Zähne, wie Sie sich erinnern können, schon seit langen Jahren wässern. Gott wird wissen, wie weit er mirs will gelingen lassen. Sterbe ich auf diesen Reisen: so sey ihm meine Seele befohlen. Schenkt er mir Leben und Gesundheit: so will ich wieder nach Deutschland zurückreisen, und von meinen Beschwerden ausruhen. Denn Sie können sich nicht einbilden, und ich hätte mirs auch niemals so vorgestellt, was man auf einer solchen Reise, und besonders bey meinen wunderlichen Umständen für Unbequemlichkeiten, und Beschwernissen auszustehen hat, und was es für Klugheit und auch Herzhaftigkeit brauchet, alle zu überwinden. Meine Verdrüßlichkeiten zu Cremsmünster waren so viel und so groß, daß ich nothwendig eine frische Luft suchen mußte, um nicht ganz zu verschmachten. Denn ich fing ohnehin schon an um meine Gesundheit zu kom(m)en.Itzt bin ich bey allem meinen Ungemache frisch und gesund. Bin ich genug gereiset, welches ich alleweil wünschete, so kom(m)e ich schon wieder zurück.

130) Der polnische König Stanislaw I. Leszczynski, geboren am 20.10.1677 in Leuberg, stammte aus einem großpolnischen Magnatengeschlecht, war 1699 Woiwode von Posen und wurde nach der Absetzung Augusts II. unter schwedischem Druck von einer Minderheit zum König gewählt. Nach der Niederlage Karls XII. bei Poltawa verlor er seine Anhänger und verließ Polen. Durch die Ehe seiner Tochter Maria mit Ludwig XV. von Frankreich wuchs sein Ansehen wieder, so daß er nach dem Tod Augusts des Starken von der überwiegenden Mehrheit abermals zum König von Polen gewählt wurde, flüchtete aber vor der russischen Intervention nach Danzig. 1788 wurde er im Wiener Frieden mit dem Herzogtum Lothringen entschädigt. An seinem Hof in Luneville herrschte reges geistiges Leben. Vgl. BE[17] XVIII, 16 u. a.

Die Möglichkeit, er könne auf seinen Reisen zu Schaden kommen, ja vielleicht sogar das Leben verlieren, ebenso die Frage der Rückkehr ins Kloster beantwortet Graser zu diesem Zeitpunkt noch voll Gottvertrauen und Zuversicht. Hier taucht auch die Reiselust als potentielles Motiv auf, das ihn zusätzlich bewogen haben mochte, in einer schwierigen Lebenslage das Heil in der Flucht zu suchen. Bemerkenswert ist ferner seine Selbstsicherheit, nachdem die bisherige Etappe der abenteuerlichen Fahrt für ihn relativ glimpflich verlaufen ist. So heißt es im gleichen Brief weiter:

(22)

> Lassen Sie nur den P. Rudolph gehn. Er weis sich überall zu helfen: und so artig er ganz Kremsmünster bey seinem Wegreisen ausgezahlet hat: eben so curios wird ers bey seinem Heimkom(m)en erwischen. Nur Geduld! Kom(m)t Zeit, kom(m)t Rath. Es laßt sich in dieser Welt vieles ausdenken, wenn man gescheid, und ausführen, wenn man herzhaft ist.

Der Schluß des Dokuments mit dem Hinweis auf die erhoffte weitere Korrespondenz deutet auch hier wieder die Pflege des epistolarischen Freundschaftskultes an. Nach den verbindlichen Empfehlungen und Grüßen an die Töchter und Söhne von Frau Digl, an den Hofmeister, dessen Gattin sowie an andere Bekannte und Nachbarn in Kremsmünster verabschiedet sich Graser von seiner Briefpartnerin, wobei er in männlich-derber Art zuletzt auch mit dem Urteil schlechter Erfahrungen im begehrten Gastland nicht zurückhält, ohne hier fürs erste schon verallgemeinern zu wollen:

(23)

> Leben Sie wohl. Bleiben Sie, aller Welt zu Trotze, meine Liebe gute Freundin wie ich Ihr wahrer und ewiger Freund und Verehrer, und machen Sie mir die Freude, daß ich bey meiner Ankunft in Paris auch von Ihnen einen Brief zu erheben habe: so wie ich von andren guten Freunden Schreiben allda zu finden hoffe. Him(m)el, was wird das für eine Freude für mich seyn. Leben Sie nocheinmal wohl; ja tausendmal wohl.
>
> Hören Sie, die französischen Weibsbilder, das sind Sau, das sind Schlangen, das sind garstige Tier. Pfui Teufel!

Gegen Jahresende, am 29. Dezember 1760, sendet der betagte Fürstbischof von Passau, Kardinal Lamberg, ein Antwortschreiben an Abt Berthold Vogl von Kremsmünster mit Bezug auf dessen beide Sorgenkinder, Fr. Ämilian Gerlichs und P. Rudolf Graser. Darin ordnet er an, daß bei einer eventuellen Rückkehr Grasers nach Österreich und seinem Aufenthalt in Wien jede Kontaktnahme mit Gerlichs zu unterbleiben habe und er sofort mit dem Empfehlungsschreiben der päpstlichen Nuntiatur in sein Heimatkloster gebracht wer-

den solle. Wenige Tage später, mit dem Datum vom 3. Jänner 1761, wendet sich der Prior von Kremsmünster in einem zweiten Brief an P. Rudolf, diesmal nach Straßburg. Daraus geht hervor, daß Grasers Mutter, durch das Schreiben ihres Sohnes beunruhigt, dieses an einen Geistlichen namens Arsenius Reichhard[131], Stadtkaplan in Wels und Freund der Familie, weitergegeben habe, um Trost und Hilfe zu erlangen. Mit ihrem Einverständnis brachte der Herr Kaplan eine Abschrift des Briefes „recht aus guten Herzen" nach Kremsmünster und übergab sie zuerst P. Schaffner, dann auch P. Prior und dieser reichte sie seinerseits an den Herrn Abt weiter. Alle im Konvent seien über die schlimme Lage, in der sich P. Rudolf befunden habe und sich noch immer befinde, tief betroffen. Seine Eminenz der Herr Kardinal habe in seiner Antwort befohlen, sogleich an Graser zu schreiben, ihm die verlangte Geldsumme von 50 Gulden anzubieten und ihm zu versichern, er habe bei seiner Rückkehr ins Kloster mit keinerlei Strafe zu rechnen, sondern werde wieder väterlich aufgenommen werden. Nur verlange der Herr Prälat in bezug auf die begangene „Unbesonnenheit" eine demütige und reuevolle Haltung sowie Entschlossenheit, in Zukunft einen erbaulichen klösterlichen Lebenswandel zu führen. Als Beweis für die Korrektheit seiner Darstellung zitiert der Prior den entsprechenden Passus aus dem Schreiben Kardinal Lambergs vom 9. September 1760 und fügt hinzu, P. Rudolf könne sich auch selbst nach Passau begeben und sich dort einen „Sicherheits Brief" besorgen. Prior Josef möchte jedoch hoffen, daß sich Graser durch die Gnade des Himmels zu dem entschließe, wozu ihn „Gott, Gewissen, Vernunfft, christliche anständigkeit" und seine „beym Altar geschworne gelübde verbünden." Wegen der 50 Gulden als Spesen für die Heimfahrt möge er bald schreiben.

Der väterliche Ton in der Zuschrift Kardinal Lambergs von Passau wie das versöhnliche Entgegenkommen von seiten der Stiftsleitung in Kremsmünster hätten P. Rudolf aus seinen zahlreichen Schwierigkeiten in der Fremde bald befreien und seine Rückkehr in die Heimatabtei oder den Aufenthalt in einem anderen Kloster wesentlich erleichtern können, wäre dieser bereit gewesen, seine „Absichten" aufzugeben oder zumindest stark zu reduzieren.– Am 10. Jänner 1761 richtet er von Paris aus wieder ein umfangreiches Schreiben an Prior Josef Fixlmillner, in dem er zwar dessen ersten Brief vom 6. September 1760 nach Basel erwähnt, die zweite, wichtige Nachricht vom 3. Jänner 1761 nach Straßburg mit der Stellungnahme des zuständigen Ortsoberen Fürstbischof Lamberg von Passau zu seinem Fall hat er aber offensichtlich noch nicht erhalten. Das umfangreiche Schriftstück von 16 Seiten in Oktavformat mit den bereits aufgezeigten epistolographischen Qualitäten ist ein weiteres Beispiel

131) Arsenius Reichard (Reichhard) wurde 1727 in Wels geboren, später in Wien zum Priester geweiht und am 9.11.1753 als Kooperator in der Welser Stadtpfarre angestellt. 1768–1796 wirkte er als Pfarrer von Aistersheim, gest. am 3.2.1796 ebenda. Vgl. Zinnhobler R., Welser Archivalien im Diözesanarchiv Passau (9. Jahrb. d. Musealvereins Wels 1962/63, 166–170, 168 f.); ders., Nachrichten über die Stadtpfarre Wels aus Passauer Visitationsberichten (12. Jahrb. d.Musealvereines Wels 1965/66, 26–58, 50 f).

von Grasers lebendiger und realitätsbezogener Darstellungskunst, die äußere Erlebnisse sowie ihre psychische Resonanz und die nachfolgende Reflexion anschaulich und überzeugend rezipiert:

(24)

Paris den 10 Jenner
1761

Hochwürdiger,

Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr P. Prior,

Eure Hochwürden haben sich gewürdiget, den 6 Sept. des verflossenen Jahres, ein Schreiben nach Basel an mich abzulassen. Was werden Sie wohl denken, daß Sie bis diese Stunde, noch keine Antwort darauf erhalten haben? Vielleicht denken Sie, ich habe selbes nicht empfangen; vielleicht, ich habe mein Herz bereits verstocket, alles Ruffen, Ermahnen, und Bitten eines gutmeynenden Freundes und Vaters leichtsinnig in den Wind zu schlagen; vielleicht, ich sey gar nicht mehr am Leben. - - - Und wahrhaftig, mein gar so langes Stillschweigen, giebt Eur. Hochw. billig ursache, auf dergleichen Meynungen zu verfallen. Allein weder das eine weder das andre, noch was Sie sonst etwan über mein vier Monate langes Stillschweigen denken können, ist die wahre Ursache desselben. Dero hochgeehrtestes ist in meinen Handen. Mein Herz ist nicht verstockt: und ich bin, so sehr ich es auch wollte, noch nicht im Reiche der Todten. Ein überzeugender Beweis von allen diesem soll Eur. Hochw. gegenwärtiges Schreiben werden; in welchem Sie die wahre Ursache meines bisherigen Stillschweigens; wie wenig mein Herz in der Bosheit verstockt sey; und wo, auch wie ich, seit meiner Entweichung aus Kremsmünster, bis diese Stunde, gelebet habe, alles seiner gehörigen Ordnung nach, aufs umständlichste und ausführlichste vernehmen, und hiemit eine genaue Abbildung meines ganzen wunderlichen Schicksals vor Augen haben werden.

Nach der respektvollen, dem Oberen gegenüber noch immer etwas floskelhaften Anrede und der gewandten Einleitung folgt die eigentliche, umfassende und sprachlich ausgezeichnet präsentierte Problemanalyse, die die Freude des Autors an der schriftlichen Gestaltung, aber auch dessen emotionale Denk- und Ausdrucksweise anschaulich darlegt:

(25)

Ich will mich also anschicken, Dero schätzbarstes von Punkte zu Punkte zu beantworten. Lassen mich aber Eu. Hochw. vorher noch voll Verwunderung sagen: Ach was thun Sie wohl, Hochwürdiger Herr, daß Sie sich würdigen, an den allerverächtlichsten und nichtswertesten aus

allen Menschen zu schreiben; und welches ich nicht ohne Erstaunung denken kann, einen Brief, der unmöglich liebreicher seyn könnte: Gott, in dessen Angesicht ich schreibe, soll mein Zeuge seyn; in wie viele tausend Seufzer und Thränen mein Herz und meine Augen ausgebrochen sind: da ich dieses so unverhoffte Schreiben durchlas; in welchem ich durchgehends die zärtlichste Vaterliebe, den brünstigsten Eifer für mein gefahrlaufendes Seelenheil, und die wehmütigste Stimme des um sein verirrtes Schäflein klagenden guten Hirtens herschen sah.

Ach! Was soll ich Ihnen antworten, Hochwürdiger H. P. Prior? Mein beschämtes Angesicht kann vor Thränen kaum das Papier sehen. Das schuldige Herz bebet mir im Leibe: und die zitternde Hand will mir fast diesesmal ihren Dienst versagen. Ich werfe mich in wahrer Demuth zu Dero Füssen; und danke Eur. Hochw. mit aufrichtigsten Herzen für die unverdiente Gnade Ihres gütigsten Schreibens, dessen Sie mich ja gar nicht mehr hätten würdigen sollen. Und weil Eu. Hochw. selbst einige Antwortzeilen von mir verlangen: so will ich mich hier unterstehn, Dero werthestes, so wie ich oben gesagt habe, zu beantworten.

Den empfindsamen Stil charakterisiert hier die stark emotional gefärbte Sprache, aber ebenso die eklatante Neigung, persönliche Schuldkomplexe durch exzessive, in Superlativen schwelgender Selbstanklage und larmoyanter Seelenhaltung auszudrücken. Von den früheren Invektiven gegen Prior Fixlmillner ist dabei nichts mehr zu spüren.

Der Exposition läßt P. Rudolf einige wichtige Passagen aus dem ersten Schreiben des Priors als Zitate folgen und fügt jeweils eine eigene Stellungnahme hinzu. So erwähnt er zunächst dessen Bemerkung, sein verzweifelter Entschluß und die schändliche Flucht hätten in Kremsmünster allgemein Bedauern und Erstaunen ausgelöst. Graser meint dazu, das habe er wohl vorausgesehen, und rechtfertigt sich mit seiner damaligen deprimierten geistigen Verfassung: „Allein was läßt sich wohl ein Mensch zu Gemüthe dringen, dessen Vernunft von den stärksten Vorurtheilen eingenommen; dessen Verstand von der größten Kleinmüthigkeit ganz verwirret; und dessen Herz vor der äußersten Verzweiflung seiner selbst nicht mehr mächtig ist?“ Unter dem seelischen Druck der Isolation in der Fremde bereut Graser seinen heimlichen Weggang aus dem Kloster nun erstmals ausdrücklich. Wie fast immer bei ihm findet auch diesmal die innere Spannung durch die psychologisch und rhetorisch meisterhafte Gestaltungskraft ihren verbalen Niederschlag:

(26)

Ach ja! ich weis es nun nur gar zu wohl, wie thöricht ich gethan habe; und in was für einen bedaurenswürdigen Zustand mich meine verwegene Unternehmung gesetzet hat. Tausendmal habe ich meine Leichtfertigkeit bereuet. Tausendmal habe ichs beseufzet, daß sich geschehe-

ne Dinge nicht mehr wiederruffen [sic] lassen: und tausendmal habe ich mich selbst, als einen Unglückseligen beklaget, der sich aus Uebereilung in einen Labyrinth hineingewagt, aus welchem er nicht anders, als durch tausend mühsame und gefährliche Umwege den Rückweg finden kann.

Den Anlaß zur Flucht erachtet P. Rudolf als den wichtigsten Punkt im Brief des Priors, er kommentiert ihn deshalb nach bestem Wissen und Gewissen, aber auch mit frappierender Offenheit und Detailtreue. Neben der Beschreibung der eigenen Charakteranlagen stehen die Ursachen des Konflikts mit dem neuen Abt, Berthold III. Vogl, die vermutlich bereits in Grasers Salzburger Studienzeit zurückreichen, im Mittelpunkt der eingehenden Erörterung:

(27)

[...] Eu. Hochw. werden mir erlauben, mein ganzes Herz aufzuthun: dabey ich Gott aufs heiligste zum Zeugen nehme, daß ich nichts, als die bloße Wahrheit schreibe. - - - Die Natur hat mir ein *weiches und empfindsames Herz*[132] gegeben, welches man mit Güte und Freundlichkeit zu allem lenken kann; durch Unfreundlichkeit und Falschheit aber aufsätzig machet. Dieses so bestellte Herz war nun gleichsam der erste Schritt zu meinem Falle, und die unglückselige Quelle meines dermaligen betrübten Zustandes.

Seine Excellenz der itzige gnädige Herr Abt gelangte zur Regierung: und ich hatte das Unglück, unter jenen zu seyn, die ihm, gleich beym Antritte derselben, aufs schwärzeste abgemahlen wurden. Er wußte es, daß ich an seiner Erhebung zur abteylichen Würde keinen Antheil hatte; ja noch mehr, daß ich währender Zwichenregierung einmal ein unbehutsames Urtheil über seinen Charakter aus meinem Munde gelassen hatte. Darum werden zweifelsohne die Anbringen meiner Misgönner, leichteren Eingang zu seinem Herzen gefunden haben. Kurz er fing bald an, mir Kennzeichen zu geben; wie abgeneigt er mir wäre; und wie gering er meine Person achtete. Dieses streute den Samen des Misvergnügens in meinem Herzen, davon ich aber niemandem was entdeckte.

Dazu kommen noch andere Querelen, hausgemacht und jeder *caritas fraterna* bar, signifikant aber auch sie für die menschliche Problematik geistlicher Gemeinschaften, in denen für eine sich erst im späteren Leben konkret abzeichnende und an sich durchaus legitime individuelle Entfaltung des einzelnen kaum mehr Platz ist. Denn diese wird von seiten der Oberen notgedrungen durch die spirituelle Disziplin der Gelübde zweckgebunden und weitgehend uniform gelenkt, aber leider oft auch durch Neid, Eifersucht und Miß-

132) Hervorhebung von mir. K. F. K.– Vgl. auch Grasers Brief an P. Anton Zechner v. Thalhofen, Sept. 1760 (Zit. Nr. 18).

gunst mancher Mitbrüder hintertrieben. Eine derartige bittere Erfahrung als vitale, menschlich verständliche Reaktion der monastischen Kommunität erlebt bei aller sonstigen Vielschichtigkeit des Problems auch P. Rudolf in Kremsmünster wie sein Situationsbericht ausweist:

(28)

> Die Untersuchung meiner Celle, indessen ich mit H. P. Hieronymus[133] in Bayern war, bey der es bereits darauf ankam, daß man mir, wie einem Knechte, in meiner Abwesenheit den Strohsack vor die Thür hinaus werfen wollte, schlug mir ein völlige Wunde in mein ohnedieß schon schwieriges Herz. Denn weil nicht nur ganz Cremsmünster darüber stutzte, sondern auch in allen Gegenden, jedermanne dadurch zu verschiedenen üblen Argwohnen auf weis nicht was für Verbrechen, oder schlechte Aufführung von meiner Seite Anlaß gegeben würde: so war ich dergestalt entrüstet, daß ich schon damals ganz gewiß nicht mehr würde zurücke gekom(m)en seyn: wenn mir diese Zeitung in Bayern wäre zu Ohren gekom(m)en. Allerhand verächtliche Reden über meine Person, die Seine Excellenz theils zu diesem oder jenem aus meinen H. Mitbrüdern, theils auch zu seinem Kam(m)erdiener, von Zeit zu Zeit, solle gethan haben; und welche mir alle wieder beygebracht wurden, davon vielleicht wohl nicht einmal alle mögen wahr gewesen seyn, gaben meinem heimlichen Misvegnügen, und meiner innerlichen Unruhe immer neuen Zuwachs.

Somit helfen im letzten verschiedene Faktoren zusammen, die Grasers Mißstimmung in Kremsmünster allmählich auf den Höhepunkt der Verzweiflung treiben: Eigenes Versagen, besonders auch in finanzieller Hinsicht, Intrigen und Diffamierungen durch Mitbrüder, Unverständnis sowie Vorurteile von seiten der Oberen. Das alles macht ihn am Ende sehr unsicher und führt zu seiner ständigen Angst, der psychischen Belastung nicht mehr länger gewachsen zu sein:

(29)

> Mein Gemüthe war so wohl von Seiner Excellenz, als von Ihnen, Hochwürdiger Herr, völlig getrennet. Der Geist der Verwirrung sagte mir:

133) Gemeint ist hier P. Hieronymus Freiherr v. Besange OSB (1726–1789), der altem lothringischen Adel entstammte und zwei Jahre älter als Graser war. In Linz geboren, absolvierte er seine Studien in Kremsmünster und Salzburg, war nach der Primiz 1750/52 Lehrer der Prinzipien und Subregens der Ritterakademie, 1752/67 Prof. für Jus und 1757/81 Prof. der Theologie (Hl. Schrift) an der Akademie. Er hinterließ eine Reihe von Werken, besonders zur Bibeltheologie. Wie bei P. Rudolf Graser war auch sein Vater, Peter Lamy L. B. de Besange, Oberstleutnant und machte u. a. die Schlacht von Peterwardein sowie die Belagerung von Temesvar und Belgrad mit. Ausführlicher darüber bei Kellner 309 f.

Seine Excellenz H. Prälat ist dir schon vorhin gram und aufsätzig gewesen: und itzt wird ers noch mehr werden. Er wird dich bey aller Gelegenheit zu drücken suchen: und weil er nun das Heft in Handen hat: so darfst du kein Wort dawider einwenden; sondern mußt dir alles recht seyn lassen, lebenslang einen niederträchtigen Sklaven abgeben. H. P. Prior geht auch falsch mit dir um. So hast du nirgends, weder Trost noch Schutz zu hoffen. Viele aus deinen Mitbrüdern, denen diese Streitigkeit bewußt ist, werden dich gleichfalls künftighin verachten. Was ist also für dich übrig, als daß du in steter Verachtung, Verfolgung, Unruhe, Unzufriedenheit, und Misvergnügen elendig verschmachten mußt. Eine Cooperatorstelle durfte ich mir auch nicht zu erhalten hoffen: weil mir Eu. Hochw. selbst schon zum Voraus alle Hoffnung absprachen; indem Seine Excellenz kein Vertrauen auf meine Aufführung hätten, um mich hinauszusetzen. Wollte ich [in] ein andres Kloster gehn: so stellte ich mir ein schlechtes Recom(m)endationsschreiben von Seite seiner Excellenz vor: welches wiederum mein Vergnügen in dasigem Orte notwendig verhindern müßte. Nun bey solcher Verwirrung, wobey ich weder ein noch aus wußte, und wobey ich keinen Menschen hatte, noch haben wollte (: welches vielleicht das übleste war:) der mir Trost, Rath, oder Hülfe schaffen sollte, fieng meine Gesundheit an merklich Schaden zu leiden: und ich dacht: So sollst du denn in dem für dich so unglücklichen Kremsmünster, Ruhe, Vergnügen, Gesundheit, alles auf einmal einbüssen. Zu dieser Verwirrung kam endlich noch die Rachbegierde. Ich war in meinem Gewissen überzeuget, daß ich der Frau Hitzingerinn keinen Kreuzer zu bezahlen schuldig wäre: und weil sie während dieses Streites so unerhörte schändliche Briefe an mich geschrieben, auch sonst eine unmenschliche Bosheit wider mich ausgeübet: so setzte ich mir in den Kopf, lieber alles zu wagen, als ihr nur einen Kreuzer zu bezahlen. Um nun mich allen diesen fatalen Verwirrungen auf einmal zu entreißen, ward die Flucht beschlossen. Dieses kann ich noch beyfügen, daß ich in meinem Vorhaben tapfer unterstützet wurde: welches bey mir vielleicht eben die Wirkung that, welche ein Stoß demjenigen machet, der auf dem Spitze einer [sic] steilen Felse steht, um sich hinabzustürzen.

Und hiemit habe ich Eur. Hochw. alles aufs genaueste erzehlet, was in meinem verwirrten Gemüthe vorgieng, und mir zur Gelegenheit der Flucht geworden war: und Gott weis es, daß ich es nicht genauer beichten könnte. - - -

Am Schluß dieses Abschnitts legt P. Rudolf für die drei gerichtlich befragten und danach eingesperrten Männer, mit denen er bei der Beschaffung seiner Zivilkleider zu tun hatte, aber auch für andere in seine Flucht involvierte und verdächtigte Personen Fürbitte ein, da alle Schuld nur ihn allein treffe:

(30)

> Hier habe ich etwas beyzufügen. Nämlich ich will Eu. Hochw. und durch dieselben auch Seine Excellenz ganz demüthigst gebethen haben, weder die drey armen Männer, die mit dem Dienerhause bestrafft worden, noch sonst jemand, auf den Sie etwan einen Argwohn fassen könnten, etwas entgelten zu lassen. Denn ich habe mich aller dieser Personen auf eine solche Art zu Ausführung meines Vorhabens bedienet, daß Sie meine Absicht keineswegen einsehen konnten, und mithin mir ihre Dienste auf eine unschuldige Art, und mit gutem Herze leisteten. Ego peccavi: isti sunt oves, quid fecerunt?

Hinsichtlich eines eventuellen Konfessionswechsels, den Graser zur Genugtuung seines Abtes wie auch der Mitbrüder in Kremsmünster bisher vermieden hat, betont dieser, daß er wegen der „äußersten Verwirrung" kurz vor dem Weggang aus dem Stift nicht imstande gewesen sei, ein „rechtes System" seiner „künftigen Lebensart" ins Auge zu fassen:

(31)

> Doch war, Gott ist mein Zeuge, mein fester Schluß, weder meinen Glauben zu verlassen, noch mich meines geistlichen Standes zu begeben, an dessen Bewahrung meine Seligkeit eben so unabsonderlich abhienge, als von meinem Glauben. Ich dacht, so bald ich mich irgend an einem Orte würde niedergelassen haben: so sollte mein erstes Geschäffte seyn, die Art und Weise auszusinnen, meine Seele zu retten.

An einem konkreten Vorfall zeigt P. Rudolf dann, wie ernst ihm die Treue zum angestammten Glauben ist. Während seines mehrtägigen Aufenthalts in Basel lernte er u.a. auch den jungen Sekretär der Deutschen Gesellschaft kennen, die man dort – ähnlich wie in Sachsen – im Geiste Gottscheds zur Pflege der deutschen Sprache gründen wollte.[134] Überrascht von Grasers Beherrschung des Hochdeutschen, machte ihm dieser unter der Bedingung, evangelisch zu werden, ein verlockendes Angebot für die Zukunft. Der Kremsmün-

134) Die Deutschen Gesellschaften, literarische Vereinigungen zur Pflege deutscher Poesie und Sprache, basierten z.T. auf der Tradition der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jh.s und entstanden größtenteils zu Beginn des 18. Jh.s im Zusammenhang mit den spracherzieherischen Anregungen der deutschen Aufklärung. Richtungweisend war dabei die Leipziger Deutsche Gesellschaft, die von Gottsched nach dem Vorbild der Académie française gegründet und 1724/38 von ihm geleitet wurde. Er plante bekanntlich die Erstellung eines Deutschen Wörterbuchs und arbeitete Regeln für die Normierung einer einheitlichen deutschen Hochsprache, deren Orthographie und für die literarische Produktion aus. Die meisten Deutschen Gesellschaften, besonders die Neugründungen, folgten Gottscheds Programm. Näheres u.a. bei Schweikle I., Art.: Deutsche Gesellschaften (MLL^2 96); Diesch C., Art.: Deutsche Gesellschaften (RLG^2 I, 229–231).

sterer Konventuale benützt den Anlaß, um gleichzeitig allerlei Gerüchte über seine Person zu dementieren:

(32)

> Er ließ sich meine geringe Kenntniß in der hochdeutschen Sprache, die er eine große Stärke zu nennen beliebte, so sehr gefallen, daß er mich überdiemaaßen lieb gewann; und mir den Antrag that, mir einen Platz in besagter Gesellschaft zu verschaffen, der mir jährlich 300 fl. und eine freye Wohnung bringen sollte. Allein da er die Verlassung des katholischen und die Annehmung des reformirten Glaubens zum voraus setzte: so bedankte ich mich seiner güte mit guter art; und gab vor, daß ich mich nur fremde Länder zu sehen, nicht aber mich irgendwo niederzulassen auf die Reise begeben hätte. - - - Dieses kann Ihnen, Hochwürdiger Herr, die erste Probe seyn, daß ich die Hochachtung meines Glaubens, und die Sorgfalt für meine Seele auf die Reise mitgenommen habe. Und hierdurch werden zugleich die theils freventlichen, theils unbesonnenen Urtheile wiederleget, die man zu Kremsmünster, und dessen Gegenden über mich geschöpfet hat, als würde ich ganz gewiß zu den Lutheranern übergehn; oder, welches noch thörichter ist, die Frau Professor Gottschedinn heirathen, die man als Wittwe zu Augsburg wissen wollte; oder was dergleichen albernes Zeug unvernünftiger Leute mehr war. Nolite judicare ante tempus.

Im gleichen Brief vom 10. Jänner 1761 an den Prior von Kremsmünster berichtet Graser auch, daß seine abenteuerliche Reise mitunter gefährlich war. Bis Basel verlief die anstrengende Fahrt im allgemeinen ohne besondere Pannen. Nur einmal, zwischen Schaffhausen und Laufenberg, geriet er nach eigenen Angaben bei Nacht in äußerste Lebensgefahr, als er eben durch das kleine schweizerische Städtchen Waldshut fuhr. Sein Postknecht trank hier in Eile ein paar Gläser Wein und war dadurch etwas alkoholisiert. Bald danach mußten sie einen steilen Berg hinunterfahren, wobei die Straße knapp am Rheinufer vorbeiführte. Der Kutscher hatte vergessen, ein Wagenrad zu sperren, und ging neben den Pferden dahin. Das Gefährt wurde dadurch immer schneller, und trotz seiner außergewöhnlichen Körperkräfte konnte er es nicht mehr zurückhalten. Als eines der beiden Pferde mit den Hufeisen noch dazu an einem Stein Funken schlug, die im Nachtdunkel aufblitzten, gingen sie durch und galoppierten mit dem Wagen erschreckt die Straße hinab, bis sie unten an einen Zaun prallten und hängenblieben. Der Kutscher konnte sich nur durch einen Sprung zur Seite retten, und auch P. Rudolf hatte sich im Gefährt bereits erhoben, um im letzten Augenblick abzuspringen, wenn schon Pferde und Wagen zusammen mit seinem Gepäck und all seinem Reisegeld in den Fluten des Rheins versinken sollten. Graser dankt Gott für die Erhaltung seines Lebens in dieser äußersten Not.

Im übrigen bestätigt P. Rudolf nun seine aufrichtige Reue über das begangene Unrecht, wie er schon P. Oddo Pühringer in Buchkirchen mitteilte. Nach

den Worten des Priors fassen dies auch die Mitbrüder in Kremsmünster als eine „ganz besondere Wirkung der Gnade Gottes" auf. Erst nach der kräftezerrenden Fahrt ins Ausland, die von ihm alle Aufmerksamkeit verlangte und nur gelegentlich meditatives Denken zuließ, erwachen bei Graser wieder „Vernunft und Gewissen". Sie führen ihm die „begangene Thorheit nebst allen betrübten Folgen derselben", die er etwa noch zu erwarten habe, so lebhaft und eindringlich vor Augen, daß er darüber „zum erstenmale, in eine fast tödtliche Melankoley" verfällt. Um sein „bedrängtes Herz" etwas zu erleichtern, habe er damals an P.Oddo geschrieben und möchte das „bis diese Stunde auf alle Weise bekräftiget und bestätiget haben". Aus dem gleichen Grund will P. Rudolf Basel, „dieser ganz calvinischen Stadt [...], worinnen nicht eine einzige katholische Seele zu finden" sei, bald wieder den Rücken kehren und nach Luzern reisen, um sich dort bei einem geistlichen Seelenführer auszusprechen. Gleichzeitig möchte er sich dadurch auch der „Versuchung" entziehen, dem verlockenden Angebot des Sekretärs der Deutschen Gesellschaft, der ihm „unablässig in den Ohren lag", schließlich doch nachzugeben. Als er sich aber nach der Umgebung Basels erkundigt, hört er von Colmar, das als „paritätische Stadt" im Elsaß viel näher liege als Luzern. Der Plan, sich dort ein paar Wochen aufzuhalten, um wieder zu sich selbst zu finden, wird jedoch durch das unentwegt gegen ihn „streitende Gewissen, welches sich mit der Vernunft verbunden hatte", vereitelt, indem es ihn „aufs allerempfindlichste zu martern" beginnt. Da Graser „gleich jenem schuldigen Cain" nirgends weder Rast noch Ruhe findet, flieht er von einer Stadt zur anderen und kommt zuletzt nach Straßburg. Den Zustand seiner damaligen psychischen Obsessionen gibt der Epistolograph in einer meisterhaften seelenanalytischen Beschreibung wieder, wie sie zu der Zeit höchstens noch der Pietismus[135] kennt:

(33)

> [...] so lang ich auf der Reise war: ließ das Gewissen etwas nach, mich zu peinigen; indem ich allerhand andre Gegenstände antraf, die mich hinderten, an meinen Zustand reif nachzudenken. So bald ich wieder an einem Orte still stund: so konnte ich mich der foltrenden Vernunft, und des peinigenden Gewissens nicht erwehren. Him(m)el, was habe ich alles ausgestanden? Wie viele Stunden habe ich unter lauter Seufzer [sic] und Thränen zugebracht, die mir wie ganze Tage schienen! Wie viele Nächte habe ich schlaflos zugebracht, und wie David[136] mein

135) Genaueres dazu u. a. bei Wallmann J., Der Pietismus (Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Handbuch, begr. v. K. D. Schmidt u. E.Wolf, hrsg. v. B. Moeller, Bd. 4, Lieferung 01, Göttingen 1990); ders., Art. Pietismus (wie Anm. 71); Bayreuther E., Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978, bes. 331 ff., 347 ff. u.ö.; Schweikle, Art. Pietismus (wie Anm.71). Vgl. dazu auch die Sammelbeiträge zum Moritz-Kolloquium an der Universität Paris IV, 20.–21.1.1995 (Etudes Germaniques 50, 1995, Nr. 1).

136) Vgl. Ps 6,7.

> Bette mit Thränen benetzet! Wie vielmale habe ich, wie jene betrübte und verstossene Agar[137] den Tod, als den Vollender meines Elendes gewünschet, und geruffen. Gleichwohl konnte mich alles das nicht zwingen, den Entschluß zu fassen, nach Kremsmünster zurückzukehren. Vielmehr war ich fest entschlossen, lieber das äußerste Elend, das einem Menschen begegnen könnte, ja den Tod selbst zu ertragen, als mich zu Hause von meinen Obern verachtet, von meinen Mitbrüdern gehasset, von meinen Feinden verspottet zu sehn, und dem niedrigsten Pöbel zur Parabel zu werden: welches ich mir allemal als einen langwierigen und gleichsam täglichen Tod vorstellte. Nun war ich, wie [ich] gesagt habe, zu Straßburg. Aber auch dieses wollte mir kein Ort der Ruhe und Stille seyn.

Da entschließt sich P. Rudolf, nach Paris aufzubrechen, und zwar ganz allein und zu Fuß, obwohl man ihm sagt, er habe dabei eine Strecke von 100 französischen Meilen[138] zurückzulegen. Das Gepäck läßt er von der Postkutsche transportieren, die wöchentlich von Straßburg nach Paris abgeht.[139] Nach 25 Meilen erreicht er Nancy, die schöne Hauptstadt Lothringens. Jetzt bekommt er auch die Strapazen einer ungewohnten Fußreise und ihre Auswirkungen auf Leib und Seele voll zu spüren:

(34)

> Hier fieng es mir nun erst recht übel zu gehen an. Denn das unausgesetzte Zufußgehn, welches ich nicht gewohnet war, die Mattigkeit aller Glieder, von der ich in den elenden französischen Betten, die ich auf der Strasse antraff, niemals ausruhen konnte, Wind und Regen, wider die ich mich nicht schützen konnte, der fremde Luft, das schlechte Wasser, der ungewohnte Wein, die seltsamen Speisen, alles dieses zusam(m)en kehrte mir den ganzen Magen um; so daß ich von einem anhaltenden öfteren Erbrechen angegriffen wurde; woraus endlich, weil

137) „Hagar", in der Vulgata *Agar*, ägyptische Sklavin Saras und Nebenfrau Abrahams, war die Mutter Ismaels. Auf Anraten Saras verstieß sie Abraham mit ihrem Sohn in die Wüste. Vgl. Gn 16; 21, 9–21.

138) Das sind insgesamt 444 km. Als altes gallisches Wegmaß umfaßte eine französ. Meile (*lieue* f. <lat. leuca od. leuga) damals 4,444 km. Vgl. Grand Larousse encyclopédique en dix volumes, tome 6e.Paris 1962, ›lieue‹; Chantraine H., Art.: Leuga (Der Kleine Pauly, bearb. u. hrsg. v. K. Ziegler u. W. Sontheimer, III, Stuttgart 1969, 591); BE[19] XIV, 413 („Meile").

139) Zum damaligen Postverkehr vgl. u.a. Dallmeier M., Quellen zur Geschichte des europäischen Postwesens 1501–1806, Phil. Diss. Regensburg 1974, 3 Tle., Kallmünz/Opf. 1977/87 (Thurn und Taxis-Studien, hrsg. v. Fürst Thurn und Taxis, Zentralarchiv u. Hofbibliothek, Bd.9/1–3), I, 128 ff., 137 ff., 155 ff., 167 ff., 191 ff., 194 ff.; Glaser H./Werner Th., Die Post in ihrer Zeit. Eine Kulturgeschichte menschlicher Kommunikation, Heidelberg 1990, 77 ff., 191 ff. u. ö.; Behringer (wie Anm. 95) 7 ff., 13 ff., 75 ff.

> ich mein Geld sparren, keine Arzneyen nehmen, und meine Genesung von der Natur allein hoffen wollte, ein starkes Magenfieber daraus wurde, welches mich einige Zeit lang in Nancy still stehen machte. In diesen Umständen stand ich nun alles aus, was man immer Verdruß, Traurigkeit, Schmerz, Verlassenheit, Noth und Elend heißen kann; und ich both mich täglich unter Seufzern und Thränen, die fast Stromweise, aus meinen Augen floßen, dem Him(m)el an, seinen Zorn wider mich, mit meinem Tode zu versöhnen, und bath Gott, er wollte doch meinem Elende durch einen bußfertigen Tod ein Ende machen, und meine Seele, als ein Versöhnungsopfer, aus meinen Händen annehmen.

Gerade im letzten Teil dieses Briefzitats findet der Einfluß des Pietismus – bei Graser wohl in einer eher tolerant-katholischen Variante – auf die Darstellung der seelischen Erschütterung, die hier durch Reue, Enttäuschung und körperliche Ermüdung mitbedingt ist und sich in „Seufzern und Tränen" wie in den religiösen Metaphern des zornigen Himmels und eines „bußfertigen" Todes als „Versöhnungsopfer" äußert, sein unverkennbares sprachliches Kolorit.[140] Durch diesen Verbalisierungsprozeß, der den betreffenden Fundus empfindsamer Psychologie autobiographisch auszuloten versucht und damit Teilresultate der modernen psychosomatischen Medizin[141] gleichsam vorwegnimmt, wird auch das existentielle Sprechen von Gott[142] in seinem Umfeld zu-

---

140) Vgl. dazu auch Langen (wie Anm. 21) 1070–1086; ders., Der Wortschatz des deutschen Pietismus. Tübingem ^{2}1968. XI ff., 107 ff., 125 ff., 135 ff., 210 ff., 454 u. ö.; Lappe (wie Anm. 109), 302 ff.; Sauder G., Empfindsamkeit, 3 Bde., Stuttgart 1974 ff., I, 58 ff., 106 ff.,; ders.,Empfindsamkeit – Sublimierte Sexualität (Hansen K. P [Hrsg.], Empfindsamkeiten. PINK. Passauer Interdisziplinäre Kolloquien, veranstaltet v. K. Dirscherl, K. P. Hansen, M. Pfister, 2. Passau 1990, 167–177).

141) Genaueres u. a. bei Bräutigam W. u. Christian P., Psychosomatische Medizin, Stuttgart ^{4}1986; Hoffmann S.O. u. Hochapfel G., Einführung in die Neurosenlehre und psychosomatische Medizin (UTb 951), Stuttgart–New York ^{4}1991; v. Uexküll T. u. Wesiack W., Theorie der Humanmedizin. Grundlage ärztlichen Denkens und Handelns. München–Wien–Baltimore ^{2}1991; Art. Psychosomatik, psychosomatische Medizin (BE^{19} XVII, 597–599) Beirer G., Den Menschen mit sich selbst versöhnen? Der zum Leben befreiende Gott und die Schuld des Menschen (Theolog. Information 78 [Beilage z. Linzer Diözesanblatt], Linz, März 1997, 1–8).

142) Eingehender darüber u. a. bei Frickel M. (Hrsg.), Sprache und Predigt. Ein Tagungsbericht (Arbeitsgemeinschaft kathol. Homiletiker Deutschlands. Arbeiten und Berichte, H.3), Würzburg 1963; Paus A., Religion und Sprache. Bedeutungstheoretische Untersuchung religiöser Aussagen. Habil.-Schrift Univ. Salzburg 1970 [Masch.]; Halbfas H,, Fundamentalkatechetik. Sprache und Erfahrung im Religionsunterricht (Topos-Tb 8), Leck 1973; Michels Th. u. Paus A. (Hrsg.), Sprache und Sprachverständnis in religiöser Rede. Zum Verhältnis von Theologie und Linguistik (Internationales Forschngszentrum f. Grundfragen d. Wissenschaften Salzburg, 12. Forschungsgespräch), Salzburg–München 1973; Kaempfert M. (Hrsg.), Probleme der religiösen Sprache (Wege der Forschung, 442), Darmstadt 1983; Schermann J., Die Sprache im Gottesdienst (Innsbrucker theolog. Studien, hrsg. v. E. Coreth, W. Kern u. H. Rotter, 18), Innsbruck–Wien 1987.

gleich erweitert und vertieft. Ähnlich zeigen auch die folgenden Zeilen, wie sehr dem Kremsmünsterer Konventualen mit Rücksicht auf sein für die Zukunft geplantes homiletisches Werk an dieser Selbstanalyse und der damit angestrebten Ausbildung eines verfeinerten psychologischen Interpretationsverfahrens als unabdingbarer Voraussetzung der stilistischen Weiterentwicklung nachbarocker religiöser Sprache gelegen ist:

(35)

> Allein vergebens! ich konnte weder sterben, noch genesen; und ich war gezwungen, ärger als ein Hund zu leiden: weil ich am Leibe und Gemüthe zugleich krank war; und an diesem letzern Theile weit mehr, als am ersten zu leiden hatte. Was war zu thun? Ich mußte alles das ausstehn, was sich niemand vorstellen kann, als der es selbst so, wie ich, erfahren hat, was es sey, unter lauter Unbekannten Leuten, gegen die man sich noch dazu nicht recht erklären kann, in einem fremden Lande, wo fast alles wider unsre deutsche Natur ist, ohne Warte, ohne guten Freund, ohne Vertrauten, ohne Trost, ohne Hülfe, am Leibe und Gemüthe zugleich krank darniederliegen. Geduld und Zeit brachten mich endlich zur Genesung: und es blieb mir von meiner ganzen Krankheit nichts zurücke, als eine große Schwächung meines Beutels.

Der erhebliche Schwund seiner finanziellen Ressourcen erlaubt es P. Rudolf nicht, mit dem Rest des verbliebenen Geldes noch die letzten 75 Meilen bis Paris zurückzulegen. Er begibt sich deshalb wieder nach Straßburg, empfindet dabei aber so große Scheu, noch einmal von einer derartigen oder vielleicht sogar noch schlimmeren Krankheit heimgesucht zu werden, daß er fürs erste bereit ist, von dort nach Wien zu fahren, in der päpstlichen Nuntiatur einen Schutzbrief zu erbitten und damit „in Gottesnahmen wieder nach Cremsmünster zurückzukehren." In Straßburg findet er bei einem tüchtigen, rechtschaffenen Mann Unterkunft, der zugleich Buchhändler und Buchbinder ist und dessen Sohn gerade die Poetikklasse besucht. Zur Freude des Vaters wie zum Erstaunen des Lehrers seines Sprößlings betätigt sich Graser als dessen Präzeptor, erhält dadurch freie Wohnung und Kost und bekommt zusätzlich noch etwas Geld auf die Hand. Doch als er sich gerade mit dem Gedanken trägt, in die Donaumetropole weiterzureisen, lernt er im Buchladen seines Hausherrn einen jungen englischen Lord kennen, der von Paris nach Straßburg gekommen war, um die Stadt zu besichtigen, und anschließend wieder dahin zurückkehren will. Im Laufe des Gesprächs bemerkt der Engländer Grasers ausgezeichnete Kenntnis der deutschen Hochsprache und erfährt von dessen Wunsch, nach Paris zu gelangen. Er macht ihm darum den Vorschlag, anstelle eines Franzosen sein neuer Deutschlehrer zu werden und ihn als Sprachmeister in die Seinestadt zu begleiten. Auf diese Weise bricht P. Rudolf drei Tage später mit dem englischen Kavalier nach Paris auf und lebt hier auf Kosten seines adeligen Schülers recht gut. Grasers Schilderung zufolge hört allmählich auch sein Gewissen auf, ihn „so grausam zu peinigen", allerdings

erlebt er mitunter Stunden, da er sich intensiv seines geistlichen Berufes bewußt wird und „sehr schmerzliche Reue" über seinen „elenden Zustand" empfindet. Mit der Bitte um das Gebet endet der erste Teil dieses längsten Situationsberichtes, den P. Rudolf „nach etlichen Tagen" fortzusetzen beabsichtigt.– Inzwischen wurde sein Plan, in die österreichische Kaiserstadt zu kommen und von der päpstlichen Nuntiatur einen Schutzbrief einzuholen, durch die Oberen in Kremsmünster an das fürstbischöfliche Ordinariat nach Passau weitergeleitet. Schon am 27. Jänner 1761 trifft die Antwort ein: Der eventuelle Umgang P. Rudolfs mit Ämilian Gerlichs in Wien solle unterbunden werden. Falls Graser in der päpstlichen Nuntiatur reumütig um einen „Sicherheitsbrief" ansuche, werde ihm dieser ausgefolgt, doch möge der Kremsmünsterer Hofmeister in Wien angewiesen werden, P. Rudolf anschließend in sein Heimatkloster zu bringen. Sollte dieser aber, ohne sich in der Nuntiatur zu melden, in Wien „herumvagieren", sei er auf die erste Anzeige hin festzunehmen und durch den Hofmeister des Stiftes nach Kremsmünster zu überstellen.

2.4 Der Aufenthalt in Paris

Am 29. Jänner desselben Jahres adressiert Graser von der französischen Metropole aus einen Brief an Prior Josef in Kremsmünster, der als Fortsetzung seines Schreibens vom 10. Jänner gedacht ist. Darin beklagt er sich gleich eingangs, daß seine Briefe „in diesen wunderlichen Irrungen" bedauernswerterweise lange Zeit ohne Erwiderung geblieben seien, obwohl er bis zu zwölf davon nach Kremsmünster und Umgebung geschickt habe. Zuletzt erhielt P. Rudolf doch Nachricht von einem Freund, wobei sich dieser auf sein erstes Schreiben an ihn berief, das Graser aber nicht bekommen hatte. Er wandte sich darum an die Postämter in Basel, Colmar und Straßburg wegen etwaiger lagernder Schriftstücke für ihn, worauf man ihm am 13. Dezember 1760 ein ganzes Bündel davon zusandte, darunter auch eine Mitteilung des Priors in Kremsmünster vom 6. September. Zunächst berichtet P. Rudolf auch in seinem Brief aus Paris vom 29. Jänner an Prior Fixlmillner von seiner geistigen „Verwirrung" und der Unfähigkeit, „einen endlichen Schluß" für sein „Heil" zu fassen, denn

(36)

> [...] Eu. Hochw. können sich unmöglich vorstellen, wie verwirrt und unschlüssig ein Mensch ist, der in Umständen meines gleichen sich befindet. Heute will man dieses; morgen jenes. Hier findet man diesen, dort einen andren Anstoß. Bald ist man nicht so ruhig, daß man im Stande ist, sein ganzes verwirrtes Schicksal ordentlich zu überdenken. Bald macht ein guter Tag, daß man auf all sein Elend vergißt; und so weiter. Dergestalten wird nun die so nothwendige Ueberlegung und Entschließung auf die lange Bank geschoben, und so ging es mir ebenfalls bis itzo.

Dann geht Graser wieder Punkt für Punkt auf dessen Bericht ein, drückt Abt, Prior und Konvent gegenüber abermals seinen „allerdemütigsten Dank für die so gütige als unverdiente Gnade der Verzeihung" seines „Fehlers" aus, den er „hier nochmals herzlich bereue, ernstlich verdam(m)e, niemals begangen zu haben wünsche, und aufs allerdemütigste abbitte." Seine Bußgesinnung schreibt er „dem kräftigen und vielvermögenden Gebethe" der Mitbrüder zu. Auch das Verhältnis zu seinem Abt sollte sich bessern, indem er sich bereit erklärt, alle vorgefaßten und unberechtigten Meinungen über diesen, die letztlich mit ausschlaggebend waren, das Kloster zu verlassen, aufzugeben und ihm schriftlich seine „vollkom(m)ene Unterwerfung" mitzuteilen:

(37)

> Mein Gott, ich lege hier alle Vorurtheile vollkom(m)en ab, die mir Hochdenselben ehedem als bitter, abgeneigt, und aufsätzig abmalten, und die unglückselige Quelle meiner Verwirrung und Uebereilung geworden sind. Ja ich lege diese Ungeheuer beschämt zu hochdesselben Füssen, und erkenne nun an ihm den Caracter des sein verirrtes hundertes Schäflein so liebreich suchenden guten Hirten, und des sich zum Empfange seines zurückkehrenden verlornen Sohnes gütigst anschickenden evangelischen Vaters. [...]
>
> Ich konnte mich bisher niemals entschließen, an Seine Excellenz zu schreiben: weil ich mich nicht unterstehn wollte, so lang ich in diesem Stande wäre. Doch um allen Verdacht einer Halsstarrigkeit von mir abzulehnen, und Hochdemselben meine vollkom(m)ene Unterwerfung mit eigner Hand vor Augen zu legen, soll ehester Täge ein gehorsamstes Schreiben an denselben von hier abgehn, darinn ich alles das kürzlich schreiben will, was mir mein bereutes Herz in die Feder geben wird. Einer eigenhändigen Antwort aber schätze und erkenne ich mich einmal für allezeit unwürdig.

Im Zusammenhang mit der Rückkehr nach Kremsmünster, die ihm – wie der Prior meint – die Gnade Gottes nahelege, nimmt P. Rudolf wieder in einem sprachlich meisterhaften analytischen Exposé zu seiner damaligen Lebenssituation, die offensichtlich in krassem Widerspruch zur ursprünglichen religiösen Berufung steht, Stellung. Er nennt weitere Gefährdungen, klagt über die ihm sehr fehlenden priesterlichen Aktivitäten, die weitgehend vernachlässigte persönliche Spiritualität und ängstigt sich um sein zukünftiges Seelenheil. Diese Furcht vor ewiger Verdammnis ist aber nicht nur ein fundamentaler Wesenszug des strenggläubigen protestantischen Pietismus, wie ihn Graser aufgrund seines aufgeklärten Toleranzdenkens durch die von ihm hochgeschätzte und nachgeahmte Predigtlehre J. G. Reinbecks[143] kennengelernt hat. Die gleiche Thematik existiert natürlich von jeher auch im katholi-

143) Vgl. Anm. 55.

schen Bereich und basiert hier auf einem zentralen kirchlichen Dogma[144], das vom Mittelalter bis zur Aufklärung mit seiner oft exzessiven Ikonographie[145] und der gerade im Barock ausufernden Predigtpraxis[146] lange Zeit im Vordergrund stand und stark polarisiert wurde. Wie häufig in solchen Fällen leidet auch P. Rudolf am meisten unter dem Dilemma seiner monastisch-priesterlichen Existenz und der selbstgewählten, letztlich aber doch unbefriedigenden Aussteigersituation. Aus diesem Antagonismus erwächst auch der Kummer um den Verlust des psychischen Gleichgewichts, beziehungsweise des eigenen

Seelenfriedens, der erst während seines Paris-Aufenthalts durch diverse Umstände den absoluten Höhepunkt erreicht:

---

144) Zur Verwerfung des Menschen nach katholischer Glaubensauffassung vgl. Denzinger H., Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum. Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen. Lateinisch-Deutsch., hrsg. v. P. Hünermann, Freiburg/Br.–Basel–Rom–Wien ^{37}1991, M 3d. Vgl. auch die in der Benediktusregel erwähnten und Graser sicher bekannten Passagen über die Möglichkeit ewiger Höllenstrafe in: Die Regel des hl. Benedikt, hrsg. v.d. Erzabtei Beuron, Beuroner Kunstverlag o.J., Vorwort, Kap. 2; 4; 5; 7; 72.

145) Vgl. dazu u.a. Ratzinger J./Beitl K., Art.: Hölle (LThK^2 V, 445–450, bes. 449 f.); Krebs E., Art.: Teufel (LThK^2 X, 1–5, 4 f.); Adam A., Art.: Hölle (RGG^3 III , 400–407); Phillipp W., Art.: Teufel (RGG^3 VI, 704–712); Rasmussen T., Art.: Hölle II (TRE XV, 445–455); Vorgrimmler H., Geschichte der Hölle, München 1993, 191 ff.; 214 ff., 234 ff. u.ö.; Brenk B,/Brulhart A., Art.: Hölle (Lexikon d. christl. Ikonographie, begr. v. E. Kirschbaum, hrsg. v. W. Braunfels, Bd. 1–4: Allgem. Ikonographie; Bd. 5–8: Ikonographie der Heiligen, Freiburg/Br. 1968/75 [Nachdr. 1990], II, 313–321); Brenk B., Art.: Teufel (ebd., IV, 295–300); ders., Art.: Weltgericht (ebd., IV, 513–523); Winkler, Art.:Hölle (Bächtold-Stäubli H. u.a. [Hrs.], Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. [Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde. Abteilung I: Aberglaube], 10 Bde., Berlin–Leipzig 1927/42, IV, 184–257).

146 Aufschlußreich sind diesbezüglich etwa folgende Sammlungen: Bayerische Barockprediger. Ausgewählte Texte und Märlein bisher ziemlich unbekannter Skribenten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Besorgt v. G. Lohmeier, Vorwort v. Abt H. Lang OSB, München 1961; Heinz-Mohr G. (Hrsg.), Die Sau mit dem güldenen Haarband. Herzhafte Predigten aus alter und neuer Zeit, Düsseldorf-Köln 1973, 5–12 (Vorwort) u. 47–199; Wolf H., Art.: Predigt (RLG^2 III, 223–257, hier 240–243); Moser-Rath E. (Hrsg.), Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabeln in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A, 5), Berlin 1964, 18, 51ff.; dies., Familienleben im Spiegel der Barockpredigt (Daphnis 10, 1981, H.1, 47–65, 49 f.); dies.,"Lustige Gesellschaft". Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext, Stuttgart 1984; Eybl F. M., Abraham a Sancta Clara.Vom Prediger zum Schriftsteller (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, hrsg. v. J. J. Berns, G. Frühsorge, K. Garber, W. Kuhlmann u. J.-D. Müller, 6), Habil.-Schrift Univ. Wien, Tübingen 1992, 97 ff., 113 ff. Vgl. dazu auch die interessanten Ausführungen bei Ernst M., Judas – Satan, Werkzeug oder Atheist? Ein Versuch, die Negativgestalt unter den zwölf Aposteln nüchtern zu betrachten (Die Furche 49, 1993, Nr. 14, v. 8.4., 15).

(38)

Mein Herz ist nichtsweniger, als gegen die ruffende Stim(m)e Gottes verstockt. Ich lebe in keiner Noth, und es geht mir nichts ab. Ich könnte mit meinem Engländer künftigen Som(m)er nach London fortreisen. Ja man hat mir so gar den Antrag einer Secretairstelle bey einem Seeofficier gemacht, mit welchem ich künftige Ostern nach Amerika fortreisen sollte. Lauter erwünschte Umstände, wenn sie sich mit meinem Berufe zusam(m)enreimen ließen. Allein wenn ich meinen Zustand mit gelassenem Geiste betrachte, und mich vor der Thür der Hölle stehn sehe: so ekelt mir die ganze Welt: ich ruffe mit erschrekten [sic] und zerknirschtem Herzen: Domine ne in furore tuo arguas me, neque in ira tua corripias me etc.[147] und seufze, wie ein lechzender Hirsch nach der Brunnenquelle,[148] um den glückseligen Augenblick, der mir das größte Gut der Erden, die Versöhnung mit meinem Gott, ein reines Gewissen, und den Stand der Gnade gönnen soll, dazu mich meine äußerste Verwirrung und die daraus folgende Unschlüssigkeit bishero niemals noch gelangen ließen. Denn wie erschrecklich ist es zu gedenken, daß ich gänzlich außer den Gränzen meines Beruffes bin, so lange Zeit her weder Messe lese, noch Brevier bethe; ein ganzes halbes Jahr lang nicht gebeichtet habe; Freytag und Samstag fleisch essen muß; die ganze Woche durch keine Messe höre; zu keinem Gebethe Lust habe; weil Gott die Sünder nicht höret; und jeden Augenblick als den letzten meines Lebens, und den ersten meiner Verdam(m)niß ansehen muß; ja, was mir noch das allergefährlichste zu seyn scheinet, daß mein Gewissen allmählich zu schweigen anfangen will, und mich nicht mehr, wie vorhin, meines Elendes erinneret. Erschrecken Sie doch mit mir über dieses so schwarze Bild, Mein Hochgeehrtester und Allerliebster Herr P. Prior, und helfen Sie mir aus diesem erbärmlichen Elende heraus.

[...] Ja, ich will zu Cremsmünster leben und sterben. Ich lasse alle weitere Absichten fahren, die ich eine Zeitlang im Kopfe hatte, die mir aber je mehr und mehr gar zu mühsam vorkom(m)en, und eben nicht so gar gut mit meinem Gewissen können zusam(m)gereimet werden. Ja, ich will zu Cremsmünster leben und sterben, denn ich halte es für die einzige Arche meines Heiles und meiner Rettung. Doch erlauben Sie mir, Allerliebster H. P. Prior, zu sagen, was mein Herz denkt, und allezeit denken wird. Itzo schon nach Cremsmünster zurückzukehren ist mir eben so unmöglich, als niemals dahin wollen. - - -

Den Grund für die Unmöglichkeit, jetzt schon in die Heimatabtei zurückzukehren, sieht Graser vor allem darin, daß seine „Flucht, und alle damit ver-

147) Vgl. Ps 6,2: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm!"

148) Vgl. Ps 42,2: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, Gott, nach dir."

bundene Streiche" in Kremsmünster „noch viel zu neu" sind. Die Verbitterung mancher über ihn sei noch sehr groß. Er fürchtet, „der niedrigste Pöbel würde mit Fingern" auf ihn zeigen und seiner spotten. Lieber wolle er sterben als solches ertragen.– Für P. Rudolf gibt es zudem aber auch noch immer andere Motive, die ihn davon abhalten, vorzeitig ins Tassilostift an der Krems heimzukommen. Wie er schreibt, wäre es zwar ein „Actus heroicus, alles dieses großmüthig zu verachten, und vielleicht das beste Mittel" für ihn, seine „Sünde abzubüssen", doch der Prior möge auch diesmal auf seine „Schwachheit" Rücksicht nehmen,

(39)

> nicht meinetwegen, sondern meiner Seele zu liebe, welche ganz gewiß den äußersten Schaden davontragen würde, wenn Sie Recht und Gewalt über mich brauchen und mich durch einen strengen Gehorsam nach Hause beruffen wollten, den ich zu vollziehn, bey meinen dermaligen Gesinnungen und Umständen wahrhaft außer Stande wäre.

Graser möchte hingegen „mit Freuden" das Angebot des Abtes annehmen, sich gegebenenfalls ein anderes Kloster nach „eignem Belieben" auszusuchen und dort eine Zeitlang als „hospes" zu verbringen. Er dankt für „diese so väterliche und milde Gesinnung" seinem Seelenheil gegenüber und faßt die Pariser Benediktinerabtei Saint-Germain-des-Prés[149] ins Auge, die zur berühmten Congrégation de Saint-Maur[150] gehört. In diesem französischen Zentrum

149) Genaueres bei Leroy J., Saint-Germain-des-Prés, capitale des lettres, Paris 1952; Dumas R., Histoire de Saint-Germain-des-Prés abbaye royale, Paris 1958; Ultee (wie Anm. 58); Hourlier J., Art.: Saint-Germain-des-Prés (DIP VIII, 371–373). – Paris selbst zählte zur Zeit der Französischen Revolution bereits über eine halbe Million Einwohner. Vgl. Art. Paris in: BE[19] XVI, 1991, 535–545, hier 541.

150) Die französische Benediktiner-Kongregation von Saint-Maur ging ursprünglich aus der reformierten Kongregation von St. Vanne in Verdun hervor, von der sie sich 1618 unter Führung von L. Bénard trennte. Sie wurde 1621 durch Gregor XV. kanonisch errichtet und 1628 von Urban VIII., bald auch durch König und Parlament bestätigt. Die meisten Benediktinerklöster Frankreichs traten der neuen Kongregation bei, die 1675 in 178 Häusern ca. 3000 Mönche zählte. Als erster Ordensgeneral wurde 1630 Grégoire Tarisse (1575–1648) gewählt, der zuerst Soldat und Jurist war, bevor er im Alter von 40 Jahren Priester wurde und 1624 in den Orden der Mauriner eintrat. Er verfaßte auch die neuen Konstitutionen und wurde zur eigentlichen Seele der Reform. Hauptanliegen von G. Tarisse und der Mehrzahl der Mauriner war die Pflege der Wissenschaft, besonders der Kirchen- und Ordensgeschichte, wofür eine gründliche Ausbildung in Philosophie und Theologie, vor allem in der Hl. Schrift, sowie ein streng religiös-aszetisches Leben nach der Benediktusregel die Grundlage bilden sollte. Viele Mauriner wirkten in der Seelsorge, vornehmlich als Prediger und Katecheten, in Erziehung und Schule, andere hauptsächlich in der Forschung, wo sie in Gemeinschaftsarbeit auf den meisten Gebieten des geistlichen und profanen Wissens Werke von zeitüberdauerndem Wert schufen. Als Zentrum ihrer gelehrten Tätigkeit wählten die Mauriner Saint-Germain-des-Prés und Blancs-Manteaux in Paris. da die französische Metropole

historisch-theologischer Forschung, das im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts auch für süddeutsche Klöster von großer wissenschaftlicher Bedeutung wurde,[151] möchte P. Rudolf „ein paar Jahre" leben, wohl um sich entsprechend weiterzubilden. Während gelehrte Konventualen anderer bayerischer und österreichischer Benediktinerstifte oder interessierte Laien zumindest im

---

damals kulturelles Zentrum Europas war und die Mönche die königliche Bibliothek benutzen durften. Zu den Hauptvertretern der Mauriner gehören u.a. Bernard de Monfaucon (gest. 1741), der Begründer der Paläographie des byzantinischen Reiches, Thierry Reinart (gest. 1709), der Herausgeber kritischer Editionen von Märtyrerbiographien, Edmond Martène (gest. 1739), der Historiker der maurinischen Ordensgeschichte, Luc d'Achery (gest. 1685), Bibliothekar in Saint-Germain-des-Prés, und vielleicht als größter Maurinergelehrter Jean Mabillon (1632–1707), der Begründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre (Diplomatik). Er war ein früher Pionier der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, der viele der methodischen Einsichten Leopold von Rankes bereits vorwegnahm. Nach einer relativ kurzen Bedeutung der maurinischen Gelehrsamkeit (ca. 1640–1789) trat schon vor Ausbruch der Französischen Revolution ihr Verfall ein, der hauptsächlich auf theologische und philosophische Kontroversen mit den Jansenisten und Jesuiten zurückzuführen sein dürfte. Die Mauriner wollten vermutlich weniger die Jansenisten begünstigen als vielmehr die Jesuiten bekämpfen, die sie wegen der Ausgabe der Werke Augustins und der Diplomatik Mabillons angriffen, die Abberufung des Generalprokurators in Rom und die Konfiskation vieler Benediktinerpriorate zu ihren Gunsten betrieben, was zu schweren Auseinandersetzungen zwischen beiden Orden führte.- Im November 1789 wurden alle Maurinerklöster aufgehoben. Dennoch blieb ein Großteil der Mönche den Gelübden treu, manche wirkten als Priester im Geheimen, andere wurden eingekerkert, deportiert oder ermordet. Näheres dazu bei Heer G., Art.: Mauriner (LThK^2 VII,190–192); Cognet L., Das kirchliche Leben in Frankreich (Jedin H. [Hrsg.], Handbuch der Kirchengeschichte, V: Die Kirche im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung, Freiburg/Br.–Basel–Wien 1970, 3–119. hier 20f., 110–114); Cognet L./Raab H./Stasiewski B./Müller W.,Das kirchliche Leben unter dem Einfluß des Staatskirchentums und der Aufklärung (ebd., 409–608, bes. 437, 579f., 593–595); Gasnault P., Les travaux d'érudition des Mauristes au XVIIIe siècle (Hammer/Voss [wie Anm. 10] 107–121); Hourlier J., Art.:Maurini (DIP V, 1082–1089); Weitlauff (wie Anm.58) 153–209; Lunn (wie Anm. 58).

151) Durch den Kontakt mit den Gelehrten der französischen Maurinerkongregation und der Übernahme ihrer historisch-kritischen Quellenforschung ging man nach Hammermayer auch im süddeutsch-österreichischen Raum von der barocken Historiographie mit ihrer bloßen „Kompilatorik, Apologetik, unkritischen Hagiographie, geistlichem und weltlichem Triumphalismus und vom Festhalten an ungeprüft adaptierten Autoritäten" ab und stellte Texteditionen und geschichtliche Untersuchungen auf eine solide wissenschaftliche Basis. Der „deutsche Maurinismus" führte nach 1720 zu den großen Quellenwerken der Brüder Bernhard und Hieronymus Pez aus Melk, den Editionen des Göttweiger Abtes Gottfried Bessel, den kritischen Darstellungen des bedeutenden bayerischen Historikers Karl Meichelbeck aus dem Kloster Benediktbeuern und Marquard Herrgotts aus der Abtei St. Blasien im Schwarzwald.– Ausführlich darüber Hammermayer, Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner... (wie Anm. 10); ders., Zum ‚deutschen Maurinismus'... (wie Anm.6); Weiß (wie Anm. 1), 59 f. u. a.

Briefwechsel[152] mit einzelnen Mitgliedern dieser benediktinischen Forschungsstätte in Paris – als Gegenstück zu den französischen und belgischen Jesuitengelehrten wie z. B. den Bollandisten[153] – standen oder sogar junge Aspiranten zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung dorthin sandten,[154] gab es mit Kremsmünster niemals einen derartigen Kontakt. Es ist darum auch verständlich, daß eine von Grasers „Absichten" in der Erreichung dieses Reiseziels besteht und er auch deshalb nicht *vor* der Zeit in sein Heimatkloster zurückkehren will. Er möchte vielmehr für einen gangbaren Kompromiß zwischen seinen eigenen Intentionen und den Vorstellungen der Oberen in Kremsmünster eintreten:

(40)

> Dieser Mittelweg wird alles heben, was mir itzo in dem Wege liegt, und mich unmöglich will nach Cremsmünster zurückelassen. Mein Fehler nebst allem seinem Anfange wird sich indessen gewissermaßen verjähren. Alle Bitterkeit der Gemüther wird vergehn. Mein auferbaulicher und exemplarischer Lebenswandel, davon meine hiesigen Obrigkeiten werden Zeugnis geben müssen, wird meine grobe Scharte, so zu sagen, wieder auswetzen. Mein Kloster wird seine Ehre wieder bekom(m)en: indem man jedermanne mein geistliches Leben, und frommen Lebenswandel wird zur Antwort geben können. Ich werde die Gnade Seiner Ex. und Eur. Hochw. und die Liebe meiner Mitbrüder wieder erwerben, die sich alle an meiner Bekehrung freyen werden: und ich werde alsdenn [sic] desto befreyter, getröster und freudiger wieder heimkom(m)en: weil ich mich damit trösten werde, daß man nicht mehr an meine Sünde, sondern an meine Bekehrung denken und sehn werde, die ich alsdenn zu Hause mit Fortsetzung des hier angefangenen erbaulichen Klosterlebens vor jedermanns Augen bestätigen werde. Dieses ist nun mein Entschluß, in welchen ich Seine Excellenz einzuwilligen ganz unterthänigst bitte: und zufolge seines gnädig gethanen Antrages auch hoffe. - - -

152) Vgl. etwa Katschthaler E., Über Bernhard Pez und dessen Briefnachlaß (39. Jber. des k. k. Obergymn. Melk, Wien 1889); Amdres J.A., Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1899; Kathrein J.E., Aus dem Briefverkehr deutscher Gelehrter mit den Benediktinern der Kongregation von St. Maur (SMGB 23, 1902, 111–126, 386–403, 625–631; 24, 1903, 175–184, 446–466); Hammermayer, Akademie I (wie Anm. 6), 5, 9, 11, 13, 16 f.,25, 38, 157 u. ö.

153) Zu den Bollandisten (G. Henschen, D. Papebroch u.a.), die als Mitglieder des Jesuitenordens das von Jean Bolland SJ im 17. Jahrhundert gegründete Werk der kritischen Hagiographie fortsetzten, vgl. u.a. Tetz M., Art.: Bollandisten (RGG^3 I, 1348); Joassart B., Art.: Bollandisten (LThK^3 II, 561 f.)

154) Vgl. Anm. 59.

Das sind Zukunftsvisionen, die P. Rudolf hier in einem Anflug momentaner und wohl auch ehrlich gemeinter Bußgesinnung zu Papier bringt, deren Realisation aber noch ganz ungewiß ist, wie sich in der Folge zeigen wird. Trotzdem schmiedet er unentwegt seine Pläne. Bisher hat er es auch absichtlich vermieden, den Konvent von Saint-Germain-des-Prés aufzusuchen, er kennt nicht einmal das entsprechende Pariser Stadtviertel. Doch er geht von der festen Annahme aus, Abt Berthold werde ihm „als ein liebreicher Vater" den Weg in diese geistliche Kommunität ebnen. „Vorwand" für einen längeren Aufenthalt dort sollte nach Grasers Darstellung seine Perfektionierung in der französischen Sprache sein, was wiederum, wie er meint, später der Akademie in Kremsmünster zugute kommen könnte. Um seiner Bitte, die der Prior an den Abt weiterleiten soll, Nachdruck zu verleihen, weist er darauf hin, daß dies „das letzte Mittel" sei, ihn „vor noch größerer Verzweiflung zu schützen". Ähnlich seinem Vater, der in der Armee Prinz Eugens von der Picke auf eine steile militärische Karriere erklommen hatte, will auch P. Rudolf als echter Vertreter eines fortschrittlich-optimistisch gesinnten Zeitalters alles daransetzen, um die von ihm angepeilten Lebensziele gegen mannigfache Widerstände von seiten anderer zu erreichen. So insinuiert er auch von Paris aus dem Abt von Kremsmünster seine weiteren *Absichten*, nützt dessen Ansehen für die Durchsetzung der eigenen Vorhaben und ist schnell mit dem Unglücklichsein als probatem Druckmittel zur Hand, wenn es gilt, persönlichen Interessen effizient nachzuhelfen. Wie immer bei Graser wird diese Handlungsstrategie mit sprachlichem Glanz und auf hohem stilistischen Niveau dargeboten:

(41)

> [...] zu Ausführung dieser Sache wollte ich mir die Erlaubniß ausbitten, meine Gedanken unmaßgeblich eröffnen zu dörfen. Seine Ex. handlen als ein liebreicher Vater mit mir, der also folglich mein Vergnügen und Zufriedenheit suchet, mit welchem ein from(m)er Wandel und selbst das Seelenheil aufs allergenaueste verbunden ist. Hochderselbe wird also nicht verlangen, daß ich zur Schande meines Klosters und zu meiner eigenen Verachtung, welche nothwendig mein Mißvergnügen nach sich ziehn müßte, als ein Flüchtling im hiesigen Kloster angenom(m)en werde; sondern vielmehr die Güte haben, das hospitium auf etliche Jahre für mich unter dem Vorwande verlangen, damit ich mich in der französischen Sprache vollkom(m)en machen solle, mit welcher ich ihm alsdenn in seiner Akademie Dienste leisten könnte; gesetzt auch daß es niemals geschähe. Denn ich setze es nur als einen vernünftigen Vorwand an: und merke zugleich an, daß ich mich die ganze Zeit meines Hierseyns sorgfältig gehütet, niemals einen Tritt in besagtes Kloster zu thun, und also allen in demselben vollkom(m)en unbekannt bin, und allemal als ein nur ankom(m)ender hospes passiren könnte. Ja ich bin so gar niemals in diese Vorstadt gegangen, wo

besagtes Kloster ist: weil mir im(m)er in dem Sinn gelegen, es möchte sich doch einmal noch fügen, daß [ich] in selbes als hospes kom(m)en sollte. Darum habe ich diese Vorsorge jederzeit gebrauchet: obwohl sie in dieser ungeheuren Stadt, welche mehr eine kleine Welt, als eine Stadt ist, und in welcher man ganze Jahre leben kann, ohne denjenigen zu Gesichte zu kom(m)en, dem man ausweichen will, unnöthig, und überflüssig war.

Dieses ist nun meine unterthänigste Bitte, die ich Seiner Excellenz durch Eu. Hochw. ganz inständigst will vorgetragen haben: und weil sie nichts wider meinen Stand enthält, sondern vielmehr fast die einzige Art und das letzte Mittel ist, mich vor noch größerer Verzweiflung zu schützen, als in der ich schon lebe; ja überdieß auch auf S. Ex. gütigste Anerbietung gegründet ist: so hoffe ich, Seine Ex. werden dero Willen gnädigst darein geben. Damit ich aber, meinem Wunsche nach, desto geschwinder an das Port meines Heiles gelange, als nach welchem ich mit vollen Segeln trachte: so will ich den hiesigen Capuciner, bestellten Beichtvater der Deutschen H. P. Anselm gleich morgen meinen ganzen Stand, und Absehn eröffnen, und bitten, mir hülfreiche Hand zu biethen, um desto eher und geschickter, und ohne meinen Nachtheil von meinem Engländer los zu werden.

Anschließend dankt P. Rudolf dem Prior nochmals für die Zusicherung, daß die von ihm zurückgelassenen hl. Messen nach und nach gelesen würden, küßt ihm deswegen „tausendmal die Hand" und verpflichtet sich, „alles wieder fleißig abzudienen", sobald ihn „Gott wieder in den glückseligen Stand gelangen läßt, selber Messe zu lesen." Die Bereitschaft der Oberen und des Konvents von Kremsmünster, Graser für eventuell zugefügtes Unrecht Abbitte zu leisten, rührt diesen zutiefst und entlockt ihm immer wieder „Tränen". Unter diesem Eindruck sieht er jetzt auch seine Flucht in einem anderen Licht: Das Unrecht liegt nicht mehr sosehr auf seiten der anderen, sondern die eigenen „Vorurteile" waren die reale Ursache seines weiteren Desasters. Da aber P. Rudolf im Sinn des empfindsamen Briefstils der Zeit zu sentimentalem Überschwang neigt und weder häufige Superlative noch Einseitigkeiten scheut, ist es schwer zu beurteilen, ob und wie weit ein solches Schuldbekenntnis auch hier echt ist und nicht etwa doch besser als spontan geäußerte poetisch-rhetorische Kunstübung qualifiziert werden soll:

(42)

Ach ich kann diese so große Demuth nicht ohne Thränen lesen und bedenken. Nein, Sie haben mir nichts leides gethan. Meine Vorurtheile waren es, die mich in Verwirrung, Kleinmuth, und Verzweiflung gebracht haben: und wer weis, warum mich Gott so gestrafet und meiner eignen Schwachheit überlassen hat. Er kann das böse [sic] zum Guten lenken: und ich will es von seiner Güte und Barmherzigkeit hoffen. In-

dessen will ich mich abermal zu Seiner Ex., Eur. Hochw., und aller meiner hochgeehrtesten H. H. Mitbrüder Füssen geworfen haben, um nochmals um die Verzeihung meines Fehlers zu bitten,[155] der mir allein, und niemand andrem zuzuschreiben ist: und ich hoffe auch diese Verzeihung von allem und jeden desto eher, weil meine Sünde, und mein Verbrechen aus Kleinmüthigkeit, Verzweiflung, und Übereilung entstanden ist, nicht aber aus Bosheit, oder einer andern lasterhaften Absicht: und weil ich dasselbe hier vollkom(m)en erkenne, bekenne, bereue, verdam(m)e, und abbitte: wie ich es denn dereinst, bey meiner Rückkehr, vor den Füssen Seiner Excellenz, Eur. Hochw., und aller H. H. Mitbrüder persönlich mit wahrer Demuth thun werde.

Wie schon früher ersucht Graser auch diesmal den Prior wieder, auf seine „Schwachheit" einzugehen und durch die Erlaubnis, einige Jahre im Konvent von Saint-Germain-des-Prés verbringen zu dürfen, zu seiner *Conversio*[156] sowie zu seinem Seelenheil beizutragen. Von jetzt an wird P. Rudolf seine Briefe nach Kremsmünster als „unwürdigster Sohn und gehorsamster Diener" signieren. In einer Nachschrift, „N: B.", ergänzt er noch, daß sich in wenigen Tagen P. Anselm, ein Schweizer Kapuziner und Beichtvater der deutschen Gemeinde in Paris, in seiner Angelegenheit an den Herrn Abt von Kremsmünster wenden werde. Für die Beantwortung von Grasers Brief möge man das Schreiben des Kapuziners abwarten.– Durch die bedrückende Erfahrung vielfachen Ausgegrenztseins, doch auch durch die stille Hoffnung, bei einem geistlichen Mitbruder des gleichen Kulturkreises Verständnis und Hilfe zu finden, erwacht nun in dem Kremsmünsterer Konventualen allmählich wieder die Zuversicht einer positiven Wendung seiner mißlichen Lebensverhältnisse. Er distanziert sich darum von seiner Verfehlung, bereut sie auch aufrichtig und möchte möglichst bald wieder zu seinem ursprünglichen *status regularis* zurückkehren.

Ungefähr zwei Monate später, am 25. März 1761, schickt P. Rudolf von Paris aus eine weitere Epistel an P. Prior Josef Fixlmillner in Kremsmünster, diesmal im Umfang von acht eng beschriebenen Seiten. Sie sollte den Bericht vom 30. Jänner des gleichen Jahres, der – wie bereits erwähnt – als Fortsetzung eines früheren Briefes mit dem Datum vom 10. Jänner gedacht war, ergänzen und auch eine Erklärung für das ausgebliebene Schreiben P. Anselms

155) Das Sich-auf-den-Boden-Werfen als Zeichen der Genugtuung ist bereits in der Benediktusregel (vgl. Anm. 139), Kap. 44,8 u. 71,8 vorgesehen.

156) Zu diesem fundamentalen Begriff monastischer Berufung – in der Benediktinerregel wird er mit „conversatio morum" wiedergegeben – vgl u. a. Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu christlichem Leben. Der vollständige Text der Regel lateinisch-deutsch, übers. u. erkl. v. G. Holzherr, Abt von Einsiedeln. 1. Nachdr. d. 2., überarb. Aufl., Zürich–Köln 1985, 269–281, bes..278; Huerre D. OSB, Von Tag zu Tag. Kapitelansprachen über die Benediktusregel (Titel d. Erstveröffentl.: La Parole du Père in ›Ecoute‹, Abbaye Sainte Marie de la Pierre-qui-vire). Ausgew., übers. u. eingel. v. S. M. Wieman OSB, St. Ottilien o.J. [1983], 284–292.

bieten. Einmal mehr erfährt Graser dabei, wie die Dinge im täglichen Leben oft ganz anders verlaufen, als er sich das bei seiner lebhaften Phantasie vorstellen möchte. Gleich zu Beginn der neuen Nachrichten bemerkt er, daß „der Himmel" sein „Schicksal gerade wider" ihn lenke, um ihn „durch die traurigste Erfahrung, die man sich denken kann, zu lehren, wie weit ein einziger unbesonnener Entschluß einen Menschen bringen könne." Diese Worte evozieren das Thema der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–32), doch dem klassisch gebildeten ehemaligen Poetiklehrer tritt auch das Leid des in der Verbannung lebenden Dichters Ovid vor Augen:

(43)

> Ich bin in den allererbärmlichsten Umständen: von welcher Seite ich mich im(m)er beschaue: und weis Ihnen, den weiten Umfang meines ganzen Unglückes nicht besser und kürzer auszudrücken, als mit dem Seufzer des unglückseligen Ovids:
>
> omnia perdidimus, tantummodo vita relicta est.[157]
>
> Ach ja! omnia perdidimus; Lebensunterhaltung, Bequemlichkeit, Ruhe und Zufriedenheit des Herzens, Reinigkeit des Gewissens, Ehre vor der Welt, Gunst der Menschen, Beruff, Gnade Gottes, alles, alles ist hin. Tantummodo vita relicta est; und zwar nur zu Verlängerung meines Elendes. - - - Damit ich Eur. Hochw. aber auch mein Elend und Verlassenheit von Gott und allen Menschen umständlich vor Augen lege: so will ich diesen Brief zu einer Fortsetzung meines letzten werden lassen, und alles genau erzehlen, was sich, mit der Abreise desselben, mit mir bis heute zugetragen hat.

Um allmählich wieder zu seinem ursprünglichen geistlichen Beruf zurückkehren zu können, und in der Hoffnung, für einige Zeit Aufnahme in der Pariser Benediktinerkommunität von Saint-Germain-des-Prés zu finden, will P. Rudolf sein Dienstverhältnis als Deutschlehrer des jungen englischen Lords lösen. Wie jedoch seine folgenden detaillierten Aufzeichnungen zeigen, besteht auch dieses an sich lobenswerte Bemühen aus einer Reihe unerwarteter Zwischenfälle und Episoden, die der Autor in meisterhafter Diktion zu einem realistischen und buntschillernden Kaleidoskop erlebten Zeitgeschehens zusammenfügt. „Glaube, Gottesfurcht, Gewissen und die Sorgfalt", sein Leben „nicht unglückselig einzubüssen", nötigen ihn dabei, den Engländer „so plötzlich als heimlich zu verlassen", und obendrein alles preiszugeben, was er nicht gerade am Leib trägt:

157) Pont. 4, 16, 49. Zu deutsch: Wir haben alles verloren, nur das Leben ist uns geblieben.

(44)

> Nun war ich doppelt unglücklich, theils weil ich zu meiner Lebensunterhaltung, und Kleidung nichts als ein gar weniges Geld im Sacke hatte, mit welchem ich nicht lange bestehen könnte; theils weil ich keinen bekannten Menschen in ganz Paris hatte, der mir etwas vorstrecken, oder mich als einen weltfremden auf credit bey sich erhalten wollte. Was wollte ich in dieser Angst thun? Es kam mir als ein erschreckliches Abentheuer vor, meinem Kloster Schulden zu machen, und wenn ichs hätte thun wollen: so würde ich weder Glauben noch credit gefunden haben. Ich entschloß mich also in Eile, weil mich der Mangel des Geldes nicht lang wollte warten lassen, als Pilger nach St. Jacob in Spanien, nach Jerusalem, wenn es möglich wäre, und endlich nach Rom fortzugehn; theils weil ich also meine Nahrung suchen wollte, ohne daß ich weder meinem Kloster Schulden machen, noch etwas wohl noch ärgeres wider meinen Beruff und Gewissen unternehmen wollte; theils damit ich auf einer so beschwerlichen als gefährlichen Reise das Ende meines Lebens, dessen ich bereits überdrüssig war, finden möchte.

Graser hat schon den Paß für seine Pilgerreise, den ihm der damalige römische Nuntius in Paris, Pietro Pamfili-Colonna (1760–1766)[158] ausstellte, in Händen und bemüht sich noch um den Empfang des Bußsakramentes. Doch der Beichtvater verweigert die Absolution und teilt ihm mit, er müsse zuerst vom Herrn Abt die Jurisdiktion für ihn erhalten. Zudem rät er P. Rudolf von der geplanten Reise mit dem Hinweis ab, der Prälat würde gewiß „lieber etliche hundert Gulden Schulden" für ihn bezahlen als zu wissen, daß er „mit so grosser Gefahr des Lebens und der Seele in der weiten Welt" herumirre. Der gleiche Geistliche bringt Graser schließlich bei einem in Paris lebenden Elsässer unter, der ihm Kost und Wohnung gewährt und auch bereit ist, seine Ausgaben zu bestreiten, bis vom Heimatkloster finanzielle Hilfe komme. Wieder erkennt P. Rudolf darin das Walten der göttlichen Providenz, indem er schreibt:

(45)

> Nun schien es mir, ich sähe die Gewalt Gottes über meinem Haupte, die mich bey den Haaren zu meinem Beruffe zurückziehen wollte. Ich wollte mit derselben gar nicht spotten, und gieng, ohne eine Zeit zu versäumen, zu H. P. Anselm hiesigen deutschen Capuciner, damit mir

158) Pietro Pamfili-Colonna (geb. 7.12.1725 in Rom, gest. 4.12.1780 in Verona) war 1760–1766 Apostol. Nuntius in Frankreich und wurde am 26.9.1766 zum Kardinal kreiert. Vgl. Karttunen L., Nonciatures apostoliques permanentes de 1650 à 1800, Genève 1912, 254. Freundl. Mitteilung von P. Maximilian Zitnik SJ, Päpstl. Univ. Gregoriana, Rom, wofür ich herzlich danke.

derselbe ohne Verzug in ein hiesiges Benedictinerkloster verhelfen sollte: welches ich mir leichter zu seyn einbildete, als ichs itzt, leider! erfahre. Gott! was hat man nicht für Mühe, die Leute allhier dessen zu überführen, was man ist, und leidet: und ich würde vergebens geredet und geschworren haben, daß ich der P. Rudolph von Cremsmünster bin: wenn ich nicht zu meinem Beweise hätte den gedruckten catalogum unsers Klosters, und Eur. Hochw. Brief aufzeigen können, den Sie mir nach Basel geschrieben haben. Denn weil hier täglich [durch] die allerfeinsten Spitzbuben Streiche gespielet werden: so findet auch derjenige weder Gehör noch glauben [sic], der fremd und unbekannt ist: wenn er gleich mit Gewissen und Wahrheit handlet und redet.

P. Anselm, der gebürtige Schweizer, überlegt einige Tage, wie Graser geholfen werden könnte, dann entschuldigt er sich bei ihm wegen „der Menge seiner Geschäffte und daß er im französisch Reden nicht genugsam fortkönnte". Zuletzt weist er ihn an, die Pariser Benediktinerklöster selbst aufzusuchen und um zeitweilige Aufnahme zu bitten. P. Rudolf ist über dieses Ansinnen sichtlich erbost, da dem Kapuziner ein derartiger Rat auch „ohne Bedenken" hätte einfallen können. Entsprechend schonungslos fällt darum auch sein Kommentar zu dessen Anregung aus. Bezeichnend für Graser ist jedoch auch die geistige Wendigkeit, seine Handlungstaktik immer wieder blitzschnell zu ändern, den neuen Gegebenheiten geschickt anzupassen und selbst vor dem Appell an höchstgestellte kirchliche Autoritäten des Landes wie etwa an den Herrn Erzbischof von Paris nicht zurückzuschrecken. Über seine jüngste Enttäuschung klagt er:

(46)

Der gute Capuciner besann sich etliche Tage lang, wie mir zu helfen wäre: und was dachte er aus? Er band mir die Schälle an; und hieß mich selbst in hiesige benedictiner [sic] Klöster gehn, um für meine Aufnahme anzuklopfen. Ein Rath, der auch ohne Bedenken hätte einfallen können. [...] Kurz ich fand an ihm den eigentlichen Charakter eines zwar gutherzigen, aber zugleich einfältigen, und blöden Schweizers. Und so war ich zum erstenmale verlassen; und sah so mit Betrübniß als Erstaunen, daß sich hier auch Seelensorger nicht viel darausmachen, wenn eine Seele Gefahr läuft, ewig zugrunde zu gehn. Vielleicht denken sie, es kom(m)e darauf nicht an, ob unter so viel Millionen Seelen, die in Paris, eine weniger oder mehr zugrunde gehe. - - - Es wollte mir nun gar nicht vortheilhaft zu Erreichung meiner Absicht scheinen, mich als einen Flüchtling in einem Kloster anzumelden, den man auch für einen Hurer, Ehbrecher, Dieb und Todtschläger oder wer weis, für was sonst noch halten könnte, und eben darum so gleich abweisen würde. Darum dacht ich etwas feineres aus, wobey ich meine eigene Ehre und zugleich meines Klosters seine schonen könnte. Ich bath

einen ansehnlichen Mann, der sich, als wenn er von meinem Kloster aus Com(m)ission hätte, in hiesigen Klöstern unsers Ordens anfragen sollte, ob sie nicht auf eine Zeitlang einen Benedictiner von Cremsmünster annehmen wollten, welchen H. H. Prälat von Cremsmünster die französische Sprache zu lernen hieher zu schicken gesinnt wäre. Dieser Mann bracht mehrmals eine Woche zu, bis es seine Geschäffte und Bequemlichkeit zuließen mit den Obern besagter Klöster zu sprechen, die er auch öfters vergebens gesuchet hatte. Endlich bekam er zur Antwort, daß kein Platz mehr für einen fremden [sic] wäre: und so war er auf gut französisch mit aller Art abgewiesen. Was sollte ich nun thun; da ich schon zum zweytenmal unglücklich in meinen Ansuchen war? Ich beschloß, meine Zuflucht bey H. H. Erzbischoffe selbst zu suchen, der der liebreichste Mann von der Welt, und ein Schutz aller Verlassenen ist. Man wies mir einen gewissen deutschen Weltprieser an, der sich endlich erbitten ließ, und mich zu Herrn H. Erzbischoff führte, den Tag und die Stunde, die er mir auf meinen Brief durch eine Antwort von seinem Sekretair hatte bestimmen lassen.

2.5 Unter dem Schutz des französischen Metropoliten Christophe de Beaumont

Es gehört zu den typischen Konventionen der empfindsamen Briefliteratur, die noch bis ins 19. Jahrhundert weiterwirken und auch bei P. Rudolf sehr häufig anzutreffen sind, daß neben vertrauten Freunden auch menschlich besonders zugängliche Vorgesetzte oder Obere von ihren untergeordneten Bittstellern und Günstlingen zumeist mit optimalen Qualitätsmerkmalen bedacht werden. Das barocke Standesbewußtsein mit seiner ausgeprägten Gesellschaftshierarchie von hoch und niedrig, Kirche und Welt, Ordens- und Säkularklerus kommt hier noch deutlich zum Tragen, wird aber gleichzeitig oft sentimental aufgeweicht.[159] So ist auch der damalige Erzbischof von Paris, Christophe de Beaumont (1703–1781), für Graser schon seit der ersten Begegnung der „liebreichste Mann von der Welt" und „ein Schutz aller Verlassenen", obwohl er ihn kaum näher kennt und er sich bei seinem Urteil außer einem frühen persönlichen Eindruck zunächst nur auf die Meinung öffentlicher kirchlicher Kreise stützen kann.[160] Doch P. Rudolf hat sich in seiner Einschätzung des Pariser Metropoliten von damals tatsächlich nicht getäuscht. Sein Aufenthalt in der Seinestadt fällt allerdings in eine recht turbulente Zeit, da es – einige Dekaden vor Ausbruch der großen Revolution – in Paris bereits stark zu gären beginnt und sich Kirche und Parlament, beziehungsweise kirchliche Orden und Gruppierungen untereinander z. T. heftig befehden.

159) Vgl. auch Nickisch, Brief (s. oben, Einleitung, Anm. 1), 46, 80 f. u. ö.

160) Bei später auftretenden Schwierigkeiten fällt Graser über den französischen Klerus ein recht negatives, einseitiges Pauschalurteil, wie etwa im Brief an seine Mutter v. 3.6.1761 aus Paris. Vgl. auch die Briefe v. 8.6. u. 20.7. des gleichen Jahres an den Prior von Kremsmünster (Zit. Nr. 58; 61; 52 sowie Anm. 173).

Christophe de Beaumont du Repaire[161] entstammte altem französischen Adel, wurde auf Schloß La Roque im Périgord geboren und fühlte sich schon früh zum geistlichen Stand hingezogen. Zuerst Kanonikus, wird er 1741 Bischof von Bayonne, 1745 Erzbischof von Vienne und wirkt von 1746 bis zu seinem Tod 1781 als Erzbischof von Paris. Monseigneur de Beaumont gilt heute als der bedeutendste Metropolit Frankreichs im 18. Jahrhundert und wird wegen seiner unerschrockenen Verteidigung der katholischen Lehre der „französische Athanasius"[162] genannt. Im Laufe seiner zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Parlament mußte er viermal in die Verbannung gehen (zuletzt nach La Trappe), und zwar wegen seiner Anordnung, die Sterbesakramente nur gegen Vorweis eines von einem approbierten Priester unterzeichneten Beichtzettels zu spenden, ferner wegen seines Vorgehens gegen die Jansenisten und Enzyklopädisten. In einem Aufsehen erregenden Disput verteidigte er die Bulle „Unigenitus" Papst Benedikts XIV. und verwarf Du Quesnels Schrift „Réflexions morales" als Häresie. Ebenso wandte er sich gegen das Werk „De l'Esprit" (1758) des philosophischen Materialisten Helvétius wie gegen Rousseaus Erziehungsroman „Emile ou de l`Education" (1762), da ihm dieser die Fundamente der Religion und des Staates zu untergraben schien. Der Autor verfaßte hierauf allerdings wieder eine herausfordernde Gegenschrift mit dem Titel „J.-J. Rousseau, citoyen de Genève, à Ch. de Beaumont, archévêque de Paris" (1762), in der er für die Gewissensfreiheit plädierte. Erzbischof de Beaumont ist es auch gewesen, der Voltaire 1778 das kirchliche Begräbnis verweigerte. Der damalige Metropolit von Paris war aber nicht nur ein mutiger Verteidiger der Rechte der Kirche, sondern in seinem persönlichen Leben auch ein durchaus frommer Oberhirte sowie ein großer Wohltäter der Armen und Bedrängten. Sein Klerus hielt treu zu ihm. Auch König Ludwig XV. (1715–1774) schätzte ihn, war aber zu schwach, um ihn gegen das Parlament wirkungsvoll zu unterstützen. Vergeblich warnte der Pariser Metropolit auch vor den Gefahren der Revolution.

Wegen seines vehementen Einschreitens gegen die Jansenisten und seiner Verteidigung der Jesuiten dürfte auch das Verhältnis des Erzbischofs de Beaumont und das seiner Umgebung zu den Maurinern nicht immer spannungs-

161) Genaueres zu Christophe de Beaumont und seine Zeit u. a. bei Schill A., Die Constitution *Unigenitus*, ihre Veranlassung und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jansenismus. Nach den Quellen dargestellt, Freiburg/Br. 1876, 281ff.; Régnault E., Christophe de Beaumont, archévêque de Paris (1703 – 1781), 2 vols., Paris 1882, bes. I, XIX–XXIII, 56 ff., 115 ff., 142 ff., 409 ff., 443 ff., 462 ff.; II, 22 ff., 42 ff., 62 ff., 97 ff., 167 ff., 353 ff. u. ö.; Pastor L. Frhr. v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 16, 1. Abt., Freiburg/Br. 1931, 602 ff.; Rupp J., Histoire de l'église de Paris, Paris 1948, 187, 208–212; Jacquemet G. (Hrsg.), Catholicisme, hier – aujourd'hui – demain, Encyclopédie en sept volumes, T. 1, Paris 1948, 1358; Starace C., Art.:Beaumont (Christophe de) (Dict. de biographie française, sous la direction de M. Prévost et R.d'Amat, V, Paris 1951, 1136–1138); Reibel F., Art.: Beaumont, Christophe de (LThK^2 II, 87f.); Grand Larousse encyclopédique, t. 2e, Paris 1960: Cognet/Raab/Stasiewski/ Müller (wie Anm.145) 440f., 468.

162) Zit. n. Reibel (wie Anm. 156) 87.

frei gewesen sein,[163] was da und dort auch in Grasers Briefen zumindest indirekt spürbar wird. Dennoch trägt er dem „liebreichen Prälaten" sein Anliegen vor, und dieser befiehlt dem deutschen Weltpriester als Vermittler, mit dem Generaloberen der Congrégation de Saint-Maur, der sich stets in Paris aufhalte, zu sprechen. Er solle ihn im Namen des Pariser Oberhirten ersuchen, P. Rudolf in eines seiner Klöster aufzunehmen, bis man weitere Nachrichten aus Kremsmünster erhalte. Aber obgleich ihn Graser täglich aufsucht, verschiebt der Kontaktmann den erzbischöflichen Auftrag „von einem Tage zum andern", das eine Mal sei er am Vortag geschäftlich verhindert gewesen, das andere Mal habe er den Generaloberen nicht angetroffen. Nach zehn Tagen vergeblichen Wartens verliert P. Rudolf die Geduld, er richtet wieder einen „recht beweglichen Brief" an den Metropoliten, worin er diesen ersucht, P. Anselm, den Schweizer Kapuziner, mit der Sache zu betrauen und selbst an den hochwürdigen Herrn General zu schreiben. Nach einiger Zeit wird Grasers Wunsch stattgegeben: Der Herr Erzbischof überträgt die Kommission P. Anselm schriftlich und fügt noch einen Brief für den Generaloberen bei, den er persönlich aushändigen solle. Da dieser aber das erstemal nicht erreichbar ist, läßt der Kapuziner das Schreiben in der Konventpforte und bittet P. Rudolf, selbst hinzugehen und mit dem P. General zu sprechen, denn es sei ihm wegen der „Menge der Verrichtungen" nicht möglich, einen zweiten Vorstoß in dieser Richtung zu unternehmen. Sarkastisch bemerkt Graser dazu: „So war er wieder aus der Schlinge gezogen." Um nichts unversucht zu lassen, will sich P. Rudolf nun selbst zum Generaloberen der Mauriner, damals Dom Marie Joseph Delrue (1756–1766)[164], begeben und trachtet mehrere Tage hindurch vergeblich, diesen zu erreichen, obwohl er von seinem Quartier aus jedesmal eine Stunde weit zu Fuß gehen muß. Für Karfreitag nachmittag stellt man P. Rudolf endlich eine Audienz in Aussicht, aber auch jetzt kann er nicht persönlich mit P. General sprechen, sondern nur mit dessen Stellvertreter. In seiner plastisch-suggestiven Art fährt Graser fort:

(47)

> Er war ein gutherziger, geistreicher, höflicher, liebreicher Mann. Ich bekennte ihm meinen Fehler mit aller Demuth, und bath ihn, mir dazu verhülflich zu seyn, daß ich in einem Kloster ihrer congregation möchte aufgenommen werden. Er bedaurte mich sehr, daß in diesem Stücke keine Hülfe für mich wär. Indem die Gesetze der congregation nicht erlaubeten, einen Flüchtling anzunehmen. Er sagte mir, ich könnte in ganz Frankreich nicht angenommen werden; und riet mir, ohne Verzug in deutschland [sic] zurückzukehren, entweder in ein fremdes,

163) Vgl. dazu Anm. 145; Baudot J., Art:. Mauristes, aperçu historique (Dict. de Théologie Catholique, Bd. X/1, Paris 1928, 406–443, hier 410) u. a.

164) Von ihm gibt es einen bedeutenden Brief v. 27.7.1762, in dem er die wissenschaftlichen Dienste der Mönche seiner Kongregation für die vom König in Auftrag gegebenen historischen Werke anbietet. Näheres bei Baudot (wie Anm. 158) 410.

oder mein eignes Kloster. Ich antwortete, daß ich ganz bereit dazu wäre: wenn ich nur meine Schulden zuvor abzuzahlen, und mich unterwegs zu ernähren, das nöthige Geld hätte. Ich versicherte ihn, daß mein H. H. Prälat gewiß alles mit Dank erstatten würde, was man mir in dieser äußersten Not würde liebreich vorgestreckt haben. Allein das wollte er durchaus weder glauben noch hoffen, ich mochte sagen, was ich wollte: und was die Rückkehr ohne Geld belangete: so gab er mir zu verstehen, daß man ihren Mönchen in gleichen Falle rathe, den Rückweg mit dem Bettelstab zu machen, und so zugleich für ihren Fehler Busse zu thun. Nach diesem entließ er mich unter vieler Bedaurung, daß mir hier nicht zu helfen wäre. - - Wie betrübt ich aus diesem Kloster weggieng; indem mir Gott und die Welt alle Hülfe zu versagen schien, laß ich Eu. Hochw. selbst erachten.

Für P. Rudolf bricht damit eine Welt zusammen, er sieht seine letzte Hoffnung zerstört und wird offenbar an den Rand des Suicids getrieben. Er fühlt sich von Gott verlassen, den er „vorhero verlassen hatte", ist dann aber doch aus Reue bereit, „alles Elend, Noth und Betrübniß auszustehen", und bittet nur um das eine, ihn „vor dem letzten Falle in die Verzweiflung zu bewahren, auf deren Schwelle" er bereits stünde. Hierauf kehrt Graser zu dem mit ihm befreundeten Kapuziner zurück und erhält von ihm ein Schreiben, das „eine vertraute Person aus Österreich" an ihn gerichtet hat. Dieser Brief wird nun zum rechten „Pflaster auf sein verwundetes Herz", da er u.a. von seiner „Mama" spricht:

(48)

Ich fand unter tausend trostreichen Versicherungen, und vernünftigen Ermahnungen dieser gutmeynenden Person, auch folgenden Trost; in Absehn auf Seine Excellenz: Sie werden sich erinnern, daß Sie Ihrer Mama einsmals geschrieben, um Ihnen durch H. Arsenius Reichhart[165] 50 fl. aufzutreiben. H. Reichart [sic] kam nach Cremsmünster, meldete es im Vertrauen H. P. Schaffner und H. P. Prior. Die Sache kam endlich gar zu H. Prälaten. Er sprach gleich dazu: Ach hat dann dieser verlorne Mensch noch kein Vertrauen zu seinem Kloster? O daß er doch einmal seinen Haß ablegete! und in selbem Augenblick befahl er H. P. Prior, Ihnen zu schreiben, und in seiem Namen die 50 fl. anzubieten. Sie sollen nur berichten, wie und wohin Ihnen dieses Geld solle sicher zugeschicket werden. Er würde Ihnen auch alle unkosten aushalten: wenn Sie wieder nach Haus, oder sonst in ein andres Kloster gehn sollten. Er hat sich anerbothen, Ihnen auf alle mögliche Weise zu Ihrer Glückseligkeit zu verhelfen. Sie sollten es nur berichten. - - - Auf diese so liebreiche Worte und Gesinnungen eines Vaters, dessen Zorn und Verlassung ich verdienet hatte, und noch verdiene, lebte mein nieder-

165) Zu Arsenius Reichhart (Reichart) vgl. Anm. 126.

geschlagenes Herz aufs neue auf: und ich dankte dem gütigen Him(m)el, daß er doch einen einzigen Menschen für meine Rettung aus der Verzweiflung aufbehalten hatte. Der Capuciner, welcher den Brief schon vorher ganz gelesen hatte, ward ebenfalls ungemein getröstet, da er diese Worte las.

Unter den gegebenen Umständen riet P. Anselm OFMCap. Graser, sofort nochmals an den Herrn Erzbischof zu schreiben, und zwar in lateinischer Sprache, und ihn zu bitten, ihm zumindest so viel Geld vorzustrecken, um seinen schwierigen Gläubiger zufriedenstellen zu können. Danach sollte P. Rudolf auch gleich den Abt von Kremsmünster verständigen und ihn ersuchen, Seiner Exzellenz die Schuld umgehend zu begleichen. Graser schrieb am Ostersonntag an den Pariser Oberhirten. Der Kapuziner, den er in seinem Brief an den Metropoliten als Vermittler zum Generaloberen der Mauriner vorgeschlagen hatte, erhielt aber bis Mittwoch, 25. März, weder eine Antwort Seiner Exzellenz noch eine Berufung in das erzbischöfliche Palais. So mußte der Kremsmünsterer Flüchtling von neuem befürchten, daß auch dieser Sanierungsversuch seiner Finanzen scheitern könnte. Wie P. Rudolf jedoch im gleichen Brief vom 25. März 1761 an den Prior seiner Heimatabtei gesteht, hatte seine Zivilcourage auch für diesen Fall eine Lösung parat, indem er sich so lange bei den Mönchen von La Trappe als Novize aufhalten wollte, bis er von Kremsmünster Geld erhielte:

(49)

Sehn Sie nun, Hochwürdiger Herr, wie meine Sachen bis diesen Tage laufen: und wie unglücklich man in einem fremden Lande ist, wann man weder Geld noch credit hat. Wenn ich eine Million zu Cremsmünster liegen hätte: so könnte ich niemand hier bereden, mir nur ein Paar fl. auf selbe vorzuschießen. Nun ist meine einzige Hoffnung auf H. Erzbischoff. Verläßt mich dieser: so muß ich wenigstens auf eine Zeitlang heimlich aus Paris fort, bis ich die Gnade habe von H. H. Prälaten Geld durch Wechsel zu bekom(m)en. Warum? Ich laufe Gefahr von zweyen Seiten in eine Gefängniß geworfen zu werden; entweder von meinem Glaubiger, oder von jenem Weltpriester, den ich vor den Kopf gestossen habe, und der darum auf mich böse ist, weil er vom H. H. Erzbischoffe schriftlich bestrafet worden ist, daß er die ihm aufgetragene Com(m)ission so wenig befolget hat. Man hat mich schon freundlich gewarnet, mich in acht zu nehmen: und wenn Eu. Hochw. den caracter dieses Priesters; denjenigen schändlichen Streich wüßten, den er mir schon einsmahls vorhero spielen wollen, und die hiesige Einrichtung kennten: so würden Sie um mich sehr in Sorge seyn. Allein ein Mensch, der einmal auf dem hohen Meere ist: der muß sich Wind und Sturme gelassen überlassen. Damit ich aber mein ganzes Herz aufdecke: so will ich Eur. Hochw. sagen, was ich zu thun gedenke, wann mich H. H. Erzbischoff steken läßt, und ich sonst auch nirgend Geld

auftreiben kann. Ich will nichts wider meine Seele thun. Denn wollte ich einen Sündenknecht abgeben: so wäre ich in keiner Noth. Denn hir ist auch das Sündigen ein Handwerk; und dazu ein einträgliches. Aber nein, so weit hat mich gott nicht verlassen, daß ich jenen Spruch vergessen sollte: *Quid prodest homini, si mundum*[166] etc. Ich gehe nach Latrapp fort, welches 30 Stunden von hier ist, und lasse mich dort als einen Novitzen einkleiden: weil man alles daselbst annimmt, was kom(m)t Buß zu wirken. So wird es mir an Lebensnahrung nicht manglen; ich werde Buß thun, und ich kann alsdenn wieder herausgehn: so bald mir mein Capuciner berichtet, daß Geld für mich da ist. Zu was kann nicht die Noth einen Menschen zwingen? - - -

Zuletzt folgt die „unterthänigste Bitte" an H. H. Prälaten, die auch der Prior nach besten Kräften unterstützen möge, P. Rudolf einen Wechsel auf 500 Gulden zukommen zu lassen, um alle notwendigen Ausgaben für Kost, Wohnung und Wäsche, aber auch die für die geplante Heimreise nach Kremsmünster abdecken zu können. Allerdings möchte er aus den bereits angeführten Gründen noch immer nicht gleich ins alte Tassilostift an der Krems zurückkehren, sondern einige Zeit zu St. Emmeram in Regensburg verbringen, um „durch ein recht exemplarisches Leben" seinem Heimatkloster Ehre zu bereiten und seinen Fehler nach Möglichkeit wieder gutzumachen. Hier kannte Graser schon manche Leute, u.a. Fürstabt Johann Bapt. II. Kraus (1742–1762)[167], der dem damaligen Prälaten von Kremsmünster, Berthold III. Vogl, große Wertschätzung entgegenbrachte, wie er selbst ein Jahr zuvor aus dessen eigenem Mund gehört hatte[168]; ferner P. Prior Frobenius Forster, der als Professor in Salzburg (1744–1747) wie Vogl der Leibniz-Wolffschen Philosophie folgte[169], sowie P. Emmeram Baumann[170], der ein „gar guter Freund" P.

166) Zu deutsch: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt...", Mt 16,26. Vgl. auch Mk 8,36; Lk 9,25.

167) Über ihn vgl. Anm. 59.

168) Demnach war Graser offenbar im Frühjahr (März/April?) 1760 schon einmal in St. Emmeram (Regensburg) und begleitete dabei P. Hieronymus Besange, wie aus seinem Brief an den Prior von Kremsmünster v. 10.1.1761 aus Paris hervorgeht. Vgl. auch Anm. 128.

169) Zu Frobenius Forster OSB (1709–1791), seit 1762 Fürstabt von St. Emmeram, vgl. u.a. NDB I,.203 f.; LThK^3 III, 1361 f.; Endres J.A., Frobenius Forster (Straßburger theolog. Studien 4), Freiburg/Br. 1900, bes. 10–16; Grill R., Coelestin Steiglehner, letzter Fürstabt von St. Emmeram (SMGB, Ergänzungsheft 12), München 1937; Hammermayer,Die Benediktiner und die Akademiebewegung... (wie Anm. 6) 55 ff.; ders., Akademie I (wie Anm.6) 19–22, 173 ff. u. ö.; ders, Die Aufklärung in Salzburg... (wie Anm.6) 388 u.ö.; Kraus A., Die historische Forschung an der Churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1806 (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, 59), München 1959; Siegmund A., Die Bayerische Benediktiner-Akademie, ihre Vorväter und ihre Wiederbegründung (SMGB 82,1971, 365–378, 367 u. 370 f.); Weiß (wie Anm. 1) 60.

170) P. Emmeram Baumann (eigentlich v. Paumann), geb. 21.3.1726 in Zell am See (Österreich); Beruf des Vaters: Prof. an der Jurid. Fakultät der Univ. Salzburg. Or-

Rudolfs war. P. Anselm OFMCap. möchte beim Prälaten von Kremsmünster auch beantragen, selbst an den Herrn Erzbischof von Paris zu schreiben, um ihm für die „gütige Fürsorge" in bezug auf dessen geistlichen Sohn zu danken.- In einer Nachschrift teilt Graser dem Prior hinsichtlich des Wechselbriefes mit, daß er noch am selben Tag von einem der größten Pariser Banquiers die Adresse eines Wiener Bankhauses erhalten habe, das die Überweisung des Betrages von 500 Gulden an den Schweizer Kapuziner in Paris übernehmen würde. Außerdem ersucht P. Rudolf noch, der Abt von Kremsmünster möge P. Anselm auch die *facultas* erteilen, ihn in der Beichte absolvieren zu dürfen, was dieser bis dahin wegen mangelnder Erlaubnis verweigerte.– Am gleichen Tag, dem 25. März 1761, schrieb Graser, wie P. Prior es gewünscht und er es versprochen hatte, zum Zeichen der Reue über seine begangenen Untaten und der aufrichtigen Bitte um Vergebung einen lateinischen Brief an seinen Abt.

Drei Tage später, am 28. März, richtete P. Rudolf eine dringende Mitteilung an den Prior von Kremsmünster, um von einem unverhofften Vorfall zu berichten, der sein Ansehen und seine Bußfertigkeit im Heimatkloster zunichte machen und ihn auch beim Herrn Erzbischof von Paris diffamieren konnte. P. Anselm OFMCap. erhielt nämlich von Monseigneur eine Zuschrift mit dem Verbot, sich weiter um den Benediktiner aus Kremsmünster zu bemühen, damit er nicht selbst Opfer eines Betruges würde. Nach Graser war das „ein Streich", den ihm jener Weltpriester gespielt hatte, von dem er in seinem letzten Brief an den Prior berichtete. Dieser Geitliche wurde, wie schon erwähnt, von Seiner Exzellenz gerügt, weil er dessen Auftrag „so saumselig und fruchtlos" durchgeführt hatte. Um sich an P. Rudolf zu rächen, ließ er dem Pariser Metropoliten offenbar „falsche und unrechte Meynungen" über diesen zukommen, als wäre er nur ein Betrüger, der unter dem Vorwand, Benediktiner von Kremsmünster zu sein und von seinem Kloster Geld zu empfangen, „H. Erzbischoff zu hintergehn, und zu betrügen suchete". Als „traurige Folge" befürchtet Graser deshalb, daß ihn Seine Exzellenz „steken läßt". Überdies wisse er nicht, was er nun tun solle, um seinen „schwierigen Gläubiger" zu bezahlen. Auch P. Anselm wolle ihm jetzt nicht mehr helfen. Zudem sei er in Sorge, dieser „gewissenlose Mensch" namens D'Harriagne könnte sich eventuell sogar an den Prälaten von Kremsmünster wenden und ihn bei diesem verleum-

densprofeß am 15.11.1744; Studium der Theologie u. der Rechte in Salzburg, Priesterweihe am 28.9.1749; später Pfarrvikar in Harting und Isling (1753 – 1760); Propst in Haindling/Hainsbach (1760–1763); Pfarrvikar in Regensburg, Pfarre St. Rupert (1764–1769); Propst in Hohengebraching (1769–1772); zuletzt granarius (= Kastner); gest. 3.10.1792. Baumann wurde 1777 für seine landwirtschaftl. Untersuchungen mit der goldenen Verdienstmedaille der ökonomischen Gesellschaft ausgezeichnet. Vgl. Schlemmer H., Personalstand der Benediktinerabtei St. Emmeram in Regensburg unter Fürstabt Johann Baptist Kraus (1742–1762) (Verhandlungen d. Histor. Vereins f. Oberpfalz u. Regensburg 109), Regensburg 1969, 93ff., hier 107. – Für die wertvollen Auskünfte zu P. Emmeram Baumann schulde ich Frau Dr. Schwarz, Archivrätin im Bayerischen Staatsarchiv München verbindlichen Dank.

den. Um den „üblen und schändlichen Charakter" dieses Schurken „nur in einem Stücke aufzudecken", erwähnt P. Rudolf, was er bereits in seinem letzten Schreiben an den Prior von Kremsmünster andeutete, daß er ihn „vorsetzlicher Weise zu einem Sodomiten in Wohnung und Kost bringen wollte", damit er „selbem zum abscheulichen Laster hätte dienen sollen." Graser will dessen „Bosheit nicht weiter aufdecken", doch könne man sich vorstellen, daß ein solcher Mensch fähig sei, einem Unschuldigen „alle Laster anzudichten, die ihm seine boshafte Einbildung etwan eingeben könnte." Handelt es sich dabei um einen konkreten Einzelfall, der an sich nicht verallgemeinert werden darf, so läßt sich doch daraus schließen, daß im Vorfeld der Revolution auch auf seiten des französischen Klerus manches im argen lag. Bei allen seinen sonstigen menschlichen Schwächen, die ihn neben durchaus loyalen Motiven zum Exodus bewogen, bekennt P. Rudolf seine wiedererlangte Rechtschaffenheit, an der wohl nicht mehr zu zweifeln ist:

(50)

> [...] ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich weder eine ärgerliche Aufführung hier habe noch betrogene Absichten führe. Ich ruffe Gott zu meinen [sic] Richter heraus, der mich mit allem erdenklichen zeitlichen Uebel, und mit der ewigen Verdamniß straffen soll: wenn ich anders im Herzen denke, als ich in meinem letzten Briefe mich erkläret habe: und ich will überdieß von Seiner Excellenz, Eur. Hochw. und meinem ganzen Kloster auf allezeit verlassen und verstossen seyn, wenn ich Betrug oder List im Herzen führe. Ich habe Ursache, solche Betheurungen zu machen, um mich wider alles Mistrauen von Seite Seiner Ex. und Eur. Hochw. zu schützen, welches machen könnte, daß Sie mich in meiner Noth stecken ließen, und also mit Leib und Seele zu Grunde gehn.

Zum Schluß wiederholt Graser seine „neuliche unterthänigste Bitte", ihm „väterlich und liebreich mit übersendung eines Wechselbriefes beyzuspringen, [...] aufs aller nachdrücklichste". Noch nähmen sich gute Leute seiner an, die wohl auch Herrn Erzbischof die „Bosheit und List" des geistlichen Scharlatans aufdecken würden.

Bald danach schickte Abt Berthold III. von Kremsmünster einen lateinischen Brief an Erzbischof Christophe de Beaumont von Paris, wie es P. Anselm OFMCap. angeregt und P. Rudolf an den Kremsmünsterer Prior weitergeleitet hatte. Darin drückte der Abt dem französischen Oberhirten seine Sorge um den Flüchtling aus. Er wisse auch, daß er bei ihm um Unterkunft und Schutz gebeten habe und offensichtlich in Bußgesinnung wieder in deutsche Lande zurückkehren wolle; daß er ferner dringend Geld benötige, um die in Paris getätigten Ausgaben begleichen und die für die Heimreise notwendigen Unkosten decken zu können. Bei seinem pastoralen Eifer werde es Seiner Exzellenz gewiß nicht allzu schwerfallen, sich auch um diese verirrte Seele ein

wenig zu kümmern. Dann ersucht er den Metropoliten, ihm durch einen verläßlichen Schreiber mitteilen zu lassen, ob sich Graser tatsächlich in Paris aufhalte, ob er ihn wirklich um Geld gebeten habe, um damit endlich seine Rückkehr in ein Kloster in Deutschland zu finanzieren, und ob er aufgrund der abgelegten Profeß wiederum seinem Orden beigezählt werden könne („[...] utrum videlicet vere Parisiis degat sacerdos meus profugus: utrum re ipsa Celsissimum Nomen Tuum supplex imploraverit: quibus tandem remediis in Germaniam ad quoddam adduci Coenobium, eoque pacto religioso iterum ordini suo sociari possit."). Ein undatierter Entwurf dieses lateinischen Schreibens findet sich bis heute unter Grasers Fluchtbriefen im Kremsmünsterer Stiftsarchiv.[171]

Die schriftliche Antwort des Herrn Erzbischofs de Beaumont mit dem Pariser Datum vom 2. Juni 1761 stammt von dessen Sekretär, zeigt den französischen Sprachzustand der Zeit und ist von S. Exzellenz mit „+ chr. Arch. de paris." signiert. Nach den einleitenden Komplimenten berichtet auch der französische Metropolit, er habe von einer persönlichen Begegnung mit P. Rudolf Graser und aus verschiedenen Mitteilungen von dessen Feder den Eindruck gewonnen, dieser sei über seine Flucht aus dem Kloster wahrhaft zerknirscht („veritablement contrit") und bereit, wieder in die heimatliche Abtei zurückzukehren. Auch P. Anselm, der deutschsprachige Kapuziner, sei dieser Meinung:

(51)

> [...] Le desir que vous avéz de revoir ce religieux se reunir a ses freres, et les facilités que vous voulés bien lui procurer pour rentrer dans le devoir seroient bien capables de faire impression sur son coeur et de lui faire ouvrir les yeux sur son etat, dans le cas ou il n'auroit pas encore reconnu sa faute; mais j'ai lieu de croire qu'il en etoit deja vivement touché et qu'il desiroit sincerement retourner dans la maison qu'il a eu le malheur de quitter. Il s'etoit presenté a moi depuis son arrivée a Paris, il m'avoit aussi ecrit plusieurs fois, et il m' avoit paru veritablement contrit. Le Pere Anselme Capucin allemand a qui il s'est adressé aussi plusieurs fois a porté le méme jugement que moi de ses dispositions. Pour poúvoir m'en assurer encore davantage j'avois voulu le faire entrer dans un Couvent de son ordre, j'ai meme ecrit a ce sujet au R. P. General des Benedictins de la Congregation de St. Maur, mais il a pensé que le bien de son ordre ne lui permettoit pas de suivre dans cette occasion son caractere charitable et bienfaisant, et les inconveniens qu'il a trouvé [sic] a donner un asile dans une de ses maisons á ce religieux fugitif sont cause qu'il n'est pas entré dans cette bonne oeuvre.

Trotz der hilfsbereiten Intervention des Herrn Erzbischofs lehnte es also der Generalobere in der damaligen turbulenten Zeit aus monastisch-diszi-

171) StAKr P 1/IV.

plinären Gründen ab, Graser als geflohenem Ordensmann („a ce religieux fugitif") in einem Maurinerkloster mit streng aszetischer Haus- und Studienordnung Asyl zu gewähren. Nach eigener Angabe mußte er dabei offensichtlich gegen seine persönliche caritative Einstellung entscheiden, wurde doch die Mauriner-Kongregation mit ihren zahlreichen Sympathisanten zugunsten der rigorosen Jansenisten immer wieder in innerkirchliche Kontroversen hineingezogen und dadurch in störende Unruhe versetzt.[172] Die anderen Bitten des Abtes von Kremsmünster konnte der Pariser Oberhirte jedoch erfüllen. Er ließ P. Rudolf zu sich rufen, um ihn zu befragen, und erklärte sich einverstanden, nach Eintreffen einer Antwort auf seinen Brief aus Kremsmünster diesem das notwendige Geld für die Rückreise von Paris nach Straßburg sowie die weiteren Unkosten für Verpflegung und Unterkunft vorzustrecken. Außerdem ließ er Grasers Gesamtausgaben bis Ende Mai erheben und schickte den Bericht zusammen mit dem gleichen Brief vom 2. Juni an den oberösterreichen Prälaten. Im Folgenden sei die deutsche Version dieses Dokuments, die aus derselben Zeit wie das französische Original stammt und den anderen Schriftstücken beigefügt ist, wiedergegeben:

172) Vgl. Anm. 145. Vgl. auch Weiß (wie Anm. 1) 59, Anm. 142.- Régnault (wie Anm. 156) II, 178 f., berichtet diesbezüglich u.a. auch von folgendem Diziplinarfall, der sich vier Jahre nach Grasers Pariser Aufenthalt in Saint-Germain-des-Prés ereignete: 28 Mönche der Abtei richteten am 15. Juni 1765 einen langen Beschwerdebrief an König Ludwig XV., in dem sie nicht nur auf einige Mißstände, die sich in der Verwaltung ihres Klosters eingeschlichen hatten, hinwiesen, sondern auch neue Statuten, ein anderes Ordenskleid und allgemeine disziplinäre Erleichterungen verlangten. Der Vorfall erregte beim Klerus großes Ärgernis, und auch Erzbischof de Beaumont sprach sich energisch gegen die Forderungen aus. Die Benediktiner von Blancs-Manteaux in Paris protestierten als erste dagegen und dankten dem Metropoliten sowie dem Klerus für ihren Beistand, die Ordensdisziplin aufrechtzuerhalten. Vergeblich suchten die 28 Unruhestifter auch den anderen Klöstern ihrer Kongregation Abschriften des kompromittierenden Bittgesuchs zukommen zu lassen. Zuletzt erreichte Erzbischof de Beaumont, daß sie ihre Unterschriften zurückzogen, doch von ihrer Einstellung wichen sie nicht ab. Für das Generalkapitel im September 1766, bei dem es heftige Debatten gab, holte de Beaumont vom König einige Vollmachten ein, um die Parteigänger daran zu hindern, die Ordensregel aufzuweichen und mehrere Paragraphen davon zu streichen. Joseph Pernety, einer der radikalsten Wortführer der Gruppe, verließ die Maurinerkongregation, obwohl sich der Herr Erzbischof sehr um ihn bemühte, und floh nach Berlin, wo ihm Friedrich II. von Preußen den Titel „Abbé in partibus" verlieh und ihn als besoldeten Bibliothekar anstellte. Vgl. dazu auch Baudot (wie Anm. 158). – Über die allgemeine Situation des französischen Ordensklerus, der im 17. Jahrhundert eine Blüte erlebte, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor Ausbruch der Französischen Revolution, jedoch deutliche Dekadenzerscheinungen zeigte, vgl. u. a. auch Soboul A., Die Große Französische Revolution. Ein Abriß ihrer Geschichte. Hrsg. u. übers. v. J. Heilmann u. D. Krause-Vilmar (Titel d. französ. Originals: Précis de l'histoire de la révolution française, Paris 1952), Frankfurt/M. ^{4}1983, 15 ff., 100, 102, 143 f., 171, 232 f.

(52)

Schulden-Stand P. Rudolphi Graser
den 30. Mai 1761.

1. für die Ausgaben von Straßburg bis auf Paris; iene was er zu Paris so wohl für seine Kost, unterhaltung und Wohnung gemachet, durch 5. Monate	637. Livres[173]
2. für seinen Plaz auf der Gutschen, und die Kost bis Straßburg	91.
3. für ieden Tag, den er zu Paris seit den 30. Maii verbleiben wird, beygleichen 50. Sold[174]	
NB	728 Liv.
Betragen	291 fl. 12 x

Obgleich Graser von seiten des Stiftes Kremsmünster für den Fall seiner Rückkehr ins Kloster wiederholt Verzeihung begangenen Unrechts, liebevolle Wiederaufnahme und großzügige Hilfeleistung – auch in bezug auf die Rückzahlung der aufgelaufenen Schulden – in Aussicht gestellt wurde, war dieser doch infolge des Mißlingens seiner gutgemeinten Pläne zutiefst erschüttert und deprimiert. Das wird auch in einer weiteren Zuschrift deutlich, die er am 3. Juni 1761 an seine Mutter in Linz richtete. P. Rudolf war zu der Zeit immerhin schon 33 Jahre alt und ein hochgebildeter Mann, aber das hinderte ihn offenbar nicht, durch die schonungslose Schilderung seiner diffizilen Lebenslage selbst der eigenen Mutter bange Sorgen zu bereiten. So wird auch diese Mitteilung zum typischen Beispiel für die Briefkultur des empfindsamen Zeitalters, wobei der Ansprechpartner für den zölibatären, vielfach enttäuschten Ordensmann nicht etwa nur ein Freund, sondern eben gerade die leibliche Mutter in ihrer besonderen Beziehung zum geistlichen Sohn ist. Die Art der

173) Die Livre (< lat. libra, „Pfund") wurde in Frankreich als 20-Sol-Silbermünze erstmals unter Ludwig XV. für die Compagnie des Indes geprägt. Ludwig XVI. ließ Goldmünzen zu 24 Livres sowie Silbermünzen zu 6 und 3 Livres prägen. 1796 wurde die Livre durch den gleichwertigen Franc abgeschafft. Vgl. Wolff J., Das Taschenbuch des Münzensammlers (Heyne-Tb, 4961), München ^{4}1974, 122; Klimpert R., Lexikon der Münzen, Maße, Gewichte, Zählarten und Zeitgrößen aller Länder der Erde, Berlin ^{2}1896, Reprint Graz 1972, 203f.; Der große Brockhaus, Bd.7, Wiesbaden ^{18}1979, 183.

174) Der „Sol" (< lat. solidus, Ganzstück, verwandt mit dem frz. Wort „Sou") war ebenfalls eine französische Rechnungsmünze, besaß den Wert von 12 Deniers (Silberpfennige) und existierte seit dem 11. Jh. Der Sol Parisis wurde als Silber-, später als Kupfermünze geprägt und schließlich durch die Franc-Währung ersetzt. Vgl. Wolff (wie Anm. 168) 137 u. 111 f.; Klimpert (wie Anm. 168) 64, 316 u. 319; Augé Cl. et P., Nouveau petit Larousse illustré, nouvelle éd. refondue et augmentée par E. Gillon [u. a.], Paris 1955, 959.

Kommunikation bleibt dabei dieselbe, eine realistisch-gefühlsbetonte Jeremiade, die einem Psychogramm in größter existentieller Bedrängnis gleichkommt. Drückt die Anrede in der Höflichkeitsform „Sie" im Sinn der Zeit hier noch distanzierende Ehrfurcht vor der eigenen Mutter aus, so wird gleichzeitig aus der Haltung intimen Vertrauens der Weg frei zur vorbehaltlosen Präsentation subjektiver psychischer Empfindungen, die durch äußere Konflikte ausgelöst worden sind und aufgrund der nachfolgenden Enttäuschungen nun zu schweren Depressionen führen. Gerade was aber Grasers Situation anlangt, darf auch nicht vergessen werden, daß die Schwierigkeiten des damals noch wenig entwickelten Postverkehrs[175] mit den schwerfälligen Beförderungsmethoden und den langen Wartezeiten viel zu Verschlimmerung von dessen Alpträumen und Befürchtungen beigetragen haben. Der ebenfalls erhaltene Brief gehört ohne Zweifel zu den Höhepunkten der epistolographischen Kunst des jungen Benediktiners aus Kremsmünster:

(53)

[Datum]

Meine Liebe Mutter,

Das Schreiben, so Sie hier empfangen, kömmt von der verzweifelnden Hand Ihres unglückseligen Sohnes. Mein Stand ist bedaurenswürdig. Mein Elend ist aufs höchste gestiegen. Ich bin von Gott und allen Menschen verlassen: und es ist mir nichts, als die Verzweiflung übrig. In diesen [sic] betrübten Zustande weis ich keine Person in der ganzen Welt, der ich mein Elend klagen könnte, als Sie allein, Meine Liebe Mutter. Denn Cremsmünster, ganz Cremsmünster scheint zu meinen Klagen taube, zu meinem Unglücke unempfindlich, und zu meiner Hülfe unerbittlich zu sein. Da ich mit vollen Segeln von Ihnen lief: rief man mir durch Briefe nach, ich sollte doch umkehren, man wollte mich mit Freuden wieder annehmen. Und itzo, da ich, wie ein Mensch, der Schiffbruch gelitten, gleichsam nur auf einem morschen Brete zwischen Tode und Leben schwim(m)e und herumgeworfen werde, und nach meinem Porte ruffe: verschließt man seine Ohren, und will das grausame Vergnügen haben, mich in Abgrund sinken zu sehn. H. P. Prior schrieb mir in einem Briefe, welchen ich eben hier mit weinenden Augen vor mir liegen sehe, ich solle doch zurückkehren, H. Prälat trage mir sein Väterliches Herz und alle seine Gnade an. Ja er wolle mir eigenhändig antworten, wenn ich nur an hochdenselben schreiben

175) Näheres über den schleppenden Postverkehr von damals u. a. bei Behringer (wie Anm. 95) 7 ff., 13 ff., 75 ff.; Glaser/Werner (wie Anm. 134) 9 ff., 77 ff., 97 ff., 138 ff., 281 ff. u. ö.; Piendl M., Das fürstliche Haus Turn und Taxis. Zur Geschichte des Hauses und der Turn und Taxis-Post, Regensburg 1980, 32 f.; Kießkalt E., Die Entstehung der deutschen Post und ihre Entwicklung bis zum Jahre 1932, Erlangen o. J. [1938], 133 ff., 139 ff. u. ö.

wollte. Andre gute Freunde berichten mir: Herr Prälat wolle alles darauf wenden und keine Kosten ansehn, mich nur wieder nach Hause zu bekom(m)en. Allein ich weis nicht, wie Him(m)el und Erde sich verschworen hat, mich endlich zur Verzweiflung zu bringen. Ich habe seit den Monat Jenner alle erdenkliche Mühe angewandt, in ein Kloster allhier genom(m)en zu werden, bis Cremsmünster mit mir ferner anzuordnen belieben würde. Doch da ich durch die Bosheit eines gottlosen Weltpriesters allhier, der mich aufs allerunverantwortlichste verläumdet und verfolget, in allen meinen Bemühungen unglücklich war: so schrieb ich alles, was mir im(m)er begegnet war seit meiner Abreise von Cremsmünster bis itzige Zeit, Herrn P. Prior aufs genaueste. Ich that desgleichen an H. H. Prälaten, ich bath meinen Fehler aufs demüthigste ab, und rief ihre Hülfe an, die Sie mir vorhin ungebethen anerbothen hatten. Ich beschrieb Ihnen meine Noth, Elend, Mühseligkeit und Gefahr in die Gefängniß geworfen zu werden aufs lebhafteste: und bath durch die Barmherzigkeit Gottes, mir in Eile zu Hülfe zu kom(m)en, mir einen Wechselbrief gütigst zu übermachen, damit ich meine Schulden abzahlen und in Gottesnahmen wieder heim, oder in ein andres Kloster in Deutschland reisen könnte. Aber alles umsonst.

Die existentielle Not, das lange, vergebliche Warten auf weitere Nachrichten aus der Heimat[176] zermürbten P. Rudolf. Die enttäuschende Erfahrung, daß selbst die Intervention des verständnisvollen Pariser Metropoliten wegen eines zeitweiligen Quartiers in einem französischen Maurinerkonvent durch verleumderische Manipulation zuerst hintertrieben und das Ansuchen danach aufgrund der schwierigen Zeitverhältnisse von seiten des Generaloberen abgelehnt wurde, brachten Graser zuletzt wieder an den Rand der Verzweiflung. Man kann aber auch die Vorsicht und Zurückhaltung seiner Oberen in Kremsmünster verstehen. Nach der Aufsehen erregenden heimlichen Entfernung aus dem Kloster hielt er sich nun mittellos in Paris, seinem Wunschziel, auf. Er schrieb oft an den Prior des Stiftes sowie an Freunde und Bekannte, klagte immer wieder sein z. T. selbstverschuldetes Leid, bat gegebenenfalls um finanzielle Hilfe, änderte aber auch auf phantasievolle, oft sprunghafte und abenteuerliche Weise seine weiteren „Absichten", so daß es für die Vorgesetzten zumeist schwer war, auf diese Eskapaden jeweils rasch genug und möglichst effektiv zu reagieren, ohne letztlich unrealistische Erwartungen gutzuheißen und zu fördern oder finanzielle Hilfsmittel durch vorschnelles

176) Nach einer handschriftlichen Notiz auf diesem Schreiben P. Rudolfs an seine Mutter aus Paris v. 3.6.1761 mit dem Kremsmünsterer Datum v. 19.6.1761 dürfte die Laufzeit eines Briefes aus der französischen Metropole in das Tassilostift an der Krems damals ca. 16 Tage betragen haben. Für eine Antwort mußten nochmals soviele Tage berechnet werden. Demnach konnte die Nachricht bei Frage und Antwort frühestens im Laufe der 5. Woche einlangen bzw. nach mehr als einem Monat; im Durchschnitt dauerte es wohl sechs Wochen. Vgl. auch Grasers Brief aus Paris an Prior Fixlmillner in Kremsmünster v. 8.6.1761 (Nr. 58).

Handeln in falsche Kanäle zu lenken. Verärgert stellt P. Rudolf im gleichen Geständnis an die Mutter fest, daß man ihn bei der Beantwortung seiner Briefe oft zu wenig berücksichtige:

(54)

> Acht ganze Wochen lang wartete ich mit größten Schmerzen auf eine Antwort. Endlich mußte ich erfahren, daß an H. H. Erzbischoff allhier eine eingelassen sey, von der man mir gar nichts wissen läßt, was der Innhalt derselben sey. An mich hat man sich gar nicht einmal gewürdiget, mir eine Trostzeile in meiner äußersten Verzweiflung zu schreiben: und hätte ichs durch meine Ungestüm(m)igkeit nicht dahin gebracht, so wüßte ich noch diese Stunde nichts, daß H. H. Erzbischoff einen Brief von meinem H. H. Prälaten bekom(m)en habe. Es mag nun in selben enthalten seyn, was im(m)er will, so läßt man sichs gar nicht angelegen seyn, mir zu helfen. Denn die Leute haben erstlich viel zu thun, und die Franzosen, auch die Geistlichen selbst, fragen wenig darnach, ob ein Mensch mit Leib und Seele zu grunde gehe oder nicht. Indessen habe ich keinen guten Schuh, Strumpf, Hosen am Leibe, und bin vor Verdruß, Noth, Elend so krank, daß ich mir erst kürzlich zweymal in einem Tage aderlassen müssen, und die nothwendigsten Arzneyen nicht einmal nachnehmen kann, weil ich keinen Kreuzer Geld habe.

Durch den unzulänglichen Postverkehr wurde Grasers Aufenthalt in Paris jeden Tag prekärer. Mittellos, auf die Barmherzigkeit wohlgesinnter Gastgeber angewiesen, sah er sich der Hoffnung beraubt, ähnlich anderen bayerischen Benediktinern durch einen längeren Aufenthalt in einem der angesehenen Maurinerklöster die französischen Sprachkenntnisse pefektionieren und an gelehrten theologischen wie profanen Studien zumindest teilweise partizipieren zu können. Niedergeschlagen, krank an Leib und Seele, verunsichert durch den permanenten Ruf nach Rückkehr in die Geborgenheit des heimatlichen Konvents, vertraut er nun jener seine geheimsten Gedanken an, die ihm menschlich noch immer am nächsten steht:

(55)

> Meine Liebe Mutter, ich muß es Ihnen offenherzig bekennen. Wenn ich nicht wüßte, daß es nach diesem Leben noch ein andres gebe: so hätte ich mich längst in die Seyne gestürzet: und wenn ich an einem lutherischen Orte wäre: so hätte ich ganz gewiß den Glauben verläugnet, mich aus der Noth zu reissen, darinnen ich mich befinde. So verzweiflungsvoll bin ich: weil ich nirgends eine Hülfe zu hoffen habe. Ich lasse Sie selbst schließen, ob ich unrecht habe.
>
> Tragen Sie ein Mitleiden mit mir, Meine Liebe Mutter, denn das ist alles, was Sie noch für mich thun können. Ich schließe diese Zeilen unter

vielen Thränen und Seufzern: weil mir mein verzweifelndes Herz gleichsam vorsagen will, daß ich keinen Brief mehr an Sie schreiben werde. Denn entweder muß ich Opfer der Verzweiflung werden, oder mein Elend und Noth frißt mir das Leben ab. Ich küsse Ihre Hand mit recht gerührtem Herzen und bin bis zur Stunde meines Todes,

Allerliebste Mutter
Dero
treuliebender
unglückseliger Sohn
P. R. G.

Diese schriftlichen Enthüllungen P. Rudolfs seiner eigenen Mutter gegenüber mit ihrer unüberhörbaren Tendenz zur Empfindsamkeit sind wohl kaum als bloß rhetorische Briefstilübung zu werten. Daher müssen auch die Andeutungen auf drohenden Selbstmord wie auf einen möglichen Glaubenswechsel, den er in seinem ersten Brief an Prior Josef Fixlmillner in der Nacht vom 13. auf den 14. August 1760 noch kategorisch ablehnte, eher als Indiz für dessen seelisch-religiösen Tiefstand interpretiert werden.

Dennoch unterliegt die psychische Grundstimmung eines sich in geistiger Not befindenden Menschen mitunter starken temporären Schwankungen, so daß sich ihr Tenor oft am besten – wie im vorliegenden Fall – durch den Vergleich des Inhalts mehrerer zeitlich auseinander liegender Briefe mit verschiedenen Adressaten bestimmen läßt. Es ist daher auch wichtig und interessant, was und in welcher Form Graser fünf Tage später, am 8. Juni, an den Prior von Kremsmünster schreibt. Der Adressat als Vorgesetzter ist jetzt ein ganz anderer. Die bei aller distanzierenden Ehrfurcht gegenüber der leiblichen Mutter geäußerte Erklärung deckte innerste Sehnsüchte und Wünsche auf, während hier, vor dem Klosteroberen, eine rational kontrollierte Reserve geheimste Motive zumeist für sich behält und diese oft nicht preisgeben will. Zehn Wochen verstrichen seit der letzten Zusendung P. Rudolfs an den Prior von Kremsmünster, in der er diesem einen detaillierten Bericht über seine momentane Situation gab, mit seiner Reue über den heimlichen Fortgang, dem vergeblichen Bemühen, bei den Maurinern vorpbergehend unterzukommen, sowie seiner grundsätzlichen Bereitschaft, in absehbarer Zeit wieder nach Kremsmünster zurückzukehren. Dazwischen lag auch der kurze Briefwechsel rein informativen Charakters zwischen Abt Berthold III. und dem Pariser Metropoliten, von dem Graser allerdings kaum etwas erfuhr. Durch den unzulänglichen Postverkehr, der für die doppelte Wegstrecke von Paris nach Kremsmünster und wieder zurück mindestens einen guten Monat brauchte, wurde für P. Rudolf die Zeit des Wartens, da er, finanziell erschöpft und frustriert, einer ungewissen Zukunft entgegensah, zur kaum erträglichen psychischen Belastung. Deshalb finden sich auch im Schreiben an Prior Josef Fixlmillner weitgehend die gleichen Probleme wie in seinem letzten Brief an die Mutter. Graser ist zutiefst enttäuscht und veranschaulicht seinen Schmerz

rhetorisch unter den eindrucksvollen Bildern des lockenden Vogelfängers, des biblischen guten Hirten und des Schiffbruch erleidenden Seemanns:

(56)

Hochwürdiger Herr P. Prior,

Endlich ist mein Unglück aufs höchste gestiegen: und es ist an dem, daß ich selbst am Gestade Schiffbruch leiden muß. Ich habe Eur. Hochw. in meinem letzten Briefe, so wie wir in den zween erstern, den ganzen Verlauf meines wunderlichen Schicksals aufs umständlichste beschrieben: so wie ich selbes seit meiner thörichten Entweichung aus Cremsmünster erfahren habe. Ich habe meinen Fehler bekennet, bereuet, abgebethen, und Ihre Hülfe zu Verbesserung desselben, nämlich zu meiner Rückkehr, flehend angeruffen; jene Hülfe, die Sie mir in allen Ihren Briefen, auch ungebethen, angebothen hatten. Allein nun muß ich zu meinem größten Schmerze und zu meiner äußersten Verzweiflung sehn, daß jene Stim(m)e, mit der Sie mir so eifrig nachgeruffen hatten, nur eine angenom(m)ene Lockstim(m)e war, den in der freyen Luft herumschwebenden Vogel wieder in sein Kefig zurückzubekom(m)en; keinesweges aber die wehmütige Stim(m)e eines guten Hirten, der seinem von ihm laufenden Schäflein durch Berge und Thäler nachfolget, um selbes auf seiner eigenen Schulter liebreich zurückzutragen; geschweige, daß er demselben den Rücken kehren sollte, wenn selbes nach seinem Hirten und seinem Schaffstalle zurücke rufft. Ich habe Dero ersten Brief an mich hier vor mir liegen, und lese mit einem tiefen Seufzer darinnen: *H. H. Prälat traget Ihnen alle Gnade und sein väterliches Herze an. Schreiben Sie an ihn: und er hat versprochen, eigenhändig auf alles zu antworten. O schreiben Sie doch.*[177] - - - Nun habe ich geschrieben so wohl an Seine Excellenz, als an Eure Hochw. Ich habe Ihnen meinen guten Willen, meine ernstliche Gesinnung und eifriges Verlangen zurücke zu kehren so deutlich kund gethan, daß Sie selbst mein Herz in meinem Briefe müssen reden hören: und wie konnten Sie denn einen Betrug vermuthen, da Sie aus aller Beschreibung meines Schicksals schließen mußten, daß ich einem Schiffmann gleiche, der durch Sturm, Schiffbruch und alle Widrigkeit des Glückes entkräftet, aller ferneren Reise überdrüssig einzig und allein nach der Ruhe seines Hafens seufzet.

P. Rudolf erhebt jetzt aber auch wieder heftige Vorwürfe gegen den Prior wegen der späten Antwort auf seinen Brief, der noch immer ausständigen Beichtfacultas für den Kapuziner, um ihm endlich die Absolution erteilen zu können, ferner wegen des Schreibens an den Herrn Erzbischof von Paris, das

177) Im Original von Graser besonders unterstrichen.

kein einziges Wort des Trostes für ihn enthalte und nach seiner Meinung ganz unnütz sei, da es die anstehenden Schwierigkeiten in keiner Weise löse:

(57)

> Allein, so lebhaft ich Ihnen auch alles Elend und alle Gefahren [des] Leibes und der Seele, in denen ich mich befand, und itzo noch mehr befinde, vor Augen gestellet hatte: so ließen Sie sichs doch so wenig zu Herzen gehn, daß binnen ganzer 8 Wochen keine Antwort auf meinen so kläglichen Brief allhier einlief. Endlich kam eine an H. H. Erzbischof: und mir hat man sich nicht einmal gewürdiget, nur ein einziges Trostwort in meiner äußersten Verzweiflung zu schreiben: welches mich aufs allerempfindlichste schmerzen muß. Ach, Mein Lieber H. P. Prior, wie haben Sie doch dieses über Ihr gutes Herz bringen können? Warum haben Sie mir denn in Ihren ersten Briefen so viele trostreiche Worte geschrieben? Warum haben Sie mir denn nicht längst geschrieben, daß ich von ganz Cremsmünster verstossen, auf alle Zeit verstossen sey. Ich würde wenigstens schon lange jenen Weg für mich erwehlet haben, den mir Noth, Elend und Verzweiflung aufgedrungen hätten: und ich würde, indessen ich meine falsche Hoffnung auf Cremsm. gesetzt habe, nicht in so verwirrte Umstände gefallen seyn, aus denen ich mich gar auf keine Art und Weise zu wickeln weis. Wenigstens hätte ich doch geglaubet, Sie würden mir nur mit einem Paar Worten zu wissen thun, daß ich zu einem Priester gehn, und mich von meinen Sünden dörfe lossprechen lassen, um welches ich Sie in meinem letzten Briefe gebethen hatte. So lassen Sie mich mit Leib und Seele dem Verderben und der Verdam(m)niß ausgesetztet leben. Ich kann die Ursache Ihres so wunderbaren Stillschweigens gar nicht ergründen; noch viel weniger eine Rechtfertigung desselben ersinnen.

Graser zeigt sich über die schwerfällige Bürokratie verbittert und bringt dies recht deutlich zum Ausdruck, da man in Kremsmünster offenbar noch immer an der Ehrlichkeit seiner Äußerungen zweifelt. Er attackiert aber ebenso die Franzosen ganz allgemein, Geistliche wie Laien, als leichtfertig und gleichgültig und spricht damit trotz der kulturellen Vormachtstellung Frankreichs im aufgeklärten Europa, die auch er keineswegs in Frage stellt, ein traditionelles Feindbild über die Nachbarn jenseits des Rheins an.[178] Tatkräftigen Beistand erwartet der Benediktiner aus Kremsmünster nur von einer anderen Seite, dem damaligen österreichischen Gesandten in Paris:

178) Zum herkömmlichen Feindbild zwischen Deutschen und Franzosen vgl. u. a. Fink G.-L., Baron de Thunder-ten-tronckh und Riccaut de la Marlinière. Nationale Vorurteile in der deutschen und französischen Aufklärung (Jordan L./Kortländer B./Nies F. [Hrsg.], Interferenzen. Deutschland und Frankreich. Literatur – Wissenschaft – Sprache [Veröffentlichungen d. Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf, hrsg. v. J. A. Kruse], Düsseldorf 1983, 24–51).

(58)

Nun auf den Brief zu kom(m)en, der an H. H. Erzbischoff geschrieben worden: so sehe ich gar keine Frucht desselben. Es war mir mehr als 14 Tage lang unbekannt, daß man an ihn geschrieben hatte. Da ich gar so lange Zeit keine Antwort auf meine Briefe erhielt, fieng ich an zu vermuthen, es möchte dieselbe etwan an H. H. Erzbischoff eingelauffen seyn. Ich schrieb also anfangs an den Sekretair desselben, und hernach an Hochdenselben: Aber weder dieser noch jener gab mir Antwort. Ich lief zum deutschen Capuciner: und dieser endlich sagte mirs im größten Vertrauen, daß man an H. H. Erzbischoff geschrieben habe. Ich wartete von einem Tage zum andrem [sic] mit größten Schmerzen. Aber ich ward nirgends hin geruffen. So lassen sichs die Franzosen angelegen seyn, ob man mit Leib und Seele zu grunde gehe oder nicht. Mein gläubiger schrieb den allerungestüm(m)sten Brief an H. Erzbischof, darinn er drohete, mich in die gefängniß legen zu lassen, wenn man ihn nicht bald befriedigen würde. Das wekte endlich die sorglosen Franzosen von ihrer schändlichen Schlafsucht so weit auf, daß man mich in das Erzbisthum rufen ließ, und mir sagte: daß von meinen [sic] Kloster ein Brief da sey (: welcher vor 3 Wochen angekom(m)en war:) in dem man sich um meine Aufführung, Gesinnung, und Schulden anfragte. Mehr konnte ich von dem Innhalte dieses Briefes nicht herauspressen. Ich kann nun diesen Innhalt nicht wohl glauben. Denn warum sollte man sich wohl um meine Aufführung erkundigen wollen? Gesetzt man bringt einem Vater die betrübte Nachricht, daß sein Kind in ein Wasser gefallen ist. Verweilet er sich denn damit, erst zu fragen, ob selbes aus Muthwillen, oder Unglück darein gefallen sey, oder ob es schon lange darinnen liege. Eilt er nicht vielmehr mit größtem Eifer, sein liebes Kind aus der Gefahr des Lebens zu reißen, auf was für eine Art es im(m)er in das Wasser möge gefallen seyn? Und bey wem kann man denn in dem ungeheuren Paris eine sichere Nachricht von meiner Aufführung einholen? Fragt man meine guten Freunde: so wird meine Aufführung gut seyn. Fragt man meine Feinde: so muß sie schlecht seyn. Fragt man unpartheyische: so wissen sie nichts davon zu sagen: und sie mag nun gut oder schlecht seyn: so wird man mich nach Hause haben wollen, und im letzern Falle noch geschwinder als im erstern. Ob ich ernstlich gesinnt sey nach Hause zu reisen, kann man eben auf keine andre Art erfahren, als wenn man meinen Briefen glaubet. Denn betrüge ich in selben: so kann ichs ja auch mündlich hier thun, gegen jene, die mich darum fragen. Ins Herz kann man nicht sehn. Meine Briefe müssen hier den besten Ausschlag geben. Um meine Schulden sich zu erkundigen, ohne zugleich anzuschaffen, daß man selbe bezahle, wie ich in meinem Briefe so eifrig gebethen habe, heißt einem am hitzigen Fieber darnieder liegenden nur im(m)er die Puls greifen wollen, und indessen dem wilden Feuer Frist lassen, daß es noch im(m)er

mehr um sich greife, und heftiger werde. Und in der that, bis die Antwort von Eurer Hochw. oder S. Excellenz zurückkom(m)en kann, vergehen 6 Wochen, und meine Schulden müssen sich nothwendig noch um 50 fl. mehren. Das wäre der Nutzen dieser Verzögerung. Ich kann also diesen Innhalt besagtes Briefes unmöglich glauben. Nein ich bin versichert, daß Seine Ex. viel vernünftiger und gütiger sind, und mich nicht auf eine so lieblose Art in dem größten Elend stekken zu lassen suchen; sonderlich da mir H. Sekretair des H. H. Erzbischoffes ausdrücklich gesagt: *Ich schließe aus dem Briefe ihres Klosters, daß Ihr H. H. Prälat ein guter Vater seyn müsse.*[179] Ich kann nun aus der ganzen Sache nicht klug werden. Aller Fehler ist, daß man sich an Franzosen adressiret hat. Denn dieses leichtsinnige Volk, es mag geistlich oder weltlich seyn, nim(m)t sich nichts zu Herzen, einem notleidenden zu helfen, besonders wenn es ein Deutscher ist.[180] Es hat mir also der deutsche Capuciner gerathen, Eu. H. zu bitten, sie möchten sich mit Ihrem Briefe an den kaiserlichen Gesandten H. Grafen von Starenberg[181] addressiren, weil mit den Franzosen gar nichts zu machen ist. Denn sie behielten den Brief Seiner Excellenz wieder etliche Wochen lang, ohne die Sache zu schlichten. Herr Gesandte [sic] aber liebt die Deutschen, und würde alles in Eile machen, wie mich sein H. Sekretair gestern versichert hat. Überdieß hat er auch im(m)erzu die besten Gelegenheiten, mich nach Hause zu schicken. Ich bitte also Eu. Hochw., diesen [sic] Vorschlage zu folgen, sonst gibt es eine neue Verwirrung ab.

Am Ende des langen Schreibens weist P. Rudolf nochmals auf seine verzweifelte Lage hin, empfiehlt sich in äußerster Bedrängnis dem göttlichen Erbarmen und ersucht durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten um wirksamere Hilfe. Ein Zitat aus Ovids *Elegien* schließt den Brief ab:

179) Im Original von Graser wieder besonders unterstrichen.

180) Wie Anm.173.

181) Kaiserlicher Botschafter Österreichs am französischen Königshof war damals Georg Adam Graf Starhemberg (1724–1807). Er wurde als fünfter Sohn des österreichischen kaiserlichen Gesandten am Hof von St. James, Grafen Konrad Sigmund Starhemberg und der Fürstin Maria Leopoldine von Löwenstein-Wertheim in London geboren. Als Diplomat wirkte er ab 1750 in Lissabon, seit 1752 in Madrid, von 1754 an in Paris, wo er am 26.9.1756 aufgrund seiner erfolgreichen Tätigkeit zum kaiserlichen Botschafter ernannt und im November 1765 in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben wurde. Später war Fürst Georg Adam Starhemberg noch in den österreichischen Niederlanden tätig, erlangte die Würde eines ersten Oberhofmeisters und gehörte zur Zeit Josephs II. neben Kaunitz, Lacy, Hatzfeld und Rosenberg dem „Conferenzrath" an. Näheres u.a. bei Wurzbach (wie Anm.24) XXXVII, 200–202; ADB XXXV, 471–473; Köbler G., Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München ^{3}1990, 533 u.ö.

(59)

Von Noth und Elend, in welchem ich stecke, will ich gar nichts sagen. Denn wenn sich Cremsmünster von selber rühren ließe: so müßte mir nothwendig schon geholfen seyn. So laßt man mich aber unbarmherzig noch länger darinnen stecken: welches man nicht thun würde, wenn man alles das selbst einmal schon erfahren hätte, was ich erfahre. Non ignara mali miseris sucurrere disco.[182] Ich bitte nur um die Barmherzigkeit Gottes, keinen Tag zu versäumen, mich der letzten Verzweiflung zu entreißen, wenn sie mich doch nicht etwa indessen übermeisteret, und durch eine vollkom(m)ene Adresse an H. Gesandten mir hülfreiche Hand zu bitten.

Ich empfehle mich in Eur. Hochw. Gnade, und bitte, bey Seiner Ex. alles mögliche für mich zu thun

und bin in Vollko(m)enster Ehrfurcht

Euer Hochw.

Paris den 8 Juni
1761

unterthänigster Diener
P. R. G.

Neve liturarum pudeat! qui legerit[183] illas
de lacrymis factas sentiet esse meis
Ovidius libro trist. 1. Eleg. 1.

2.6 Versöhnung und Heimkehr

Dank der genauen Situationsberichte Grasers an den Prior von Kremsmünster wußte man hier einerseits, daß dessen Mauriner-Projekt fehlgeschlagen hatte. Da P. Rudolf andererseits aber offensichtlich auch nicht bereit war, seinen Orden zu verlassen, wollte man den Flüchtling möglichst bald wieder ins Heimatkloster zurückbringen. Doch noch immer war Vorsicht am Platz, denn Graser war ein findiger Kopf und paßte seine Handlungsstrategie stets von neuem den gegebenen Umständen an, um seine Ziele so weit als möglich zu realisieren. Wie man in der alten Tassilogründung an der Krems zudem wußte und dies auch aus den Briefen P. Rudolfs klar hervorging, konnte ihn eine gewisse Hinhaltetaktik von seiten des Stiftes eher zum Einlenken bringen. Um seine fatalen Lebensumstände in Paris endlich glaubhaft zu machen und die finanzielle Unterstützung aus der Heimat zu beschleunigen, animierte Graser

182) Zu deutsch: Da ich das Unglück kenne, lerne ich den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen.

183) Im lateinischen Originaltext Ovids steht statt „legerit" „viderit" (vgl. Ov. trist. 1,1,13). Graser hat das Zitat demnach seiner schwierigen Augenblickssituation angepaßt. Die deutsche Übersetzung dieses adaptierten Doppelverses lautet bei ihm etwa wie folgt: Man schäme sich nicht der Flecken! Wer sie (d. h. die Briefe, K.F.K.) gelesen hat, wird wissen, daß sie von meinen Tränen stammen.

P. Anselm OFMCap., am 14. Juni 1761 als Zeuge einen Bericht an den Prälaten von Kremsmünster zu schicken. Das Schreiben ist deutsch und in schöner Handschrift abgefaßt, zeigt jedoch noch sehr deutlich den unbeholfenen kurialen Stil vieler damaliger Zeitgenossen und hebt sich dadurch auffallend von der geschmeidigen Ausdrucksweise P. Rudolfs ab. Um die Stildifferenz zu veranschaulichen, sei dieses vom Inhalt her wichtige Briefdokument zur Gänze wiedergegeben:

(60)

Hochwürdig hochwohlgebohrn

gnädiger Herr Herr!

Der armselige zustandt des aus ihren [sic] hochlöbl. Praelatur entwichenen P. Rudolph ermahnet mich an Ihro Hochwürd gnaden mit diesen zeihlen unterthänigst aufzuwarten, indeme Ihro Hochwgh. gnaden seinen Bedaurenswürdigen standt von tag zu tag würden durch das langwirige aufschiben vergrößeren, ja gar zulezt etwann größere übel würden zu Befürchten seyn (: wie ich dann selbst ihn schon hab durch 2 Louis d'or, welche ich von einen schweitzer entlehnet, von der gefangenschafft erlediget:) wann nicht Ihro Hochwürd. gnaden die Hohe gnad sowohl vor seinen Leib als Seel haben werden ihn von solchen schon lang reumüthig bedaurten zustandt, wie es ihro Hochwürd. gnaden aus den Erzbischöflichen schreiben genugsam bekant seyn wird: durch überschickung nothwendigen gelds vor reiß und erledigen würden, solche geld aber, damit ihro Hochwürd. gnaden aus allen zweifel gesezet würden, dürfte nur mir, oder an den kayl: königl. H. H. Ambassadeur graf v. Starhemberg, auf was weis imer belibig wäre, überschicket werden, damit man richtige gelegenheit und anstalt mit einen kayl. Courier machen kunte, das er ihr bis nacher Lintz oder nächste Orth also liferte, das er keinen pfenning geld unter die händ bekomete. Ich habe mich zwar zeithero sehr verwundert, das [sic] Ihro Hochwürd gnaden mich nicht mit einigen zeihlen gewürdiget haben, da doch ihro Hochwürd gnaden aus des P. Rudolph schreiben wird bekant seyn, und ich attestiren muß, daß er gleich nach seiner ankunft in Paris zu mir in das Closter um die absolution zu erhalten gekomen seye, ich aber solches unter folgender antwort abgeschlagen, das [ich] solchen gewalt von ihro Hochwürd gnaden selbsten erhalten müste; es ist mir gar wohl bekant, daß ihro Hochwürd gnaden an allhiesigen H. H. Erzbischof geschriben haben, wie dann ich selbst den mir von H. Erzbischof zugeschickten Brief gelesen, und ihro Hochwürd gnaden zweifels ohne schon widerum werden genügsam antwort erhalten haben.

Nun gelanget an Ihro Hochwürd gnaden meine unterthänigste Bitte diesen betrübten zustandt einmahl durch mögliche mittel und hilf ein

Ende zu machen, und vor mich die Hohe gnad zu haben mich mit einer baldigen antworth zu bewirdigen, der ich unterdessen in Devotister demuth verharre

Ihro Hochwürd gnaden

Paris den 14 Juni 1761

Ergebenster Diener

P: Anselmus Nationis
germanicae Praedicator
et Confessarius in
Conventu st: honorii
f: f: Capucinorum

Da an der Authentizität dieser aufschlußreichen Zeilen nicht zu zweifeln ist, müssen zumindest auch die objektiven Fakten in Grasers Briefen ernstgenommen werden, wenn schon die sprachlich-stilistische Komponente darin aufgrund subjektiver Übertreibungen durch den Schreiber oftmals unglaubwürdig erscheinen mag. Tatsächlich ließ die Wirkung von P. Anselms Mitteilung nicht lange auf sich warten. Denn unter den verschiedenen Dokumenten des Kremsmünsterer Stiftsarchivs zum Fall „Graser" findet sich im Faszikel P 1/IV auch ein lateinischer Entwurf, in dem P. Rudolf von Abt Berthold III. die Facultas erhält, bei jedem Priester, der von seinem zuständigen Ordinarius die Jurisdiktion erhalten hat, die sakramentale Beichte abzulegen und auch von der Exkommunikation sowie von den dem Ordensoberen vorbehaltenen Zensuren absolviert zu werden. Obgleich dieser Entwurf noch kein Datum trägt, kann doch mit Recht angenommen werden, daß er das unmittelbare Echo des dringenden Appells des Schweizer Kapuziners war, denn auch Graser berief sich in der Einleitung seines Schreibens vom 20. Juli 1761 auf dieses Dokument, ohne es allerdings namentlich zu nennen. Die Laufzeit zwischen P. Anselms Brief nach Kremsmünster und dem Eintreffen der Beichterlaubnis in Paris betrug außerdem gerade fünf Wochen, was durchaus dem Normalfall für diese Poststrecke entsprach.[184]

Das Schreiben P. Anselms an Abt Berthold Vogl informierte diesen zwar von objektiver Seite über die mißliche Lage Grasers in Paris und erwirkte ihm die Möglichkeit, endlich die sakramentale Beichte ablegen zu können, doch die so notwendige finanzielle Hilfeleistung aus Kremsmünster blieb noch immer aus. Das erregte mit Recht dessen Unmut und macht den Hauptteil seiner Zuschrift vom 20. Juli 1761 an Prior Josef Fixlmillner aus. Wie immer in den Briefen P. Rudolfs liegt auch hier die für uns heute vielfach überzogene Demutshaltung dem Oberen gegenüber als Ausdruck des Gefühlskultes der Zeit auf der gleichen Ebene wie seine ausgeprägte persönliche Empfindsamkeit.

184) Vgl. Anm. 170.

Die sprachliche Brillanz mit ihrer eigenartigen Kombination von exakt-realistischer Darstellung der äußeren objektiven Tatbestände und der psychologischen Reflexion darüber machen die Lektüre des Briefes anschaulich und spannend:

(61)

[Datum]

Hochwürdiger, Allerliebster

Herr P. Prior,

Heute vor 8 Tagen habe ich Dero erstes und heute das zweyte, beydes mit der Zuschrift an den deutschen Capuciner richtig erhalten.

Dero Gesinnungen, und Seiner Excellenz Güte für mich unwürdigsten sind so groß, daß ich sie mehr bewundern muß, als daß ich den gebührenden Dank dafür abstatten könnte, wie ich sollte, und gerne wollte. Denn je mehr ich beyder Zorn und Verstossung verdiene, desto mehr lassen Sie mir Ihre Gnade, Liebe und Hülfe angedeihen.

Und wie glückselig wäre ich, wenn Dero guter Willen so großen [sic] Wirkung auf mich thäte, als Sie etwan hoffen und sich einbilden werden. - - Allein weit gefehlt! Meine Verwirrung ist noch niemals grösser gewesen; als sie seit dem Empfange benannter zweyer Schreiben ist. - - - Mein Gläubiger, von dessen Gnade ich lebe, esse, und trinke, befindet sich nun ebenfalls seit einiger Zeit in großer Noth und Dürftigkeit: weil seine Gemeine sich außer Stand zu seyn saget, ihm ferneres Geld vorzustrecken. Von mir hat er nun bereits beyläufig 800 Livres, das ist in österreichischer Münze 355 fl 33 x[185] zu fodern, wovon er nun so wohl sein Maul einige Zeit erhalten als hauptsächlich seinen, aus dieser Ursache, gehemmten Proces wieder forttreiben könnte. Dieses macht nun den sonst guten Mann so verdrüßlich und schwierig, daß Sie sichs nicht so einbilden können, als ich es erfahre und empfinde, der ich nicht nur an allem Mangel leide, sondern auch fast jeden Bissen unter Seufzern und Vorwürfen essen muß. Selbst das nöthige Postgeld aufzutreiben, um diesen kläglichen Brief an Eu. Hochw. zu bringen, muß ich das letzte Hemde, so ich mit Mühe noch endlich entbehren kann, verkaufen. Denn sonst ist alles schon dahin. Sie haben mich in Dero erstern von 25 Juni an H. H. Erzbischoffen angewiesen: weil Sie glauben, daß er mir auf die bloße Vorweisung Dero besagten Briefes mit Vorstrekung einiges Geldes aus meiner äußersten Noth und Betrübniß helfen würde. Aber Sie irren sich, Hochwürdiger Herr, wenn Sie von Franzosen so denken, wie von den deutschen.

185) Das entspricht auch nach heutiger Währung einer relativ großen Summe. Zum französisch-österreichischen Wechselkurs von damals vgl. auch Anm. 168.

Im Folgenden setzt Graser seine Invektiven gegen die Franzosen fort, indem er eigene schlechte Erfahrungen mit Einzelpersonen aus enttäuschter Hoffnung und daher großteils unberechtigt zu Pauschalurteilen ausweitet. Unausgesprochener Hauptgrund für das exzessiv negative Feindbild ist aber gewiß auch hier wieder das fehlgeschlagene Mauriner-Projekt:

(62)

> Dieses Volk, dem ich bis an meinen letzten Athem ein geschworener Feind bleiben werde, und von dem ich eben so wohl als Ovid von den Tamitern sagen darf: Dii procul a cunctis, qui te venerantur, amantque, huius notitiam gentis abesse velint[186] ist wie jene, die Ohren haben und nicht hören.[187] Ihr ganzes Wesen ist schöne Worte reden, alles gute versprechen, ihre Dienste antragen. Köm(m)t es aber zur That: so wissen sie nicht mehr, was sie geredet haben, und lassen einen Menschen eher mit Leibe und Seele zu grunde gehen, als sie ihm mit einen [sic] Thaler retten wollten, den sie lieber zur Eitelkeit, Pracht, Hoffart und Üppigkeit anwenden.- - -
>
> Ich habe gleich, so bald ich dero erstes empfangen hatte, an H. H. Erzbischoff geschrieben, ihm meine Noth vorgestellet, meine Zuflucht, zufolge dero werthesten, zu ihm genom(m)en, und ihn desto eher zu bewegen, dero benanntes beygeschlossen, worinnen er des baldest nachkom(m)enden Wechsels versichert wird. Allein ich habe weder eine Antwort, noch meinen Einschluß zurücke bekom(m)en, noch viel weniger eine Hülfe erfahren und erbitten können. Aures habent, et non audiunt.[188] Es ist kein mißtrauischers Geschöpf auf Erden, als ein Franzos: Wenn man ihm eine Million verspricht: so läßt er keinen Thaler aus der Hand: und H. Erzbischoff mag noch so *gnädige Ausdrücke*[189], wie Sie schreiben, in seinem Briefe gethan haben: so ist es nur die Sprache eines höflichen, und gut französischen Sekretairs, womit er Ihnen ganze Bogen anfüllet, ohne sich viel Mühe kosten zu lassen; wie ein Paperl[190], der im(m)er redet, was er von Kindheit an erlernet hat, ohne selbst zu wissen; oder zu überlegen was er redet. So sind die Franzosen, die ich itzt, leider, nur gar zu gut kenne.- -

Der sehnlichst erwartete Geldtransfer nach Paris und der von P. Rudolf geplante Aufenthalt in einer deutschen Benediktinerabtei auf dem Rückweg in

186) Ov. Pont. 1,7,8. – Zu deutsch: Mögen die Götter das Wissen um dieses Volk fern sein lassen von allen, die dich ehren und lieben.
187) Anspielung auf Ps 115,6.
188) Vgl. Ps 115,6.
189) Von Graser unterstrichen.
190) „Paperl": Der Ausdruck kommt heute noch in der Wiener Stadtmundart vor, ist eine Diminutivform zu „Papagei" und bedeutet im figurativen Sinn einen redseligen ‚Dampfplauderer'.

das österreichische Heimatkloster sind die weiteren Themen dieses Schreibens. Gleichzeitig spricht Graser hier aber auch – wohl als Wirkung der sakramentalen Beichte – erstmals einen religiös-aszetischen Läuterungsprozeß an, der zwar schon vor „etlichen Monaten" eingesetzt hat, aber erst jetzt allmählich voll zur Geltung kommt. Der persönlichen „Erfahrung" mißt er dabei größere Bedeutung zu als der Lektüre zahlreicher geistlicher Werke:

(63)

Wie dieser im(m)er fortdauernde Aufschub der Geldvorstreckung meinen ohnedieß eben Nothleidenden Gläubiger noch verdrüßlicher, schwieriger und mir aufsätziger mache: können Sie selbst wohl schließen. In diesen verdrüßlichen und fatalen Zustande habe ich nun 8 Tage zugebracht. Da ich heute morgens auf die Hauptpost beruffen ward, ein Paar Briefe, nämlich dero, und meiner Mutter ihren zu erheben, erbath ich meinen schwierigen Mann endlich, dieselbigen für 55 französiche x [Sous] auszulösen: weil er hoffte, den Wechsel zugleich zu erhalten, den er nun in seiner dermaligen Dürftigkeit so nöthig hätte. Allein da keiner mitgekom(m)en ist: so ist sein Verdruß noch viel größer, als er vorhin war; und um desto mehr, weil mir des H. Erzbischoffes Secretair auf mein Anfragen geantwortet, daß jener Brief Seiner Ex: an H. Erzbischoffe noch nicht eingelaufen sey, welcher nach dero letztem zugleich mit selbigen hieher soll abgeschicket worden seyn. Der gute Mann wird im(m)er mistrauischer, je länger man verweilet, mir einen Wechselbrief einzusenden: und fängt an zu glauben, daß man mich nur mit leeren Worten aufhalten will. Denn er sagt mir: Wenn Ihnen im Kloster Ernst ist, mir die Schulden zu bezahlen, warum schicken sie nichts als leere Worte und trostreiche Versprechungen, und nicht viel lieber einen Wechselbrief, da ich ihnen doch die addresse an die Benderische Banquierconsorten[191] zu Wien eingesendet habe. Und ich weis ihm auf diese Einwendung nicht zu antworten. Noch weniger kann ich begreifen, daß Eu. Hochw. in Dero letztem schreiben, daß in ihrem Lande kein Wechselbrief nach Paris zu bekom(m)en sey.- - Ach wie gut wäre doch geschehen, wenn Sie sich diesesmal, wie ich gebethen, an den kaiserlichen Gesandten hier gewen-

191) Philipp Jacob und sein Sohn Joseph Carl, Edle von Bender und Leitha, lassen sich anhand des Aktes des Merkantilgerichts (Nr. 12) von den frühen 60er Jahren bis zu den beginnenden 80er Jahren des 18. Jh.s als Wiener Bankiers nachweisen. Das Bankhaus Bender spielte auch im Wiener Theaterbetrieb der Zeit eine beachtliche Rolle.- Für wertvolle Auskünfte danke ich dem Wiener Stadt- und Landesarchiv, Herrn Direktor Univ.-Doz. Dr. Ferdinand Cpll sowie Herrn Dr. Friedrich Mayer. Vgl. auch Monatsbl. d. k.k. Herald. Gesellsch. „Adler", Bd.3, Wien 1893, 214, u. Bd. 4, Wien 1898, 308; v. Frank K.F., Standeserhebungen und Gnadenakte [...], Bd. 1, Schloß Senftenegg 1967, 70; Hadamowsky F., Wien. Theatergeschichte, Wien-München 1988, 224–230; Hauer (wie Anm. 39) 126.

det hätten. Denn alle auch nachdrücklichste Worte, womit Seine Excellenz mich Herrn Erzbischoffe in Schutz, Beystand, und Geldhülfe zu empfehlen die Gnade gehabt haben, werden ohne Wirkung bleiben, so lang bis ein Wechselbrief ankom(m)t: welches doch bei Herrn Gesandten, der unser Kloster kennet, nicht würde geschehen seyn. Muß aber mein glaubiger noch so lange warten: so muß ich endlich vor Noth verschmachten, oder wohl gar vor Verdruß und Kleinmüthigkeit, die ich nicht mehr länger ausdauren kann, einen verzweifelten Entschluß fassen, der mich meine Seele kosten kann, oder zum wenigsten doch, wenn es noch gut abläuft, dem Kloster nur Kosten machen, und zur schlechten Ehre gereichen wird. Ich schreibe Ihnen alles, wie ichs im Herzen habe, und bitte zum voraus um Verzeihung meines neuen Fehlers, in den mich die Noth, Kleinmüthigkeit und Verzweiflung unfehlbar stürzen wird, wenn mir nicht baldest geholfen wird. Denn Eu. Hochw. können sichs auf keine Weise einbilden, wie viel ich schon ausgestanden habe; so daß ich selbst mich verwundre, daß ichs habe so überleben können. Sollte mir aber, welches Gott zu meinem Seelenheile wolle geschehn lassen, wider all mein Hoffen und Vermuthen von H. H. Erzbischoffe geholfen werden: so werde [ich] mich in allem vernünftig, gewissenhaft, und gehorsam desselben Anstalten unterwerfen, und Eu. Hochw. dörfen nichtsweniger, als einige *noch zu vernehmende intriguen*[192] befürchten, wie Sie in dero erstern geschrieben haben. Denn mein Herz ist seit etlichen Monaten ganz umgekehrt, und rein von allen falschen Absichten, und nur voll Begierde nach Ruhe und einem gottesfürchtigen Klosterleben, welches ich künftighin mit weit größern Eifer und Genauigkeit als jemals geschehen ist, führen werde: weil mich itzo die Erfahrung zu einem weit ernstlichern Feind der Welt und alles dessen, was derselben ist, gemacht hat, als die Durchlesung hundert geistlicher Bücher hätte zuwege bringen können.

Die sprachlich gewandte, flexible Präsentation, die auch feine Nuancen der sachlichen Argumentation anschaulich auszudrücken vermag, zeigt immer wieder von neuem, daß Grasers epistololarische Kunst hier voll zur Reife gediehen ist. Abgesehen von Orthographie und Interpunktion, die beide offiziell erst später genormt wurden,[193] wirken der klare, im Gegensatz zu früheren Briefmustern weitgehend ungekünstelte Satzbau sowie die Satzübergänge zumeist recht natürlich und logisch. Durch die Leichtigkeit der Verbalisierung werden Argumente geschickt, in vollem Umfang und ohne Gedankensprünge vorgetragen.- Neben der rein sprachlich-rhetorischen Begabung, die in ihrer Entfaltung gewiß auch den Reformplänen des Gottschedkreises in Österreich

192) Im Original unterstrichen.

193) Vgl. u. a. Weithase H., Art.: Schriftsprache (MLL^2 418): Wegera K.P. (Hrsg.), Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungsthesen, Tübingen 1986; Glück H., Schrift und Schriftlichkeit, Stuttgart 1986; Nerius (wie Anm. 13) 33 ff., 42 ff., 61 ff., 79 ff., 114 ff., 222 ff., bes. 234 ff. u. ö.

viel zu verdanken hat, kommt hier aber ebenso die Zielstrebigkeit zum Tragen, mit der P. Rudolf trotz aller persönlichen Rückschläge seine „Absichten" unbeirrbar und hartnäckig verfolgt. So muß er auch in diesem Schreiben an den Prior einen Irrtum hinsichtlich seiner Heimkehr nach Kremsmünster aufklären, der sich erst später durch eine Fehlinformation ergeben hat, ihn jedoch neuerdings in Unruhe versetzt, da er seine Pläne für die Zukunft abermals in Frage zu stellen droht:

(64)

Über einen Punkten muß ich Eur. Hochw. noch meine unmaßgebliche Gedanken in aller unterthänigkeit eröffnen, welcher mich in dero ersteren Schreiben ungemein erfreuet, in dem letzten aber sehr betrübet hat. Sie erinnern mir in dero erstern, daß Seine Ex. aus eigenem Antriebe für gut befänden, und mir gleichsam riethen, nicht gerade nach Cremsmünster, sondern in ein andres Kloster in Deutschland zu reisen, um eine Zeitlang daselbst zu verbleiben.- - Das ist eben, was ich im(m)er wünsche, und mir gehorsamst wollte ausgebethen haben, weil ich *gewisse wichtige Ursachen dazu* habe: und *ein großer Theil meines künftigen Vergnügens und Eifers davon lediglich abhängt.*[194] In Ihrem letzten aber sagen Sie, Seine Ex. befinde es für besser, daß ich gerade gleich nach Cremsmünster zu reise. Dieses hat mir sehr große Unlust verursachet. Erlauben Sie mir, Hochw. Herr, auf Ihre Ursachen zu antworten die Sie in Dero letzten für diese Meynung anführen.- - Sie sagen erstlich H. P. Anselm habe geschrieben, ich wolle mit einem Courier bis nach Linz gehn, welches eine Anzeige sey, daß ich gerade nach Hause verlange.- - H. P. Anselm hat geschrieben, aber ohne mein Vorwissen. Mithin können Sie aus dessen Schreiben nicht auf meinen Willen schließen. Und die Wahrheit zu sagen, wie sie ist: so hat er nicht geschrieben aus Eifer für mein Seelenheil, sondern nur alles mögliche beyzutragen, damit meine Schulden bezahlet werden möchten, an denen er auch 2 Dupplonen[195] Antheil hat. Wäre ich ihm nichts schuldig: so hätte er mich, so wie andre, lachend zu grunde gehn sehn. Es ist nur der eigennutz, der auch die geistliche hier regieret. So lang ich in Noth

194) Hervorhebung von mir, K. F. K.

195) Was Graser hier fälschlich als „Dupplone(n)" bezeichnet, muß richtig „Dublone(n)" heißen. Es handelt sich dabei um einen „typischen" Fehler der bairisch-österreichischen Mundart (Aussprache der Media „b" als Tenuis „p"), der dann gemäß der gesprochenen Sprache – und vermutlich beeinflußt durch die lateinische Etymologie des deutschen Wortes ‚doppel' – auch graphisch so wiedergegeben wurde.– Die Dublone (span. doblón, ›Doppelstück‹) ist eine alte spanische Goldmünze zu zwei Escudos, die durch die Münzverordnung Kaiser Karls V. 1537 eingeführt wurde und noch bis ins 19. Jh. als beliebtes Geldstück Verwendung fand. Vgl. dazu BE[19] VI, 11; Grand Larousse (wie Anm.156), t.4[e], Paris 1961 („doublone").

> und Elend war, und ohne Versicherung einer Hülfe: da wollte mir niemand helfen. Alles ließ mich stecken. Nun da die Hoffnung der Hülfe anscheinet: will jederman mit mir disponiren. [...]

Graser wollte nun den Prior von Kremsmünster bitten, gleich nach Erhalt seines Briefes mit Erlaubnis des Herrn Abtes an den damals als Konvertiten und Verfechter der katholischen Sache sehr bekannten Advokaten Anton Bandel[196] in Regensburg zu schreiben und diesen zu ersuchen, falls er, P. Rudolf, auf der Rückreise von Paris zu ihm käme, ihn vorübergehend aufzunehmen und ihm bei der Vermittlung eines zeitweiligen Aufenthalts in einem deutschen Benediktinerkloster behilflich zu sein. Er wisse, Bandel mache sich „eine Ehre und Freude daraus, Cremsmünster diesen Dienst zu leisten", außerdem kenne er viele Klöster in Deutschland und werde von den Ordensleuten dort geschätzt. Zuvor beabsichtigte Graser jedoch noch, sich von Straßburg über Freiburg im Breisgau in die angesehene Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwald zu begeben, um den dortigen Fürstabt Meinrad Troger[197]

---

196) Josef Anton v.Bandel, ein satirisch-polemischer Schriftsteller des 18. Jh.s, stammte aus Billingen (Kreis Konstanz), war Erzieher der Prinzen Ludwig und Friedrich zu Württemberg, ging 1750 nach Rom, wo er zum Doktor beider Rechte promovierte, in die Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen und zum Comes Palatinus ernannt wurde. Später kehrte er nach Deutschland zurück und lebte bis zu seinem Tod 1771 in Konstanz. In seinen satirischen Schriften suchte er Abraham a Sancta Clara nachzuahmen Näheres bei Frank J., Art.: Bandel (ADB II, 39f.); DL^3 I, 258 u. a.

197) Unter Fürstabt Meinrad Troger (1749–1764) wurde das hervorragende Gelehrtenzentrum von St. Blasien (bes. Theologie, Philosophie und Geschichte) im Geiste der Mauriner konsequent weiterentwickelt. 1754 Errichtung der Klosterdruckerei, Fortsetzung des Bauprogramms von Fürstabt Franz II. Schächtelin (1727–1747), einem der angesehensten Barockäbte Südwestdeutschlands, der den Neubau der bis heute erhaltenen mächtigen Klosteranlage durch den Vorarlberger Johann Michael Beer begann. Trogers unmittelbarer Vorgänger, Fürstabt Cölestin Vogler (1747 – 1749), war in seiner Wirksamkeit durch häufige Krankheit allerdings stark behindert.– Martin II. Gerbert (1764–1793) war wohl der bedeutendste Abt St. Blasiens und als Gelehrter in ganz Europa bekannt. Seine wissenschaftliche und literarische Tätigkeit bezog sich zunächst auf eine Reform der theologischen Studien, später widmete er sich der Geschichte der Kirchenmusik und der Liturgie. Weitere Werke galten der Geschichte der Habsburger und des Schwarzwaldes. Die Herausgabe des Sammelwerkes *Germania Sacra* machte St. Blasien zum Mittelpunkt der Kirchengeschichtsforschung in Deutschland, deren Vollendung durch die Aufhebung des Klosters im Zuge der Säkularisierung 1807 verhindert wurde. Eine Anzahl der Mönche von St. Blasien wanderte 1807 zusammen mit Abt Berthold III. Rottler über Spital am Pyhrn (Oberösterreich) nach St. Paul im Lavanttal (Kärnten) aus. Genaueres darüber u.a. bei Sutter K., Siegel und Wappen des Klosters St. Blasien (St. Blasien. Festschr. aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche im Auftr. d. Kath. Pfarrgemeinde St. Blasien hrsg. v. H. Heidegger u. H. Ott, München–Zürich 1983, 96–110, 110); ders., Die Aufhebung der Abtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten (ebd., 301–314); Müller W., Martin Gerbert, Abt – Landesherr – Wissenschaftler (ebd., S.127–133); Deissler A., Martin Ger-

aufzusuchen und ihn mittels eines vorzuweisenden Empfehlungsschreibens von seiten des Herrn Prälaten sowie des Priors von Kremsmünster für einige Zeit um Unterkunft anzugehen. Beachtenswert sind auch hier wieder die genauen *Regieanweisungen*, die P. Rudolf dem Prior zur Weitergabe an den Abt mitteilt, um seinen Plänen nach Möglichkeit den gewünschten Erfolg zu sichern:

(65)

> [...] Ehe ich aber zu demselben [i.e. Bandel, K. F. K.] kom(m)e, will ich selbst von Straßburg über Freyburg nach St. Blasi im Schwarzwald reisen, als wohin ohnedieß mein Weg geht, und bey dasigen Fürsten bitten, er möchte mich auf Ausweisung Eurer Hochwürden Briefes, in welchem stehet, daß Seine Excellenz selbst es für gut befänden, daß ich einige Zeit lang in einem andern Kloster in Deutschland lebete, bitten, mich in sein Kloster auf eine Zeitlang aufzunehmen. Und ich bitte, Eu. Hochw. wollen Seine Excellenz dahin vermögen, daß er mich alsdenn nicht stecken lasse, und auf die Briefe von St. Blasi meine Bitte bewillige, und die Erlaubniß ertheile. Ich versichere Eu. Hochw. daß es mir gar zu schwer fiele, gerade nach Cremsmünster zu reisen: und daß mein Vergnügen und meine Ruhe merklich dadurch verhindert würde. Da nun Seine Ex. alles als ein gütiger Vater für mich thun wollen, damit ich künftighin vergnügt lebe: all mein Vergnügen aber lediglich daran ankom(m)e, daß ich nicht gerade nach Cremsmünster zu reisen gezwungen werde: so hoffe ich, Seine Ex. werden mir auch diese Gnade angedeihen lassen. Die Kosten werden nicht viel größer seyn, ob ich zu Hause oder in einen [sic] fremden Kloster unterhalten werde, und was die Zeit anbelangt, so werde ich vielleicht eher klösterlich leben, als ich zu Hause anlangen könnte. Nebst diesem versichere ich Seine Ex. zum voraus, daß ich einen solchen Wandel führen werde, welcher dem fremden Kloster Vergnügen, und dem meinigen Ehre machen wird.

In einem „Postscriptum" ersucht Graser den Prior noch, seiner Mutter mitzuteilen, daß er ihren Brief „richtig erhalten" habe. Außerdem gelte der Hinweis auf Herrn Bandel nur für den Fall, daß seine geplante Unterkunft in St. Blasien nicht zustande kommen sollte. Ohne es selbst auszusprechen, ist wohl leicht zu erraten, warum sich der Kremsmünsterer Konventuale gerade in diesem Schwarzwaldkloster einige Zeit aufhalten möchte: St. Blasien war damals eine berühmte reichsunmittelbare Abtei, die mit den französischen Maurinern

---

bert als Theologe (ebd., 134–145): Hilger F.,Die Gelehrten des Klosters St. Blasien (ebd., 159–174); Das Tausendjährige St. Blasien. 200jähriges Domjubiläum. Histor. Ausstellung Kloster St. Blasien 1983 e.V. Ausstellung im Kolleg St. Blasien, Abteiflügel, vom 2. Juli bis 1. Oktober 1983. Bd.I: Katalog. Bd.II: Aufsätze. Textredaktion: Chr. Röhrer, Bildredaktion: E. Petrasch. Karlsruhe ^{2}1984.

in engem wissenschaftlichen Kontakt stand. Gerade zwei Jahre zuvor, 1759, hatte Fürstabt Troger den gelehrten Martin Gerbert[198], seinen späteren Nachfolger und bedeutendsten Abt von St. Blasien, zu Archivstudien nach Saint-Germain-des-Prés in Paris gesandt, um hier Vorarbeiten für eine geplante *Germania Sacra*, eine Kirchengeschichte Deutschlands, zu leisten. Durch einen zeitweiligen Aufenthalt in diesem angesehenen Konvent hoffte P. Rudolf nicht nur die nötige Distanz und Besinnung in bezug auf seine heimliche Flucht aus Kremsmünster und sein fehlgeschlagenes Paris-Abenteuer zu finden, sondern auch entsprechende Impulse für sein späteres Wirken nach seiner endgültigen Heimkehr in das alte Tassilostift an der Krems zu erhalten.

Vier Tage nach seinem letzten Brief an Prior Josef Fixlmillner von Kremsmünster, am 24. Juli 1761, richtete Graser aus der Zelle P. Anselms im Kloster St. Honoré in Paris ein kurzes Schreiben an die gleiche Adresse mit der Nachricht, daß er gerade vom Sekretär des Herrn Erzbischofs komme. Wieder war er schwer frustriert, da Abt Berthold zwar an den Pariser Oberhirten geschrieben hatte, doch dieser erst dann die erbetene Summe vorstrecken wollte, wenn die Geldüberweisung eingelangt sei:

(66)

> [...] Nun ist mein Elend größer als es jemals war. Denn mein Glaubiger ist völlig desperat, und ich weis nicht, wie es mit mir nun gehen wird. Entweder lassen Sie mich ins Gefängniß werfen, oder ich muß davon laufen.- - Schicken Sie doch um Gottes willen nur den Wechselbrief nach der adresse an die Benderische Compagnie, wie ich Ihnen schon geschrieben habe: oder geben Sie dem allernächsten Courier, der über Lambach hieher geht, das baare Geld etwan 500 fl mit, und schiken Sie es doch ja nicht mer an H. Erzbischof, sondern an H. P. Anselm: sonsten gibt es auf die letzte die allergrößte ungelegenheit ab.

In einem von P. Anselm OFMCap. lateinisch abgefaßten Zusatz bestätigte auch dieser die Notwendigkeit, dringend einen Wechsel zu überweisen. Tatsächlich schien in den folgenden zwei Wochen der sehnlichst erwartete Geldtransfer von Kremsmünster nach Paris erfolgreich durchgeführt worden zu sein, so daß P. Rudolfs Gläubiger endlich befriedigt, offene Schulden getilgt und die Rückreise in die Heimat ins Auge gefaßt werden konnten.

Gleich am 6. August 1761 wandte sich Graser in einem recht positiven lateinischen Bericht an den Kremsmünsterer Prior, um ihn über den neuen Stand der Dinge zu unterrichten. Darin schrieb er, er werde am kommenden Samstag, dem 8. August, von Paris nach Straßburg aufbrechen. Der Herr Erzbischof habe einen Kanoniker namens Du Punet, einen klugen und liebenswerten Mann, mit seiner Sache betraut, er könne sich keinen besseren wünschen. Da für ihn nun alles einen guten Verlauf zu nehmen schien, wollte P. Rudolf auch die väterliche Sorge und Umsicht seines Priors nicht mehr länger

198) Über ihn vgl. Anm. 192.

beanspruchen. Er habe schon viel aus seinem „Irrtum" gelernt. Denn es sei ihm noch nie so deutlich bewußt geworden, wie gut es sei, in Kremsmünster als Mönch in Klausur zu leben, als später, da er den Trubel und das wirre weltliche Treiben in der Großstadt Paris besser als je zuvor kennengelernt habe. Gerade die Erfahrung, die er durch seinen „Irrtum" verschiedentlich gemacht habe, werde, wie er hoffe, viel zu seiner eigenen Beruhigung beitragen und als Rat für andere dienen. Zuletzt meint er, daß ihm und seinem Kloster wohl auch die Fortschritte in der Beherrschung der französischen Sprache zugute kommen würden:

(67)

> [...] Bene enim circa me agentur omnia: et ipso errore meo multum jamjam sapio. Numquam enim scivi, quam bonum sit, intra septa Cremifani monachum vivere, quam postquam turbines et confusionem mundi in lutetia immensa, melius, quam unquam, didici. Ipsa experientia, quam occasione erroris mei in rebus diversis collegi, et ad propriam quietem, et ad consilium pro aliis dandum multum, ut spero mihi serviet. Neque illud, quod in linqua gallica profeci, et mihi et monasterio meo infructuosum fore spero.

Obschon Graser einige Jahre Rhetoriklehrer in Kremsmünster war, scheint sich sein lateinischer Briefstil – das ist hier deutlich zu sehen – nicht mehr besonders an klassische Autoren zu orientieren. Er ist aber auch nicht mehr barock verschnörkelt, wie der mancher seiner geistlichen Mitbrüder,[199] sondern im Sinne der Aufklärung eher schlicht und sachbetont, einfaches Gebrauchslatein.- Um sich bei den Oberen in Kremsmünster vorzustellen und P. Rudolfs Mitteilung zu bekräftigen, fügte auch Chanoine Du Punet, Beauftragter des Pariser Metropoliten, dem Brief noch ein kurzes lateinisches Schreiben bei.

Nach zwölftägiger Fahrt mit der Postkutsche traf Graser, von Paris kommend, am 19. August in Straßburg ein und richtete zwei Tage später einen weiteren Lagebericht an den Abt in Kremsmünster. Da die finanziellen Sorgen nun zum größten Teil behoben waren und er die französische Metropole, die ihm soviel Mißerfolg und bittere Erfahrungen einbrachte, zurückgelassen hatte, schien auch die psychische Krise bald überwunden. Dankbarkeit kehrt in

199) Als Beispiel sei hier etwa der Kremsmünsterer Konventuale P. Placidus Fixlmillner OSB (1721–1791), der Neffe Abt Alexanders III. Fixlmillner, genannt. Nach dem Gymnasium in Kremsmünster (1729–1735) studierte er 1735–1737 Philosophie, Musik und Mathematik in Salzburg, 1737 Dr. phil.; anschließend, 1740–1745, Studium der Theologie, der morgen- und abendländischen Sprachen sowie der Altertumskunde ebenfalls in Salzburg, 1745 Dr. theol.; 1746–1787 Prof. für Kirchenrecht. 1756–1787 Regens der Ritterakademie; 27.8.1760 Protonotarius Apostolicus; 1762–1791 Direktor der Sternwarte. Er hinterließ zahlreiche lateinisch geschriebene Werke und galt als einer der besten Lateinkenner der Kommunität. Genaueres bei Kellner 298–301. Vgl. auch Froschauer (wie Anm. 11).

sein geläutertes Herz ein, er sieht sein „Abenteuer" jetzt mit anderen Augen. Dementsprechend verändert sich auch der Inhalt seiner Aussagen, ihr Tenor wird durchwegs positiv, das pastorale Anliegen tritt in den Vordergrund, die Sprache erhält wieder den Charakter der Empfindsamkeit:

(68)

Ihro Excellenz, Straßburg im Elsaß

Hochwürdiger und Gnädiger den 21 August 1761

Herr Herr,

Endlich bin ich durch die Gnade Gottes, durch Dero liebreiche Hülfe, und durch die so kluge als liebvolle Veranordnung des verehrungswürdigen Domherrn zu Paris Herrn Du Pinet [sic], aus allem meinen leiblichen, und geistlichen Elende gerissen; worein mich Verwirrung, Kleinmüthigkeit, und Verführung gestürzet hatte.- - Ich bin bereits zu Straßburg: und weil ich genöthiget bin, bis künftigen Dienstag, wo die Kutsche des Herrn Eberts von hier abgeht, hier eine verdrüßliche Rast zu machen: so habe ich keinen Tag versäumen wollen, Eur. Excellenz die Probe meines dankbaren und erkenntlichen Herzens durch gegenwärtiges darzulegen. Gott, der unsere Herzen einsieht, und weis, daß mein Fehler, so groß er auch ist, doch *nicht aus Bosheit und Verstockung, sondern aus bloßer Kleinmüthigkeit, Verblendung, und bösen Rathe*[200] hergerühret ist, hat mich nicht ganz und gar von seinem Angesichte verstossen. Er hat dasselbe eine Zeit lang von mir abgewendet. Er hat mich in Finsternisse, in Verwirrung, und Verstockung wandlen lassen, und bis an die Porte der Verzweiflung geführet. Aber, da es am äußersten war, hat er mit dem Augen [sic] seiner Barmherzigkeit auf mich zurückgesehn: und das Licht seiner Gnade hat alle Finsterniß und Blindheit in meinen Herzen zerstreuet. Ich habe meinen Fehler und alle bedaurenswürdige Früchte desselben erkennet, und mit Petro bitterlich beweinet.[201] Ich habe mit zerknirschtem Herzen, als ein offner Sünder, an meine Brust geschlagen, und geseufzet: O Herr, sey mir armen Sünder gnädig. Und der Herr, welcher ein zerknirschtes und demüthiges Herz nicht verachtet, hat die Stimme meines Ruffens erhöret. Er hat den Geist der Liebe über das Herz Eurer Excellenz ausgegossen, und mich an Ihnen den liebreichen Character jenes guten Vaters finden lassen, dessen schönes Beyspiel wir im Evangelio nicht ohne gerührtem Herzen lesen können. Eu. Excellenz haben mir nicht nur alle meine Schuld verziehen, sondern auch so viele Kosten aufgewendet, meine Wunde zu heilen, und mich wiederum in den vorigen

200) Hervorhebung von mir, K. F. K.

201) Anspielumg auf die Verleugnung Jesu durch Petrus bei Mt 26, 69–75; Mk 14, 66–72; Lk 22, 54–62; Joh 18, 12–27.

Glücksstand herzustellen.[202] Was für Dank bin ich Ihnen schuldig: Was für Triebe der Erkenntlichkeit spüret nicht mein Herz?

Nach Einleitung (Antecedens) und Übergang (Connexio), in denen P. Rudolf das Ende seiner finanziellen und psychischen Probleme konstatiert und auf die Notwendigkeit eines mehrtägigen Zwischenstops in Straßburg während der Heimreise nach Kremsmünster verweist, will er im Hauptteil (Consequens) Abt Berthold nun eine „Probe" seines „dankbaren und erkenntlichen Herzens" darbieten. Wie in den besten seiner Briefe schreibt Graser gerade auch hier *ex abundantia cordis* und so wird die eigene, persönliche Präsentation seines Falles *sub specie aeternitatis* nach Art der *Confessiones* des hl. Augustinus letztlich zu einem bewegenden Lobpreis auf die Gnadenführung Gottes und er in seiner Betroffenheit zu einem Werkzeug der göttlichen Vorsehung.[203] Durch die Beschäftigung mit dem aszetisch-mystischen Schrifttum im Rahmen seiner katholisch-theologischen Ausbildung, ferner aufgrund der nachfolgenden Pastoralpraxis, aber auch durch das Studium der Predigtlehre des bedeutenden lutherischen Theologen J. Reinbeck[204] und dessen geistlicher Erweckungstheorie war P. Rudolf mit einer derartigen religiösen Thematik gründlich vertraut. Im Zeitalter gepflegter empfindsamer Briefkultur verbalisiert er Selbsterfahrenes in anschaulich-mystischer Sprache sowie mittels zahlreicher der Bibel entlehnter Bilder und trägt auf diese Weise bereits im Vorstadium seines späteren Wirkens als Homiletiker nicht unwesentlich zur Vertiefung und nuancierten Verfeinerung der deutschen Sakralsprache[205] bei. Jetzt, da er sich nach seinem moralischen Versagen, nach Schuldverstrickung, Gottesferne und Versöhnung wieder um die allmähliche Integration in die monastische Gemeinschaft seines Konventes in Kremsmünster bemüht, werden alle Register der Pastoraltheologie gezogen, um das Phänomen der göttlichen Barmherzigkeit von verschiedenen Seiten zu beleuchten und in seiner religiö-

202) Wohl ein indirekter Hinweis auf die erfolgte Ablegung der sakramentalen Beichte aufgrund der beigebrachten Beichtfacultas.- Das ‚Glück' des Menschen zu befördern ist das Hauptanliegen der Aufklärung, dem die Moral angepaßt und untergeordnet wird: „Unsere Hauptbegierde ist, glückselig zu seyn, und wenn wir dieser Begierde folgen, so erfüllen wir unsere Hauptpflicht und die Tugend überhaupt. [...] Es ist also nichts unserer Natur gemäßer als die Tugend." Zit. n. Martens W., Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1971, 257. Vgl. auch Laun A., Die Moraltheologie im 18. Jahrhundert unter dem Einfluß von Jansenismus und Aufklärung (Kovács [wie Anm.2] 266–294, bes. 283); Kimpel D., Wolff und das Programm der literarischen Bildung (Schneiders [wie Anm.17] 203–236, 206); Weiß (wie Anm. 1) 37.

203) Vgl. dazu Konrad J., Art.: Vorsehung (RGG^3 VI, 1496–1499); Schmid J./Rahner K., Art.: Vorsehung (LThK^2 I, 885–889); Schilson A., Art.: Vorsehung/Geschichtstheologie (Eicher P. [Hrsg.], Neues Handbuch theolog. Grundbegriffe, IV, München 1985. 252–262); Beinert W., Art.: Vorsehung (Schütz Chr. [Hrsg.], Prakt. Lexikon d. Spiritualität, Freiburg/Br.–Basel–Wien 1988, 1390–1394).

204) Vgl. Anm. 55.

205) Zum Fragenkomplex religiöser Sprache vgl. Anm. 137.

sen Tiefendimension auszuloten. Die ansonsten unter Theologen gebräuchliche lateinische Terminologie wird dabei weitgehend durch deutsche Ausdrücke ersetzt, in den religiösen Kontext des Menschen im Umgang mit Göttlichem eingebracht und auf menschliche Verhaltensmuster des täglichen Lebens übertragen, so z. B. das Wirken der „Gnade Gottes", die „liebreiche Hülfe", die „so kluge als liebevolle Veranordnung des verehrungswürdigen Domherrn zu Paris", das Herausgerissenwerden aus dem „leiblichen und geistlichen Elende", ferner die „Probe" eines „dankbaren und erkenntlichen Herzens". Da Grasers heimliche Flucht „nicht aus Bosheit und Verstockung, sondern aus bloßer Kleinmüthigkeit, Verblendung und bösem Rathe" unternommen wurde, fehlt ihr nach seiner Auffassung auch die vollwertige moraltheologisch negative Komponente. Er qualifiziert sein Vergehen deshalb nicht so sehr als *Sünde* im Sinne eines moralisch verwerflichen Tatbestandes, selbst wenn er diesen Terminus wie auch ähnliche andere bisweilen widersprüchlich verwendet, sondern betrachtet es eher als „Fehler, so groß er auch ist".[206] Immerhin führt das dazu, daß sich Gott „eine Zeit lang" von ihm abwendet, ihn „in Finsternisse, in Verwirrung und Verstockung [!] wandeln" läßt und ihn sogar „bis an die Porte der Verzweiflung" treibt. Doch in äußerster Not setzt auch das Erbarmen Gottes ein, dessen Gnade nach und nach „alle Finsterniß und Blindheit" des Herzens zerstreut, so daß er „alle bedaurenswürdige Früchte" seines ursprünglichen „Fehlers" erkennt und wie Petrus in der Hl. Schrift bitter beweint. Erst diese gnadenhafte Erleuchtung der Seele führt zur Erkenntnis der Schuld, in diesem Licht erst weiß sich P. Rudolf auch als ein „offner Sünder", der reuig an seine Brust schlägt. In einer Serie bildhafter Ausdrücke, die entweder unmittelbar aus deutschsprachigen Bibelversionen stammen oder – wie etwa bei der Vulgata-Version der lateinischen Brevier-

206) Im Rahmen der rationalistischen Moraltheologie des 18. Jh.s, die sich vielfach auf die philosophische Ethik Christian Wolffs sowie auf das neu entdeckte Naturrecht Samuel Pufendorfs stützte und der sich auch Graser durch seine philos.-theolog. Ausbildung verpflichtet fühlte, wurde der herkömmliche Sündenbegriff zugunsten des ‚fortschrittlichen' Tugendstrebens zurückgedrängt. Anstelle der ‚pessimistischen' Erbsündelehre, die auch in Österreich infolge lang weiterwirkender jansenistischer Einflüsse teilweise zu einem moralischen Rigorismus (z. B. bei Simon Ambros v. Stock u.a.) geführt hatte, vertrat man nun als Mittelposition zwischen dem Probabilismus der Jesuiten und der Strenge der Jansenisten einen freundlicheren, auf die Glückseligkeit des Menschen abzielenden Optimismus. Vgl. Chr. Frhr. v. Wolff, Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen [...]. Neue, verm. Aufl., 2 Tle., Halle/S. 1751 (StBKr 8° H 402), §§ 1002 f., 1030; 422–425, 1062 ff. u.ö.– Vgl. auch Kovács E., Ultramontanismus und Staatskirchentum im theresianisch-josephinischen Staat. Der Kampf der Kardinäle Migazzi und Franckenberg gegen den Wiener Professor der Kirchengeschichte Ferdinand Stöger (Wiener Beitr. z. Theologie, 51), Wien 1975, 7–18 u.ö.; Hersche P., Der Spätjansenismus in Österreich (Österr. Akad. d. Wiss. Veröffentl. d. Kommission f. Geschichte Österreichs, hrsg. v. A. Wandruszka u. A. M. Drabek, 7), Wien 1977, 14 ff., 24 ff., 45 ff., 103 ff., 163 ff.; Laun (wie Anm. 197) 269 ff.; Saine (wie Anm. 16) 155 ff.; Weiß (wie Anm. 1) 37 u. 59.

psalmen – ihnen nachempfunden erscheinen, wird hier gleichsam exemplarisch Grasers Seelenrettung aufgezeigt, bei der auch der Abt des Klosters als Instrument der göttlichen Providenz eine gewichtige Rolle spielt. Über ihn hat Gott den „Geist der Liebe" ausgegossen, an ihm entdeckt P. Rudolf in veränderter positiver Atmosphäre nun auch den „liebreichen Charakter jenes guten Vaters [...], dessen schönes Beispiel wir im Evangelio nicht ohne gerührten Herzen lesen können." Ähnlich dem barmherzigen Samariter in der Hl. Schrift[207] hat auch der Abt letztlich „so viele Kosten aufgewendet", um seine „Wunde zu heilen" und ihn wieder in den „vorigen Glücksstand" zu versetzen, daß es ihn innerlich drängt, sich dafür in aller Demut dankbar zu erweisen:

(69)

Ich bekenne es ganz offenherzig, daß ich vorhin, ich weis nicht durch was für unglückselige Vorurtheile, voll Bitterkeit gegen dero Person war. Allein nun ist mein Herz, wie in allen andren Stücken, so auch hauptsächlich in diesem gänzlich umgekehret. Lebenslang werde ich ein Herz voll lebhaftester Erkenntlichkeit gegen Dero theureste Person tragen; lebenslang werde ich Sie, wie ein wahrer Sohn seinen liebreichen Vater lieben und verehren: und so lang meine Zunge noch lallen kann, so will ich aller Welt anrühmen, was Sie an mir liebreiches gethan haben, und Sie als den *Wiedergebährer*[208] meiner Seele preisen.- - Denken Eu. Excellenz nicht, daß diese Worte von Schmäuchelsucht herfließen. Denn Sie werden durch die künftige Zeit selbst von der Wahrheit derselben überwiesen werden. Sie werden an mir einen ganz *neuen Menschen*[209] finden, welcher, da er durch das Feuer vieler Widerwärtigkeiten, Elendes, und aller Mühseligkeit gegangen ist, von allen seinen vorigen Schlacken gereiniget, wie ein feines Gold erscheinet.[210] Ich schreibe dieses nicht, als ob ich etwan selbst Lob sprechen wollte, sondern ich preise denjenigen, der das üble geschehen läßt, damit Gutes daraus entstehe, und der mich fallen lassen, damit ich stärker aufstehen sollte.[211] Niemals habe ich die boshafte Welt so wesentlich gekennet und so ernstlich verabscheuet, als ich itzo thue. Niemals habe ich meine eigne Schwachheiten so klar gesehn, und erfahren, als diesesmal: und niemals habe ich so wenig auf mich selbst gehalten als itzo. Glauben Sie sicherlich, mein Gnädiger Herr, daß ich mir meine Fehler unvergleichlich werde zu Nutzen machen. Mein einziger Wunsch, und Verlangen ist itzo, mich, was ich bishero niemals gethan, gänzlich an Gott zu machen, und, welches ich vorhin niemals geachtet,

207) Vgl. Lk 10,25–37.
208) Anspielung auf Joh 3,5.– Hervorhebung von mir, K. F. K.
209) Vgl. Eph 4,24; Kol 3,10.- Hervorhebung von mir, K. F. K.
210) Anspielung auf Weish 3,6; Offb 3,18 u. ö.
211) Anspielung auf 2 Kor 11,30; 12,5–10 u. ö.

> meinen Stand nach der größten Genauigkeit zu halten: und so mein Heil mit allem Eifer zu wirken. Ich werde alles dieses desto gewisser im Stand seyn: weil ich eine außerordentliche Gnade Gottes auf meinem Herzen spüre, welche meinen Verstand erleuchtet, alle meine vorige Fehler und Hindernissen zu erkennen, und meinen Willen aufs kräftigste anflam(m)et, künftig nach dieser Erkenntniß zu wirken.- - Doch wo gerathe ich hin? Verzeihen Sie mir, Gnädiger Herr, daß ich Ihnen die Fröhlichkeit meines Geistes und die Zufriedenheit meines Herzens nicht bergen kann. Sie sind ja die Früchte Ihrer Liebe, die Sie an mir erwiesen haben.

War Graser früher gegen den Abt voreingenommen, so denkt er jetzt ganz anders über ihn und will ihn aufgrund seiner *conversio* „lebenslang [...] wie ein wahrer Sohn seinen liebreichen Vater lieben und verehren". Wenn sich P. Rudolf auch nicht scheut, seinen Oberen, dem er Verzeihung und Hilfe verdankt, in diesem Zusammenhang pietistisch-empfindsam als „Wiedergebährer" seiner Seele zu bezeichnen, so deshalb, um die grundsätzliche Bekehrung seiner Person als spirituelle Wiedergeburt besonders zu akzentuieren. Diese *conversio morum*, die auch schon in der Ordensregel der Benediktiner von fundamentaler Bedeutung ist,[212] macht ihn zu einem „neuen Geschöpf" („nova creatura", 2 Kor 5,17), zu einem „ganz neuen Menschen" („novum hominem", Eph 4,24) im biblisch-paulinischen Sinn. Damit greift Graser einen elementaren theologischen Begriff auf, der beiden christlichen Konfessionen zugehört, war er doch nicht nur in der römisch-katholischen Bußpraxis von jeher lebendig, sondern taucht auch in den Predigtwerken Reinbecks und anderer konservativer lutherischer Theologen immer wieder auf.[213] Geläutert durch das „Feuer vieler Widerwärtigkeiten", durch Elend und Mühsal und somit von allen früheren „Schlacken" befreit, wird dieser *neue Mensch* mit Feingold verglichen. Wie P. Rudolf ausdrücklich betont, will er sich mit einer solchen Schau der Dinge nicht selbst loben, sondern auf die Wege der göttli-

212) Vgl. dazu Benediktusregel (wie Anm. 139), Kap. 58,17.

213) Näheres u.a. bei Schmid J./Rahner K., Art.: Mensch (LThK^2 VII, 278–294); Schmidt/Stallmann (wie Anm. 71); Sauder (wie Anm. 135) I, 60. Vgl. dazu z.B. auch die Predigten des angesehenen evangelischen Theologen Joh. Lorenz v. Moosheim (1693–1755), damals Kanzler der Universität Göttingen, mit dem Titel „Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi" (2 Bde., Hamburg, J. C. Bohn 1757), I, 4f., 163f., 177ff., 198ff.; II, 117ff., 509ff., 647ff. u.ö.- Zu J. L. v. Moosheim vgl. u.a. Wagenmann in: ADB XXII, 395–399; Bigler I. (DL^3 X, 1372f.).- Auf katholischer Seite vgl. zu diesem Thema etwa die Homilie des bayerischen Jesuiten Franz Neumayr (1697 – 1765) mit dem Titel „Buß-Predig zur Versöhnung deß göttlichen Zorns [...] gehalten [...] im Jahr Christi 1757. den dritten Sonntag nach Pfingsten." München-Ingolstadt, F. X. Grätz 1757, 4°, 32 S..– Zu Franz Neumayr SJ vgl u.a. Werner in: ADB XXIII, 541f.; Gumbel H. (LThK^2 VII, 914f.; Maier L. (Bosl I, 549); van der Veldt P.Th., Franz Neumayr SJ (1697 – 1765). Leben und Werk eines spätbarocken geistlichn Autors. Mit einer vollst. Bibliogr. seiner Schriften, Amsterdam & Maarssen 1992.

chen Vorsehung hinweisen, die oft Böses zuläßt, um Gutes daraus erstehen zu lassen.[214] So wurde auch er durch die Erfahrung[215] der „boshafte[n] Welt" und der „eigene[n] Schwachheiten" für später in der Erkenntnis des Guten gefestigt und hat fortan nur den einen Wunsch, sich – im Gegensatz zu früher – ganz Gott hinzugeben, ein tadelloses Ordensleben zu führen, um sein „Heil mit allem Eifer zu wirken". Vom typischen Fortschrittsdenken des 18. Jahrhunderts motiviert, blickt Graser vetrauensvoll in die Zukunft und weiß, daß ihm dies gelingen werde, und zwar aufgrund eines dreifachen Handlungsschrittes: durch die „außerordentliche Gnade Gottes", die er in seinem „Herzen" spürt (1) und die seinen „Verstand erleuchtet", alle früheren Unzulänglichkeiten zu „erkennen" (2), und den Willen entflammt, von nun an „nach dieser Erkenntniß" zu handeln (3). Als Kind seiner Zeit folgt P. Rudolf hier der optimistischen Moraltheologie der Aufklärung, die sich vielfach auf die Wolffsche Ethik stützt. Dabei werden die individuelle Freiheit des Menschen sowie andere psychische Faktoren zugunsten der Erkenntnis eines erstrebenswerten Gutes einschränkt, der sittlichen Bewertung entsprechender Handlungsabläufe aber wird ein weitgehend determiniertes mechanisch-positivistisches Schema zugrundelegt.[216]

Im zweiten Teil seines Briefes vom 21. August 1761 an den Abt von Kremsmünster beruft sich Graser auf dessen Erlaubnis, die Rückreise ins heimatliche Stift unterbrechen und sich eine Zeitlang in einem fremden Kloster auf-

214) Vgl. dazu auch Wolff, Vernünfftige Gedancken von Gott... (wie Anm. 201), Tl. 1, § 1060: „[...] so befördert er [= Gott] nicht allein durch Zulassung des Uebels das Gute, sondern wendet es auch an, die Bösen dadurch zu bestraffen, und die Guten vom Bösen abzuhalten." Vgl. ebd., §§ 1009, 1057–1059 u. ö.

215) Über den Wert der Eigenerfahrung nach damaliger Auffassung vgl. u.a. Wolff, Vernünfftige Gedancken von Gott... (wie Anm. 201), Tl. 1, §§ 325–332. Vgl. auch Weiß (wie Anm. 1) 37 f.– Auf diese Selbsterfahrung als *Lebensweisheit* spielt auch der Rotelbrief zu Grasers Ableben am 20.1.1787 an, der unter dem Motto des *Vanitas*-Gedankens aus dem Buch Kohelet 1, 2 stand: „Vanitas vanitas, et omnia vanitas." (StAKr, Litterae rotulares ab anno 1784, usque ad annum 1788 inclusive, Nr. 216)

216) Im übrigen schließt aber auch Wolff z.T. an die Erkenntnisse der Scholastik an: „[...] hieraus können wir verstehen, wie die sinnliche Begierde und der Wille keine besondere Kraft von der vorstellenden Kraft der Seele erfordern. Nehmlich wir haben oben gesehen, daß die sinnlichen Begierden sowohl als der Wille aus Vorstellungen des Guten entspringen (§ 434. 492). Da wir nun an dem Guten, welches wir uns vorstellen, Lust haben (§ 404. 422), so wird die Seele dadurch determiniret, sich zu bemühen, die Empfindung davon hervorzubringen, oder (welches gleichviel ist) sie determiniret sich dadurch, diese Empfindung hervorzubringen. Und in dieser Bemühung bestehet die Neigung, welche zuweilen die sinnliche Begierde, zuweilen der Wille genennet wird, daß sie demnach nichts als eine Bemühung, eine Empfindung hervorbringen, die wir vorher erkennen, oder vorher sehen." Wolff, Vernünfftige Gedancken von Gott... (wie Anm. 201) § 878.. Vgl. dazu auch Schneiders W., Deus est philosophus absolute summus. Über Christian Wolffs Philosophie und Philosophiebegriff (ders., [wie Anm. 17] 9–30, hier 13); Kraus (wie Anm. 6) 335; Saine (wie Anm. 16) 148 ff.; Bianco (wie Anm. 68) 357 f.

halten zu dürfen. Doch da die Fahrt von Straßburg nach Kremsmünster in der Ebertschen Kutsche durch die Heimatabtei offenbar schon vorausbezahlt wurde, kann P. Rudolfs Wunsch, für eine Weile nach St. Blasien im Schwarzwald zu gehen, aus Termingründen nicht mehr stattgegeben werden. Graser ändert darum auch diesmal wieder seinen Plan und bittet den Prälaten, die nötigen Schritte zu unternehmen, um zuletzt doch noch im oberösterreichischen Stift Lambach kurzfristig Unterkunft zu finden:

(70)

[...] Eu. Excellenz werden einen Brief von mir gelesen haben, den ich an H. P. Prior geschrieben, und worinn ich gemeldet, daß ich ganz unterthänigst um die Gnade bäthe, die mir Eure Excellenz von sich selbst haben anerbiethen lassen, nämlich daß ich nicht gleich gerade nach Cremsmünster reisen müsse, sondern eine Zeit lang in einem fremden Kloster leben dörfe; und daß ich mein hospitium zu St. Blasi suchen wollte, weil ich so geschwind nicht eine Antwort von Eur. Excellenz bekom(m)en könnte. Ich beharre mit aller Resignation auf meiner Bitte. Doch weil Eu. Excellenz die Veranstaltung mit der Kutsche hier schon getroffen haben: so getraue ich mich nicht, Dero Verordnung umzustossen, und will dieselbe befolgen, mir aber ganz unterthänigst ausbitten, Eu. Excellenz wollen mir nach so viel erwiesenen Gnaden auch diese letzte noch gnädigst hinzufügen, und mir erlauben, daß ich zu Lambach, wo wir ohnedieß durchfahren, absteigen, und, ohne nach Cremsmünster zu reisen, daselbst als hospes bleiben dörfe. Ich habe nebst vielen erheblichen Ursachen, die ich Herrn P. Prior schon geschrieben, und die mich bewegen auf ein hospitium auf eine Zeit zu trachten, noch eine und andre, die mich an Ausführung aller meiner guten Vorsätze merklich hinderten, wenn ich gerade nach Cremsmünster zu reisen müßte. Da nun durch diese Art meine Bekehrung so merklich befördert wird, zugleich aber wegen meinem so nahen Aufenthalte bey Cremsmünster alle Reden auf einmal gestillet, und die gegebene Aergerniß gehoben wird: so hoffe ich, Eu. Ex. werden, als der liebreiche Vater, [als] den (sic) Sie sich bisher mir erwiesen haben, und künftig hin zu bleiben versprochen haben, mir diese so sehnlich verlangte Gnade widerfahren lassen, und gleich nach Empfange dieses Schreibens, mit Lambach die Verfügung treffen. Ich werde in vollkom(m)enen Vertrauen auf dero Güte, daselbst absteigen, und mich im besagten Kloster anfragen, ob ich allda zu verbleiben habe. Ich bitte beym Beschlusse nochmals in aller Unterthänigkeit und mit allem erdenklichen Eifer, mir meine Bitte zu gewähren.

Endlich küsse ich Dero väterliche Gnadenhand, und bin mit vollkom(m)enster Ehrfurcht, und recht kindlicher Liebe, und Unterthänigkeit bis an mein Ende

Eurer Excellenz,

Meines Liebenswürdigsten Vaters

unwürdigster Sohn

P. Rudolf Graser

In einem Nachsatz bittet der Schreiber den Abt wegen der schlechten Schrift noch „gnädigst" um Verzeihung; sie sei eine „Frucht der Unordnung der Reise."

Offenbar aus Angst, daß auch sein letzter Wunsch, vor der endgültigen Rückkehr nach Kremsmünster einige Zeit im Stift Lambach verbringen zu dürfen, durch die Hausoberen des Heimatklosters nochmals geändert werden könnte, richtet P. Rudolf am 24. August 1761, drei Tage nach seinem Brief an Abt Berthold Vogl, ein Schreiben ähnlichen Inhalts auch an den Prior des Tassilostiftes an der Krems. Wie bei allen diesbezüglichen Äußerungen Grasers seinen Vorgesetzten gegenüber ist hier die Ausdrucksweise wieder sehr höflich, ja servil, aber auch immer besorgt – z. T. infolge der schwierigen und zeitraubenden Nachrichtenvermittlung von damals – um einmal gewährte Rechte und Zusagen. Durch viele Enttäuschungen mißtrauisch geworden, wird im Zeitalter der gefühlsbetonten Briefkultur auch für ihn als gewandten Epistolographen die schriftliche Nachricht zu einem inneren Bedürfnis, da sie selbst über große räumliche Distanzen hinweg zumeist als einzige und oft sicherste Basis der Selbstmitteilung dient. P. Rudolf schreibt darum gern, viel und oft in gleicher Formulierung:

(71)

Hochwürdiger,

Hochzuehrender, Allerliebster

Herr P. Prior,

Vorgestern habe ich ein Schreiben an Seine Excellenz fortgeschicket, worinnen ich demselben erstlich meine wahre Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für so viele und große Gnaden bezeuget habe; und nebst diesem mir eine Gnade ausgebethen, womit er, zum Beschluß, alle andre mir bereits erwiesene krönen wolle.

Gegenwärtiges Schreiben ist eben dieses Innhaltes. Ich sage nämlich Eur. Hochwürden vom Grunde meines Herzens allen ersinnlichen Dank, welchen im(m)er ein wahrhaft erkenntliches Gemüth zu erstatten fähig ist, für alle väterliche Gesinnung, Mühe und Hülfe, und alles was Sie so liebreich zu Verbesserung meines unglückseligen Fehlers zu thun die Güte gehabt haben: und ich versichere Sie, daß ich Ihnen, so wie Seiner Excellenz lebenslang mit der lebhaftesten Erkenntlickeit er-

geben seyn, und aller Welt die größe Dero liebvollen Güte gegen mich unwürdigsten mit Vergnügen anpreisen werde. Es ist mir nur Leid, daß ich nicht im Stande bin, jene Triebe meiner Dankbarkeit so mit Worten auszudrücken: wie mein Herz selbe empfindet. Doch lebe ich versichert, daß Ihnen mein künftiger Lebenswandel, eine fortdauernde Probe, dessen, was ich hier sage, werden wird, und eben so viel Vergnügen und Freude verursachen soll, als Ihnen meine Unbesonnenheit Misvergnügen und Leid gemachet hat. Die Gnade des gütigsten Gottes, welcher aus den Steinen Kinder Abrahams erwecken,[217] und für ein steinernes Herz ein fleischernes geben kann,[218] thut so kräftige und so fühlbare Wirkung auf das meinige, daß ich Ihnen ganz beherzt alle diese Versicherungen thun kann.

Was die Bitte anbelangt, die ich Seiner Excellenz zu thun, mir die Freyheit genommen: so besteht sie in dem, daß er mir gnädigst erlauben möchte, zu Lambach abzusteigen, und, ohne vorhero nach Cremsmünster reisen zu müssen, daselbst als hospes zu bleiben, und, diesem zufolge, ohne Verzug die nothwendige Verfügung mit H. Prälaten zu Lambach treffen möchte.

Dieses, Hochwürdiger H. P. Prior, ist jene letzte Gnade, mit welcher Seine Ex. alle vorigen vollkom(m)en krönen kann: und ich bitte Eu. Hochw. aufs allerinständigste, Hochdemselben aus allen Kräften zur Einwilligung zu vermögen. Ich habe Eur. Hochw. schon einstens die besondern Ursachen geschrieben, die mich bewegen, mir die Gnade auszubitten, daß ich nicht gerade nach Kremsmünster reisen müsse: und sie haben Seiner Ex. selbst so billig geschienen, daß er mir durch Dero werthestes vom 25 Juni schreiben lassen: *daß er selbst dafür halte, daß Sie anjezo nicht directe nach Cremsmünster kom(m)en, sondern indessen in einem andern Kloster in Deutschland sich aufhalten sollen; wenigstens eine Zeit lang: ausser Sie verlangten selbst hieher.*[219] Das sind Eur. Hochw. Hochgeschätzte Worte. Ich bin nun jederzeit auf dieser Bitte verharret, und verharre noch darauf: jedoch mit aller schuldigen Ergebung in Seiner Ex. Befehl: und der deutsche Capuciner hat ohne mein Wissen und willen geschrieben, ich verlangete bis nach Linz, und gerade in mein eigenes Kloster zu reisen. Ich kann Eu. Hochw. auf mein Gewissen versichern, und Gott soll mein Zeuge seyn, daß ich nebst den an Eu. Hochw. geschriebenen Beweggründen meines hospitii, *noch einige geheime habe, die das Wesen meines künftigen Fortganges, und die gänzliche Bewerkstellung meiner gefaßten Vorsätze betreffen,*[220] die mir merklich dadurch erleichtert werden würden, wenn ich einige Zeit zu Lambach le-

217) Anspielung auf Mt 3,9.
218) Vgl. Ez 11,19.
219) Von Graser wieder besonders unterstrichen.
220) Hervorhebung von mir, K. F. K.

ben zu dörfen die Gnade erhalten sollte: wo ich hingegen unüberwündliche Hindernisse zu Cremsmünster sehe, welche mir im Wege meiner Bekehrung stehen, wenn ich gerade dahin zu reisen sollte gezwungen werden. [...]

Mit Zähigkeit und Ausdauer, aber ebenso mit dem Hinweis auf die eventuelle Gefährdung seiner Bekehrung besteht Graser auf einem befristeten Aufentalt im Benediktinerstift Lambach. Im Fall einer neuerlichen abschlägigen oder anderslautenden Verfügung wäre er jedoch zu einem „letzten und schwersten Gehorsam" bereit. In diesem Durchhaltevermögen, einmal ins Auge gefaßte und als richtig erkannte Ziele selbst unter großen persönlichen Opfern anzustreben, zeigt sich offenbar ein besonderer Charakterzug P. Rudolfs, der auch bei anderer Gelegenheit immer wieder zutage tritt[221] und in manchem der Hartnäckigkeit Michael Kohlhaas' in Kleists gleichnamiger Novelle ähnelt. Im selben Schreiben an den Prior von Kremsmünster heißt es weiter:

(72)

Ich dachte, wie ich neulich geschrieben, zu St. Blasi im Schwarzwald um ein hospitium persönlich anzusuchen. Allein weil Seine Ex. die Veranstaltung über meine Rückkehr hier schon gemachet haben: so will ich, als ein gehorsamer Sohn, dieselbe nicht zernichten. Ich könnte aber dieses im Wege thun, weil wir bey verschiedenen Klöstern unsers Ordens vorbeyreisen. Aber nein, ich will nichts ohne dero Einwilligung unternehmen, und ich wollte mir Lambach darum erwählen: weil es nahe bey Kremsmünster ist, und jedermann von meiner Rückkehr vollkom(m)en überzeuget werden würde, so gut, als wenn ich zu Cremsmünster selbst wäre: welches denn alle Reden und Zweifel auf einmal stillen würde. Zweytens damit Eu. Ex. und Eu. Hochw. desto genauer und sicherer Nachricht von meiner Aufführung haben könnten.

Urtheilen Eu. Hochw. nun, ob denn nicht all mein Gedanken, und Verlangen billig und vernünftig ist. Derohalben bitte ich Sie nochmals, mir diese Gnade bey Seiner Ex. auszuwirken. Denn ich kann versichern, daß es mich bittrer als der Tod selbst ankäme, gerade nach Cremsmünster zu reisen. Es braucht gewiß, eine starke Überwindung für einen Menschen meines gleichen, in sein Kloster zurückzugehn: und es kann

221) So etwa beim Gnadengesuch an Maria Theresia um eine Witwenpension für seine Mutter, das er elfmal (!) vergeblich einreichte und das erst beim zwölften Male positiv beantwortet wurde.– Vgl. dazu auch Wagner H., Fürstengnade und Rechtsanspruch. Die Pensionszahlungen Maria Theresias und ihre Aufhebung durch Joseph II. (Festschr. f. H. Wagner z. 60. Geburtstag, hrsg. v. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde [Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salburger Landeskunde, 8], Salzburg 1982, 297–320).

sichs niemand so vorstellen als ich selbst. Allein die Gnade, die mich dazu antreibt, ist so gewaltig, daß ich ihr nicht wiederstehn (sic) kann.

Da ich nun voll getröster Hoffnung lebe, Seine Excellenz, werden mir diese sehnlich ausgebethene Gnade gütigst zugestehn, und, währender Zeit meiner Reise, die etwan 8 oder 10 Tage lang dauren mag, sich mit Lambach verstehen: so will ich daselbst absteigen, und mich zwischen Furcht und Hoffnung daselbst anfragen, ob ich da zu bleiben habe. Soll es wieder (sic) all mein Bitten und Hoffen *nein*[222] heißen: so will ich auch meinen letzten und *schwersten*[223] Gehorsam zeigen, und seiner Ex. Willen aufs genaueste erfüllen. Doch ich getröste mich der Widerspieles, und habe die Ehre, in vollkom(m)enster Hochachtung, und lebenslänglicher wahrer Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu verharren,

Eurer Hochwürden
gehorsamster Diener
und
unwürdigster Sohn
P. R. G.

Straßburg
den 24 August
1761

Nach achttägiger Laufzeit erreichte Grasers Brief seine Destination. Gleich nach Eintreffen dieser Nachricht adressiert Prior Josef Fixlmillner von Kremsmünster im Namen seines Abtes ein Gesuch an den damaligen Prior von Lambach, P. Gotthard Ölmag OSB,[224] daß der „unglickseelige" P. Rudolf „gegen baare bezahlung biß zu weitherer Verfügung eine zeit in dem löblichen Stüfft möchte gedultet werden."[225] Neun Tage später, am 30. 8., antwortet der Lambacher Prior, sein Konvent sei bereit, den „ankom(m)enden H. P. Rudolphum bestens zu empfangen und als Hospitem gewöhnlicher Massen zu tractiren."[226]

Inzwischen stellte man im erzbischöflichen Palais in Paris auch eine Liste jener Ausgaben zusammen, wofür Graser vom Herrn Metropoliten Christophe de Beaumont Geld vorgestreckt wurde, das Kremsmünster später wieder zurückzahlen sollte, und schickte die Aufstellung zusammen mit einem Rechenschaftsbericht, datiert vom 31.8.1761, nach Oberösterreich. In diesem

222) Im Original unterstrichen.
223) Im Original unterstrichen.
224) P. Gotthard Ölmag OSB (1708–1786) stammte aus Lambach, studierte in Salzburg, Primiz am 13.11.1732. Später war Ölmag Kustos, Präses der Rosenkranzbruderschaft, Kellermeister, Kastner und Schaffner sowie Novizenmeister, ab 1782 Subprior, zuletzt Prior. Von ihm hieß es: „Erat semper ardentissimus in Deum pietatis et singularis disciplinae studiosissimus." Eilenstein A., Die Benediktinerabtei Lambach in Österreich ob der Enns und ihre Mönche, Linz 1936, Nr. 304.
225) Entwurf im StAKr P 1/IV. – Man vergleiche diese noch wenig entwickelte, stark mundartlich beeinflußte Schreibweise mit der bereits weitgehend genormten, eleganten Graphie Grasers.
226) Diese Ausdrucksweise entspricht in vieler Hinsicht dem Kanzleistil der Zeit.

Schreiben – dem zweiten und letzten des Herrn Erzbischofs von Paris – verweist S. Excellenz darauf, daß er nach Erhalt des Briefes aus Kremsmünster alles unternommen habe, was in seiner Macht gelegen sei, um die Rückreise P. Rudolfs in das Heimatkloster zu beschleunigen. Zu diesem Zweck habe er einen Kanoniker von Notre Dame beauftragt, dessen Schulden zu begleichen, ihn einkleiden zu lassen und ihm das nötige Geld für die Rückkehr nach Österreich vorzuschießen. Graser sei am 8. August abgereist, der Herr Abt werde ihn also sicher bald wiedersehen. Das Mißgeschick, das P. Rudolf widerfahren sei, werde diesem gewiß eine heilsame Lehre sein. Er kenne den guten Willen des Herrn Prälaten nur zu sehr, um Graser eigens dessen Liebe empfehlen zu müssen. Außerdem sei er überzeugt, daß der Abt dessen Fehltritt bald vergessen und ihm nichts nachtragen werde. Im übrigen erwarte er eine Antwort des Prälaten, um zu wissen, was mit den 124 Livres und 4 Sous geschehen solle, die von dem überwiesenen Betrag noch übriggeblieben seien:

(73)

Paris ce 31. aout 1761

Je me suis fait un plaisir, Mon reverend Pere, de seconder votre zele pour le retour du Pere Rudolphe Graser. desque j'ai eu recu votre derniere lettre, j'ai fait ce qui a dependu de moi pour accelerer son depart. J'ai chargé un chanoine de Notre Dame de payer les dettes de ce religieux, de le faire habiller, et de lui donner les choses necessaires pour son voyage; tout a eté executé, et le Pere Graser est parti le 8. de ce mois. Je ne doute pas que vous ne le revoiés dans peu de jours. le malheur qui lui est arrivé doit lui avoir fait faire des reflexions salutaires, et j'espere que vous le trouverés tel que vous le desirés. Je connois trop vos bonnes dispositions á son egard pour qu`il soit necessaire de le recommander a votre charité. Je suis persuadé que vous oublierés sa faute, et que vous n`ecouterés a son egard que la bonté de votre Coeur. Je joints ici le memoire de la depense, et j'attendrai une lettre de votre part pour disposer des cent vingt quatre Livres quatre Sols qui restent sur la Somme que vous m'aves fait toucher. Je pourrai les remettre si vous le jugés a propos au Banquier qui m'avoit apporté votre argent. Soyés persuadé, je vous prie, de la sincerité des sentimens avec lesquels j'ai l'honneur d'etre, Mon reverend Père, votre trés humble et trés obeissant Serviteur.

+ chr. Arch. de paris[227]

Dem französischen Original ist eine lateinische Version des Dokuments beigefügt, ebenso eine in Französisch und Latein verfaßte detaillierte Aufli-

227) Wie der erste Brief v. 2.6.1761 stammt auch dieses zweite Schreiben des Pariser Metropoliten vom gleichen Sekretär und trägt die authentische Signatur des Herrn Erzbischofs Christophe de Beaumont: „+ chr[istophe]. Arch[évêque]. de paris."

stung mit den einzelnen Ausgabeposten vom 1. Jänner bis zum 8. August 1761. Diese betreffen u. a. die Zahlung für Speise und Trank an eine gewisse Frau Hafnerin und einen Herrn Storch, ferner die Spesenvergütung für einen Platz in der Reisekutsche von Paris nach Straßburg, aber auch für einzelne Kleidungsstücke sowie für den Kauf eines französisch-lateinischen Breviers in Quartformat samt dazugehörendem Diurnale, weiters die Anfertigung eines neuen Habits mit Skapulier, schließlich die Abgeltung der Postspesen für Briefe nach Kremsmünster und die Rückzahlung der zwei ausgeborgten Louisdors an P. Anselm OFMCap.. Da Grasers Gsamtausgaben in diesem Zeitraum in summa 1125 Livres 16 Sous betrugen, blieb für den von Kremsmünster überwiesenen Betrag von 1250 Livres der angegebene Rest von 124 Livres 4 Sous.

Am 1. September 1761 schreibt Prior Gotthard Ölmag von Lambach an den Kremsmünsterer Prior, er habe die Ehre, zu berichten, daß „anheut" P. Rudolf bei ihnen „glicklich ankommen seye" und sich „einige Zeit allhier aufzuhalten, und zu hospitiren auserwählet" habe. Durch die Nähe zu Kremsmünster könne dieses „von seiner guten aufführung desto leichter benachrichtiget, und überzeiget werden". Vier Tage danach, am 5. September, berichtet Graser an den Abt des Heimatklosters bereits aus Lambach über seine neue Situation. Da die finanziellen Probleme nun weitgehend geregelt sind und damit eine wesentliche Wurzel zusätzlicher psychischer Belastung wegfällt, aber ebenso die unzureichenden Kommunikationsmöglichkeiten durch die geringe Entfernung der beiden Nachbarklöster Lambach und Kremsmünster behoben sind, ist auch dieses Schreiben im ganzen durchaus positiv gehalten und zeigt einmal mehr die besonderen Merkmale von Grasers Briefschreibekunst: sachlich genaue Information, stilistisch gewandte, klare Darstellung, höfliche, zu Superlativen neigende Ausdrucksweise:

(74)

Hochwürdiger, Hochwohlgebohrner

Gnädiger Herr Herr,

Die Gnaden, welche mir Eure Excellenz erweisen, sind größer, als aller Dank, den ich Ihnen zu erstatten fähig bin: und ich weis, bey dieser meiner Unvermögenheit, nichts andres zu thun, als daß ich Eure Excellenz gehorsamst bitte, sich mit der aufrichtigsten Versicherung zu begnügen, daß ich Dero unermessene Güte lebenslang mit der lebhaftesten und reinsten Erkenntlichkeit verehren werde.

Ich bin den letzten des verwichenen Monats um eilf Uhr Nachts hier angelanget: nachdem ich von Straßburg bis hieher sieben ganze Tage, und so viele Nächte, mit unausgesetzten Fahren auf dem Postwagen zugebracht habe. Tags darauf stellte ich mich hiesigem H. H. Prälaten; und empfahl mich seinem Schutz und Gnade. Ich ward von selbem

aufs allerliebreichste empfangen: und er both mir sein Kloster so gleich zum Aufenthalte an, mit dem gnädigsten Ausdrucke, daß es lediglich auf meine Willkühr ankäme, wie ich hier gehalten seyn wollte; ob ich nämlich bei Hofe draußen bleiben, oder lieber im Convente wohnn wollte. Meine Antwort war, daß ich dermalen nichts anders verlangete, als meinen Fehler durch eine untadeliche Aufführung, und klösterliche Beobachtung zu verbessern, und diesem zu Folge die Gnade mir ausbäthe, im Convente wohnen und wie alle andre H. H. Conventualen leben zu dörfen. Darauf blieb ich etliche Tage bey Hofe, binnen welcher Zeit man mir die Celle zubereitete, die ich bereits bewohne. H. P. Prior so wohl, als andre alle begegnen mir mit ganz ausnehmender Höflichkeit und Liebe: und ich kann Eurer Excellenz die Ruhe und Zufriedenheit meines Herzens, und die daraus entstehende Fröhlichkeit des Geistes nicht bergen, die ich nun genieße.

Diesem zu Folge küsse ich Eurer Excellenz die Gnädige Hand für die unverdiente Güte, womit Sie mir meine letzte Bitte gewähret haben: und versichere Sie zum voraus, daß ich mir meinen hiesigen Aufenthalt zur Gelegenheit werde dienen lassen, neue Erfahrung zu sammeln.

Über meine vollbrachte Rückreise habe ich Eurer Excellenz noch eine gehorsamste Erinnerung zu machen. Die Verfügung, die Herr Postmeister zu Linz mit dem Postamte zu Straßburg getroffen hat, mich kostenfrey bis hieher zu liefern, ist entweder durch Ueberrechnung des linzerischen Postamtes, oder durch nicht genugsame Einsicht in diese Sache so ausgefallen, daß das nach Straßburg übermachte Geld, mich nicht weiter als bis nach Ried freyzuhalten zugereichet hat. Von dort nun bis hieher sind noch 1 fl 40 x, ein Gulden vierzig Kreuzer Postgeld für mich zu bezahlen, welches hiesiger H. Postmeister von mir fodert. Imgleichen war ich genöthiget, auf dem Postamte zu Augspurg 10 fl, zehn Gulden aufzunehmen, wie Eu. Ex. aus beyliegendem Scheine sehen werden.[228] Ich hatte dieses Geld unumgänglich nöthig, von Augspurg bis hieher die Nahrung für mich, das Trinkgeld für die Postillionen, und das Geschenk für meine beyde Conducteurs davon zu bestreiten; als wozu die 8 fl, acht Gulden, die ich aufm Postamte zu Straßburg empfing, nicht zulangten. Denn da ich zu Straßburg fünf ganze Tage auf die Abreise meines Postwagens warten mußte: hatte ich schon einen guten Theil davon für meine Zeche zu bezahlen: und konnte sodann nicht einmal gar nach Augspurg damit bestehen. Ich bitte demnach ganz unterthänigst, Eu. Ex. wollen die hohe Gnade haben, und besagte eilf Gulden vierzig Kreuzer hiesigen (sic) H. P.

228) Der Originalschein mit dem Augsburger Datum v. 29.8.1761 ist dem Schreiben P. Rudolfs v. 5.9.1761 beigefügt.

Kam(m)erer einsenden, oder bey selbem anschaffen lassen, damit selber so wohl das hiesige als augspurgische Postamt ohne Verzug befriedigen künne.

Ich küsse Eu. Ex. die Hand mit tiefster Ehrfurcht und bitte mir die Gnade aus, mich bis an mein Ende nennen zu dörfen

Eurer Excellenz,

Meines Gnädigen Herrn Herrn

Lambach — gehorsamster Knecht

den 5 Sept. — und

1761 — unwürdigster Sohn

P. R. G.

Ganz auf dem Boden von Gottscheds sprachreformerischen, stil- und literaturtheoretischen Bemühungen, aber – wie in diesem Brief P. Rudolfs – ebenso durch Gellerts Natürlichkeitsideal modifiziert,[229] stehen auch dessen folgende Mitteilungen aus Lambach. Anrede und Schluß sind zwar stets durch Grasers besondere Rückkehrsituation ins Heimatkloster gekennzeichnet, doch gerade auch bei den banalen Dingen des täglichen Lebens bleibt der inhaltliche Tenor seiner Briefe im allgemeinen sachlich, schlicht und realitätsbezogen. Das zeigt z. B. auch folgende Bitte, mit der sich P. Rudolf am 6. September 1761 von seinem Lambacher Domizil aus an Prior Josef von Kremsmünster wendet:

(75)

Hochwürdiger, Hochzuehrender,

Allerliebster H. P. Prior,

Hiemit habe ich die Ehre, Eur. Hochw. zu erinnern, daß ich seit den 31 August ganz gesund und wohlauf hier lebe und erstatte zugleich allen gehorsamsten Dank für alles, was Eu. Hochw. dazu beygetragen haben, daß mir Seine Ex. diese Bitte zugestanden haben. Ich muß mir auch meine Flocke[230] gehorsamst ausbitten; weil hier keine so kurze im

229) Zur durchgreifenden Reform der deutschen Briefschreibekunst um 1750, die Gottscheds Sprachbemühungen voraussetzt und gleichzeitig auch für einen natürlichen, lebendigen und persönlichen Stil plädiert, vgl. u. a. Nickisch, Brief (s. oben, Einleitung, Anm. 1) 81; Ebrecht (wie Anm. 71) 21–27, 56–98, 217 f.; Delilkhan (wie Anm. 71) 49 ff.

230) Flocke f.(< mhd. vlock(e)) = Schnee-, Blütenflocke; ahd. flocco = Wollflockel, ursprünglich ein kleines, leichtes Stück Stoff aus Abfällen beim Spinnen von Wolle und Flachs, später z. T. Bedeutungserweiterung und -verschiebung im Sinne von „Kukulle", dem faltenreichen Überkleid eines Mönchs für festliche Anlässe.- Vgl.

Vorrathe ist. Imgleichen wäre es mir eine große Gnade, wenn mir Eu. Hochw. etliche neue Hemder schicken wollten. Denn ich habe wirklich nicht mehr als 3 schlechte: und die einzige lederne Hose, die ich am Leibe habe, ist gewaltig durchlöchert. Ich empfehle mich also in Dero Gnädige Hülfe. Denn weil diese kleinern Kleidungen hier nicht ingemein vom Kloster angeschaffet werden: so weis ich nicht, ob ich sie hier begehren soll.

Ich bitte mir beym Beschlusse die Erlaubniß aus, mich in wahrer Hochachtung nennen zu dörfen

Eurer Hochwürden

Lambach

den 6 Sept gehorsamster Diener

1761 P. R. G.

Im zweiten Schreiben Grasers aus Lambach an den Prior von Kremsmünster, datiert vom 12. September, bedankt sich dieser für die empfangenen Kleidungsstücke und ersucht weiter um andere. Auffallend ist bei der sonst recht natürlichen Ausdrucksweise auch diesmal die einerseits von Gottsched beeinflußte, andererseits sentimental überfrachtete Anrede sowie ein stark ausgeprägter Höflichkeitssinn, der in dieser Form – von der Rhetorik her gesehen – wahrscheinlich exemplarisch wirken möchte, doch besonders in der Schlußformel und in der Nachschrift durch die exzessiven Superlative wieder ans Servile grenzt. Vielleicht sollen in dieser z. T. zeitbedingten, aus dem Barock stammenden, für uns heute aber vielfach überzogenen Unterwürfigkeit auch latente Schuldkomplexe des Schreibers nach seiner mißlungenen Escapade kompensiert werden. Neben der stilistischen Gewandtheit des Autors und seiner männlich-kraftvollen Handschrift charakterisiert diesen Text P. Rudolfs wie auch fast alle übrigen der gleichen Art aus seiner Feder ein klarer, regelmäßiger Aufbau des Briefinhalts mit Einleitung, Hauptteil und Schluß sowie einem Postscriptum:

---

dazu Kluge F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Mithilfe v. M. Bürgisser u. B. Gregor völlig neu bearb. v. E. Seebold, Berlin–New York [22]1989, 222; ferner Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Hrsg. u. bearb. v. Wissenschaftl. Rat u. den Mitarbeitern d. Dudenredaktion unter Leitung v. G. Drosdowski, Mannheim/Wien/Zürich 1976/81, II, 864 („Flocke") u. IV, 1597 („Kukulle").

(76)

Hochwürdiger, Hochzuehrender,

Allerliebster Herr P. Prior,

Dero gnädiges Schreiben habe ich nebst den übrigen überschickten Sachen, aus den Händen des H. P. Kam(m)erer allhier richtig empfangen: wofür ich Eur. Hochw. gegenwärtig den geziemenden Dank abstatte. Und weil Dero Willen ist, daß ich meine Nothwendigkeiten nicht hier, sondern zu Cremsmünster suchen solle: so unterstehe ich mich, Eure Hochw. gehorsamst um ein Paar schwarze Strümpfe und etwan ein Dutzend Krägel zu bitten. Die überschickte Hosen lehret mich, daß Eu. Hochw. meinen voriges Jahr zurück gesandten Reiskofer eröffnet haben. Ich betrachte denselben als ein confiscirtes Gut, darauf ich weder Recht noch Hoffnung mehr habe. Doch weil mir Eu. Hochw. angebohrne Großmuth und Güte durch so viele Proben schon bekannt ist, und die Übermachung der Hose aus selbem eine neue geworden ist: so nehme ich mir die Freyheit, Eu. Hochw. in aller Unterthänigkeit nur zu erinnern, daß Sie mir eine große Gnade erweisen könnten, wenn Sie mir die Schnupftücher, an denen ich starken Mangel leide, den Schreibzeug von Zinn und das Bild meiner Schüler[231] zu überschicken die Güte haben wollten. Gleichwie ich nun dieses als eine bloße Wirkung Dero Großmuth und Güte ansehn würde: so wollte ich auch die Versagung dieser Dinge mit aller schuldigen Gleichgiltigkeit annehmen.

Ich bitte mir die Erlaubniß aus, mich fernerhin in vollkom(m)enster Hochachtung und Ehrfurcht nennen zu dörfen,

Eurer Hochwürden,

Meines Hochzuehrenden und Allerliebsten

H. P. Priors

Lambach den 12 Sept 1761

gehorsamster Diener und wahrhafter Verehrer

P. R. G.

N. S.

231) Es kann sich hier nur um ein Gruppenbild mit gemalten Porträtköpfen handeln; leider konnte bisher ein solches nicht wieder aufgefunden werden.

> Für das Geld, welches Seine Ex. Herrn P. Kam(m)erer für meine noch ausstehenden Reisunkosten haben bezahlen lassen, bitte ich Eu. Hochw. ganz gehorsamst, Hochdemselben meine unterthänigste Danksagung bey Gelegenheit zu melden. Ich getraue mir nicht, Hochdemselben mit unendlichen Briefen überlästig zu werden.

Am 12. Oktober 1761 wandte sich Herr Kanonikus du Punet im Auftrag des Pariser Oberhirten de Beaumont an P. Rudolf in Lambach, um mit ihm auch noch die restlichen Fragen nach dessen Rückkehr aus der französischen Metropole abzuklären. Bemerkenswert ist übrigens, daß du Punet Graser ständig als „Mon cher petit Pere", als „mein lieber kleiner Pater" adressiert, war dieser doch tatsächlich klein von Gestalt, so daß er sich seine eigene Mönchskukulle[232] von Kremsmünster nach Lambach bringen lassen mußte, weil man im dortigen Konvent keine so kurze besaß. Du Punet teilt im weiteren mit, daß er alle drei Briefe P. Rudolfs erhalten habe, den ersten vom 10. August aus Epernay, den zweiten vom 21. August aus Straßburg, den letzten nach dessen Ankunft in Lambach. Alle Erweise der Dankbarkeit und Freundschaft darin ließen ihn den Himmel für die ihm übertragene Aufgabe preisen. Er werde immer mehr in der Überzeugung bestärkt, daß die Frankreichreise für Graser zur „Quelle kostbarster Vorteile" sein werde. Mißgeschick und eigene Fehler seien für eine aufrechte und fromme Seele stets von heilsamer Wirkung. Er bewundert auch das väterliche Verhalten des Abtes wie das P. Rudolfs als dessen geistlichen Sohn. Jetzt mit äbtlicher Erlaubnis in Lambach geistliche Exerzitien zu machen, bringe ihm die Ehre aller Gutgesinnten ein und sei für das Ärgernis, das er durch seine Flucht gegeben habe, eine Art Wiedergutmachung. Graser solle sich bemühen, alle auf dieser Reise im religiösen Leben erlittenen Niederlagen wieder wettzumachen. Er schreibe ihm in voller Freiheit und ganz im Vertrauen. Zum Zeichen der Freundschaft möge ihm P. Rudolf von Zeit zu Zeit über seine Tätigkeit, sein Befinden und sonstige Neuigkeiten berichten, er werde ihm seinerseits gewiß verbunden bleiben. Das Diurnale, um das ihn Graser bat, hat du Punet Madame Hafner übergeben. Von dem Geld, das der Prälat von Kremsmünster an den Pariser Metropoliten überwiesen hat, blieben nach du Punet schließlich noch etwas über 100 Livres übrig. Seine Excellenz habe ihm am Vortag einen Dankbrief Abt Bertholds überreicht und ihm gesagt, der Restbetrag sei zwecks Rücksendung dem gleichen Bankier auszuhändigen, der die Überweisung entgegengenommen habe. Er werde damit aber noch etwas zuwarten, da er das betreffende Geldinstitut nicht kenne und er P. Rudolf Zeit geben möchte, vom Prälaten zu erfahren, wie der Herr Erzbischof sonst über die restliche Summe verfügen solle. In einem Nachsatz bittet du Punet noch, ihm eine Pariser Adresse anzugeben, wo er die Sachen abgeben könne, die er Graser mit Erlaubnis des Abtes kaufen sollte. Der in schöner Handschrift abgefaßte Brief aus der unmittelbaren Umgebung des bedeutenden französischen Metropoli-

232) Vgl. Anm. 225.

ten Christophe de Beaumont ist ein interessantes Zeugnis zur objektiven Bewertung der Fluchtreise Rudolf Grasers und ihrer Folgen kaum drei Dekaden vor Ausbruch der Französischen Revolution. Verglichen mit dem modernen geschriebenen Französisch zeigt im übrigen auch er eine historisch bedingte Stufe in der Entwicklung derprache an[233]:

(77)

Paris le 12 octobre 1761

J'ai reçu, Mon cher petit Pere, toutes les lettres, que vous m'avez fait l'amitié de m'ecrire, la premiere datée d'Epernay le 10 août, la seconde de Strasbourg 21 août, enfin celle, qui m'apprend votre heureuse arrivée à Lambac après une route longue et fatigante.

Toutes les protestations de reconnoissance et d'amitié, qui les remplissent, me font benir le ciel d'avoir été chargé de vos affaires. Je me confirme de plus en plus dans la persuasion, que votre voyage de france (sic) vous sera la source des plus precieux avantages. L'adversité et nos fautes sont des leçons efficaces toujours pour une ame bien faite, et qui a de la religion. J'admire la conduite de votre Pere Abbé. Il ne porte pas envain le nom de Pere, ni vous celui de fils. Vous avez, de son consentement, choisi Lambac pour y faire pendant quelque tems, les exercises spirituels. Cette demarche ne peut, que vous faire honneur devant les gens, qui aiment le bien. Elle est une sorte de réparation du scandale, que vous avez causé par votre fuite, et par la bonne conduite, que vous y tiendrez, elle ramenera tous les esprits dans vos interêts. Occupez vous principalement, Mon cher petit Pere, de regagner dans la pieté et devant Dieu toutes les pertes, que vous avez pû faire dans un voyage aussi extraordinaire. J'use, comme vous le voyez, de la liberté, que vous m'avez donné de vous parler en toute confidence. Continuez de me donner des marques de votre amitié en m'ecrivant de tems en tems vos occupations, votre contentement, vos nouvelles, et soyez bien assuré du retour de mes sentiments pour vous.

J'ai remis à Madame hafner le diurnal, que vous m'avez demandé. Il reste encore cent et quelques livres de l'argent, que votre Abbé a fait tenir à Monsieur L'Archeveque pour payer vos dettes. Monsieur l'archeveque qui me communiqua hier une lettre de remerciment de votre abbé, me dit, qu'il falloit remettre cette somme au même Banquier, qui l'a comptée, pour qu'il la renvoyât à votre abbé. Je differai quelque tems cette opération, ne connoissant pas, qui est le banquier, et Mon-

233) Genaueres darüber bei Brunot F./Brunot Ch., Précis de Grammaire historique de la langue française , Paris [5]1949, XXII ff., 18 ff. u. ö.; Grevisse N., Le bon usage. Grammaire française avec des remarques sur la langue française d'aujourd'hui, Gembloux (Belgique)–Paris [6]1955, 26 ff., 49 ff.,967 ff. u. ö..

sieur Desjardins, qui le connoit, etant absent, et pour vous donner le tems d'obtenir de votre abbé, qu'il vous donne la liberté d'en faire tel emploi, que vous m'indiquerez. Votre abbé vouloit, que Monsieur l'archeveque en disposat à sa liberté, ce qu'il ne fera surement. Je vous embrasse, Mon cher petit Pere, et suis plus, que je ne saurois dire,

votre très humble et
très obeissant serviteur
Du Punet Chanoine.

Vous me donnerez une
adresse à paris pour y remettre
les choses, que vous me prierez de vous
acheter, si votre Pere abbé y donne son
consentement. avez vous remis la Boite
des religieuses de la visitation St. Marie?

Grasers Aussöhnung mit seinen Oberen und die fortschreitende Reintegration in das monastische Leben der Kremsmünsterer Kommunität führten bezeichnenderweise dazu, daß auch in seinen Briefen die kurialen Elemente in Anrede und Schluß sowie die Redundanz im Gebrauch des Superlativs wieder stärker hervortraten, besonders bei Nachrichten kurzen informativen Inhalts. Die Gesinnungsänderung schlägt sich hier neben dem Großformat des Briefbogens, der großen Schrift und dem weiten Zeilenabstand[234] auch deutlich im Sprachstil nieder, wie etwa aus folgender Mitteilung an Abt Berthold, datiert vom 6. November des gleichen Jahres, ersichtlich ist:

(78)

Hochwürdiger,

Hochwohlgebohrner, Gnädiger

Herr Herr,

Die Gnade, welche mir Eure Excellenz, auf die Fürbitte meines hiesigen gnädigen Herrn Herrn Prälaten, neulich gnädigst zuzustehen beliebet haben, giebt mir die erwünschte Gelegenheit, gegenwärtiges Schreiben gehorsamst an Eur. Excellenz abzulassen, um so wohl für diese letzthin empfangene Gnade die schuldige unterthänigste Danksagung abzustatten, als auch Eur. Excellenz die wiederholte aufrichtig-

234) Ein weiterer, praktischer Grund für die Änderung von Grasers Briefformat ist wohl auch darin zu sehen, daß die hohen Postgebühren wegfielen, denn Nachrichten vom Stift Lambach ins nahegelegene Kremsmünster und umgekehrt konnten gegebenenfalls auch durch private Botengänge vermittelt werden.

ste Versicherung zu geben, daß ich alle, seit der Zeit meines Fehltrittes mir so großmüthig und liebreich erwiesene häufige Gnaden lebenslang mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit, und herzlichsten Dankbarkeit verehren werde, mit welcher ich mich zu fernerer Gnade, und väterlichen Neigung unterthänigst empfehle,

Eurer Excellenz,

Meines Hochwürdigen, Hochwohlgebohrnen

Gnädigen Herrn Herrn

Lambach unterthänigst, gehorsamster

den 6 Nov. 1761 Diener

P. R. G.

3. *Grasers lateinisches „Abbittschreiben"*

Betonte P. Rudolf schon im Brief vom 6. November 1761 Abt Berthold gegenüber, daß er sich für die großmütige Vergebung seines „Fehltrittes" zeitlebens erkenntlich zeigen wolle, so geht er in einer undatierten Zuschrift aus damaliger Zeit an den Prior von Kremsmünster noch einen Schritt weiter. Da er sich nach der intensiven vorausgehenden Korrespondenz mit der Stiftsvorstehung „schriftlich" versöhnt weiß, will er nun vor den Mitbrüdern in Form eines Briefes „öffentliche Abbitte" leisten. Der elegante Stil, ebenso der überzeugende Aufbau dieses Schreibens weisen Graser wie schon früher als Meister der Rhetorik und der epistolographischen Kunst aus. Nicht nur der selbstsichere Ton, sondern auch die *Regieanweisungen*, wo, wann und wie das lateinisch abgefaßte Schriftstück den Mitbrüdern in Kremsmünster vorgetragen werden soll, machen deutlich, daß der Autor damit wieder ein pastorales Anliegen verfolgt und exemplarisch wirken möchte. Das deutsch verfaßte Begleitschreiben an den Prior lautet wie folgt:

(79)

Hochwürdiger,

Hochgelehrter, Hochzuehrender

Allerliebster H. P. Prior,

Einen offentlichen Fehler offentlich zu bereuen, und abzubitten, scheinet mir, wo nicht eben allemal eine unumgängliche Pflicht, doch jederzeit eine löbliche Demuth zu seyn.

Diese Meynung, Hochwürdiger Herr, hat mich auf den Entschluß gebracht, beykommende offentliche Abbitte, in Form eines Briefes, an

alle meine H. H. Mitbrüder insgesammt, abzufassen, und Eur. Hochw. hiemit gehorsamst einzusenden.

Mit Seiner Excellenz und Eur. Hochw. schmäuchle ich mir nun das Glück zu haben, bereits vollkommen schriftlich ausgesöhnet zu seyn. Da nun aber auch alle H. H. Mitbrüder, als würdige Glieder Kremsmünsters, welches ich mit meinem Vergehn überhaupt geschändet habe, ebenfalls beleidiget worden: so wäre meine reinste Absicht, denenselben durch gegenwärtige Abbitte eine Art offentlicher Genugthuung zu leisten; und durch diese freywillige Demuth, welche mir von meiner wahren Reu und ungehäuchelten Bekehrung auferleget wird, ihre mit allem Recht mir entzogene Neigung und brüderliche Liebe wieder zu erwerben.

Findet mein Gedanken bey Seiner Excellenz und Eur. Hochw. Beyfall; wie ich denn nicht zweiflen kann: so würden Sie meinen Wunsch aufs allervollkommenste erfüllen: wenn Sie beygelegtes Abbittschreiben erstlich offentlich über Tische ablesen lassen, und alsdenn auch, wie etwan eine Todtenerinnerung, oder passauerischen Befehl, auf alle Pfarren und Aufenthalte der H. H. Mitbrüder schicken wollten. Ich habe mit Bedachte diese Zeit erwarten wollen; allwo sich alle durch die Vacanz hin und wieder zerstreuten H. H. Mitbrüder wieder im Kloster versammlen, oder doch in ihrem Aufenthaltsorte einstellen.[235]

Indem ich nun alles lediglich Seiner Ex. und Eur. Hochw. mir verehrswürdigem Gutbefinden und Anordnung anheimstelle: so bitte ich wenigstens diese meine gutgemeynte Gesinnung, als eine mehrmalige unstreitige Probe eines vollkommentlich und gründlich gebesserten Herzens gnädig anzugehn, der ich die Ehre habe nebst meiner gehorsamster Empfehlung in Dero Gnade stets zu seyn,

Eurer Hochwürden,

Meines Hochzuehrenden Allerliebsten

H. P. Priors

gehorsamster und

Lambach unwürdigster Sohn

den und Diener

1761 P. R. G.

235) Da damals der Schul- und Studienbetrieb jeweils am 1. November erfolgte, dürfte Grasers „Abbittschreiben" in den ersten Novemberwochen 1761 vorgelesen worden sein.

Das Opusculum, das Graser seinem Brief an den Prior von Kremsmünster als „Abbittschreiben" beifügte, ist handschriftlich überliefert und druckfertig ausgeführt. Es handelt sich dabei um fünf unpaginierte Doppelblätter aus festem gelblichen Papier in Oktavformat (21 x 17 cm), die im Falz mit einem weißen Bindfaden geheftet und beidseitig kalligraphisch beschrieben sind. Das zwanzigseitige Manuskript hat keinen eigenen Umschlag. Wie ein Schriftvergleich ausweist, stellt das schmale Heft ein Autograph dar, das P. Rudolf wahrscheinlich anfangs November 1761 in Lambach anfertigte.

Folgte Graser einerseits in seinen Fluchtbriefen weitgehend den Brieflehren Gottscheds und Gellerts, um vom kurialen Stil sowie vom barocken Schwulst der früheren Epistolographie wegzukommen und zu einem natürlicheren, psychologisch vertieften Literaturstil zu gelangen, so hält er sich nun andererseits als ehemaliger Rhetoriklehrer in seinem lateinischen „Abbittschreiben" im allgemeinen zwar an die herkömmlichen lateinischen Vorbilder, vor allem aber an die in der römisch-katholischen Kirche übliche Vulgata-Übersetzung der Bibel und an die lateinischen Kirchenväter. Neben dem Phrasenschatz der lateinischen Klassiker (bes.Cicero, Vergil, Ovid etc.), wie ihn die damaligen, zumeist von gelehrten Jesuiten herausgegebenen Sammelwerke enthielten,[236] trifft man hier auch auf die Regeln und Kunstgriffe der seit der Antike tradierten Rhetorik mit ihren Tropen und Figuren. Da P. Rudolf diese lateinische Bekenntnisschrift ausschließlich an seine geistlichen Mitbrüder richtet, verwendet er gemäß der Dreistillehre Quintillians[237] vor allem den *pragmatischen* (docere) und *pathetischen* Stil (movere), um durch diese besondere Verschmelzung des *genus humile* mit dem *genus grande* seine humanistisch-klassisch, aber ebenso theologisch gebildeten Confratres von dem vorgebrachten Anliegen zu überzeugen, sie zu erschüttern und für seine Reintegration in das Ordensleben zu gewinnen. Außer den Gleichnissen aus der Hl. Schrift vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–32), vom verlorenen Schaf (Lk 15,3–7), der verlorenen

236) Vgl.dazu die entsprechenden Werke zum Latein-, Griechisch- und Deutschunterricht der Jesuiten Emmanuel Alvarez, Cyprian Soarez, Franz Wagner, Ignaz Weitenauer u. a. bei Kienesberger, Weylgoune (wie Anm. 5) 300 ff.,und bes. bei Jahreiß A., Grammatiken und Orthographielehren aus dem Jesuitenorden. Eine Untersuchung zur Normierung der deutschen Schriftsprache in Unterrichtswerken des 18. Jahrhunderts (German. Bibliothek, begr. v. W. Streitberg, N.F., fortgef. v. H. Stopp, hrsg. v. R. Bergmann. 3. Reihe: Untersuchungen), Heidelberg 1990.

237) Vgl. Quintilianus M.F., Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. u. übers. v. H. Rahn, 2 Tle., Darmstadt 1972/75; ferner Lausberg H., Art.: Rhetorik (Fischer-Lexikon. Literatur II/2, hrsg. v. W.-H. Friedrich u. W. Killy, Frankfurt/M. 1965, 474–482); ders., Handbuch der Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, 2 Tle., München ^{2}1973: Barner W., Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen 1970, 40 ff, 59 ff.; Dyck J., Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition (Ars poetica. Texte u. Beitr. zur Dichtungslehre u. Dichtkunst, hrsg. v. A. Buck, H. Lausberg, W. Maurer, 1), Bad Homburg–Berlin–Zürich ^{2}1969, 25 ff., 66 ff.; Jens W., Art.: Rhetorik (RLG^{2} III, 432–456, bes. §§ 5 u. 9); Ueding G./Steinbrink B., Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode, Stuttgart ^{2}1986, 41 ff., 111 ff.; Däubler E., Art.: Rhetorik (MLL^{2}, 389 f.).

Drachme (Lk 15,8–10) und vom unbarmherzigen Knecht (Mt 18,21–35), die alle das Generalthema der menschlichen Schuld mit ihrer Vergebung durch Gottes Barmherzigkeit zum Inhalt haben, gebraucht Graser in seinen Paraphrasen und Erläuterungen dazu als Redeschmuck (ornatus) auch häufig Metaphern, Steigerungs- und Wiederholungsfiguren sowie rhetorische Fragen, außerdem Umstellung und Gegensatz, Häufung, Ellipse und Ausruf. Oft entscheidet auch der lautliche Wohlklang die kunstvolle stilistische Präsentation. Was P. Rudolf als Gottschedianer schon früher unter dem Leitbegriff des Natürlichen zur Förderung der deutschen Einheitssprache anstrebte, das behält er auch in seiner letzten größeren lateinischen Arbeit bei, nämlich die Beachtung der übrigen Stilqualitäten der antiken Rhetorik, wie etwa Sprachrichtigkeit (puritas) und Klarheit (perspicuitas), aber ebenso stilistische Äquivalenz und Schicklichkeit (decorum).

Die sprachliche Gestaltung der Titelseite mit ihren zahlreichen Epitheta ornantia und Superlativen atmet noch ganz den Geist des Barock:

Patris Rudolphi Graser
Epistola
Delicti rogans veniam
a
Plurimum Reverendis, Religiosissimis
venerabilibus, Clarissimis, Eximis,

Doctissimis Dominis Dominis Patribus;

nec non

ab
Admodum Reverendis, Religiosis,
Doctissimis Dominis Dominis Fratribus,
intra vel extra Monasterium degentibus,
Confratribus suis venerandis, Colendissimis,
Dilectissimis
Scripta

Mense Novembris

1761.

Auf der Rückseite des Titelblattes fügte der Autor ein Bibelzitat aus dem ersten Tessalonicherbrief hinzu, das es der Klostervorstehung von Kremsmünster – entsprechend der paulinischen Gemeindetheologie – „beim Herrn" gleichsam zur unabdingbaren Pflicht macht, dieses „Abbittschreiben" allen geistlichen Mitbrüdern vorzulesen:

Adjuro vos per Dominum,
ut legatur haec epistola
omnibus Sanctis
fratribus

I Thessal. V. 27.

Dadurch nimmt der Brief, ursprünglich aus rein privaten Beweggründen konzipiert, exemplarischen Charakter an und wird sozusagen zu einem halboffiziellen Dokument erhoben. Ja, im Lichte der Hl. Schrift, auf die sich P. Rudolf in seinem Traktat immer wieder durch direkte Zitate, Anspielungen oder entsprechende Fußnoten bezieht, wird dessen Verfehlung in ihrem Gesamtverlauf zu einer rhetorisch aufbereiteten, individuellen Bußfeier, die pastoraltheologisch letztlich auf jeden Menschen applizierbar ist, indem sie Schuld und Wiedergutmachung anhand von Bibelzitaten aus der lateinischen Vulgata zur Theologie der Bußpraxis interpretiert.

Die Abhandlung antizipiert gleichsam das positive Ergebnis der freudigen Rückkehr ins Vaterhaus, wenn sie mit dem letzten Vers der Parabel vom verlorenen Sohn aus dem Lukasevangelium einsetzt: „Gaudere oportebat:/ Quia frater tuus mortuus erat, et revixit;/ perierat, et inventus est. Lucae XV.32.– Danach folgt eine lateinische Paraphrase zu diesem Zitat, die den Inhalt ähnlich der Spruchpredigt in der Barockzeit[238] anschaulich erläutert: Der Sohn, der in jugendlichem Ungestüm das Vaterhaus verlassen hat, den schon alle als verloren beklagten und als Toten beweinten, lebt, wird gefunden und kehrt heim. Dieser Gang des Schicksals stimmt den Vater fröhlich, das ist verständlich. Voll Freude jubelt das ganze Haus in einträchtiger Harmonie. Als aber der Bruder des Verirrten als einziger den Frieden stört, hält der Vater in seiner Güte dem Verbitterten einsichtsvoll entgegen: Jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern, denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden."[239]

238) Vgl. dazu etwa Neumayr M., Die Schriftpredigt im Barock. Auf Grund der Theorie der katholischen Barockhomiletik, Paderborn 1938, 96; Schneyer J.B., Geschichte der katholischen Predigt, Freiburg/Br. 1969, 267 ff. u. ö.: Wolf H., Art.:Predigt (RLG^2 III, 223–257, hier 240); van der Veldt, Franz Neumayr (wie Anm. 208) 196 u. ö.

239) Die deutsche Wiedergabe der jeweiligen Zitate aus der lateinischen Vulgata-Version der Hl. Schrift folgt der deutschen Einheitsübersetzung. Vgl. Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Hrsg. im Auftr. d. Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, d. Bischofs v. Luxemburg, d. Bischofs v. Lüttich. d. Bischofs v. Bozen-Brixen. Für die Psalmen auch im Auftr. d. Rates d. Evangel. Kirche in Deutschland u. d. Evangel. Bibelwerks in d. Bundesrep. Deutschland, Freiburg/Br.–Wien o.J. [1980].

Regreditur in domum Patris filius, quam juvenili impetu reliquerat: et quem omnes doluere perditum, quem mortuum planxere universi, revixit rursus et inventus est. Exhilarat (: quid mirum est:) sors haec optata Patrem. Laetabunda plaudit in choro, atque symphonia domus: et dum a communi collaetantium harmonia solus indignatus frater dissonat: dulcissime amaro bonus Pater occinit:

gaudere oportebat:

quia frater tuus mortuus erat et revixit;

perierat, et inventus est.

Im folgenden preist Graser die Gedanken des Hausvaters, die süßer seien als Honig, als Honig aus dem Felsen, und dessen Worte bei weitem lieblicher als jede Melodie:

O sensa Patris super mel et favum[240]

dulcia! o concentu omni longe

suaviora verba!

Erklärend fährt der Autor fort, die Confratres – wenn er diesen Ausdruck überhaupt noch gebrauchen dürfe – wüßten wohl, daß sein Los in vielem dem dieses Elenden gleiche, denn auch er habe schmachvoll die Flucht ergriffen. Er wisse allerdings nicht, von welchem bösen Geist er geführt, durch welchen blinden Drang er fortgetrieben worden sei. Er sei aus dem Vaterhaus schändlicherweise geflohen, weg von der bergenden Brust der Mutter wie auch aus der liebevollen Umarmung der Brüder[241] und habe sich allzu töricht hinreißen lassen. Er habe sich verirrt wie das Schaf in der Hl. Schrift, das verlorenging,[242] sei vom rechten Weg abgewichen, habe Irrwege eingeschlagen und sei unter Disteln und Dornen geraten. Als er den Herrn, dessen Gebote er nie ganz vergessen habe, wahrhaft suchte, habe er sich als dessen Knecht wiedergefunden. Durch ihn, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehrt und lebt,[243] wurde P. Rudolf vom Weg des Unheils zurückgeholt und zu neuem Leben erweckt, obgleich er öfters den Pforten des Todes nahe war. Gott habe sich als besserer Hausvater erwiesen als jener im Evangelium, da er

240) Anspielung auf Ps 19,11: „Desiderabilia super aurum et lapidem pretiosum multum: et dulciora super mel et favum." – „Sie (= die Urteile des Herrn) sind kostbarer als Gold, als Feingold in Menge./ Sie sind süßer als Honig, als Honig aus Waben."

241) Der Reihe nach Anspielungen auf den Abt als Hausvater und den Prior als Mutter des Klosters sowie auf Ps 133,1: „Ecce quam bonum et quam iucundum, habitare fratres in unum." – „Seht doch, wie gut und schön ist es, / wenn Brüder miteinander in Eintracht leben."

242) Vgl. Mt 18,12–14; Lk 15,3–7.

243) Vgl. Ez 18,23. 32; 33, 11

die Heimkehr des Sohnes nicht erwartete und ihm, dessen er von Ewigkeit her gedachte, dennoch großmütig die Hand entgegenstreckte.

Im vertrauten Latein der Vulgata-Version der Bibel evoziert Graser neben dem Gleichnis vom verlorenen Schaf das von der verlorenen Drachme und verweist auf die größere Freude des Himmels über einen einzigen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen (Lk 15,7). Die in den Zitattext eingefügten Buchstaben zeigen dabei Fußnoten an:

> Sic reconciliatus Patri vobis etiam reconciliari, Fratres optimi, impatientissime desidero. Pater, poenitens erroris dixi (H), peccavi in coelum, et coram Te: jam non sum dignus vocari filius tuus. Et ecce! misericordia motus bonus Pater, veniam dedit, et recepit filium. Quid pro vestra modo reconciliatione dicam, confratres amantissimi, qui spiritu scripturarum pleni, nec semel, neque septies, sed usque septuagies septies a fratre fratri dimittendum scitis et dimittitis.[244] Agite! perdita reperiatur drachma modica: et numquid ad congratulandum sibi pia materfamilias amicos cito, et vicinas convocat? Centesima inveniatur ovis magno de grege perdita: quantum pastor jubilat? Poenitentiam peccator agat unicus: et majus in coelo erit gaudium, quam super nonaginta novem justis, qui poenitentiam non indigent.
>
> Verum enimvero numquid vestris ego comparatus meritis, confratres colendissimi, perdita sum drachma illa modica, quae iterum reperta est? Et numquid vos amici (: Fratres etenim nos facit par religio:) quos ad congratulandum sibi materfamilias (I) pia convocat? Numquid ego centesima ovis illa inventa rursus, et pastoris boni (K) reportata humeris: vos vero vicini illi (: domus quippe eadem nos germanos reddit:) quibus laetabundus pastor adclamat: congratulamini mihi, quia inveni ovem, quae perierat? Numquid ego peccator ille modo agens poenitentiam, et coeli angelos laetificans: vos vero illi nonaginta novem justi, qui, dum poenitentia non indigetis, ad coeleste gaudium ab angelis invitamini? [...]
>
> H Litteris lutetia [= Paris] ad Excellentissimum Abbatem datis.
>
> I Hac voce P. R. D. P. Priorem adumbratum velim, qui, quod vere sit, quae dicitur, conventus mater, et amator fratrum, in omnibus, quae circa me gessit, luculenter demonstravit.
>
> K Excellentissimi D. D. Abbatis, qui omnes boni pastoris partes erga me indignissimum superabundanter explevit.

Wie stark hierbei auch das psychologische Moment kunstvoll herausgearbeitet wird, demonstriert P. Rudolf in der anschließenden Passage, wo er mit rhetorischen Fragen auf die Mitfreude oder den eventuellen Neid dem wie-

244) Vgl. Mt 18,21 f.

dergefundenen Schaf bzw. der wiedergefundenen Drachme gegenüber anspielt:

> Haec si perpenditis, confratres optimi: an erit vestrum aliquis, qui gaudia qui plausus, atque jubilos contineat? An erit, qui hanc repertam drachmam, qui hanc inventam ovem, qui hanc felicem poenitentiam non sibi atque mihi pectore fraterno gratuletur? Ah! non sit, per Deum obsecro, non sit vos inter (: sed nec est:) qui reconciliati Patris gratiam invideat contrito, et humiliato fratri. Etenim si, ut manifesti fiant, qui probati sunt, et haereses oportet esse: fors Numen illud sapientissimum, quod mala saepenumero evenire patitur, ut inde bona consequantur, firmissimam in vinculo pacis atque disciplinae unitatem vestram mea haeresi (L) probari, atque mundo universo manifestam fieri ad suam vestrumque omnium majorem gloriam jam ab aeterno voluit.

Wenn der Autor hier den Glauben an das Walten der göttlichen Vorsehung gerade auch für seine Untat in Anspruch nimmt, so hält er damit nicht nur an einem Glaubensprinzip des katholischen Barock fest, sondern an einem Dogma der katholischen Kirche insgesamt.[245] Als Gewährsmann führt er Gregor den Großen an, der schon die Meinung vertrat, der Unglaube des Apostels Thomas (Jo 20,24–29) trage zur echten Glaubensfindung mehr bei als der Glaube der übrigen Jünger Jesu:[246]

> Et si ad mentem magni Gregorii plus ad fidem nobis Thomae infidelitas, quam fides credentium discipulorum profuit: fors ille, cujus manus necdum abbreviata est, et meam culpam mihi, multisque aliis in lucrum statuit convertere.

Graser betont ausdrücklich, daß er aus seinem mißglückten Abenteuer zuletzt großen geistlichen Nutzen gezogen habe. Nach außen hin erscheine er zwar als derselbe wie früher, innerlich sei er jedoch ein anderer geworden. Gerade dort, wo sich die Sünde mächtig entfaltete, habe er gemäß Röm 5,20 recht deutlich gesehen, erfahren und gespürt, daß die Gnade übergroß werde („[...] atque ubi abundavit delictum, ibi et superabundare gratiam sat luculenter videam, experiar, et sentiam."). Hatte er früher die Welt, die in den üblichen Farben dargestellt wurde, nur von ferne und aus Büchern gekannt, so betrachtete er sie später aus der Nähe, wie sie wirklich war, und ließ „die allgemeine Sittenverderbnis, die alle Übertreibungen der Väter und anderer Schriftsteller bei weitem in den Schatten stellt," ganz bewußt tiefer in die Seele eindringen. Doch wie wenn er das Haupt der Medusa gesehen hätte, sei der *alte* Mensch in ihm, den die Liebe zur Welt fatalerweise verzaubert habe, gleichsam in einem einzigen Augenblick zur Gänze abgestorben. P. Rudolf zollt Gott „unendliches Lob" dafür, daß er jene stets siegreiche goldene Wahr-

245) Vgl. Denzinger (wie Anm.139) C 1g.
246) Vgl. S. Gregorii Papae I Hom. 26, n. 7–9 (ed. Migne PL 76 1201 f.).

heit des tieffrommen Thomas a Kempis[247] in ihm wieder lebendig werden ließ, die eine glückliche Erfahrung bestätige und die er seiner Brust mit ehernem Griffel in untilgbaren Lettern eingemeißelt habe: Außer Gott zu lieben und Ihm allein zu dienen sei alles Eitelkeit, und weder Friede noch wahre Ruhe anderswo zu finden als in der demütigen Unterwerfung unter die Leitung des Oberen:

> Revixit vero, Deo infinitae laudes sint, revixit aeternum in me victura illa aurea piissimi Gersonis nostri veritas, quam stylo ferreo, et characteribus perpetuis insculpsit huic pectori, et insculptam confirmavit

247) Vgl. Thomas Hemerken a Kempis, De imitatione Christi (ed. crit. M. J. Pohl, Freiburg/Br. 1904), 1.Buch, Kap. 9,18–22 bzw. 1.Buch, Kap. 1,12f. – Wie P. Anton Zechner v. Thalhofen (vgl. Anm. 115 u. 119) zitiert hier auch Graser aus dem berühmten christlichen Erbauungsbuch „Nachfolge Christi", das vor 1427 anonym erschien und dessen Verfasserschaft bis heute noch nicht restlos geklärt ist. Neben zahlreichen anderen Autoren wurde auch Johannes Gerson, der Verteidiger der Brüder vom gemeinsamen Leben auf dem Konzil von Konstanz, als Verfasser vermutet, eine Meinung, die ebenso Graser irrrtümlicherweise vertritt. Näheres zu Thomas a Kempis (1379/80–1471) und zur *Nachfolge Christi* bei Sudbrack J., Art.:Thomas Hemerken (Malleolus) v. Kempen (LThK^2 X, 144f). bzw. bei Iserloh E., Art.:Nachfolge Christi. III (LThK^2 VII, 762–764).– Johannes Charlier Gerson, „Doctor christianissimus", geb. am 14.12.1363 in Rethel (Diöz.Reims), gest. am 12.7. 1429 in Lyon, gehörte zu den bedeutendsten Theologen und Kirchenpolitikern des Spätmittelalters. Er studierte seit 1377 am Navarra-Kolleg in Paris, wo Peter d'Ailly sein Lehrer war; 1383 Nationalprokurator Frankreichs. 1387 nahm er an einer Gesandtschaft zu Papst Klemens XII. teil, trat für die Beendigung des Schismas ein und warnte nach dem Tod Klemens' VII. und der Wahl Benedikts XIII. vor der Obedienzentziehung. 1395 Kanzler der Universität Paris, 1397 Dekan in Brügge. Auf dem Konzil von Konstanz (1414/18) zählte Gerson zu den führenden Theologen, wandte sich gegen Wicliff und Hus, ebenso gegen die Erlaubtheit des Tyrannenmordes, verteidigte jedoch den Konziliarismus. Nach Beendigung des Konstanzer Konzils zog sich Gerson aus Furcht vor dem Herzog von Burgund nach Rattenberg am Inn, danach in das österreichische Benediktinerstift Melk zurück. Dies mag wohl mit ein Grund gewesen sein, warum später gerade auch Benediktiner den anonymen Verfasser der *Nachfolge Christi* und sein Ideal der Gottsuche für sich reklamieren wollten.- Nach dem Tod des Herzogs von Burgund (1419) kehrte Gerson nach Frankreich zurück und lebte zuletzt in Lyon. Der Gelehrte entfaltete eine ungemein reiche theologisch-schriftstellerische Tätigkeit, war in der Philosophie stark vom Nominalismus geprägt und betonte in der Theologie den Vorrang der mystischen vor der scholastischen Theologie. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit war Gerson auch als eifriger Seelsorger tätig, galt als ausgezeichneter Prediger und tüchtiger Katechet. Autor von über 400 Werken, darunter zahlreiche Traktate zur Pastoralpraxis, über Askese und Kontemplation; theologisches Hauptwerk: *De mystica theologia* (1408); Verfasser von geistlichen Hymnen.- Genaueres über ihn bei Glorieux P., Art.:Gerson (Jean) (DSp VI, 314–331); Bäumer R., Art.: Johannes Charlier Gerson (LThK^2 V, 1036f.); Burger Chr., Art.:Gerson, Johannes (1363–1429) (TRE XII, 532–538) u.a.– Wertvolle Hinweise verdanke ich in diesem Zusammenhang auch P. Angelus A. Häußling OSB, Bibliothekar der Abtei Maria Laach (Rheinland).

> felix experientia; praeter amare Deum, et illi soli servire, vanissima censenda omnia, nec pacem et quietem veram alibi, quam in humili subjectione sub Praelati regimine inveniendam esse.

Die wunderbare Veränderung, die Gott an ihm bewirkt hat, wünscht Graser von Herzen auch seinen geistlichen Mitbrüdern, sollte ihre Meinung über ihn jemals eine andere geworden sein. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Reihe von unmittelbar aufeinanderfolgenden rhetorischen Fragen, die psychologisch in die Tiefe gehen, durch ihre gezielte Negativstrategie den Sachverhalt positiv aufhellen und die Wirkung – gerade beim mündlichen Vortrag – kontrastreich dramatisieren:

> Ecquid dubitem? Num qui doluistis sortem meam miseram; beatam non gaudebitis? qui planxistis perditum et mortuum; repertum atque redivivum non gratulemini? qui dedistis veniam (M) absenti et averso; negabitis praesenti et converso?
>
> M Nam pia haec confratrum sensa a P. R. D. P. Priore ad me perscripta sunt.

Suchte P. Rudolf schon in den Fluchtbriefen immer wieder die Motive seines Handelns zu rechtfertigen, so geht er im „Abbittschreiben" auch auf die Möglichkeit ein, daß ihm jemand die Vergebung verweigere. Er insinuiert daher die biblische Parabel vom unbarmherzigen Gläubiger (Mt 18,23–35), verlangt Zuwarten und Geduld und appelliert an die Zeit als „Schiedsrichterin" für seine dauerhafte Bekehrung:

> Verum sit etiam inter vos, etenim merui, sit aliquis, qui oblitus fratris viscera, misericordiae et omnis pietatis im(m)emor, rigidum indutus servum indignans dicat: Redde, quae debes. Humilis ad pedes ipsi procido, et rogo: Patientiam in me habe: et reddam Tibi omnia. Si nimium durus ac severus nec humanis nec divinis flecteris: inducias da saltem irae tuae. Patientiam habe; expecta tempus, illudque arbitrum inter me et Te constitue. Expecta dies et hebdomadas; expecta menses atque annos: et postquam fluxerint haec omnia, alium me non videbis, atque hodie me Tibi hic depictum offero.

Die Geisteshaltung, die ihn dabei beseelt, bezeichnet Graser als „nicht flüchtig" („non [...] volatilis"); sie sei keine Heuchelei, auch keine Fiktion, sondern von Gott gegeben. In Anspielung auf die paulinische Terminologie in 1 Kor 15,8–10 meint P. Rudolf, er sei durch Gottes Gnade, was er sei; diese sei auch an ihm, gleichsam einer Mißgeburt („abortivo"), nicht wirkungslos geblieben. Er bittet immer wieder um Geduld und will seine Schuld *öffentlich* („in conspectu omnis populi") abgelten. Vor allem werde er vor Gott die Gelübde erneuern, die seine Lippen einst bekannten, gegen die jedoch sein törichtes Herz gesündigt habe. Durch heilsame Erfahrung belehrt, werde er – in Anspielung auf Kol 3,9–10 und in Wiederholung dessen, was er bereits in seinen Flucht-

briefen schrieb – den *alten* Menschen ablegen und endlich zu einem *neuen* Menschen werden, der in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit wandle (Eph 4, 24). Auch werde er die Gerechtigkeit dessen nie vergessen, der ihn zu neuem Leben erweckt habe. Ja, er wolle Ihm im Geist der Buße und mit zerknirschtem Herzen stets wiederholen: „Daß ich gedemütigt wurde, war für mich gut;/ denn so lernte ich deine Gesetze." (Ps 119,71)

> Non est, crede mihi, Frater, non est volatilis hic spiritus; sed spiritus, qui ex Deo est. Non est in me hypocrisis et fictio; sed mutatio dextera excelsi, cujus gratia sum id quod sum, et quae etiam in me licet abortivo vacua non fuit. Patientiam habe: et reddam omnia. Reddam imprimis Deo vota, quae distinxerunt labia mea, sed quae heu! stultum cor praevaricatum est: et reddam in conspectu omnis populi. Salubri quippe doctus experientia veterem hominem deponere, novum tandem induam, et in justitia et sanctitate veritatis ambulabo, nec obliviscar in aeternum justificationes ejus, qui vivificavit me; quia illi potius in spiritu humilitatis et animo contrito jugiter dicam: Bonum, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.

Graser ist sich bewußt, daß er seine Bekehrung vor allem dem Gebet der Mitbrüder verdanke. Stereotyp appelliert er daher immer wieder an ihre Geduld und verspricht, alles zurückzugeben. Worin diese Rückgabe allerdings bestehen soll, das sagt er nie, weil es sich wohl auch hier um einen seiner Pläne handelt und er nicht weiß, ob und wie weit sich die Absicht verwirklichen läßt. Wahrscheinlich meint P. Rudolf damit aber seine zukünftigen homiletischen Arbeiten, die er tatsächlich nach einem Intervall von fünf Jahren zwischen 1766 und 1783 veröffentlichen wird. Er rechnet es den Seinen hoch an, daß sie zu einer Zeit, da er, „unbewaffnet und armselig sich selbst überlassen, mit der Welt, dem Fleisch und dem Dämon in offenem Streit lag," nicht aufhörten, ihre Hände, die reiner und heiliger als die des Moses seien, zum Himmel zu erheben (vgl. Ex 17,11–13), bis er aus diesem Kampf als Sieger hervorging.

Neben den angeführten biblischen Gleichnissen gebraucht Graser auch noch eine Reihe anderer Schlüsselbegriffe aus der Hl. Schrift, um sie in entsprechenden Paraphrasen auf sich selbst zu applizieren. Außer dem monastischen Brevier mit den wohlbekannten Texten und der Benediktusregel dürfte ihm dabei die nicht nur in der Barockzeit beliebte lateinische Bibelkonkordanz[248] wertvolle Dienste geleistet haben. So greift er z.B. den Terminus „modestia" (Güte, Bescheidenheit, vgl. Phil 4,5) mit dem entsprechenden Gegenbegriff „immodestus" (unbescheiden) auf: „Etenim si immodestus fui atque dissolutus antea: modestia imposterum mea nota erit omnibus hominibus". Oder das in der Hl. Schrift metaphorisch verwendete Gegensatzpaar „kalt" – „heiß" (Offb 3,15) in Verbindung mit der ersten Vershälfte von Ps 69,10 („[...] der Eifer für dein Haus hat mich verzehrt [...]"), die dann auch noch bei Jo 2,

248) Wie Anm. 233.

17 (Tempelreinigung) zitiert wird: „Si nec frigidus, nec calidus in perfectionis studio extiti: zelus domus domini me comedet." In den folgenden Sätzen gebraucht der Autor als weitere biblische Gegensatzpaare bzw. als einfache Topoi u. a. auch die Termini „Dunkel" „Licht" (z. B. Jo 3,19), „charisma" (Röm 1,11; 5,15 f.; 1 Kor 1,7 u. ö.), „odor mortis" (Todeshauch) – „odor vitae" (Lebensodem) – „Christi bonus odor" (Ijob 4,9; 15,30; Ps 33,6; 144,4; Jo 20,22 u. ö.) bzw. „mors" – „vita" (Ijob 9,18; 11,19; Weish 1,12 f.; Röm 5,12 u. ö.) oder „superbus" – „humilis" (Dtn 8,14; Ps 10,2; 101,5; Spr 13,10; Lk 1,51: 2 Petr 2,10 u. ö.):

> Si dilexi magis tenebras, quam lucem: lux mea lucebat coram hominibus. Si a virtute et exemplo vestro vixi degener: charismata meliora aemulabor. Si multis odor mortis in mortem factus sum: Christi bonus odor in omni loco, odor vitae omnibus in vitam ero. Paucis, si superbum me vidistis antea: nunc humilem: si negligentem; modo fervidum: si praevaricatorem regulae, nunc observatorem ejus me videbitis quam exactissimum.

Wie seinen Mitbrüdern gegenüber will P. Rudolf auch bei sich selbst das Verlorene durch erneuerten Fleiß und Eifer nachholen, damit er zuletzt gleichzeitig mit ihnen den Siegeskranz erlange (vgl. 2 Tim 2,5; Hebr 12,1). Er gebraucht dabei weitere biblische Ausdrücke, wie sie schon im Barock als Grundlage für die Konkordanzpredigt[249] verwendet wurden, um seine Redeabsicht durch entsprechende Anspielungen auf Themen aus der Hl. Schrift zu akzentuieren und sie dadurch umso effizienter zu gestalten. Der Terminus „locusta" (Heuschrecke) läßt z. B. unmittelbar an die alttestamentliche Heuscheckenplage als Strafe Jahwes gegen den Pharao vor dem Auszug der Hebräer aus Ägypzen denken (vgl. Ex 10,1–19; Joel 1,2–20; Am 7,1–3). Auch Graser hat die Heuschrecke wertvolle Lebensjahre „weggefressen" („comederat"), während er auf einem Weg wandelte, der ihm „richtig" („recta") erschien, bis er ihn zuletzt fast in den Abgrund führte. Er vergleicht sich ebenso mit einem der Taglöhner aus der Parabel von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16), der am Morgen noch „müßig" („otiosus") herumsteht und am Abend doch den gleichen Lohn wie die anderen erhält. Schließlich spielt er auf den Wettlauf „im Stadion" seiner „Berufung" an, wo er *weiter* laufen, *hart* kämpfen, ohne umzuschauen, und sich von allem enthalten will, um den „Siegespreis" („bravium", 1 Kor 9,24; Phil 3,14) zur selben Zeit wie seine Confratres empfangen zu können. Gerade der Hinweis auf seine frühere Lebenssituation, die er zunächst für sinnvoll hielt, bis sie schließlich fast in einer Tragödie endete, ist offensichtlich eine Abrechnung P. Rudolfs mit seinem teilweise verfehlten Lebensstil vergangener Jahre. Ob und wie weit diese Er-

249) Über den Gebrauch der Bibelkonkordanz in der Barockpredigt vgl.bes. Neumayr (wie Anm. 233) 26 ff., 35 ff., 88 ff., 153 ff.: Schneyer (wie Anm. 233) 267 ff., 305 ff.; Wolf (wie Anm. 233) 260 ff. u. a.

kenntnis auch eine Kritik der katholischen Aufklärungsbestrebungen mit einschließt, geht aus Grasers Schlußworten allerdings nicht eindeutig hervor:

> Sic vobis, quin et mihi reddam omnia. Reddam quippe mihimet annos, quos locusta comederat; annos, quibus ambulavi in via, quae mihi videbatur recta, donec novissima illius ad interritum me deducerent. Urgebo me in vineam, dum mane otiosus steti, ut vel ad meridiem veniens, eundem adhuc cum omnibus vobis denarium accipiam. Curram in stadio vocationis meae, curram amplius non respiciens, contendam strenue, ab omnibus me abstinens, ut bravium una vobiscum comprehendam.
>
> Gratia Domini nostri Jesu
>
> Christi cum omnibus
>
> vobis. amen.

Das „Abbittschreiben" verfehlte seine Wirkung nicht. Mit etwas zittriger Schrift fügte der damalige Pfarrer von Weißkirchen an der Traun, P. Petrus Menhart OSB[250], eine Nachbemerkung hinzu und drückte darin nicht nur seine eigene Meinung aus und die seines Kooperators P. Nikolaus Digl[251], der ebenfalls unterschrieb, sondern die der überwiegenden Mehrheit des Konventes von Kremsmünster. Wenn der hl. Paulus als Lehrer den Heiden, schreibt Menhart, diesen vorgeworfen habe, sie seien ohne Liebe gewesen, der Apostel Jakobus ein erbarmungsloses Urteil jenem androhe, der keine Barmherzigkeit übe, so bestätige Gregor der Große als Interpret der Hl. Schrift und oberster Lehrer in sittlichen Belangen, daß echte Gerechtigkeit Mitleid zeige, falsche hingegen Verachtung. Solange das Herolde rufen, der ewige Richter selbst es verkündet, die unvergängliche Wahrheit dies behauptet, bestätigt die Nächstenliebe („Charitas") selbst, die Gott im Himmel lobt und den Menschen guten Willens auf Erden Frieden verheißt, die Mensch gewordene Liebe also, all das und prägt es uns zugleich recht mild und fest ein: „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!"[252] Als man P. Petrus schließlich drängt, auf Grasers „Abbittschreiben" eine Antwort zu geben, ist er spontan bereit, dem Mitbruder zu verzeihen, ihn wieder aufzunehmen und ihm die Chance zu geben, alles gutzumachen, besonders aber seinen Gelübden von neuem zu entsprechen:

---

250) P. Petrus Menhart (Mennhardt) (1702–1773) war aus Steyr gebürtig, studierte in Salzburg Philosophie und Theologie; Primiz am 1.1.1730. Später wirkte er ausschließlich in der Pfarrseelsorge; sehr mildtätig gegen Arme. Näheres bei Kellner 280.

251) Über P. Nikolaus Digl (I.) vgl. Kellner 324, u. weiter oben, Anm. 121.

252) „Estote misericordes sicut et Pater vester Coelestis misericors est" – Anspielung auf Lk 6,36.

Haec omnia, R. P. Rudolphi epistolam , legentem me urgent, ut sine Responso non dimittam illum qui interrogat et rogavit. Ex voto ergo meo sit haec R. P. Rudolpho Confratri responsio: omnia remitto, omnia perdono, quoniam rogasti veniam, Rudolphe! Confrater dilectissime! Veni! et nobiscum redde, et reddere perge vetissima vota tua, quae distinxerunt labia tua.

in Weiskirchen Petrus, par[ochus].

Nicolaus

Am 7. Jänner 1762 benachrichtigte Abt Berthold Vogl von Kremsmünster Fürstbischof Kardinal Lamberg und dessen Domkapitel in Passau von der endgültigen Heimkehr Grasers aus Paris „in habitu Benedictino" sowie von dessen Aufenthalt – mit seiner Erlaubnis – als „hospes" im Stift Lambach.[253] Er bemerkte dazu, daß dieser „nach zeugnuß des dortigen Herrn Abten, wie auch deren anderen geistlichen dermallen alle pflichten eines ordensman(n) mit guten eyffer erfülle."[254] Bereits vier Tage später, am 11. Jänner, langte von Passau ein Schreiben mit der Kenntnisnahme und der Antwort des Dompropstes, des Domdechanten und Domkapitels ein. Man freue sich über P. Rudolfs Heimkehr und dessen „reumüthige Eusserungen über seinen verübten Fähler", er möge „führohin die Klösterliche Disciplin, und Pflichten seines geistlichen Beruffs eifrigst erfühlen, und der Herr Praelat hierwegen auf ihn ein obachtsames Auge führn lassen".[255] Obschon es kaum direkte Hinweise gibt, kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß Graser im Stift Lambach nicht nur das erbauliche Leben eines guten Ordensmannes führte, sondern auch schon erste Vorarbeiten für seine späteren homiletischen Werke leistete, die in den folgenden Jahren an die Öffentlichkeit gelangen sollten. Zudem konnte er hier mit dem Lambacher Benediktiner P. Maurus Lindemayr[256], der seinen Plänen viel Verständnis entgegenbrachte, in engeren Kontakt treten.

253) Entwurf im StAKr P 1/IV: „Intimatio reditus R: P: Rudolphi facta ad regnans Capitulum Passaviense 7 Jan: [1]762."

254) Ebd.

255) A. a. O.

256) P. Maurus Lindemayr OSB (1723 – 1783) stammte aus Neukirchen bei Lambach (OÖ.), wo sein Vater Schulmeister und Mesner war. Besuch des Jesuitengymnasiums in Linz; 1746 Eintritt in das Benediktinerstift Lanbach; Theologiestudium teils zu Hause, teils in Salzburg (Immatrikulation Sept. 1748). Primiz am 6.10.1749, danach Seelsorgstätigkeit. 1754–1758 Prior, zuletzt Pfarrvikar in seinem Geburtsort. Lindemayr gilt als Begründer der mundartlichen Bauerndichtung in Österreich, indem er die Posseneinlagen des Jesuitentheaters zu derb-realistischen, aufklärerisch-moralischen Komödien weiterentwickelte. Er gab auch Predigtsammlungen heraus und übersetzte Predigten von Charles de la Rue SJ sowie Lobreden von De La Tour du Pin aus dem Französischen. Näheres bei Wurzbach (wie Anm. 24) XV, 201–203; Eilenstein (wie Anm.219). Nr.324; Lachinger Joh., Der oberösterreichische Mundartdichter Maurus Lindemayr. Die Stellung seines Werkes im Rahmen der

Im Juli 1762 kehrte P. Rudolf ins Heimatkloster Kremsmünster zurück, aber schon vom September des gleichen Jahres bis 1765 wirkte er als Kooperator in Viechtwang im Almtal, von 1765 bis 1767 als Kooperator in Pettenbach. Ein Jahr zuvor veröffentlichte er eine homiletische Unterweisung mit dem Titel „Vollständige Lehrart zu predigen", Salzburg, Joh. Jos. Mayr, 1766; 4°, 720 S.– Gleich zu Beginn seiner „Vorrede" erwähnt Graser ohne Namensnennung seinen Rhetoriklehrer am Gymnasium, P. Johannes Nepomuk Weylgoune OSB[257], „der ein rechtschaffener Mann in diesem Fache war" und den Schülern, falls auch einmal Geistliche und Prediger aus ihren Reihen hervorgehen sollten, den wertvollen Rat gab," anfänglich, das ist, die ersten Jahre durch," ihre Predigten „recht fleißig und regelmäßig" auszuarbeiten. Die Frucht davon würde später „eine große Leichtigkeit im Predigen seyn." P. Rudolf hielt sich als junger Priester und Predigerneuling an die Weisung seines ehemaligen Lehrers und erlangte als Kanzelredner solches Ansehen, daß ihm ein vertrauter Freund und geistlicher Mitbruder nahelegte, einen Jahrgang seiner Predigten gerade für Anfänger auf der Kanzel drucken zu lassen, „weil sie auf eine leichte, deutliche, ordentliche, gründliche, kurz auf eine solche Art verfasset wären, wie man durchgehends, so wohl in der Stadt, als aufm Lande, predigen sollte."[258] Graser ließ sich nach einigem Zögern überreden, den Vorschlag anzunehmen, vielleicht auch deshalb, weil er schon vorher, als er mit dem Melker Benediktiner und Gottschedianer P. Placidus Amon noch in brieflicher Verbindung stand, diesem einige seiner frühen Predigten zur Prüfung sandte, um sie dann gegebenenfalls als Musterbeispiele für Kanzelansprachen zu veröffentlichen.[259] Da sich dieser ursprüngliche Plan jedoch zerschlug, dürfte P. Rudolf die neuerliche Gelegenheit, als Homiletiker erstmals an die Öffentlichkeit zu treten, nicht ungern wahrgenommen haben. Doch er tat dies nur unter der Bedingung,

> vor dem verlangten Jahrgange, eine systematische Lehrart zu predigen vorhergehn zu lassen, damit nicht mancher, meine Predigten bloß abzuschreiben, oder auswendig zu lernen, sondern vielmehr ieder fleißige Anfänger im Predigtamte, die Art, nach welcher sie verfasset seyn würden, sich bekannt und geläufig zu machen, Gelegenheit bekommen möchte.[260]

Wie Graser in der „Vorrede" noch betont, ist seine „Vollständige Lehrart zu predigen" das erste einschlägige Werk dieser Art im katholischen deut-

---

bedeutenderen Mundartdichtung seines Landes. Phil. Diss. Wien 1964 [Masch.]; DL[3] IX, 1463 f.; Killy W. [u. a.] (Hrsg.), Literatur-Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, 7, Gütersloh/München 1990, 299.

257) A. a. O., Vorrede, n. pag.- Zu Weylgoune vgl. Kienesberger (wie Anm. 5).

258) A. a. O., Vorrede, n. pag.

259) Vgl. auch Grasers Brief an Amon in Traiskirchen (NÖ.), dat. Kremsmünster, 30.10. 1755 (wie Schachinger [Anm. 48] 659).

260) A. a. O., Vorrede, n. pag.

schen Sprachraum, das die zu behandelnde Materie umfassend und ausführlich darbietet, die oratorischen Regeln mit zahlreichen Beispielen erläutert und sich für Anfänger der Kanzelberedsamkeit in Stadt und Land deswegen so eignet, weil es „auf eine gemeine, natürliche und leichte Art zu predigen" drängt.[261] Zwei Jahre später erscheint dieses Erstlingswerk in Augsburg unter erweitertem Titel, wobei sich auch schon der Einfluß bedeutender französischer Kanzelredner zeigt: „Vollständige Lehrart zu predigen oder wahre Beredsamkeit der christlichen Kanzel nach der Vorschrift der berühmtesten Redner Frankreich [sic] und Deutschlands in gründlichen Regeln verfaßt [...]. Augsburg, Mathäus Rieger und Söhne, 1768. 4°, 717 S. Augsburg ²1774.– Die weiteren homiletischen Publikationen P. Rudolfs sind: „Praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel, in Regeln, Exempeln, und vollständigen Mustern; mit einer Vorrede begleitet, von P. Maurus Lindemayr,[262] Benedictinern und ehemaligen Priorn zu Kloster Lambach, dermalen Seelsorgern zu Neukirchen. Augsburg, M. Rieger und Söhne, 1769. 4°, 702 S.– „Predigten auf alle Sonn- und Feiertage, 1. Bd., Augsburg, M. Rieger u. Söhne, 1772. 4°, 730 S. ²1774, ³1776; 2. Bd., ebd. 1775. 4°, 602 S. ²1776; 3. Bd., ebd. 1776. 4°, 498 S. ²1777. Dieses dreibändige Werk gab P. Ludwig Stroissnigg OSB[263] von Kremsmünster, damals Pfarrer in Adlwang (Dekanat Steyr), 1848 in einer einbändigen Auswahl mit dem Titel „Populäre Kanzelvorträge für alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres, nach P. Rudolf Grasers [...] Predigten und Homilien, größtenteils bearbeitet," bei C. A. Fahrmbacher in Augsburg neu heraus (8°, XIV u. 354 S.). P. Wisinto Hartlauer OSB (Kremsmünster)[264] revidierte das beliebte Predigtwerk abermals und veröffentlichte es 1877 unter dem Titel „P. Rudolf Graser`s, weiland Kapitularen des Benediktiner-Stiftes Kremsmünster, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres" , 2 Bde., Linz/D., M. Quirein. gr. 8°; ²1879; ³1882; 4., verb. Aufl., besorgt von P. Friedrich Mayer OSB

261) Ebd.

262) S.XIV–XXXI.– Lindemayr, um fünf Jahre älter als Graser, vertrat in der Homiletik ähnliche Prinzipien wie dieser. Wesentlich für die Predigt sind ihm Thema und Gehalt; die Darbietung soll sich der jeweiligen Zuhörerschaft anpassen. Aber auch er unterscheidet klar zwischen geschriebener und gesprochener Sprache: „Im Schreiben, sollen wir Sachsen; im Predigen aber, Oesterreicher seyn" (ebd., XXII).

263) P. Ludwig Stroissnigg OSB (1804 -1870) war gebürtiger Kärntner aus Grafenstein, besuchte das Stiftsgymnasium in Seitenstetten, hörte Philosophie in Kremsmünster und nach seinem Ordenseintritt hier Theologie in Linz. Primiz am 31.8.1828. Stroissnigg war hauptsächlich in der Pfarrseelsorge tätig, veröffentlichte aber auch eine Reihe volkstümlicher Predigtwerke. Genaueres über ihn bei Kellner 399.

264) P. Wisinto Hartlauer OSB (1846–1879) wurde in Enns (OÖ.) geboren, besuchte vor seinem Eintritt in Kremsmünster hier das Gymnasium, studierte im Augustiner-Chorherrenstift St. Florian (OÖ.) Theologie; Primiz am 6.11.1870; anschließend Seelsorgstätigkeit. Während weiterer theolog. Studien in Rom (Collegium Romanum) fiel er dem Typhus zum Opfer. Er hinterließ einige handschriftl. Arbeiten sowie zwei Druckschriften. Vgl. Kellner 464 f.

(Kremsmünster)[265] bei Fel. Rauch (K. Pustet), 2 Bde., Innsbruck 1894. 8°, XVI u. 606 bzw. 463 S.– „P. Zacharias Laselve, Sämmtliche Predigten, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, wie auch für den Advent und die Fasten; übersetzt, abgeändert, nach dem heutigen Geschmack eingerichtet, und für alle deutsche Kanzeln brauchbar gemachet. Die Vorrede ist von P. Rudolph Graser, Klosterkremsmünsterischen Pfarrer zu Ried in Oberösterreich [...], 9 Bde., Augsburg, M. Riegers sel. Söhne, 1778/82; Bd. 1–2 ²1783; Bd. 3–9 1782.[266]

Mit dieser Reihe homiletischer Arbeiten hat P. Rudolf Graser, der nach seiner Rückkehr aus Frankreich vom September 1762 bis zu seinem Tod am 20. Jänner 1787 stets als praktischer Seelsorger kleine Stiftspfarren auf dem Land betreute, seinen Plan aus dem „Abbittschreiben" („[...] habete patientiam: et reddam vobis omnia" und „reddam in conspectu omnis populi") in reichem Maße wahrgemacht. Daß dessen Bemühen, die geistliche Beredsamkeit im katholisch-süddeutschen Raum aus der barocken Stagnation herauszuführen und den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen, auch von zuständigen aufgeklärten Stellen entsprechend beachtet und honoriert wurde, geht nicht nur aus den jeweiligen Neuauflagen und den zahlreichen positiven Buchbesprechungen seiner Publikationen bei Katholiken und Protestanten hervor,[267] sondern zeigt sich vor allem auch in der Auszeichnung, am 20. Februar 1779 als ordentliches Mitglied in die ungemein aktive, von Heinrich Braun[268] gelei-

265) P. Friedrich Mayer OSB (1867–1945), ein Innviertler aus Altheim (OÖ.), absolvierte das Staatsgymnasium in Linz und trat am 28.8.1887 in das Stift Kremsmünster ein. Theologiestudium in St. Florian. Nach der Primiz (2.8.1892) Lehramtsstudium (Deutsch – Latein) an der Universität Wien; 1905 Dr. phil. 1899–1928 mit mehreren Unterbrechungen Prof. am Stiftsgymnasium; verdienter Schulmann. Autor einer Reihe kleinerer Publikationen. Näheres bei Kellner 500f.

266) P. Zacharie Laselve OFM Rec. lebte im 17. Jh., stammte aus Tulle (Dép. Corrière, Frankreich) und wurde vor allem als Prediger bekannt. Sein Hauptwerk ist die Predigtsammlung *Annus Apostolicus, continens conciones [...] praedicabiles*, die in vier Teilen Kanzelansprachen für den Advent, die Fastenzeit, die Sonntage des Jahres sowie für die kirchlichen Festtage enthält und seit der Erstauflage (Tulle 1690/1700) viele, oft überarbeitete Auflagen erlebte. Die neunbändige Augsburger Ausgabe von 1778/82 ist die erste vollständige deutsche Übersetzung des lateinischen Originals. Wieviel Graser davon übertrug, ist noch ungeklärt. Mit Sicherheit stammt von ihm aber das Vorwort (12 Seiten), dazu Aktualisierung und Korrekturen des ersten Bandes. Genaueres bei Dedieu H., Art.: Laselve (Zacharie) (DSp IX, 323) Welzig W. [u. a.] (Hrsg.), Katalog gedruckter deutschsprachiger Predigtsammlungen, 2 Bde.(Österr. Akad. d. Wissenschaften, Philos.-Hist. Kl., Sitzungsber. 430 u. 484), Wien 1984/87, II, Nr.477.

267) Näheres bei Hartlauer (Hrsg.), Rudolf Grasers [...] Predigten auf alle Sonn- u. Festtage I,.V–VIII.

268) Heinrich Braun (1732 – 1792) stammte aus Trostberg an der Alz (Oberbayern), war seit 1750 Benediktiner in Tegernsee, studierte u. a. auch in Salzburg und schloß das studium generale in Rott am Inn mit dem theolog. Doktorgrad ab (1756). 1758–1762 Gymnasiallehrer in Freising, danach Prof. der Theologie und Bibliothekar in Tegernsee. Austritt aus dem Orden, Weltpriester. 1767 Kanonikus am Münchner

tete Münchner „Gesellschaft zur Ausbildung der geistlichen Beredsamkeit"[269] aufgenommen zu werden. Der Text der im Stiftsarchiv Kremsmünster deponierten lateinischen Urkunde dazu (Format 29,5 x 42 cm) lautet wie folgt:

> Avspiciis Serenissimi Principis / CAROLI THEODORI / Com. Palat. Rheni Boiorvm Dvcis Electoris cet. / Societatis Litterariae / ad excolendam Eloqventiam Sacram institvtae / PROTECTORIS CLEMENTISSIMI / Virum clarissimum, suisque titulis et honoribus / ornandum,

---

Liebfrauenstift, 1768 Mitglied des kurfürstlichen Geistl. Rates, Professor für deutsche Sprache an der Bayerischn Akademie der Wissenschaften; seit 1777 staatl. Direktor des gesamten Schulwesens für Bayern und Oberpfalz. Braun gilt als geistiger Vater der öffentl. Volksschule in Bayern.In Anlehnung an Johann Ignaz v. Felbiger (1724–1788), den Abt von Sagan und großen schlesischen Schulreformer zur Zeit Maria Theresias, suchte er das klassisch-humanistische wie das weltbürgerliche Bildungsideal mit echter christlicher Religiosität zu verbinden. Wegen vielfacher Anfeindungen durch Gegner der Aufklärung zog er sich 1781 resigniert zurück. Seine Forderungen fanden erst im 19. Jh. allmählich Zustimmung. Durch eine Reihe selbstverfaßter Lehrbücher (seine *Kurze Anleitung zur deutschen Briefkunst* kann als Vorläufer des modernen Lesebuches gelten), als Vorkämpfer einer deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst, aber auch durch sein später im Anschluß an Gottsched und J. Ch. Adelung umgearbeitetes *Deutsches orthographisch-grammatisches Wörterbuch* ist Braun ein wichtiger Wegbereiter für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Bayern geworden. Er verfaßte aber auch Lehrbehelfe zum Studium der lateinischen Sprache und gab römische Klassiker für den Gymnasialgebrauch heraus. – Von den 26 Werken Brauns, die heute noch in der Stiftsbibliothek Kremsmünster vorhanden sind, dürften gerade die Arbeiten zur deutschen und geistlichen Redekunst, ferner verschiedene andere homiletische Kompendien aus dem Nachlaß Grasers stammen.- Zu Heinrich Braun vgl. u.a. Kluckhohn in ADB III, 265f.; Graßl (wie Anm. 12) 65f. u.ö.; Hammermayer, Akademie I (wie Anm. 6) 178f., 217f., 230, 262, 264, 318, 367, 370; ders., Akademie II (wie Anm. 6) 57ff.; ders., Die Aufklärung in Salzburg... (wie Anm. 6) 399, 402f, 432; Strobl W., Braun, Heinrich (NDB II, 541) ; Spörl A., Die Entwicklung der deutschen Schule im Königreich Bayern unter besonderer Berücksichtigung der Lehrerbildung. Phil. Diss. München 1977, 72ff., 82ff., 92ff. u.ö.; Höchli St., Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Studia Linguistica Germanica, hrsg. v. St. Sonderegger, 17), Berlin–New York 1981, 211–218; Maier L., Art.: Braun, Heinrich (Bosl I, 88); Rettinger M., Heinrich Braun und der „Plan der neuen Schuleinrichtungen in Baiern" von 1770, München 1992. .

269) Das sogenannte „Predigerinstitut" in München, das nach dem Vorbild des evangelischen Predigerseminars in Erlangen eingeführt und u.a. auch von dem reformfreudigen Salzburger Fürsterzbischof Colloredo gefördert wurde, verstand sich als gelehrte Gesellschaft, als „societas litteraria", und war dem pastoraltheologischen Lehrstuhl am Münchner Lyzeum angeschlossen. Die Gründung entsprach einem als dringend notwendig empfundenen pastoraltheologischen Reformbedürfnis der katholischen Aufklärung, fand große Zustimmung und entwickelte sich in kurzer Zeit zu einer äußerst wirkungsvollen Institution nicht nur in München, sondern im gesamten süddeutschen Raum. Genaueres bei Hammermayer, Akademie II (wie Anm. 6) 58ff., 68ff. u.ö.; ders., Die Aufklärung in Salzburg... (wie Anm. 6) 409f. u.a.

Reuerend. D. P. Rudolphum / Graser, O. S. Bened. Professum Cremifanensem, p.t. / Parochum in Fischelheim [sic], reliqu. reliqu. / Electoralis Societatis Socium ordinarium, hoc Diplomate / nobis adiungimus. Cuius rei, vt publica fides existat, Diploma hoc / Sigillo Societatis munitum eidem tradi voluimus / Monachii die 20ma Febr. Anno MDCCLXXVIIII.

Henricus Braun

Comissarius electoralis

et Director Societatis

Theodorus Sedlmayr[270]

Rector Societatis

Lud. Fronhofer[271] Secret.

Offensichtlich wollte man mit Grasers Aufnahme in das Münchner „Predigerinstitut" einen Ordensmann ehren, der auf der Basis von Gottscheds deutscher Sprachreform für die oratorische und homiletische Ausbildung des jüngeren katholischen Klerus in Österreich und Süddeutschland in aufgeschlossener, toleranter Weise[272] ähnlich wirkte wie Reinbeck im protestantischen Preußen Friedrichs I. und Braun im aufgeklärten Bayern unter Kurfürst Max III. Joseph.[273]

---

270) Theodor Sedlmayr (1734–1789) stammte aus Diessen in Oberbayern, war eine Zeitlang Jesuit, verließ jedoch den Orden vor dessen Aufhebung und wirkte von 1773 an als Lehrer am Gymnasium sowie am Lyzeum in München. Ab 1778 war er auch Rektor der deutschen Stadtschulen, machte sich um das bayerische Schulwesen verdient und veröffentlichte einige kleinere Schriften. Vgl. ADB XXXIII, 528 u. a.

271) Ludwig Fronhofer (1746–1800), aus Ingolstadt, war nach dem Studium im Schul- und Erziehungswesen tätig und erwarb sich große Verdienste als Unterrichtsreformer, besonders im sprachlichen Bereich. Vgl. Maier L., Art.: Fronhofer, Ludwig (Bosl I, 228); Spörl (wie Anm. 263) 86 ff. u. a.

272) Es ist bezeichnend, daß Rudolf Graser im Sinne des aufgeklärten josephinischen Zeitgeistes später auch an einer Hausbibel arbeitete, die unter Vermeidung bestehender theologischer Unterschiede zwischen den einzelnen christlichen Bekenntnissen das biblische Erzählgut in der normierten deutschen Einheitssprache unter das Volk bringen sollte. Das Werk blieb unvollendet, kam daher auch nicht zum Druck, sondern befindet sich bis heute als Handschrift in der Stiftsbibliothek Kremsmümster (CCn 89, 90 u. 91). Das Autograph umfaßt ca. 508 Seiten und trägt den vorläufigen Titel: *Toleranzbibel [...], erbauendes Hausbuch für die drey christlichen Religionen, ohne Unterschied, in der Volkssprache geschrieben. 178[?].*– Vgl. auch Weiß (wie Anm. 1) 37 ff.

273) Näheres über ihn und seine Zeit bei Hammermayer, Akademie I (wie Anm. 6) 75–78, 102 ff., 293 ff. u. ö.; Reiser R., Art.: Maximilian III. Joseph (Bosl I, 512 f.); Schmid A., Art.: Maximilian III. Joseph (NDB XVI, 485–487) u. a.

III. Zur Sprachgestaltung in Grasers deutschen „Fluchtbriefen"

Im folgenden soll versucht werden, die sprachliche Ausformung in Grasers „Fluchtbriefen" mit Gottscheds „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst [...]" ([2]1749)[274] zu konfrontieren, um Übereinstimmungen und Abweichungen festzustellen und dadurch den Entwicklungsstand der angestrebten deutschen Sprachnormierung an einem konkreten Beispiel aus Österreich, eben den vorliegenden Briefdokumenten Grasers, aufzuzeigen. Es ist klar, daß in diesem Standardisierungsprozeß der Orthographie als Norm der sprachlichen Fixierung wie auch der stilistischen Gestaltung der Sprachmuster besondere Bedeutung zukommt.[275] Für die sprachliche Gesamtentwicklung in Österreich ist zudem aber auch deren historische Vergangenheit aufschlußreich, gehörte doch das Gebiet als geographische Einheit seit jeher zum Stammesherzogtum der Baiern und somit zum bairischen Dialektbereich.[276] Unter den Babenbergern wurde Wien allmählich zum einflußreichen „Kulturzentrum des ostdonaubairischen Raumes".[277] Die Hausmachtpolitik der österreichischen Habsburger machte das Stammland nach und nach zum verwaltungstechnischen Mittelpunkt eines vielsprachigen Völkerverbandes, in dem Deutsch Staats- und Bildungssprache war und unter der Dominanz der kaiserlichen Kanzlei, des Buchdrucks und des Buchhandels stand.[278] Trotz starker lokaler Gegenbewegungen – insbesondere von seiten Johann Balthasar von Antespergs und Johann Siegmund Valentin Popowitschs[279] – blieb die Standardsprache in Österreich dank der im 17. und 18. Jahrhundert führenden mittel- und nord-

274) Vgl. Joh. Christoph Gottsched, *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset [...]. 2.. verb. u. verm. Aufl.*, Leipzig, Bernhard Christoph Breitkopf, 1749 ([1]1748).- Diese in der Stiftsbibliothek Kremsmünster vorhandene und von Graser vielleicht benützte Ausgabe (8° Fl 233) wird im folgenden für Hinweise und Zitate herangezogen.

275) Zu den sprachhistorischen Voraussetzungen dieses Normierungsvorganges vgl. ganz allgemein Semanjuk (wie Anm.13); Garbe B.,Zur Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert (Besch/Reichmann/Sonderegger [wie Anm.13] 1466–1481): Veith W.H., Die Bestrebungen der Orthographiereform im 18., 19. und 20. Jahrhundert (ebd., 1482–1495, hier 1482–1485); Wegera Kl.-P., Morphologie des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert (ebd., 1501–1510): Seibicke W., Die Lexik des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert (ebd.,.1510–1519); Schmidt-Wilpert G., Die Bedeutung der älteren deutschen Grammatiken für das Neuhochdeutsche (ebd., 1556–1564, hier 1560ff.); Wiesinger P., Die Entwicklung des Verhältnisses von Mundart und Standardsprache in Österreich (ebd., 1939–1949, hier 1943 ff.).

276) Vgl. u. a. Mentrup W., Deutsche Sprache in Österreich und in der Schweiz (Althaus H.P./Henne H./Wiegand H.E. [Hrsg.], Lexikon der germanistischen Linguistik. Tübingen [2]1980, 507–531, hier 527 f.); Wiesinger, ... Mundart und Standardsprache in Österreich (wie Anm. 270) 1944.

277) Mitzka W., Hochdeutsche Mundarten (Stammler [wie Anm.21] 1599–1728, hier 1679).

278) Vgl. Mentrup (wie Anm. 271) 528.

279) Ebd.- Vgl. auch Anm. 26 u. 23.

deutschen Literatur damals weiterhin gemeinhochdeutsch, allerdings mit zahlreichen mundartlichen, (stadt)umgangssprachlichen, vor allem wienerischen Eigenheiten durchsetzt.[280] Die vielfachen politischen und kulturellen Beziehungen des Wiener Hofs zu Rom, Paris und Madrid, ebenso der Einfluß der slawischen, ungarischen und italienischen Volksgruppen führte außerdem zur Übernahme zahlreicher Fremdwörter. Diese spezielle sprachliche Situation und die wachsende politische Bedeutung Wiens als Zentrum eines mächtigen Donaustaates erklärt auch, warum gerade hier im ehemals gesamtbairischen Bereich und auf einer allgemeinen oberdeutschen Sprachbasis sich so viele österreichische Eigenheiten entwickeln konnten, die die sprachlichen Normierungsbestrebungen Gottscheds anfangs stark behinderten.[281]

Die Einflußnahme des Leipziger Sprachreformers ist in dreifacher Hinsicht bemerkenswert: Sie bezieht sich zunächst auf die Sprachgeltung und zielt auf die Durchsetzung einer deutschen Schriftsprache als nationales Medium für alle Bereiche des Lebens sowie für alle gebildeten sozialen Schichten einschließlich Hof und Adel, wo damals noch weitgehend das Französische in Gebrauch war, aber auch der Universitäten, an denen Latein noch immer als Sprache der Wissenschaft galt.[282] Dazu brauchte es eine allgemein gültige Sprachnorm, wofür Gottsched über die bestehenden regionalen Differenzen hinweg das Obersächsisch-Meißnische als bestqualifiziert betrachtete. Dieses Ziel, das „beste Deutsch" zur hochdeutschen Einheitsnorm zu erheben, war jedoch nur durch einschlägige Sprachkritik und Sprachpflege möglich. Das bedeutete für den Leipziger Mentor nicht nur das Ausscheiden regionaler mundartlicher und archaischer Eigenheiten, sondern ebenso die Befreiung von barockem Schwulst und übertriebenen sprachlichen Neuschöpfungen zugunsten eines klaren, an Christian Wolff geschulten zielführenden Satzbaus, aber auch von überflüssigem und schädlichem Einfluß der Fremdsprachen auf Wortwahl und Syntax. Gottscheds eigene Sprachmuster in Prosa und Vers galten diesbezüglich u. a. auch für P. Rudolf Graser als nachahmenswerte Beispiele.[283]

Der Leipziger Reformer lernte die schriftsprachlichen Verhältnisse in Wien schon 1734 näher kennen, als ihn der kaiserliche Rat J. B. von Antesperg in Fragen der Sprachrichtigkeit konsultierte, und war mit der in Österreich dies-

280) Vgl. Mentrup (wie Anm. 271) 528.

281) Ebd.

282) Vgl. auch Blackall (wie Anm. 16) 87, 118 f., 147 ff., 492 ff. u. ö.; Penzl (wie Anm. 105) 141; Seibicke (wie Anm. 270) 1514 u. a.

283) Konrad Burdach hebt mit Recht an Gottsched hervor, daß dieser durch Lehre und Beispiel „die Fesseln des aus der lateinischen Kanzleisprache entstandenen schwerfälligen Periodenbaues, des starren Partikelschematismus, der Satzeinschachtelung und der Satzlabyrinthe lockerte". Burdach K., Universelle, nationale und landschaftliche Triebe der deutschen Schriftsprache im Zeitalter Gottscheds (Festschr. f. August Sauer. Zum 70. Geburtstag des Gelehrten am 12. Okt. 1925, dargebracht von seinen Freunden u. Schülern, Stuttgart 1925, 12–71, hier 31). Zit. n. Penzl (wie Anm. 105) 142.

bezüglich gegebenen schlechten Situation keineswegs zufrieden.[284] Antesperg bemühte sich, seine *Kayserliche Deutsche Grammatik* 1747 in Wien noch vor Gottscheds *Sprachkunst* herauszubringen. Als diese ein Jahr später nachfolgte und der Wiener Buchhändler Kraus Gottsched im Juni 1748 das Angebot machte, den Verlag von dessen Schriften zu übernehmen, konnte ihm Franz Christoph von Scheyb, wohl der eifrigste Förderer des Leipziger Sprachreformers in Österreich, am 1. Februar 1749 mitteilen, „dass das deutsche nunmehr auch sich bessern werde, denn ich beobachte, dass dero Grammatic haufenweiss abgehe, dass sie gefalle. und schon zum helfen diene".[285] Beim Besuch in der Donaumetropole zusammen mit seiner Gattin im Sommer 1749 wurde Gottsched von Maria Theresia in Schönbrunn zwar herzlich in Audienz empfangen, aber seine Pläne, in Wien eine deutsche Akademie zu gründen und die Durchsetzung einer allgemein verbindlichen deutschen Schriftsprache auf allerhöchsten Befehl zu erreichen, konnte er nicht verwirklichen.[286] Doch wurde durch kaiserliche Verfügung 1750 am Wiener Theresianum, der von den Jesuiten geleiteten Ausbildungsstätte junger österreichischer Adeliger aus dem Gesamtbereich der Monarchie, die erste Professur für deutsche Beredsamkeit eingerichtet. Ihr erster Inhaber bis 1753 war der Gottsched ergebene Thüringer Johann Heinrich Gottlob von Justi, [287] der auch dessen *Sprachkunst* als Lehrbuch einführte. Damit konnte der Leipziger Reformer in Wien zumindest einen Teilerfolg verbuchen, indem sich auch in Österreich seit 1750 immer deutlicher eine Abkehr von den bisher üblichen Sprachgepflogenheiten zugunsten der von ihm propagierten Schriftsprache ostmitteldeutsch-meißnischer Prägung anbahnte.[288]

Seit 1740 trat auch der vielseitig begabte und interessierte, aber menschlich schwierige Slowene J. S. V. Popowitsch mit Gottsched in Verbindung, wurde allerdings immer mehr zu dessen Hauptkritiker in Österreich, als er sich in seinem eigenartigen Werk „Untersuchungen vom Meere" (1750) mit Problemem des österreichischen und meißnischen Deutsch auseinandersetzte und 1754 eine ausführliche sowie eine kürzere Fassung der „Notwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der österreichischen Schulen" herausgab. Popowitsch wollte Gottscheds Meißner Hochdeutsch kein österreichisches Pendant gegenüberstellen, sondern beabsichtigte nur eine weitgehende Einbeziehung des regionalen Wortschatzes. Im übrigen bedauerte er wie der Leipziger Grammatiker den unbefriedigenden Sprachzu-

284) Vgl. u. a. Penzl (wie Anm. 105) 144 f.

285) Zit. n. Danzel Th.W. (Hrsg.), Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel [...]. Nebst einem Anhange: Daniel Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik, Leipzig 1848, 293.

286) Vgl. Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts" (wie Anm. 14) 229.

287) Ebd.– Zu Joh. H.G. v. Justi (1720–1771), Kameralist, 1751/54 Prof. am Theresianum in Wien, vgl. u.a. ADB XIV, 747–753; Hammermayer, Akademie I (wie Anm. 6) 214 f., 283 f. u. ö.

288) Vgl. auch Wiesinger, Die deutsche Sprache in Österreich... (wie Anm. 14) 14 f.

stand in Österreich.[289] Was er an Gottscheds *Sprachkunst* z.T. mit Recht, oft jedoch zu schroff beanstandete, waren Details wie etwa die Beschreibung der Substantivdeklination, die mangelnde kontrastive Darstellung vom Standpunkt österreichischer Benützer aus, Pluralbildungen wie „Flecker", „Ränder" und anderes.[290]

Da sich nach Gottsched das geschriebene Deutsch bei seiner Normierung der korrekten meißnisch-hochdeutschen Sprechweise anzupassen hatte, können die in Grasers Fluchtbriefen vorkommenden Abweichungen von den Grammatikregeln, wie sie der Leipziger besonders in seiner *Sprachkunst* dargelegt hat, noch heute zeigen, in welchem Ausmaß es dem Kremsmünsterer Konventualen gelungen ist, das bis dahin geltende oberdeutsche Sprachsystem durch das neue, überregionale zu ersetzen. Damals begann sich das Prinzip „Schreibe, wie du [richtig!] sprichst" weitgehend durchzusetzen. In der Schreibweise eines Wortes schlägt sich demnach bei aller Verschiedenheit eines komplexen Sachverhaltes, den erst die moderne Sprachwissenschaft genauer untersuchte,[291] auch vielfach der Lautstand nieder. Diese Phonem-Graphem-Beziehung, wie sie in den einzelnen Regeln zur Groß- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung, *ß- und ss*-Schreibung, zur Konsonantenverdoppelung, Silbentrennung u.a. zum Ausdruck kommt, ist wohl das wichtigste Sprachprinzip und wurde bereits von Gottsched ansatzweise formuliert. Seine Regeln berücksichtigen nicht nur die lautliche Seite der Sprache, sondern – wenn *auch* oft in vereinfachter Form – morphologische, lexikalische, semantische, syntaktische und textuelle Phänomene.[292] Hier zeigt nun Graser bei aller sonstigen Treue seinem Leipziger Vorbild gegenüber mitunter eine beträchtliche Unsicherheit, die wohl teils auf die Schnelligkeit beim Briefschreiben zurückzuführen sein dürfte (etwa hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung), teils aber auch schon bei Gottsched selbst oder den Verlegern seiner Schriften zu finden ist. So begegnet man bei P. Rudolf z. B. dem in der bairisch-österreichischen Mundart üblichen Verstoß gegen die von Gottsched geforderte strenge Unterscheidung von Fortis (p t k) und Lemis (b d g) in allen

289) Genaueres bei Penzl (wie Anm. 105) 145.

290) Ebd.

291) Zu den kultur- und sprachhistorischen Voraussetzungen dieses vielschichtigen Phänomens sowie zur heutigen Sicht des hier angeführten Stilvorschlags vgl. bes.Blackall (wie Anm. 16) 6 ff., 90 ff. u. ö.; Sanders, Gutes Deutsch – besseres Deutsch (wie Anm. 109) 38 ff.; Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (Duden, Bd. 4), hrsg. v. G. Drosdowski [u. a.], Mannheim ^{4}1984, 23 ff., 30 ff., 59 ff., 70 ff.; Nerius (wie Anm. 13) 61 ff., 79 ff., 114 ff., 216 ff., 230 ff., 251 ff.

292) Vgl. Duden-Grammatik (wie Anm. 286) 59 ff., 70 ff.; Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 1 ff., 9 ff., 16 ff., 19 ff. u. ö.

Stellungen[293] nur zweimal: „Bruggen" (Pl.,7)[294] statt *Brücken* und „H. P. Otto" (8) statt *H. P. Oddo*. Im Gegensatz zu anderen Korrespondenten der Zeit, die typischerweise öfters „gutscher" (6; dreimal) und „gutschen" (52) schreiben, hält sich Graser hier wie in den entsprechenden übrigen Fällen an die seit dem 16. Jahrhundert bezeugte Graphie „Kutsche" (70)[295].

Häufiger kommt bei unserem Autor der mundartlich bedingte Zusammenfall der Umlautvokale ü und ö mit i und e sowie der von *ei* und *eu* vor: „feicht" (14) statt *feucht*, „die sich [...] freyen werden" statt *die sich [...] freuen werden*. Zwar nicht P. Rudolf selbst, aber wiederum dessen Mitbruder P. Theophil von Dückern, früher immerhin auch Rhetoriklehrer, verwendet noch die Graphien „yberschreibe" (5) statt *überschreibe*, „yber sich genohmen" (6) in der Bedeutng von *an sich genommen*, „nach ybergebung des briefs" (5) im Sinne von *nach Übergabe des Briefes* sowie den Ausdruck „eine sehr betriebte nachricht" (6) für *eine sehr betrübliche Nachricht*. Sowohl Antesperg als auch Gottsched lehnen diese ebenfalls von der Mundart beeinflußte Schreibweise bei deutschen Ausdrücken am Wortanfang, nicht aber im Wortinneren oder am Wortende ab.[296] In der gleichen Mitteilung gebraucht P. Theophil an Stelle des reinen u in der Schreibung auch den Diphthong *ue*, der mhd. *uo* entspricht: „der guete P. Rudolph" (6) statt *der gute P. Rudolf*. Antesperg, *Grammatick*, S. 346 und 409, weist diese Graphie als „falsch" zurück. Auch den Umlaut ä geben Dückern und Graser graphisch öfters mit e wieder, was nach Antesperg durchaus korrekt ist und auch bei Gottsched mitunter vorkommt: z. B. „erzehlen" (5; 43) und Gottsched, *Der Biedermann*, Erstes Blatt, 1.5.1727, Titelseite. Ähnlich schreibt der sprachgewandte Ämilian Gerlichs je einmal „erwehlen" (13) und „nemlich" (11). Bei Graser findet sich einmal die Partizipialform „erwehlet haben" (57) sowie zweimal der Monatsname „Jenner" (24; 53). Er behält aber auch sonst die Graphie mit ä nicht konsequent bei, vor allem nicht bei der Pluralbildung der Substantiva und bei den Verbalformen. So verwendet er mehrmals den Ausdruck „Umstände" (4; 21; 36; 38; 39) und schreibt „nämlich" (16), daneben begegnen wir aber auch dem Plural „diese

293) Näheres in *Sprachkunst* (wie Anm. 269) 19 ff. Vgl. auch den von Gottsched selbst besorgten Auszug davon: Gottsched Joh.Chr. , Kern der Deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst (Tit.) [...], Zum Gebrauche der Jugend, von ihm selbst ins Kurze gezogen. 4., verb. Aufl.. Leipzig, Breitkopf u. Sohn, 1762 (^{3}1759), 1 ff.

294) Die Zahlen in den runden Klammern beziehen sich jeweils auf die entsprechenden, von mir (K. F. K.) angeführten Zitate aus Grasers Fluchtbriefen.

295) Vgl. dazu auch Grebe P. [u. a.], Duden Etymologie (Duden, Bd. 7), Mannheim 1963, 381; Kluge (wie Anm. 225) 421.

296) Vgl. Johann Balthasar von Antesperg, Die Kayserliche Deutsche Grammatick, Oder Kunst die deutsche Sprache recht zu reden, Und ohne Fehler zu schreiben, In Vier Theilen Mit einem Examine und zulänglichen Vor- und Anmerkungen, Zum Nutzen Des gemeinen Wesens [...], 2., verb. Aufl., Wien, Johann Ignatz Heyinger, o.J. [1749], 342 f. („Von dem Buchstaben y"). (Auch alle anderen einschlägigen Hinweise und Zitate folgen diesem in der Bibliothek der Abtei Kremsmünster aufbewahrten Exemplar [6° Fi.366]). Vgl. auch Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 25 ff.

Handel" (1) statt *diese Händel*, ferner „in Handen haben" (4). Hinzu kommt noch das Perfektpartizip „bedranget" (9) und das attributiv verwendete Adjektiv im Akkusativ Singular „den unumstoßlichen Entschluß" (9). Hauptgrund für das Schwanken im Gebrauch des Umlautes dürfte hier m. E. die Betonung der etymologischen Wurzel des Wortstammes gewesen sein. Doch selbst in der zweiten, verbesserten Auflage von Gottscheds *Sprachkunst* (Leipzig 1749) findet sich neben der Schreibung „ungefähr" (S. 312) im Register unter dem Stichwort „Verba, irregularia" auch die Form „ohngefehr". Da beim Wort „Hilfe" das i vor l stets gerundet ausgesprochen wurde, erscheint es wie bei Gottsched auch in Grasers Briefen häufig als „Hülfe" (15; 29; 35; 47; 53; 55; 56; 61; 62; 64; 68; 71; 84). Gleiches gilt für „hülfreiche Hand" (41; 59) und für „verhülflich zu seyn" (47). Den normalen Deklinationsgesetzen entsprechend gebraucht P. Rudolf für den Dativ Singular „Verdrusse" (6), für den Akkusativ Plural jedoch den umgelauteten Terminus, „alle meine Verdrüsse" (16). Als Adjektiv verwendet er „verdrüßlich" (61) statt *verdrießlich* sowie als abgeleitete Substantiva im Singular und Plural „Verdrüßlichkeit" bzw. „Verdrüßlichkeiten" (1; 2; 9; 15; 21). Die Konsonantenverbindung *th*, die nach Gottsched, *Sprachkunst*, S. 62, beim Sprechen eine Mittelposition zwischen t und d einnimmt, zeigt sich nicht nur in manchen eingedeutschten Wörtern hebräischer oder griechischer Herkunft, sondern auch bei alten germanischen Ausdrücken, die im Plattdeutschen dafür ein d schreiben oder den dazugehörenden Vokal als Länge andeuten sollen.[297] Diese Graphie kommt auch bei Graser im zeitüblichen Ausmaß vor: vgl. etwa „Thorheit" (3), „einen guten Dienst thun" (8), „ausgebethen" (8), „angebothen" (8), „kleinmüthig" (15), „urtheilen" (15) u.a. Die eigentliche Rechtschreibung mit den entsprechenden Konsonantenverdoppelungen, Längen und Kürzen unterliegt bei P. Rudolf naturgemäß manchen Schwankungen, gab es darüber doch auch schon zwischen Gottsched und Antesperg Meinungsverschiedenheiten.[298] Demnach gebraucht Graser für die 1. und 3. Person Präsens von *wissen* immer die mundartlich beeinflußte Form „weis" (16; 22; 26; 43; 46; 53; 57; 63; 66; 68; 69; 74; 75), obgleich Gottsched hier vermutlich aufgrund des Verbalstammes, aber auch wegen der s-Schreibung am Wortende[299] *weiß* setzt. P. Rudolf folgt damit offensichtlich Antesperg, der in diesem Fall durch die vom Dialekt bestimmte Aussprache als Indikativ Präsens die Schreibformen „ich weis, du weist, er weis" angibt und erst im Indikativ Imperfekt die Graphie mit ß gelten läßt („ich wußt oder ich wußte").[300] Teils um den etymologischen Zusammenhang mit *schaffen* herauszustellen, teils aber wohl auch wegen der assimilierten, scharfen Ausspra-

297) Vgl. Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 338; Veith (wie Anm. 270) 1485.

298) Genaueres dazu bei Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 34ff.; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 307, 317 ff.

299) Vgl. Sprachkunst (wie Anm. 269) 38 f.

300) Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 149–177: „Von der Conjugation der 213. ungleichfließenden Zeitwörter (Verborum irregularium)", Nr. 209 (wissen, scire), u. 406–418: „Von der Verbesserung einiger insgemein falsch geschriebenen Wörter", hier 411 („Er weißt scit – er weis pag. 176").

che des f vor t verdoppelt Gottsched bei den Suffixen *-schaft* und *-haft* das f vor t zu *-schafft* und *-hafft*, etwa in den Ausdrücken „Eigenschafften", „Wissenschafften", „vorteilhafftere Umstände" (*Biedermann*, 1. Jg. [1727/28], Widmung).[301] In der zweitem Auflage seiner *Sprachkunst* (1749), S. 217, sind die Suffixe *-haft* und *-haftig* bereits in der heutigen Form verzeichnet, wozu entsprechende Beispiele angeführt werden (u.a. *herzhaft, lehrhaft, namhaft* usw.). Doch gibt es auch bei Gottsched hier noch weiter Schwankungen in der Graphie, wenn er etwa in der gleichen Widmung des *Biedermann* „vernünfftige und männliche Poesie" schreibt, aber in der ersten Nummer dieser Wochenschrift vom 1.5.1727 den Ausdruck „die vernünftigen Betrachtungen" benutzt. Graser verwendet in seinem Brief vom 25.3.1761 an Prior Josef Fixlmillner von Kremsmünster z.B. zweimal die Schreibung „Geschäffte" (47) und in seiner Intervention vom 10.1.1761 an denselben Adressaten die Partizipialform „bestrafft" (30).

Bei den mit dem Suffix *-nis* gebildeten Substantiven findet sich bei Gottsched und Graser jeweils die Graphie mit ß, da es nach dem Leipziger Sprachreformer qualitativ dem *ss* nahekommt und dem z ähnelt, das früher an Stelle des Schluß-s gesetzt wurde. Im Wortinneren steht hingegen nach kurzen Vokalen *ss*, nach langen ein ß. Als Beispiele führt Gottsched in der *Sprachkunst*, S.38f., „hassen, dessen, müssen, geschlossen, Schlösser, des Schlusses, Schlüssen, müssen" bzw. „größer, stoßen, Füße" und „Faß, naß, Haß, Fluß" an. P. Rudolf hält sich in seinen Fluchtbriefen im allgemeinen an diese Regelung, wie etwa folgende Stichproben ausweisen: „Verhältniß" (15), „Kenntniß" (32), „Erkenntniß" (69), „Erlaubniß" (41; 65; 75; 76), „Betrübniß" (46; 47; 61), „Gefängniß" (49; 53; 58: 66), „Verdamniß" (50), „Aergerniß" (70), „Finsterniß" (68). Dazu kommen noch „dieß" (11), zweimal „ohmedieß" (1; 63) und „überdieß" (7). Das Präfix *miß-* schreibt Gottsched, *Sprachkunst*, S. 323, mit einfachem s, obwohl ein kurzes i vorausgeht und das s am Ende der Silbe steht. Bei dieser Inkonsequenz schwankt auch Graser wieder in der Graphie, indem er im ersten Brief an seinen ehemaligen Poetikschüler Wölkhamer vom 21.8.1760 aus Basel „bey meinem unabänderlichen Misvergnügen" formuliert. Gleichen Schreibungen wie hier begegnet man übrigens auch später (27; 28; 29; 71), dazu kommt noch der Terminus „Misgönner" (27). Dem gegenüber findet sich aber auch der Ausdruck „mein Mißvergnügen" (41).– Da das u in *rufen* kurz zu sprechen ist, wird es bei Gottsched (*Sprachkunst*, S. 306) und Antesperg (*Grammatick*, S. 164, Nr. 111) im Infinitiv, Indikativ Präsens sowie im Partizip Präsens und Perfekt mit *ff* geschrieben. Auch P. Rudolf hält sich im großen und ganzen an diese Graphie, wie folgende Fälle zeigen: „ich ruffe [...]" (38), „da ich [...] nach meinem Porte ruffe" (53), „die ruffende Stim(m)e

301) Vgl. Johann Christoph Gottsched, Der Biedermann. Faksimiledruck der Originalausgabe Leipzig 1727–1729. Mit einem Nachw. u. Erläuterungen hrsg. v. W. Martens (Deutsche Neudrucke. Reihe Texte d. 18. Jahrhunderts, hrsg. v. P. Böckmann u. F. Sengle). Stuttgart 1975, Widmung an den Königl. Polnischen und Kursächsischen Geheimen Sekretär und Hofpoeten Johann Ulrich König.

Gottes" (38), „angeruffen" (56), „nachgeruffen" (56), „zurücke rufft" (56), „ich ward nirgends hin geruffen" (58), „[...] beruffen ward" (63), „die Stimme meines Ruffens" (68), ebenso „wider meinen Beruff" (44), „zu meinem Beruffe" (45). Einmal notiert Graser jedoch auch „[„] rufen ließ" (58). Die übrige Verdoppelung der Konsonanten und Vokale in den entsprechenden Wörtern schreibt er häufig aus (vgl. etwa „darinnen", 58; 59; „worinnen", 71; „sparren", 34; „antraff", 34 u.a.). Unsicher ist P. Rudolf hingegen bei der deutschen Bezeichnung für den Pariser Metropoliten; er schreibt den Terminus *Erzbischof* am Wortende teils mit *ff* (46; 49; 54; 58), teils mit f (49; 57). Bei *mm* und *nn* benützt er wie Gottsched die Graphie der Doppelkonsonanten oder deutet die Verdoppelung oft, aber nicht immer, durch einen entsprechenden Abbreviaturstrich über dem betreffenden Buchstaben an. Wie weiter oben vermerkt,[302] wird dieses Zeichen in den Graser-Briefen von uns so aufgelöst, daß der in der runden Klammer wiederholte Mitlaut die Konsonantenverdoppelung ausweist. Vgl „kömmt" (3. Pers. Sing. Präsens, 53), aber „köm(m)t es" (62); „angekommen" (9), aber „gekom(m)en" (9); „vernommen haben" (15), aber „vorgenom(m)en hätte" (6) u.a. Um das kurze i und den etymologischen Zusammenhang zu betonen, wird *nn* bei Graser wie schon von Gottsched und Antesperg[303] immer voll ausgeschrieben: z.B. „Innhalt" (54; 58),"von dem Innhalte" (58), „Innhalt besagtes Briefes" (58), „eben dieses Innhaltes" (71).

Auch bei den Verbalformen hält sich P. Rudolf grundsätzlich an die Vorschriften in Gottscheds *Sprachkunst*.[304] So bleibt u.a. bei den regelmäßigen schwachen Zeitwörtern die Bildung der Konjugation mit e im Präsens, Imperfekt und Partizip II[305] zumeist erhalten, etwa bei „[...] erreichet haben" (3), „sind vermachet" (4), „wird versetzet haben" (15), „bratet" (8), „verwirret" (Part. Perf., 18), „angelanget bin" (21), „der [...] König [...] residiret" (21), „habe sich gewürdiget" (24), „ich habe [...] verstocket" (24), „erlaubeten" (47), „was die Rückkehr [...] belangete" (47), „O daß er [...] seinen Haß ablegete" (48), „drohete" (58) u. a. m. Dennoch findet man auch Perfektpartizipien ohne e: „anheimgestellt" (14), „vorgestellt" (21), „gesagt" (21), „geurtheilt" (21), „verstockt" (24) sowie – im gleichen Briefzitat – neben dem Ausdruck „[...] der Verdam(m)nis ausgesetzet leben" (57) die Perfektform „gesetzt habe" (57).[306] In Grasers Briefen ist die Synkope des e bei den regelmäßigen schwa-

302) Vgl. weiter oben, Anm. 63.

303) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 37; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 332 f.

304) A. a. O., 262 ff. u. 405 ff.

305) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 278 ff.

306) Gerade bei diesem letzten Verb zeigt sich, daß Gottsched selbst hier nicht immer konsequent blieb, begegnet man doch in seiner *Sprachkunst*, S. 282, auch dreimal dem Partizip II ohne eingeschobenes e: „[...] hat [...] hergesetzt", „[...] die zusammengesetzten [...]", „Nur einige zusammengesetzte [...]", und dazwischen nur einmal der Graphie mit e: „Man hat [...] die einfachen Zeitwörter hieher gesetzet".- Vgl. dazu auch Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Öster-

chen Verben selten, zweimal kommt sie im Infinitiv „gehn" vor (57). Weitere Beispiele sind „das [...] Zufußgehn" (34). „hintergehn" (Br. v. 28.3.1761). „zu Herzen gehn" (57), „zu einem Priester gehn" (57), „zurückzugehn" (72), „gesehn" (69), „unterstehn" (25), „zugestehn" (72), „alls" (21, statt *alles*), „seines [...] verlornen Sohnes" (37), „dieser verlorne Mensch" (48), „kein mißtrauischers „Geschöpf" (62), „geschehn lassen" (63), „mit größern Eifer" (63), „zu einem ernstlichern Feind" (63), „in dero erstern [Schreiben]" (64) u.a. Doch zeigt sich hier wieder eine gewisse Unsicherheit, wenn P. Rudolf mitunter auch die von Gottsched empfohlene volle Form gebraucht, wie etwa bei „gehen" (66), „ansehen" (53) oder „in dero ersteren Schreiben" (64). Die Synkope des e kommt noch in zahlreichen anderen Wörtern vor, so z.B. bei „eigne" (4), „mit eigner Hand" (37), „andre" (9; 24), „etwas andres" (16), „nichts andres" (74), aber auch „nichts anders" (74), „einen bedaurenswürdigen Zustand" (26), „bedaurenswürdige Früchte" (68), aber „bedauernswürdig" (53), „ich [...] verdaure" (42, statt ich *bedau[e]re*), „er bedaurte" (47), „Bedaurung" (47), „ausdauren" (63), „so daß ich [...] mich verwundre" (63), „wider unsre [...] Natur" (35), „letzern" (35, statt *letzterem*), „Betheurungen" (50), „kein mißtrauischers Geschöpf" (62) usw. Daneben begegnen wir aber auch wieder Vollformen wie etwa „keinesweges" (3), „mein niedergeschlagenes Herz" (48), „des H. H. Erzbischoffes" (58), „aus eigenem Antriebe" (64).

Obwohl Gottsched wie auch Antesperg bei den Substantiven und substantivisch verwendeten Adjektiven die Großschreibung verlangen,[307] ist Graser auch diesbezüglich nicht konsequent. In der Mehrzahl der Fälle hält er sich zwar an die Empfehlung der beiden prominenten Grammatiker, doch kommen immer wieder Abweichungen von der Norm vor. So schreibt er z.B. „Meine fatale umstände" (4), wenngleich er ansonsten hier immer die vorgeschriebene Majuskel beachtet (21; 36; 38; 39). Weitere Kleinschreibungen finden sich noch in folgenden Ausdrücken: „beym leben" (17), „als benedictiner sterben" (17), „urlaub genom(m)en" (21), „das übleste" (29), „das allergefährlichste" (38), „etwas feineres" (46), „für einen fremden" (46), „mein glaubiger" (63) neben „mein Gläubiger" (66), ferner – in einer dem Französischen nachempfundenen Phrase – „in deutschland zurückkehren" ([retourner en Allemagne] 47) und „was Sie an mir liebreiches gethan haben" (69). Man liest aber auch nach heutiger Schreibweise „mit ausgesetzten Fahnen" (74).

Ein weiteres Problem ist der von Antesperg – im Gegensatz zu Gottsched – im Nominativ, Akkusativ und Vokativ Plural vertretene falsche Gebrauch des bestimmten Artikels sowie der Pronomina mit der von ihnen abhängigen Adjektivflexion, die nur mit -e statt mit -en gebildet wird.[308] P. Rudolf beachtet in

---

reich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 14) 241.

307) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 141; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 348–351.

308) Näheres bei Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 218ff. u. Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 11, 85–90.– Im Gegensatz zu Gottsched, der bei den entsprechenden Beispielen jeweils nur die eine korrekte Kasusendung anführt, läßt Antes-

seinen Briefen den regelmäßigen Wechsel von starker und schwacher Flexionsendung nur zum Teil und schreibt die Anrede zwar immer richtig (z.B. „Mein allerliebster Freund", 4; „Liebster Freund", 13), aber dann formuliert er wieder im Sinne Antespergs „meine fatale[n] umstände" (4) oder „die etliche[n] Groschen" (6). Ebenso heißt es „diese unnütze[n] Seufzr" (15), „meine eigene[n] Schwachheiten" (69), „alle meine vorige[n] Fehler und Hindernissen" (69), „wie alle andre[n] Conventualen" (74), „nebst meiner gehorsamster Empfehlung" (79) usw.In seiner ersten Mitteilung an Wölkhamer vom 21. August 1760 bezeichnet Graser die von ihm im Stich gelassenen Schüler als „meine liebe[n] Kinder", doch im gleichen Brief findet sich auch die korrekte Form „meine lieben Poeten". Noch größer ist die Unsicherheit in bezug auf die Kasusendungen beim Gebrauch der verschiedenen Präpositionen, was allerdings wieder auf den bestimmenden Einfluß der bairisch-österreichischen Mundart bzw. auf den lateinischen Kasusgebrauch zurückzuführen sein dürfte.[309] P. Rudolf verwendet bei der Präposition *mit* zumeist den Dativ (z.B. „mit gutem Herze", 30; „mit meinem Tode", 34; „mit eigner Hand", 37), schreibt aber auch „mit erschrekten und zerknirschtem Herzen" (38) sowie „mit unausgesetzten Fahren", (74). Beim Vorwort *in* zeigt sich ebenfalls ein deutliches Schwanken, wenn es etwa „in diesen Falle" (8) heißt oder „in Kopf gesetzt" (9), „in gleichen Falle" (47), „in diesen betrübten Zustande" (53), „in Abgrund sinken zu sehn" (53). Unsicher ist der schriftliche Gebrauch auch noch bei anderen Präpositionen, wie etwa folgende Beispiele deutlich machen: „durch tausend mühsame und gefährliche Umwegen" (26), „unter lauter Seufzer[n] und Thränen" (33), „nebst allem seinem [n] Anfange" (40), „von meinen [m] H. H. Prälaten" (54), „von einem Tage zum anderem [n]" (58), „von meinen [m] Kloster" (58). Daneben gibt es aber auch Passagen, in denen die Präposi-

perg bei seinen Paradigmen im Nominativ, Akkusativ und Vokativ Plural stets zwei mögliche Formen „nach Belieben" (S.87) gelten, wobei er zuerst die heute als falsch bezeichneten Formen mit der Endung -e in vollem Wortlaut bringt und die an sich richtig flektierten, mit der Endsilbe -en versehenen Adjektiva nur mehr in Klammern beifügt.- Wie der seit 1753 an der Universität Innsbruck als Orientalist und vielseitiger Sprachgelehrter wirkende Jesuit Ignaz Weitenauer, ein gebürtiger Bayer, zu Recht betont, konnte sich die falsche Schreibung, wie sie Antesperg vertrat, keineswegs auf eine mundartbedingte unrichtige Ausdrucksweise stützen, denn: „So gar der gemeine Mann, welcher die alte gute Aussprache als ein Erbtheil seiner Vorältern oft besser als die Gelehrten erhalten und bewahret hat, spricht bey uns überall: *die großen Herren, die vornehmen, die reichen, die schlechten Leut*, also daß man das n sehr deutlich versteht". Weitenauer I., Zweifel von der deutschen Sprache, vorgetragen, aufgelöset, oder andern aufzulösen überlassen; sammt einem orthographischen Lexikon. 4., verb. u. mit den Geschlechtswörtern verm. Aufl., Augsburg–Freiburg/Br., Gebrüder Wagner, 1774, 54.– Vgl. auch Wiesinger,Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 14) 232 f.– Zu I. Weitenauer vgl. u. a. Lambacher H. bei Bosl I, 832.

309) Genaueres bei Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 126, 357–360, 468–481; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 14 f., 273–279, bes. 276.

tionen durchaus mit dem richtigen Kasus verbunden werden: „zu meinem Falle" (27), „in dasigem Orte" (29), „an diesem letzern Theile" (35), „in einem fremden Lande" (35), „in selbem Augenblick" (48), „in meinem letzten Briefe" (50), „zu meinen Klagen" (Plural, 53), „zu meinem Unglücke" (53), „zu meiner Hülfe" (53), „in einem Briefe" ((53), „auf einem morschen Brete" (53), „nach meinem Porte ruffe" (53), „im letzern Falle" (58), „aus dem Briefe" (58), „mit Ihrem Briefe" (58), „seit dem Empfange" (61), „aus eigenem Antriebe" (64), „von seinem Angesichte" (68), „auf dem Postwagen" (74).–

Bezeichnend für Grasers Schreibweise ist ferner, daß er unter dem Einfluß der gesprochenen Mundart, die in beiden Fällen nur ein einheitliches *wann* kennt,[310] manchmal das Temporaladverb *wann* mit der konditionalen Konjunktion *wenn* verwechselt. Antesperg, der in seiner *Grammatick* auch den bairisch-österreichischen Dialekt stärker berücksichtigt, begeht denselben Fehler, während Gottsched hingegen *wenn* nur unter die „bedingende[n] Bindewörter" reiht.[311] Daraus ersieht man einmal mehr, daß sich P. Rudolf trotz der grundsätzlichen Entscheidung zugunsten des Leipziger Sprachreformers in seinen zumeist wohl rasch hingeschriebenen Fluchtbriefen den vielfachen Einflüssen der angestammten bairisch-österreichischen Mundart noch immer nicht ganz entziehen kann. So heißt es z.B. in seinem Brief vom 25. März 1751 an den danaligen Prior von Kremsmünster u.a. „[...] wie unglücklich man in einem fremden Land ist, wann [wenn] man weder Geld noch credit hat" (49) oder „[...], was ich zu thun gedenke, wann [wenn] mich H. H. Erzbischof stecken läßt" (49). Doch kommt im gleichen Schreiben auch die richtige Form vor: „[...] wenn Eu. Hochw. den caracter dieses Priesters [...] wüßten, [...] so würden Sie um mich sehr in Sorge seyn." (49) Durchaus korrekt wird die konditionale Konjunktion auch in folgendem Satzgefüge gebraucht: „Ich rufe Gott zu meinen [m] Richter heraus: wenn ich anders im Herzen denke [...]" (50) Die auch auf Gottsched zutreffende unterschiedslose Verwendung der Präpositionen *für* und *vor*[312] findet sich ebenso bei dessen Kremsmünsterer

310) Vgl. Wiesinger, Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18.Jahrhundert (wie Anm. 14) 234.

311) Vgl. Antesperg, Grammatick (wie Anm.291) 286; Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 361 f., hier 362.

312) So etwa bei Gottsched, Biedermann (wie Anm. 296), Widmung u. ö.– Dennoch ist sich später nicht nur Antesperg, (Grammatick [wie Anm. 291] 278f., sondern auch Gottsched, Sprachkunst [wie Anm. 269] 284 u. 477 ff., des jeweiligen Bedeutungsunterschiedes von *vor* und *für* bewußt. So schreibt z. B. Antesperg, a. a. O., 278 f. u. a.: „§ VI. Der Unterschied zwischen der Präposition vor und für soll fleißig in acht genommen werden. Dann [Denn] vor wird in motu & quiete gebrauchet, insonderheit wo die Lateiner das *ante, coram* und *prae* setzen; Z.E. Er stehet vor (ante) dem Richter. Nicht für. Beede Theile sollen vor (ante) Regierung erscheinen. Nicht für. [...] – § VII. Hingegen die Präposition oder das Fürwort für, so allezeit beym Klagefall oder Akkusativ stehet, braucht man, wann die Lateiner pro setzen; Z.E. Ich sorge für (pro) dich. Ich rede für dich. Ich stehe für dich etc. Nicht vor dich etc. Item für (pro) dießmal. Fürs erste. Fürs zweyte etc. Oder für diesesmal, für das erste, für das zweyte, etc." Bei Gottsched, a. a. O., 477 f., heißt es in der 11. bzw. 12.

Adepten, wenn dieser in einem ausführlichen Bericht vom 4. September 1760 an Wölkhamer formuliert; „Lauter Sachen, die ich vor [für] mein Leben wissen möchte." (8) In dem anonymen Brief aus Kremsmünster mit dem gleichen Datum, der wahrscheinlich von Grasers Freund und Mitbruder Ämilian Gerlichs stammt und offensichtlich eine an Gottsched geschulte, hochentwickelte Briefkultur verrät,[313] zeigt sich übrigens derselbe unterschiedslose Gebrauch von *für* und *vor*, da er einmal „[...] alles vor [für] Sie thun [...]" (11) schreibt. Hier kommt außerdem noch die Verbalform „vorhüttet" (11) statt *verhütet* vor, ebenso die temporale Konjunktion *dann*, die bis zu ihrer Differenzierung im 18. Jahrhundert in der gleichen Bedeutung wie die vorwiegend in der norddeutschen Umgangsprache übliche kausale Konjunktion *denn* verwendet wurde[314]: „[...] dann [denn] zu Kremsmünster werden Sie sonst vielleicht auch von niemand mehr ein wahres Freundstück zu hoffen haben" (11). P. Rudolf gebraucht wiederholt die Form *alsdenn* in der Bedeutung des gehobenen, von der Mundart geprägten, heute aber weitgehend veralteten Ausdrucks *alsdann*, wobei die Vorsilbe *als-* verstärkend für *dann* im Sinne von *sodann, darauf, hierauf* steht[315]: „Alsdenn [Alsdann] will ich wieder nach Deutschland zurückkom(m)en." (14); „[...] die ich alsdenn zu Hause [...] bestätigen werde" (40); „[...] mit welcher ich ihm alsdenn in seiner Akademie Dienste leisten könnte" (41); „ich kann alsdenn wieder herausgehn" (49); „[...] und alsdenn auch [...] auf alle Pfarren [...] schicken wollten." (79) – Wie Gottsched, *Sprachkunst*, S. 289, gebraucht auch Graser den seltsamen Ausdruck „schmäucheln" an Stelle von *schmeicheln*, etwa in den Wortgruppen „[...] und sich desgleichen von Ihnen schmäuchlet" (20) oder „Mit Seiner Excellenz [...] schmäuchle ich mir nun [...]" (79). Handelt es sich hier um mundartliche Einfärbungen, so finden wir parallel dazu Verben wie z.B. in den Fügungen „von meiner [...] ungehäuchelten Bekehrung" (79) oder „der mich [...] verläumdet" (53), deren Graphien ebenfalls bereits auf den Leipziger Sprachreformer zurückgehen.[316] Das bei Gottsched und Antesperg erwähnte indeklinable *Dero*[317] als femininer Genitiv Singular des Personalpronomens *die* bzw. für die Höflichkeitsform *Ihre* oder

Anmerkung: „11.§. Das Wörtchen vor wird überall mit gutem Rechte gebrauchet, wo von Zeit und Ort die Rede ist, wie das lateinische ante, prae und coram. Daher ist es ganz unrecht, wenn viele schreiben fürlegen, fürschreiben, fürbilden [...], da es doch überall vor heißen sollte; [...] 12.§ Für muß nur in denen Fällen gebrauchet werden, wo man anstatt eines andern, oder in seinem Namen, oder ihm zu gut etwas thut; welches der Lateiner mit pro ausdrücket. Z.E. Man muß sagen: für einen bitten [...]".

313) Es könnte durchaus sein, daß auch Gerlichs – ähnlich wie Graser – während seines Studiums in Salzburg mit Gottscheds Sprachreform näher bekannt wurde. Vgl. auch weiter oben, 40 f.

314) Vgl. Duden, Das große Wörterbuch (wie Anm. 225) II, 510.

315) Ebd. I, 111.

316) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm.269) 49f. („häucheln", „schmäucheln") u. 291 („verläumden").

317) Ebd., 249 f.; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 22.– Vgl. auch Jacob u. Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Leipzig 1860, 1020 f.

Ihrer, das aus dem Alemannischen stammt, dann in die Amtssprache übernommen wurde und später außer Gebrauch kam,[318] wird von P. Rudolf in einigen Fällen noch bei der höflichen Anrede verwendet, so etwa im Briefschluß „Dero treuer Freund Aventurier" (4), in dem Satz „[...] so hoffe ich, Seine Ex. werden dero Willen gnädigst darein geben" (41) und in einem weiteren Schreiben vom 6. September 1761 an Prior Josef Fixlmillner: „Ich empfehle mich also in Dero Gnädige Hülfe" (75). In Verbindung mit *-halben* erscheint es außerdem einmal als Genitiv Plural: „Derohalben bitte ich Sie nochmals [...]" (72).

Unter den „grammatischen Figuren", denen Gottsched das 11. „Hauptstück" seiner *Sprachkunst* widmet, ist die *Metathesis*,[319] durch die einzelne Buchstaben eines Wortes umgestellt werden, bei Graser recht häufig anzutreffen, z.B. in den Ausdrücken „wechslen" (4; *wechseln*), „handlen" (41; *handeln*), „er [...] handlet" (45; er *handelt*), „[...] nicht manglen" (49; nicht *mangeln*), „neue Erfahrung zu sammlen" (74; neue Erfahrung zu *sammeln*), „das übleste" (38; das *Übelste*), „versammlen" (79; *versammeln*) u.a. Während die erste Art der Verkürzung, von Gottsched, *Sprachlunnst*, XI, fl 7, „Enthauptung" („Aphaeresis") gemannt[320] (z.B. 'raus, 'nauf, 'rauf, 'runter, ich bin gangen), bei P. Rudolf nicht aufscheint, finden sich neben der Metathese auch Fälle mit Apokope („Stutzung"),[321] die im Oberdeutschen sehr häufig vorkommt und deren Wörter in der Aussprache durch die regionale Mundart oft deutlich gefärbt sind: so etwa „auf eine Pfarr" (16, *Pfarre*); „weil es mehr Basel gibt" (8, *mehrere*); „wär" (17, *wäre*); „Buß" (49 zweimal, *Buße*); „Reiskoffer" (76, *Reisekoffer*); „Reisunkosten" (76, *Reiseunkosten*); „von meiner wahren Reu" (79, *Reue*). Zahlreicher sind hingegen die Fälle mit kontrahierten Formen, von Gottsched als „Crasis" („Zusammenziehung") bezeichnet,[322] die ebenfalls starken dialektalen Einschlag aufweisen, z.B. „ichs" (18; 45; 54; 58; 63 zweimal; *ich es*), „mirs" (9; 21 zweimal; *mir es*), „michs" (10; *mich es*), „ers" (29; *er es*), „aufm Weg" (21; *auf dem Weg*), „aufm Postamte" (74; *auf dem Postamte*), aber „auf dem Postwagen" (74). Als Analogiebildungen können noch folgende Fügungen gelten: „aufs umständlichste" (24; 56), „aufs schwärzeste" (26), „aufs genaueste" (29; 53; 72),."aufs allergenaueste" (41), „aufs neue" (48), „aufs allerunverantwortlichste" (53), „aufs höchste" (53), „aufs umständlichste" (56), „aufs allerempfindlicste" (57), „aufs allerinständigste" (71), „aufs allerliebreichste" (74). Im Grunde gehört auch der Ausdruck „in Abgrund sinken" (53) hierher, da in der mundartlich geprägten Form die Präposition „in" eigentlich eine Verschmelzung aus *in + den* darstellt und das n als Doppelkonsonant zu sprechen ist, wenn er auch nach Gottsched nicht als solcher geschrieben werden darf. Diese auffallend häufigen Wortgruppen, die bis auf

318) Vgl. Duden, Das große Wörterbuch (wie Anm. 225) II, 515.
319) Näheres bei Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 494.
320) Ebd., 492f.; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 448.
321) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm.269) 493f.; Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 449.
322) Vgl. Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 495.

das letzte Beispiel nach dem gleichen Schema gebildet sind und Modalbestimmungen ausdrücken, weisen gleichzeitig auf die psychologische Beschreibung äußerer wie innerer Umstände in Grasers Fluchtbriefen hin.

Auch bei der Interpunktion folgt P. Rudolf im allgemeinen seinem Leipziger Lehrmeister, der in der *Sprachkunst*, 1. Teil, 4. Hauptstück, „Von den orthographischen Unterscheidungszeichen" handelt. Gottsched geht dabei historisch vor und betont, daß Inschriften und andere geschriebene Texte ursprünglich keine Interpunktion aufwiesen, erst mit den Römern sei die Zeichensetzung allmählich in Gebrauch gekommen. Während der einfache Punkt am Ende kürzerer abgeschlossener Sätze stehe, soll nach ihm der Doppelpunkt („Kolon") Perioden gliedern, „die aus kleinern Sätzen zusammengesetzt sind, und so zusammen hängen, daß man sie nicht ganz von einander trennen kann."[323] Diese Gliedsätze, die oft auch „ein neu Subject und ein neu Prädicat" haben,[324] werden nach Gottsched häufig durch Konjunktionen wie etwa *obwohl, gleichwie, nachden, weil, wann, seitdem, dennoch, daher, also, als* usw. eingeleitet. Weiters werde der Doppelpunkt auch für die direkte Rede oder für Zitate verwendet.[325].Abgesehen vom zweiten Teil dieser Regel über das Kolon, der sich auf die direkte Rede und auf Zitate bezieht, ist Gottschrd hier aber recht ungenau.[326] Im Gegensatz zu Antesperg, der vom Beistrich schreibt, er werde gebraucht, „wann die unvollkommene Glieder der Rede sollen voneinander unterschieden, und verständlich gemacht werden,"[327] empfiehlt der Leipziger Grammatiker die Verwendung des Kommas ganz allgemein für „die kleinsten Unterschiede gewisser Wörter, die von einander getrennet werden sollen, weil sie nicht unmittelbar zusammen gehören".[328] Infolge dieser unpräzisen, wenig aufschlußreichen Regeln gebraucht Gottsched selbst das Komma nach heutigem Verständnis zu häufig.[329] Bezüglich der übrigen Interpunktion, vor allem des Frage- und Rufzeichens, des Semikolons, der Verwendung von Klammern sowie der Anführungszeichen gibt es bei Gottsched und Antesperg keine weiteren Differenzen. Aus Grasers Fluchtbriefen geht jedoch deutlich hervor, daß auch er Doppelpunkt und Beistrich im Sinne seines Mentors verwendet, wie u. a. auch folgende bereits zitierte Briefstelle (2) ausweist: „[...] ich würde endlich meine sonst so dauerhafte Gesundheit, und darauf das Leben selbst einbüssen: wenn ich mich nicht herzhaft entschlossen hätte, mich meinen so häufigen, und niemals abzuändernden Verdrüßlichkeiten mit Gewalt zu entreißen." Weiteren derartigen Beispielen begegnen wir in den Briefzitaten (4), (5), (6), (7) usw. Im Zuge der Normalisierung würde man nach modernem Sprachempfinden in diesen Fällen statt

323) Ebd., 73.
324) Ebd.
325) Ebd., 73 f.
326) Vgl. dazu auch Höchli (wie Anm. 263) 193 f.
327) Antesperg, Grammatick (wie Anm. 291) 299.
328) Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 75.
329) Vgl. auch Höchli (wie Anm. 263) 195.

des Doppelpunktes zumeist ein Komma setzen und dieses grundsätzlich spärlicher gebrauchen, als es Gottsched tat.[330] Treten hier demnach, aufs Ganze gesehen, gewisse sprachliche Mängel zutage, die sich teils schon bei dem Leipziger Pragmatiker finden, teils jedoch auch durch die österreichische Mundart bedingt sind, so hat sich der Kremsmünsterer Epistolograph wie sein bedeutendster Mentor aber stets bemüht, bis dahin übliche Fremdwörter in seinen Briefen möglichst zu verneiden.[331]

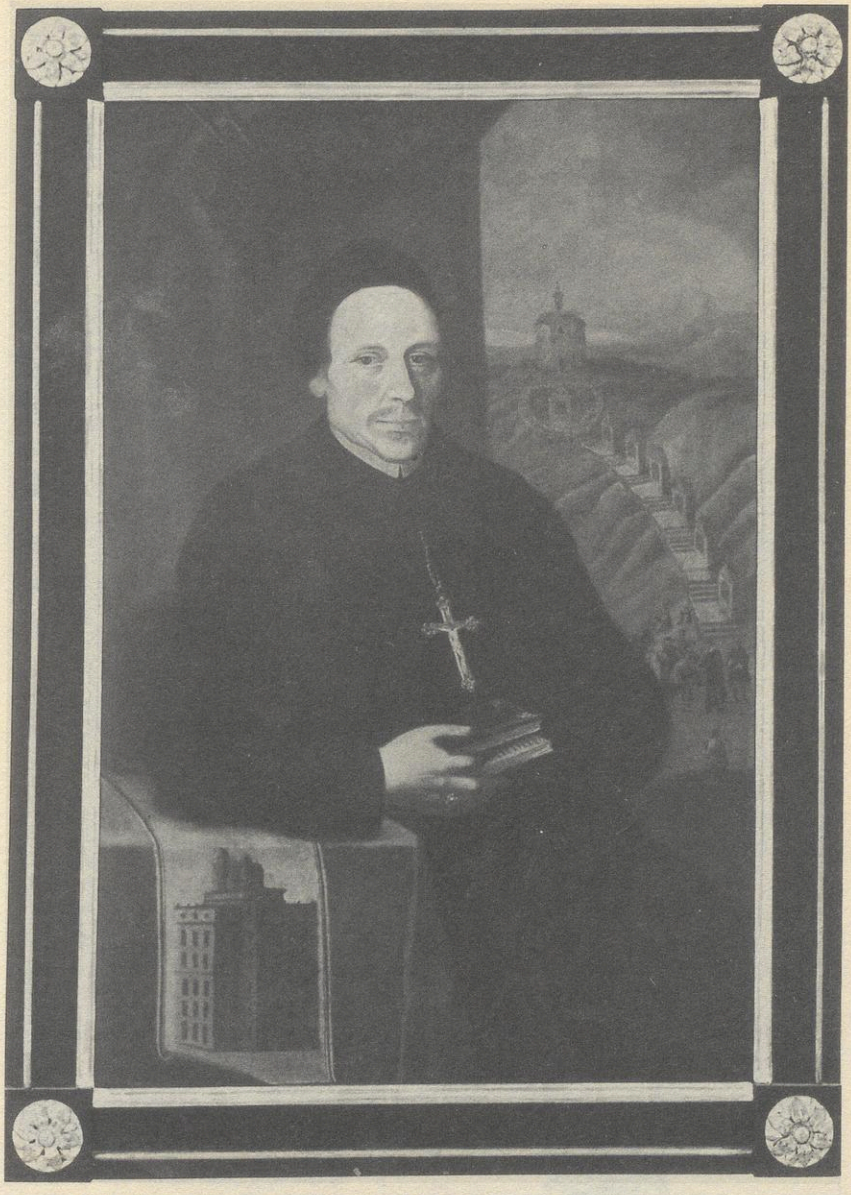
IV. Ergebnis und Schluß

Betrachtet man die kühne und Aufsehen erregende Fluchtreise des Benediktiners P. Rudolf Graser aus den Jahren 1760/61 von Kremsmünster nach Paris und seine reumütige Rückkehr ins Heimatkloster im Licht des überlieferten Briefwechsels und vor dem Hintergrund seiner damaligen Lebenssituation sowie des aufgeklärten Zeitgeistes des 18. Jahrhunderts, so läßt sich vieles daran verstehen und in seiner Genese erklären. Als Sohn einer aufstrebenden und verdienten österreichischen Offiziersfamilie, dessen Vater es „von der Pique auf" bis zum Oberstleutnant im ruhmreichen Regiment des Prinzen Eugen von Savoyen gebracht hatte, war Graser zeitlebens ein Vertreter der gemäßigten katholischen Aufklärung, ein Anhänger der neuen Philosophie Christian Wolffs und ein überzeugter Gottschedianer. Wie manche andere seiner begabten, ungefähr gleichaltrigen Mitbrüder bürgerlicher oder adeliger Herkunft in Kremsmümster wollte auch er im Rahmen der hier 1745 unter Maria Theresia gegründeten und weitum angesehenen Ritterakademie den neuen Bildungschancen dienen, darüber hinaus als ehemaliger Rhetoriklehrer zur homiletischen Ausbildung des zukünftigen Klerus im gesamten katholisch-süddeutschen Sprachraum beitragen und damit auch die Verbesserung und Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache im katholischen Süden des Reiches fördern. Da P. Rudolf durch das mißtrauische Wesen seines Abtes Berthold III. Vogl und dessen – aufgrund des kostenintensiven Akademiebetriebes – notwendige Sparsamkeit, aber ebenso durch persönliche Schwächen

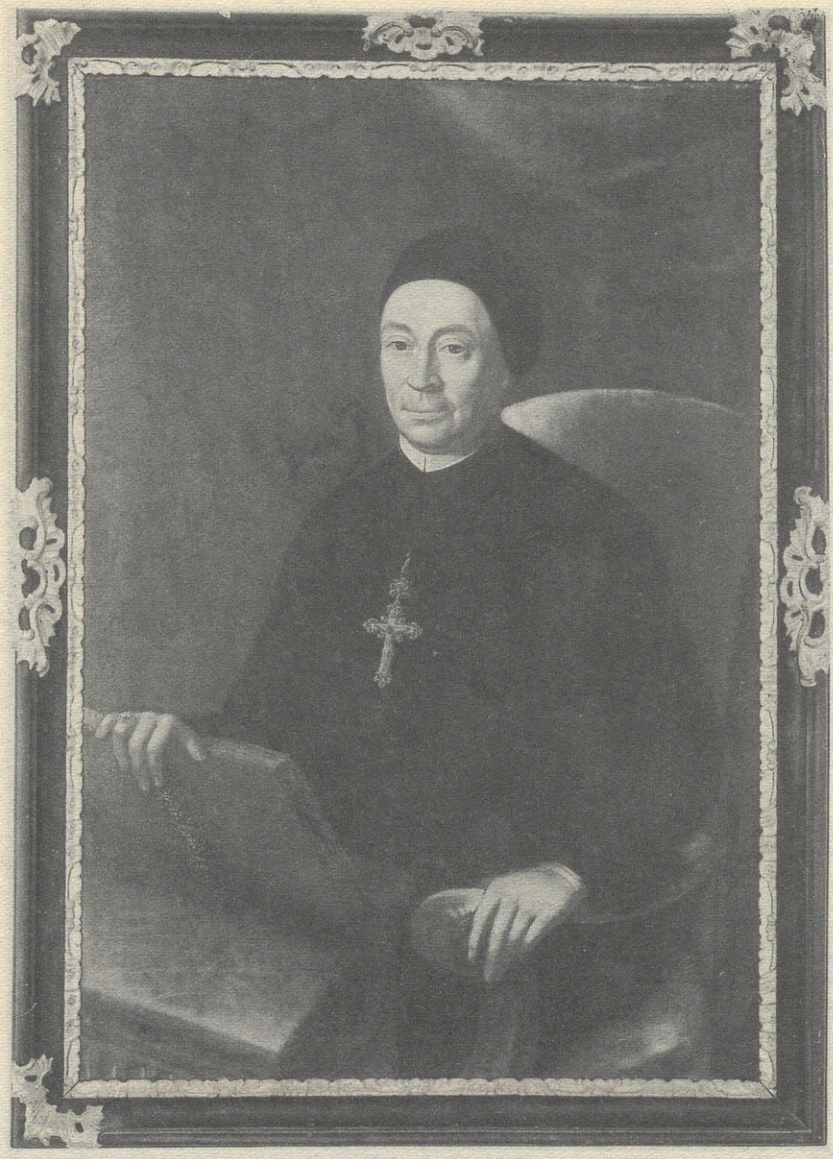
330) Ebd., 193–195 u. 311. Vgl. auch das Interpunktionsschema bei Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache (Duden, Bd. 1), hrsg. v. d. Dudenredaktion, auf d. Grundlage d. neuen amtlichen Rechtschreibregeln, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich [21]1996, 29 f., 42–49, 58; ferner Sanders, Gutes Deutsch – besseres Deutsch (wie Anm. 109) 9 ff., 23 ff., 32 ff., 41 ff., 51 ff. u. ö.– Eine starke Reduktion und Vereinfachung besonders auch der Kommasetzung bringt die jüngste Rechtschreibreform von 1994. Vgl. dazu Duden, Informationen zur neuen deutschen Rechtschreibung. Nach den Beschlüssen der Wiener Orthographiekonferenz vom 22. bis 24. 11. 1994 für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Hrsg. v. d. Dudenredaktion in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Konferenz d. kantonalen Erziehungsdirektoren u. dem Koordinatiomskomitee f. Orthographie d. Bundesministeriums f. Unterricht u. Kunst, Wien. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1994, Nr. 13 u. 67–71.

331) Näheres dazu bei Gottsched, Sprachkunst (wie Anm. 269) 152 ff.

keine Hoffnung auf die Realisierung seiner ehrgeizigen Pläne sah, beschloß er, sich heimlich und ohne Erlaubnis der Oberen aus dem Kloster zu entfernen, und versuchte mit viel Phantasie und Zivilcourage seine Ziele dennoch zu erreichen. Die französische Metropole war zu dieser Zeit zwar noch immer Zentrum der europäischen Kultur und durch die effizienten kirchlichen Orden, besonders der Gesellschaft Jesu, der benediktinischen Maurinerkongregation und der Dominikaner auch in theologisch-religiöser Hinsicht von großer Bedeutung, aber das Land geriet schon damals durch verlustreiche Kriege und verschwenderische Hofhaltung in immer größere Armut. Theologische Kontroversen zwischen Jesuiten, Jansenisten und Maurinern schwächten trotz der überragenden Persönlichkeit des damaligen Pariser Metropoliten Christophe de Beaumont das Ansehen der Kirche nach außen und ermutigten aufklärerische Philosophen und Enzyklopädisten in ihrem Kampf gegen kirchliche Institutionen. Rudolf Graser konnte in dieser ihm weitgehend fremden Welt des vorrevolutionären Paris nicht recht Fuß fassen. Finanzielle Probleme, dazu berufsbedingte seelische Nöte und Kommunikationsschwierigkeiten mit der fernen Heimat machten ihm den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt bei allem Entgegenkommen verständnisvoller Helfer, besonders des Herrn Erzbischofs de Beaumont und seines Kanonikers Du Punet nicht leicht. Dennoch dürfte die fast ein ganzes Jahr währende Unterkunft Grasers in Paris für dessen Vorhaben letztlich ein Gewinn gewesen sein. Neben der psychischen Reifung und der spirituellen Vertiefung seines Ordenslebens weitete sich in ihm auch der geistige Horizont, um als Seelsorger auf kleinen ländlichen Stiftspfarren sein eindrucksvolles homiletisches Lebenswerk zu realisieren. Der Wirkungsbogen dieses echten österreichischen Patrioten und toleranten Vertreters einer maßvollen katholischen Aufklärung reicht dabei von den ersten Eindrücken des begeisterten Rhetorikschülers über die Wertschätzung Gottscheds als deutscher Sprachreformer bis hin zu seiner nachbarocken katholischen Predigtlehre, die junge Geistliche in die nicht immer leichte Kunst einer zeitgerechten Verkündigung des Wortes Gottes einführen sollte. Wie sehr P. Rudolf in diesem Umfeld auch die Vereinheitlichung und Pflege der muttersprachlichen Komponente ein schwerwiegendes Anliegen war, geht u. a. bereits aus seiner Korrespondenz mit dem Melker Gottschedianer P. Placidus Amon OSB sowie mit dem Leipziger Sprachmeister selbst und dessen Gattin hervor. Zuletzt und wohl am deutlichsten wird das aber in seinen Fluchtbriefen sichtbar, die nicht nur den von Gottsched und Gellert empfohlenen Briefstil übernehmen, sondern diesen durch sprachliche Einflüsse der aufkommenden Empfindsamkeit psychologisch und theologisch noch weiter aufbereiten und damit den Weg für Grasers nachbarocke Homiletik wirkungsvoll ebnen. Die ehrenvolle Ernennung zum Mitglied des Münchner „Predigerinstitutes" 1779, die lobende Kritik auch von seiten der evangelischen Glaubensbrüder sowie die mehrfachen Auflagen seiner Predigtwerke zeigen schließlich, daß P. Rudolf Graser auch in der breiten Öffentlichkeit die gebührende Anerkennung fand.



Abt Alexander III. Fixlmillner von Kremsmünster (1731–1759). Unter ihm erfolgte der Bau der Sternwarte (1748–1759) und die Errichtung der Ritterakademie (1744).



Abt Berthold III. Vogl (1759–1771), Nachfolger des Abtes Alexander III. Fixlmillner, Vertreter der Leibniz-Wolffschen Philosophie und vor seiner Wahl zum Abt von Kremsmünster fünfmal Rector magnificus der Benediktineruniversität Salzburg.



Grundriß
einer
überzeugenden
Lehrart
im Predigen,
nach dem Innhalte
des königl. preuß. allergnädigsten Befehls,
vom 7 März des 1739 Jahres,
entworfen.

Nebst
weil. Herrn D. Joh. Gustav Reinbecks,
Consistorialraths und Probsts zu Cölln an der Spree,
Vorberichte,
wie eine gute Predigt abzufassen sey,
und
D. Eachards Tractate,
von der Verachtung der Geistlichen.

Zweyte vermehrte Auflage.

Berlin,
in Ambrosius Haudens Verlage, 1743.

Titelseite der anonymen, von Gottsched stammenden Predigtanleitung auf der Grundlage einer Anordnung Friedrichs II. von Preußen vom 7. März 1739, mit einer Einführung des evangelischen Theologen Joh. Gustav Reinbeck, 2., verm. Aufl., Berlin 1743. (StBKr 8° Bma 16)



Grundlegung
einer
Deutschen
Sprachkunst,
Nach
den Mustern der besten Schriftsteller
des vorigen und jetzigen Jahrhunderts
abgefasset
von
Johann Christoph Gottscheden.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Röm. Kaiserl. wie auch Königl. Pohln. und Churf. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.
1749.

Titelblatt zu Gottscheds „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst", nach den Mustern der besten Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts verfaßt. 2., verb. u. verm. Aufl., Leipzig 1749. (StBKr 8° Fa 233)



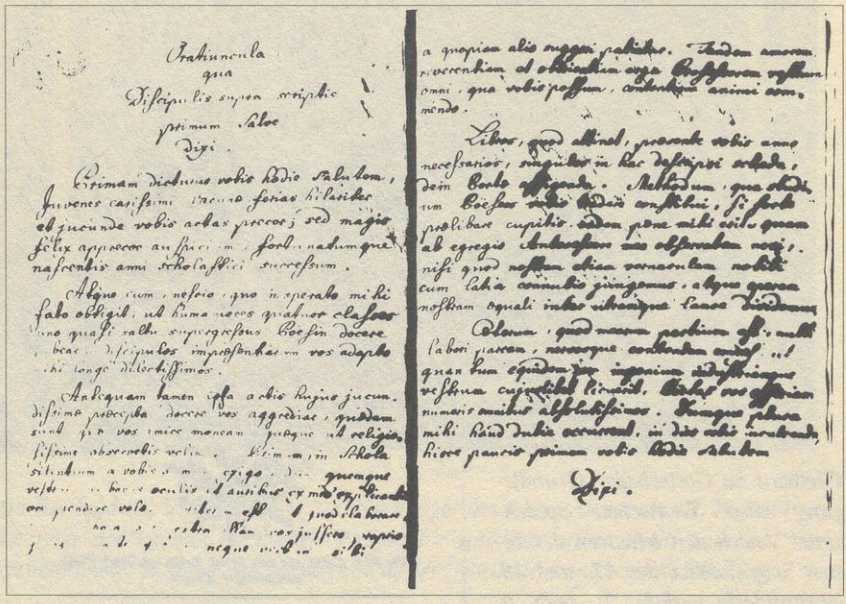
Vorübungen
der
Beredsamkeit,
zum Gebrauche
der
Gymnasien und größern Schulen,
aufgesetzet
von
Joh. Christ. Gottscheden.

Zweyte verbesserte Auflage.

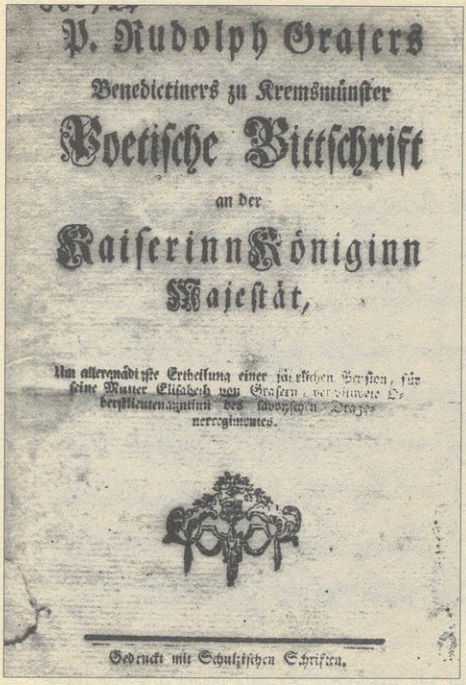
Mit Königl. Polnischer und Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
verlegts Bernhard Christoph Breitkopf
1756.

Titelseite aus Gottscheds „Vorübungen der Beredsamkeit" für den Gymnasialgebrauch, 2., verb. Aufl., Leipzig 1756. (StBKr 8° Fa 167)

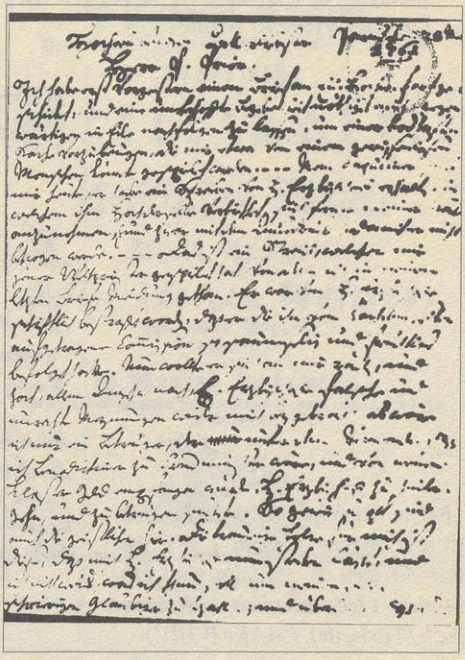


Autograph P. Rudolf Grasers mit der lateinischen Begrüßungsansprache an seine Poetikschüler zu Beginn des Schuljahres 1759/60. (StAKr P 1/IV)

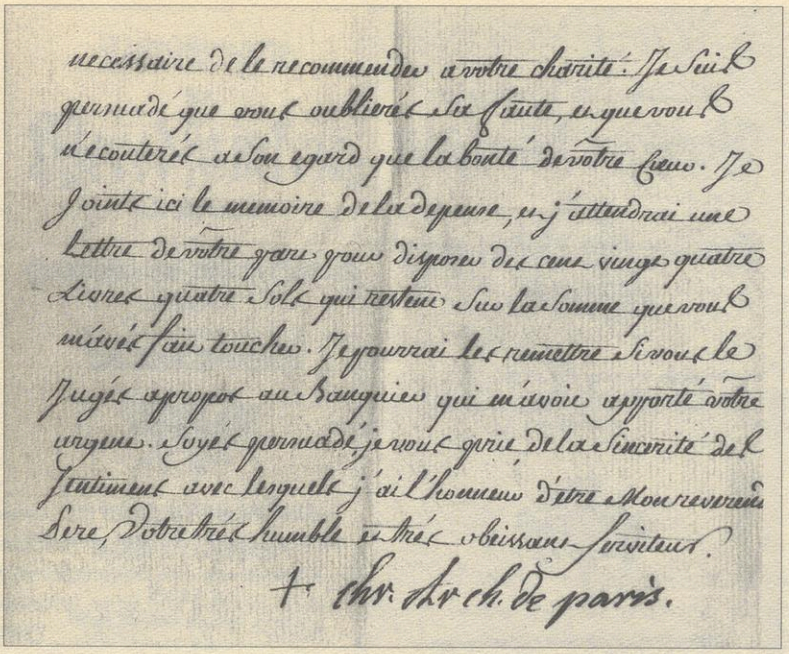


P. Rudolph Grasers
Benedictiners zu Kremsmünster
Poetische Bittschrift
an der
Kaiserinn Königinn
Majestät,
Um allergnädigste Ertheilung einer jährlichen Pension, für seine Mutter Elisabeth von Grasern, verwittwete Oberstlieutenantinnen des savoyischen Dragonerregimentes.
Gedruckt mit Schulzischen Schriften.

Gedrucktes Titelblatt zu Grasers „Poetische(r) Bittschrift" an Maria Theresia um Erteilung einer jährlichen Pension an seine verwitwete Mutter, o.J. (1756). (StBKr 830724)



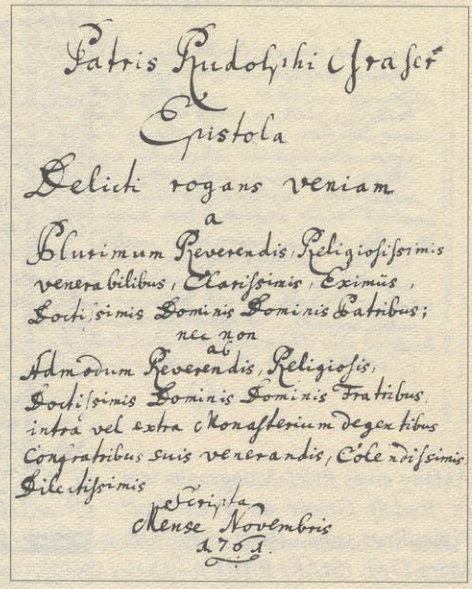
Anfang eines Brief-Autographs von P. Rudolf Graser an Prior Josef Fixlmillner aus Paris vom 28. März 1761. (StAKr P 1/IV)



necessaire de le recommander à votre charité. Je suis persuadé que vous oublierez ses fautes, et que vous écouterez à son egard que la bonté de votre Coeur. Je joints ici le memoire de la depense, et j'attendrai une Lettre de votre part pour vous dispenser des cent vingt quatre Livres quatre Sols qui restent sur la Somme que vous m'avez fait toucher. Je pourrai les remettre à vous ou le Juge à propos au Banquier qui m'avoit apporté votre argent. Soyez persuadé, je vous prie, de la Sincerité de Sentiments avec lesquels j'ai l'honneur d'être Mon reverend Pere, Votre très humble et très obeissant Serviteur.

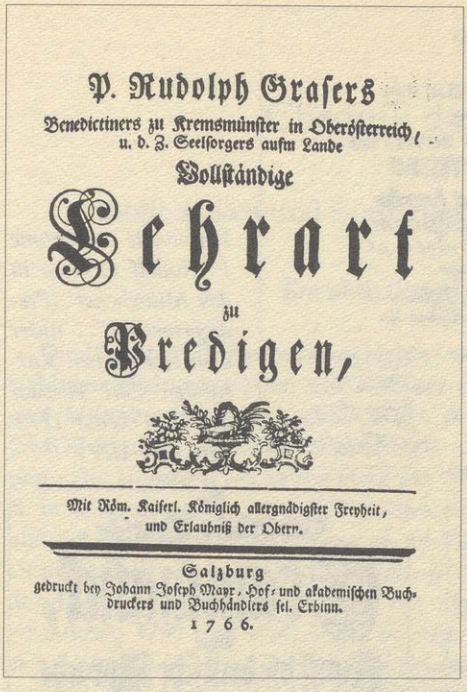
† Chr. Abp. ch. de paris.

Schluß des französischen Briefes vom 31. August 1761 aus Paris mit der eigenhändigen Unterschrift des damaligen Metropoliten von Paris, Christophe de Beaumont. (StAKr P 1/IV)



Patris Rudolphi Graser
Epistola
Delicti rogans veniam
a
Plurimum Reverendis, Religiosissimis
venerabilibus, Clarissimis, Eximiis,
Doctissimis Dominis Dominis Patribus;
nec non
ab
Admodum Reverendis, Religiosis,
Doctissimis Dominis Dominis Fratribus
intra vel extra Monasterium degentibus
Confratribus suis venerandis, Colendissimis
Dilectissimis
Scripta
Mense Novembris
1761.

„Patris Rudolphi Graser Epistola Delicti rogans veniam [...]": Abbittschreiben P. Rudolfs vom November 1761 aus dem Stift Lambach (Titelseite). (StAKr P 1/IV)



P. Rudolph Grasers
Benedictiners zu Kremsmünster in Oberösterreich,
u. d. Z. Seelsorgers aufm Lande
Vollständige
Lehrart
zu
Predigen,

Mit Röm. Kaiserl. Königlich allergnädigster Freyheit,
und Erlaubniß der Obern.

Salzburg
gedruckt bey Johann Joseph Mayr, Hof- und akademischen Buchdruckers und Buchhändlers sel. Erbinn.
1766.

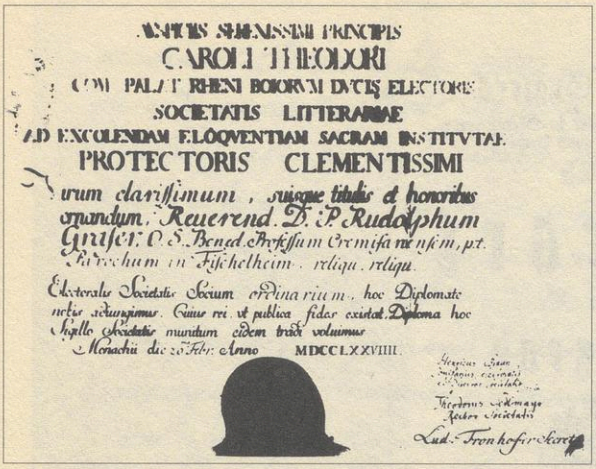
Titelblatt zu Grasers Einführung in die Homiletik, Salzburg 1766. (StBKr 4° Bma 1)



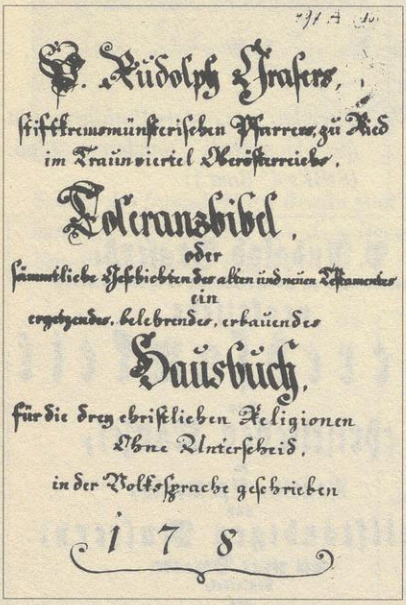
P. Rudolph Grasers,
Benedictiners zu Kremsmünster in Oberösterreich,
praktische
Beredsamkeit
der
christlichen Kanzel,
in
Regeln, Exempeln,
und
vollständigen Mustern;
mit einer Vorrede
begleitet,
von
P. Maurus Lindemayr,
Benedictinern und ehemaligen Priorn zu Kloster Lambach, dermalen Seelsorgern zu Neukirchen.

Augsburg,
verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1769.

Titelseite aus Grasers Darstellung der Predigtpraxis mit Regeln und Mustern sowie einem Vorwort des Lambacher Benediktiners P. Maurus Lindemayr, Augsburg 1769. (StBKr 4° Bma 3)


AUSPICIIS SERENISSIMI PRINCIPIS
CAROLI THEODORI
COM. PALAT. RHENI BOIORVM DVCIS ELECTORIS
SOCIETATIS LITTERARIAE
AD EXCOLENDAM ELOQVENTIAM SACRAM INSTITVTAE
PROTECTORIS CLEMENTISSIMI
Rerum clarissimum, suisque titulis et honoribus ornandum, Reuerend. D. P. Rudolphum Graser, O. S. Bened. Professum Cremifanensem, p. t. Parochum in Fischelheim, reliqu. reliqu.
Electoralis Societatis Socium ordinarium, hoc Diplomate nobis adiungimus. Cuius rei, vt publica fides existat, Diploma hoc Sigillo Societatis munitum eidem tradi voluimus.
Monachii die 20. Febr. Anno MDCCLXXVIIII.
Theodorus Schlemayr Rector Societatis
Lud. Fronhofer Secret.

Ehrenvolle Aufnahme P. Rudolf Grasers in das Münchener „Predigerinstitut" unter dem bayerischen Kurfürsten Carl Theodor am 20. Februar 1779. (StAKr P 1/IV)


P. Rudolph Grasers,
stiftkremsmünsterischen Pfarrers, zu Ried
im Traunviertel Oberösterreichs,
Toleranzbibel,
oder
sämmtliche Geschichten des alten und neuen Testamentes
ein
ergetzendes, belehrendes, erbauendes
Hausbuch,
für die drey christlichen Religionen
Ohne Unterscheid,
in der Volkssprache geschrieben
178

Kalligraphisches Titelblatt zu Grasers „Toleranzbibel, | oder | sämmtliche Geschichten des alten und neuen Testamentes | ein | ergetzendes, belehrendes, erbauendes | Hausbuch, | für die drey christlichen Religionen, | Ohne Unterscheid, | in der Volkssprache geschrieben. | 178[?]". (StBKr CCn 89 u. CCn 90)


Die
Kayserliche Deutsche
Grammatick,
Oder
Kunst die deutsche Sprache
recht zu reden,
Und ohne Fehler zu schreiben,
In Vier Theilen
Mit einem Examine und zulänglichen
Vor- und Anmerkungen,
Zum Nutzen
Des gemeinen Wesens, und deren, welche des regelmäßigen Verstandes und reinen Ausdruckes in eigener Sprache mächtig seyn wollen, oder ihres Amtes und ihrer Geschäfte halber seyn sollen.
Mit sonderbarem Fleiß deutlich und vollkommen
IN OTIO VIENNENSI
Ausgearbeitet
Von Johann Balthasar von Antesperg, verschiedener des H. R. R. Fürsten und Stände Rath, Redner und Agenten am Kayserl. Hofe.
Zweyte und verbesserte Edition samt einem Register.
Mit allergnädigster Kayserlicher Freyheit.
In Wien zu finden (1) bey Johann Ignatz Heyinger, Buchdrucker in der Römerstrasse. (2) Bey Leopold Grund in seinem Gewölb neben dem Hauptthor bey St. Stephan/wo die Schulbücher verkauft werden.

Titelseite zu Joh. Balthasar v. Antesperg, „Die Kayserliche Deutsche Grammatick [...]", 2., verb. Aufl., Wien o.J. (1749). (StBKr 8° Fi 366)

Chronik des Ordens

Bibliotheken und Sammlungen im Kloster Disentis

Ein aktualisierter Bericht

Die Disenter „Bibliotheksgeschichte" wurde durch P. Iso Müller, den umsichtigen Historiographen der Bündner Oberländer Abtei, in den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens" nachgezeichnet (SMGB 85, 1974, 548–558). Obwohl eines der ältesten Klöster nördlich der Alpen – die Ursprünge datieren etwa um 700 – finden sich überraschenderweise in Disentis weder in der Bibliothek noch in den Sammlungen namhafte alte Schätze. Zum anderen war es im Laufe der Geschichte von mehreren Unglücksfällen betroffen, vom Sarazeneneinfall von ca. 940, von Bränden in den Jahren 1387, 1514, 1621, dann vor allem von der Einäscherung im Franzosenkrieg 1799 und schliesslich von der Brandkatastrophe von 1846. Was sich trotzdem noch an Spuren der Disenter Bibliotheksgeschichte ausfindig machen liess, hat P. Iso Müller in seinem Beitrag nachgezeichnet. Er schloss die Ausführungen mit dem Ausblick: „Für eine klösterliche Zentralbibliothek wird die fast nicht mehr benützte Marienkirche (jedoch ohne Krypta) ins Auge gefasst, da nur hier der entsprechende Raum für die immer zahlreicheren Bücher gefunden werden kann." Über die Realisierung des damit angesprochenen Vorhabens und sein weiteres Umfeld soll hier berichtet werden.

1. Die neue Klosterbibliothek

In den 1960er Jahren war die Disenter Klosterbibliothek noch im ersten Stockwerk des barocken Gebäudes untergebracht, zwei Fensterachsen und der dazu gehörige Abschnitt des Ganges bildeten den Grundriss. Jede Ecke und Nische war mit Büchern ausgefüllt. Die Bestände waren nach dem Vorbild der Einsiedler Klosterbibliothek in 57 Sachgebieten aufgestellt, die Nummernkontingente jedoch gänzlich erschöpft. Nun richtet sich eine Klosterbibliothek aber – ausser nach den Vorlieben des jeweiligen Bibliothekars – stets nach den Bedürfnissen der Mönche. Zu jener Zeit war eine grössere Gruppe junger Mitbrüder in Disentis eingetreten und befand sich im Theologiestudium. Nicht zuletzt auf Initiative der vier „Sant' Anselmianer" ging daher die Reorganisation der Bibliothek vonstatten. Während der langen Sommerferien arbeiteten sie fast jede freie Minute, die sie nebst Klosterführungen, Garten- und Küchenarbeit und dem Spitzen von Leitungskanälen noch finden konn-

ten, in der Bibliothek. Zuerst musste durch Ausgliedern älterer Bestände Platz geschafft werden, auf dem Klosterestrich wurde hierfür ein Depot eingerichtet. Dann ging es an die regelkonforme und maschinengeschriebene Neukatalogisierung. Die Reorganisation ging zügig voran, und seit 1970 waltet der Germanist und Kunsthistoriker P. Daniel Schönbächler als verantwortlicher Bibliothekar der Klosterbibliothek Disentis – sozusagen im Ein-Mann-Betrieb und Nebenamt.

Die von P. Iso Müller erwähnte Marienkirche wurde nach der Restauration des Klosters unter Abt Benedikt Prevost 1895/99 nach den Plänen des bekannten Kirchenarchitekten August Hardegger aus St. Gallen errichtet. Sie ergänzte den bergseitigen Nordflügel der schon im barocken Plan vorgesehenen Rechtecksanlage und bezog die drei Apsiden der bis dahin erhalten gebliebenen romanischen Marienkirche als Krypta mit ein. Die neue Kirche war als Wallfahrtskirche gedacht, eine pompöse Rosenkranztreppe führte zu ihr hinan. Doch dann wurde sie zur „Studentenkirche" für die zahlreicher werdenden Internatsschüler. Mit dem „Strukturwandel" der katholischen Kollegien verlor die Hardeggerkirche ihre Aufgabe. Andererseits hegte der Konvent den Wunsch nach einer heizbaren Winterkirche für die Werktagsgottesdienste. Unter der Ägide des Rapperswiler Architekten Felix Schmid wurde 1980/83 der Umbau vorgenommen. Der Raum der alten romanischen Kirche wurde wiederhergestellt und als neue Marienkirche gestaltet. Nach denkmalpflegerischen Vorstellungen musste die „Aussenhaut" der Hardeggerkirche bestehen bleiben. In ihrem Innern aber wurden Zwischengeschosse eingezogen, um Platz für ein Klostermuseum zu schaffen und zuoberst, im Gewölberaum, die Klosterbibliothek unterzubringen.

Am 21. April 1985 war es soweit, Abt Viktor Schönbächler konnte die neuen Bibliotheksräume im Gewölbe der ehemaligen Marienkirche einweihen. Die Klosterbibliothek Disentis ist nun insgesamt für eine Kapazität von 150000 Bänden ausgelegt und umfasst separate Räume für Kataloge und Lexika, für das Magazin der katalogisierten und ausleihbaren Bücher, für die Zeitschriften, für das Depot und für die Dubletten. Nicht nur die alte Klosterbibliothek, in der sich jetzt das Dekanat der Abtei befindet, sondern auch die Ablagen im Estrich und die rund 6000 Bände der sogenannten Kapuzinerbibliothek, die als Hinterlassenschaft der rätischen Kapuzinermission in Graubünden im östlichen Kirchturm verstaubten, konnten in die Schiebegestelle der neuen Magazine überführt werden. Zusammen mit den seither dazugekommenen Neueingängen ist schon der meiste Teil belegt, so dass in absehbarer Zeit das „Spiel" von Ausgliederung und Platzbeschaffung von neuem wird beginnen müssen.

Bei der Reorganisation der Bibliothek wurde die alte Aufstellung nach kleinteiligen Sachgebieten aufgegeben – auch die Auffassung von Sachgebieten spiegelt ja die Geschichte der Theologie, „Akatholica" wäre heute ein schleierhafter Einteilungsgrund, „Ökumene" dagegen existierte lange Zeit noch nicht. So wurde lediglich eine ganz grobe sachliche Unterscheidung in der neuen Magazinbibliothek beibehalten. Die differenzierte Aufschlüsselung

geschieht über den Katalog. Dieser umfasst nebst dem Autorenverzeichnis einen systematischen Teil, der durch Register erschlossen wird und ausser der Fachsystematik auch einen biographischen Teil für die Sekundärliteratur sowie ein Orts- und einen Länderkatalog umfasst. Das Vorbild lieferte Ende der 1960er Jahre der „Mainzer Sachkatalog" von Hans Wilhelm Eppelsheimer, wie er in der Universitätsbibliothek Tübingen angewandt wurde. Inzwischen fragt man sich natürlich, ob nicht längst eine EDV-Katalogisierung fällig wäre. Geprüft wurde diese Frage sehr gründlich, als Disentis in einem gesamtschweizerischen Projekt „Kommunikationsmodellgemeinde" war. Angestrebt wurde ein Katalogverbund mit der Kantonsbibliothek Chur und darüber hinaus ins schweizerische Bibliotheksnetz. Leider sind die Bemühungen gescheitert. Nicht nur technische Probleme standen im Wege, sondern auch vor allem hohe Betriebskosten. So muss sich der Benützer der Klosterbibliothek auch weiterhin durch die Zettelkästen hindurchfinden.

Das Schwergewicht der „Sammlungstätigkeit" liegt verständlicherweise bei der theologischen, monastischen und historischen Literatur. Jüngst erfuhr die Bibliothek einen buchstäblich schwergewichtigen Zugang von exegetischer Literatur: Der Nachlass unseres Mitbruders und Professors für Altes Testament in Salzburg, P. Notker Füglister, hatte ein Gewicht von 6 Tonnen. Ein Lieferwagen genügte für den Transport nicht, es war ein veritabler Lastwagen vonnöten. Ergänzend zur Theologie kommen Philosophie, Psychologie, Literatur und Kunstgeschichte – eben das, was notwendig oder hilfreich ist, wenn man ein zeitgemässes Gymnasium führen will. Separate „Professorenbibliotheken" sollen über den zentralen Katalog erschlossen werden, eine Zeitlang wurde auch die Schülerbibliothek erfasst. Eine separate Sammlung von Gebetsbüchern hat P. Ansgar Müller zusammengetragen, jedoch noch nicht katalogisiert. Die Musikbibliothek wird ebenfalls getrennt geführt und hat im 1969/73 errichteten Schulneubau Platz gefunden. Nominell ist Abt Pankraz Winiker Musikbibliothekar, für die Besorgung der anfallenden Arbeit ist Br. Urs Probst besorgt. Es wurde ein eigenes EDV-Katalogsystem mit systematischer Erschliessung der Tonträger entwickelt.

Mit einer einmaligen Spezialität kann die Klosterbibliothek Disentis aufwarten: mit der Rätoromanischen Bibliothek. Disentis liegt in jenem Teil Graubündens, in dem das einheimische Idiom, das „Surselvische", noch von der Mehrheit der Bevölkerung gesprochen wird und Schulsprache in den unteren Primarklassen ist. Am Gymnasium der Kosterschule wird ein romanischer „Zug" bis zur Maturität geführt. Im Konvent selber sind zwar leider nur wenige, die romanischer Muttersprache sind, doch gehört es selbstverständlich zur Ausbildung der Kleriker, dass ihnen auch Romanischunterricht angeboten wird. Nicht zuletzt in der Pflege der romanischen Buchkultur spielte das Kloster einst eine namhafte Rolle. Der eigentliche Begründer der selbständigen Romanischen Bibliothek ist P. Basil Berther (1858–1931). Zu ihrer Eröffnung sammelte er alles, was noch irgendwie an romanischen Druckerzeugnissen aufzutreiben war. 1928 urteilte Gugliem Gadola: „Was die surselvisch-romanische Literatur anbelangt, ist sie die vollständigste von allen." Heute aller-

dings steht sie hinter der Kantonsbibliothek Graubünden zurück. Doch nach wir vor ist es das Bestreben, das rätoromanische Schrifttum in Disentis möglichst vollständig zu sammeln. Es finden sich denn auch immer wieder Besucherinnen und Besucher zu Forschungszwecken in Disentis ein – sogar junge Romanistinnen aus russischen Universitäten! Die Romanische Bibliothek erhielt 1988 im untersten Gang des barocken Klosters, der von der Klausur ausgenommen ist, neue Räumlichkeiten. Eine Compactus-Anlage bietet auch hier eine optimale Nutzung des vorhandenen Platzes. Ausserdem ist von vornherein die Möglichkeit einer Bibliothekserweiterung im darunterliegenden Keller offengehalten worden. Dringend ist eine umfassende Neukatalogisierung und Erschliessung der Bestände. Jedenfalls wartet eine Menge Arbeit auf den jungen Bibliothekar P. Vigeli Monn, der zur Zeit noch im Studium der Altphilologie in Salzburg ist.

2. Die Sammlungen

Die meisten Bibliotheken zählen zu ihren Beständen nicht nur Bücher und Zeitschriften, sondern auch Druckgrafik. «Grafik» ist eine Sammelbezeichnung für künstlerische Vervielfältigungstechniken wie Holzschnitt, Kupferstich, Radierung, Lithographie und diesen verwandte Techniken. Eigentliche Künstlergraphik ist in Disentis wenig vertreten. Die weitverbreitete Kleinkunst des 19. Jahrhunderts dagegen, gedruckte Landschaftsstiche oder Veduten, fand auch hier Beachtung, sofern sie unsere Gegend betraf. Die religiöse Gebrauchsgrafik allerdings, vor allem das aus der Buchillustration hervorgegangene selbständige kleine Andachtsbild, war auch bei den Mönchen beliebt. Beide Gebiete wurden in Disentis vom Volkskundler und Kunsthistoriker P. Notker Curti (1880–1948) zu selbständigen Sammlungen ausgebaut. Zu den grösseren Andachtsbildern, die nur in kleinen Auflagen gedruckt wurden, gehört der 1640 datierte Kupferstich des Zürichers Conrad Meyer mit der Legende der Klosterheiligen Placidus und Sigisbert . Diese und einige ähnliche Kostbarkeiten werden im Archiv oder in der kunsthistorischen Sammlung konserviert. Das sogenannte «kleine Andachtsbild» dagegen gehört in die «Bildchensammlung» , welche P. Clemens Feurer (1921–1984) in den 1950er Jahren in Tag- und Nachtarbeit geordnet, erweitert und durch eine äusserst differenzierte Ablegeordnung und einen entsprechenden Katalog erschlossen hat. Die Sammlung umfasst mehrere Zehntausend Andachtsbildchen, angefangen bei den kostbaren Pergament- und Spitzenbildchen bis zu modernen Drucken. Nachdem P. Clemens in den Weltklerus übergetreten war, blieb die grafische Sammlung zwar wohl behütet, die Sammlungstätigkeit geriet allerdings angesichts der Druckschwemme des 20. Jahrhunderts und der markant gestiegenen Antiquariatspreise ins Stocken. Lohnenswert wäre es jedoch, aus den vorhandenen Beständen die eine oder andere Sonderausstellung zusammenzustellen. Allein zum Motiv des Herzens lassen sich in der Disentiser Sammlung etwa 2000 Belege anführen, die eine interessante Illustration zur Frömmigkeitsgeschichte abgeben. Der Teilbereich der Exlibris,

der gedruckten Bucheignerzeichen, dagegen erfuhr vor einigen Jahren einen namhaften Zuwachs und wurde weitgehend nach Besitzern bzw. Künstlern und Motiven katalogisiert.

Eine besondere Sparte der Gebrauchsgrafik bilden in unserem Jahrhundert die Postwertzeichen. Rund um den Erdball sind sie zu einem beliebten Sammlungsgegenstand geworden, und es verwundert nicht, dass auch das Kloster Disentis seine Briefmarkensammler hat. Sammeln lässt sich jedoch auf unterschiedliche Weise. Br. Gabriel Rickenmann (1905–1973) spezialisierte sich nicht nur auf besondere Länder, sondern begann auch gezielte Motive zu sammeln. Bei der Präsentation in Buchalben waren ihm Mitbrüder für Begleittexte sowie Illustration behilflich. Was dabei entstand, kann sich sehen lassen. Im Jahr 1957 bekam Br. Gabriel an der internationalen Briefmarkenausstellung christlicher Motive im Fürstensaal zu Einsiedeln für seine Sammlung «Geschichte und Kultur der abendländischen Mönche» den ersten Preis. Und 1960 holte er sich an der internationalen Briefmarkenausstellung in München eine Goldmedaille und ein Ehrendiplom. Neben den drei «Ordens-Mappen» sind eine Mappe zu Personen des Alten Testaments und zwei Mappen zur Schöpfung entstanden. Auch da würde es sich lohnen, diese Motivsammlung wieder einmal öffentlich zu zeigen. Betreut wird die Briefmarkensammlung zur Zeit von Br. Lukas Heim.

Das «Logis» in einem alten Gewölberaum teilt die Briefmarkensammlung mit der Münzsammlung, für die P. Notker Curti einst möglichst alle Taler, Batzen und Groschen der Schweizer Kantone erworben und Numismatica verschiedenster europäischer Länder zusammengetragen hatte. Die späteren Kustoden sahen sich aber gezwungen, sich weitgehend mit dem «sicheren Aufbewahren» zu begnügen und auf die propagierten Abonnemente der Sammleragenturen zu verzichten. Die jeweiligen Sätze der neuen Schweizer Prägungen werden angeschafft, lange Zeit galt dies auch für die Münzen des Vatikanstaates. Gedenktaler gehören auch zur Münzsammlung, schwieriger wird es schon mit den Medaillen und Schützenabzeichen, die eher in die volkskundliche Sammlung gehören.

Damit kommen wir zu jenem Sammelgut, das auf die barocken «Kunst- und Naturalienkabinette» zurückgeht und im Verlaufe der Zeit fast zwangsläufig in jedem traditionellen Benediktinerkloster zusammengetragen wurde. Als «absonderliches Gemisch von wirklichen Kunstgegenständen mit Naturalien, Raritäten aller Art, physikalischen Instrumenten, mikrotechnischen Wunderwerken und exotischen Kuriositäten» hatte Erwin Poeschel, der Inventarisator der Bündner Kunstdenkmäler, diese Sammlungen charakterisiert. Wenn auch das barocke Kloster Disentis etwas dergleichen besessen haben sollte, so wurde es ein Opfer der «Franzosenkriege» . Jedenfalls musste 1799 die kostbare Kristallsammlung des originellen und universalen P. Placidus a Spescha (1752–1833) zur Bezahlung der Kriegskontribution ausgeliefert werden und ist seither spurlos verschwunden. Dass in Disentis zu Beginn dieses Jahrhunderts eine neue, breit gefächerte volkskundliche Sammlung entstand, ist wiederum das Verdienst des Kunsthistoriker P. Notker Curti. Die

Biologen P. Karl Hager (1862–1918) und P. Norbert Widmer (1900–1983) ihrerseits waren für den Aufbau des Naturalienkabinetts besorgt.

3. Das Klostermuseum

Schon seit längerer Zeit bestand der Wunsch, die auf engstem Raum im Hardeggertrakt zusammengepferchte «notkersche» Sammlung und das im Dachgeschoss des Internats untergebrachte Naturalienkabinett öffentlich in einem Museum zu präsentieren. Die Idee wurde in den Umbau der Marienkirche einbezogen, mit dem sich Hausmeister P. Pirmin Gnädinger und die Baukommission seit 1978 befassten. Die Detailplanung für das Museum begann 1986. Unter der Leitung von Konservator P. Bernhard Bürke wurde die kunsthistorische Sammlung aufbereitet, unter Konservator P. Ansgar Müller die naturgeschichtliche Sammlung. Beide Abteilungen zogen entsprechende Fachleute und Grafiker bei. Am 15. Mai 1992 konnte das Klostermuseum Disentis offiziell eröffnet werden.

Über das angepasste östliche Treppenhaus wird der Besucher zum Eingang geleitet. Von dort gelangt er in den ersten hohen Raum, den ehemaligen Kapitelsaal. Anhand ausgewählter Kunstwerke erhält er einen knappen Überblick über die Entwicklung der sakralen Kunst in Graubünden. Die ältesten Altargeräte, Gewänder und Statuen reichen bis in die Zeit um 1200 zurück. Der zweite Raum, der Altarbezirk der ehemaligen Kirche, gibt Einblick in die 1300jährige Geschichte der Abtei Disentis. Völlig einmalig sind die Fragmente von bemaltem Stuck aus dem 8. Jahrhundert. Ebenso sind die erste Mitra eines Disentiser Abtes und ein Foliant mit gregorianischen Choralmelodien zu sehen. Auch Fragen des heutigen Klosterlebens kommen zur Sprache. Im Raum des ehemaligen Kirchenschiffes bilden Textilien aus dem 14. bis 19. Jahrhundert, eine Sammlungsspezialität von P. Notker Curti, einen Schwerpunkt. Andererseits ist das christliche Brauchtum mit einer Fülle von Objekten von der Weihnachtskrippe bis zum Grabkreuz dargestellt. Im Gegensatz zum Bündnerischen Lokalkolorit steht die Sonderausstellung mit griechischen und russischen Ikonen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, die als Schenkung ins Kloster Disentis gekommen war.

Über eine Rundtreppe gelangt man ins Galeriegeschoss des Museums mit der naturgeschichtlichen Ausstellung. Im ersten Raum erhält der Besucher eine geologisch-mineralogische Übersicht über die Region Disentis/Lukmanier. In einem verdunkelten Kabinett werden bedeutende Kristalle und Mineralien der einheimischen Strahler präsentiert. Hinzu kommen Informationen über die Tätigkeit des Strahlens von einst und heute, über Gesteinsvorkommen im Gotthard- und Aaremassiv zwischen Piz Scopi und Tödi und die Verarbeitung und Verwendung des Specksteins. Es werden auch Leistungen der Disentiser Konventualen P. Placidus a Spescha, des Pioniers des rätischen Alpinismus und der naturwissenschaftlichen Forschung in Graubünden, sowie von P. Karl Hager gewürdigt. Der zweite Raum zeigt die einheimische Fauna, von den Fischen und Vögeln bis zu Hirsch, Murmeltier und Adler. Dabei wer-

den die Exponate nach ihren Lebensbereichen und Vorkommen geordnet, nach Gewässer, Kulturland/Siedlung, Waldgebiet und Alpiner Zone. Die um die Stützpfeiler angeordneten sechseckigen Teildioramen gehen in Vitrinen und Stellwände über. Der Kontrast zur neubarocken Hardegger-Architektur wird ironisch thematisiert, wenn ein Kolkrabe oben auf dem Gesims sitzt. Der Grundstock der Exponate geht auf die Forschungsarbeit der Disentiser Patres und ihre Tätigkeit an der Schule zurück. Doch ein nicht unbedeutender Teil musste erneuert und ergänzt werden. Es war ein Glücksfall, dass uns eine junge, in Österreich ausgebildete Tierpräparatorin engagiert zur Seite stand. Auch die naturgeschichtliche Ausstellung im Kloster Disentis beschränkt sich bewusst auf die Region und bildet in diesem Sinne eine lokale Ergänzung zum Bündner Naturmuseum in Chur, zum Nationalparkmuseum in Zernez und zum Regionalmuseum Stampa im Bergell.

Das Disentiser Klostermuseum, dessen Gesamtdirektion bei P. Bernhard Bürke liegt, ist an drei Werknachmittagen geöffnet, in der touristenarmen Zwischenzeit an einem Nachmittag. Dazwischen werden auch Führungen für angemeldete Gruppen angeboten. Auf diesem Wege konnte der Besucherstrom, der sich über das Kloster ergiesst, sinnvoll kanalisiert werden. Das Museum erfreut sich einer beachtlichen Besucherzahl und findet sowohl bei Fachleuten wie bei Laien lobende Anerkennung. Mit dem Museum ist die Sammlungstätigkeit allerdings nicht abgeschlossen. Vor allem muss eine Sammlung auch dokumentiert werden. Bei der Inventarisierung der zahlreichen volkskundlichen und frömmigkeitsgeschichtlichen Gegenstände ist uns ein Beamter i. R. des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich mit seinem Unerschöpflichen Wissen eine wertvolle Hilfe.

Sammeln kann verschieden motiviert sein. Wenn in Klöstern gesammelt wird, so möge dies einen Bezug zum Lebensraum haben, in den die Mönche – als Glied in der Kette – eingefügt sind. Sammeln also als eine Art, ehrfurchtsvoll das Erbe der «Vorläufer» zu bewahren und das Streben und Bemühen der eigenen Generation zu dokumentieren

Daniel Schönbächler OSB *Disentis*

Historische Beiträge in benediktinischen Hauszeitschriften des deutschen Sprachraums

Maria Einsiedeln 1997, Heft 1: 900 Jahre Kloster Marienberg (J. Salzgeber); Heft 3: Zur Edition des Gebetbuches von Abt Ulrich Rösch aus dem Jahre 1472 (J. Salzgeber); Heft 4: Gabriel Bucelin und seine Beziehungen zum Kloster Einsiedeln 1 (C. Neesen); Heft 5: Gabriel Bucelin und seine Beziehungen zum Kloster Einsiedeln 2 (C. Neesen); Heft 6: 1000jähriges Jubiläum Abt Gregor 966–1996 und Abschluss der Restaurierung. Ansprache von Bundesrätin Ruth Dreifuss; Das Kloster Einsiedeln und die Französische Revolution. Berichte und Erlebnisse 1 (J. Salzgeber); Heft 7/8: Die Linthportkapelle bei Tug-

gen. Eine aufsehenerregende Heilung im Jahre 1580 (J. Salzgeber); 22 Jahre Restaurierung Klosterkirche (M. Meyer); Heft 9: So um die Grosse Engelweihe von 1997 (J. Salzgeber); Heft 10: Von der Leutschen und vom Leutschner. Der Weinberg des Klosters Einsiedeln oberhalb von Freienbach (J. Salzgeber); Die Klosterpatrone Maria und Meinrad. Eine Scheibe des Abtes Ludwig II. Blarer kommt nach Einsiedeln (J. Salzgeber); Das Kloster Einsiedeln und die Französische Revolution. Berichte und Erlebnisse 2 (J. Salzgeber); Heft11: Sonderbundskrieg 1847. Spuren in der Korrespondenz von Abt Heinrich Schmid (J. Salzgeber); Das Kloster Einsiedeln und die Französische Revolution. Berichte und Erlebnisse 3 (J. Salzgeber); Heft 12: Johann Joseph Moosbrugge, Kunstmarmorierer (J. Salzgeber).

Mariastein, Heft 12: Das St. Gallus-Stift in Bregenz: Von der Ausweisung der Mönche 1941 bis zum Verkauf 1981/82 (L. Schenker).

Disentis, Heft 1: Das Kloster Fischingen und seine Geschichte (D. Schönbächler); Legende der hl. Idda von Toggenberg (A. v. Bonstetten); Heft 3: Über Bibliotheken und Sammlungen im Kloster Disentis (D. Schönbächler).

Stephania Nr. 69 (1997) Abt Barnabas Huber, Gründungsabt von St. Stephan (Th. Rolle).

Alt und Jung Metten 63 (1996/97): Gregor von Scherr (A. Landersdorfer); Die Musikgeschichte des Klosters Metten (S. Sicklinger); 64 (1997/98) Heft 1: das Generalkapitel der Bayerischen Benediktinerkongragation 1997 in Ottobeuren (St. Haering).

Die beiden Türme 33 (1997) Heft 2: Niederaltaicher Leichen- und Jubelpredigten (G. Schrott).

Brief an die Freunde (von Rohr) Nr. 34 (1997): Adalbert von Prag – ein europäischer Heiliger.

Ettaler Mandl 76 (1997) Nr. 1–2: Petrus Canisius und Ettal (L. Koch/ P. Glasthaner).

Pax. Das Magazin des Benediktinerstiftes Admont (1997) Heft 2: Forstgeschichte des Stiftes (H. Neuner); Aus der Geschichte des (Apotheken-) Westtraktes 1. Teil: Vom 17. Jh. bis zum Brand von 1865 (J. Tomaschek).

Melker Mitteilungen Nr. 163 (1997): Der Hiesberg und seine Besonderheiten 3 (J. Eisenbauer).

Vereinigung der Freunde der Benediktinerabtei Ottobeuren 22 (1997): Der Ottobeurer Konvent nach der Aufhebung des Reichsstiftes in der Säkularisation (M. Mayer)

Restaurierung des Einsiedler Codex 277 (1014):

Mechthild von Magdeburg, Fließendes Licht der Gottheit[1]

Vor einigen Jahren konnte ich in den „Studien und Mitteilungen" über das große Sanierungsprogramm der Stiftsbibliothek Einsiedeln berichten[2]. Seither ist die Realisierung dieses großen Vorhabens gut vorangeschritten. Die erste Phase ist abgeschlossen. Mitte Juli 1996 konnten die neuen Räumlichkeiten im Keller, das große Büchermagazin und der Kulturgüterschutzraum, eingeweiht und bezogen werden. Noch im Sommer und Herbst jenes Jahres wurde der Bestand der Barockbibliothek für die Dauer der Restaurierung dorthin ausgelagert, ebenso konnten die Zeitschriften definitiv dort untergebracht werden. Auch die Handschriften und Inkunabeln fanden ihren endgültigen Platz im Kulturgüterschutzraum. Seither sind wir daran, auch die übrigen Bestände des bisherigen Dachmagazins – soweit augenblicklich Raum frei ist – im Keller unterzubringen, immer darauf bedacht, daß die Bibliothek benützbar bleibt.

Der positive Entscheid des Klosterkapitels vom 6. Juli 1996 erlaubte sodann, unverzüglich auch die Restaurierung der Barockbibliothek sowie die Schaffung neuer Katalog- und Arbeitsräume und des Lesesaales an die Hand zu nehmen. Die Wintermonate dienten vor allem genaueren Untersuchungen im Barocksaal, ergänzend zu den schon früher vorgenommenen Voruntersuchungen, um die Originalfassung des Saales von 1738/40 voll erkennen zu können, die 1871/72 stark verändert worden war[3]. Diese Untersuchungen erbrachten einige ganz unerwartete Überraschungen. Ich nenne die wichtigsten: 1. Nach der Demontage der bisherigen Büchergestelle zwischen den Fenstern im Saal (von 1871) – die Galerie ist noch im Originalzustand erhalten –, fanden sich auf der Westseite alle zwölf damals ersetzten Büchergestelle, die inzwischen aufgrund von Stuckresten auf den Seitenwänden wieder an ihrem ursprünglichen Platz zwischen den Fenstern stehen und der Restaurierung harren. 2. Nahm man bisher an, die Dekoration des Saales sei ein Werk *Joseph Anton Feuchtmayers*, ergab sich aus genaueren Analysen der Rechnungsbücher des Bauherrn Abt *Nikolaus I. Imfeld* sowie aus stilistischen Vergleichen, daß diese Zuweisung falsch ist, und die Stuckaturen ein Werk des Vorarlberger Meisters *Joseph Mayer* sind.

Die Restaurierung schreitet voran. Nachdem noch im Herbst 1997 die Decke fertig restauriert sein wird, kommt sodann der Saal an die Reihe. Und wir hoffen, daß bis zum Herbst 1998 die Barockbibliothek wieder ihr originales Aussehen bekommt.

---

1) Leicht verändertes und um die Restaurierungsarbeit ergänztes Referat vor dem Lionsclub Schwyz vom 17. Juni 1997.
2) Vgl. Lang O., Sanierung der Stiftsbibliothek Einsiedeln (SMGB 105, 1994, 464–470).
3) Lang O., Der Barocksaal der Stiftsbibliothek Einsiedeln gestern – heute – morgen (Meinrads Raben 85, 1996, 57–65).

Das ist die eine Seite. Die andere ist die Arbeit in der Bibliothek selbst. Hier steht die Sorge für die wertvollen Handschriften an erster Stelle. Um diese Sorgfaltspflicht wahrzunehmen, wurden – wie schon erwähnt – Handschriften und Inkunabeln zusammen mit anderen wertvollen Drucken im neuen Kulturgüterschutzraum untergebracht, der ihnen größtmögliche Sicherheit und die notwendigen klimatischen Bedingungen bietet. Nachdem ich schon vor Jahren einen Vertrag mit der *Hill Monastic Manuscript Library* über die Mikroverfilmung der Handschriften bis 1600 unterzeichnet hatte, konnte nun endlich dieses Großunternehmen im Sommer 1997 durchgeführt werden. Zur Bedingung machte ich, dass die Verfilmung durch eine ausgewiesene, auch für staatliche Bibliotheken und Archive tätige Firma ausgeführt werde, die Firma Canon/Schweiz (Dietlikon). Pater Aelred Tegels (Saint John's Abbey, Collegeville) bereitete mit mir zusammen die Verfilmung vor. Nun werden die ca. 570 Handschriften verfilmt, was ca. 100.000 Aufnahmen ausmacht. Die Firma Canon richtete dafür bei uns die Kamera ein und stellte zwei Angestellte zur Verfügung, die abwechselnd die Verfilmung vornehmen, während P. Aelred die entwickelten Filme sorgfältig kontrolliert. Ich benutze diese einmalige Gelegenheit, um die vom Bundesamt für Kulturgüterschutz und für den Kanton die geforderten Sicherheitskopien herstellen zu lassen, während der Bund an die anfallenden Kosten eine Subvention von 23 % zugesichert hat.

Während diese Maßnahmen in erster Linie der Sicherheit dieses Kulturgutes dienen, richtete ich das Augenmerk auch auf die Erhaltung der Originale. Anlässlich der Auslagerung der Handschriften in den Kulturgüterschutzraum stellte ich gemeinsam mit unserem Buchbinder, der sich für Buchrestaurierung spezialisiert, ein Inventar der Handschriften zusammen, geordnet nach Kategorien nötiger Restaurierungmaßnahmen: langfristig, mittelfristig oder dringend nötige Restaurierung. Und hier bot sich mir durch eine Spende des *Lionsclub Schwyz* die willkommene Möglichkeit, eine unserer wichtigsten Handschriften restaurieren zu lassen. Am Dienstag, den 17. Juni 1997, konnte ich dem Club in einer kleinen Feier die restaurierte Handschrift vorstellen[4].

„Es ist mir eine aufrichtige Freude und Dankespflicht, Ihnen heute unseren Codex 277 nach seiner Restaurierung, die Sie uns durch Ihre Spende möglich gemacht haben, vorstellen zu können. Daß ich, durch Ihre Spende bewogen, gerade diese Handschrift für die Restaurierung gewählt habe, hat seine besondere Bewandtnis. Der Codex ist nämlich gleich in mehrfacher Hinsicht von einzigartiger Bedeutung.

Codex 277 ist eine Sammelhandschrift mit mystischen Texten des Mittelalters. Der in jeder Hinsicht bedeutendste Teil, Folio 2–166, enthält die mystischen Visionen der heiligen Mechthild von Magdeburg, *Das Fließende Licht der Gottheit*. Den Rest des Bandes bilden weitere Texte der deutschen Mystik [5].

4) Es folgt die leicht veränderte Fassung des Referates.

5) Meier G., Catalogus codicum manu scriptorum qui in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O.S.B. servantur. Tomus I complectens centurias quinque priores, Einsiedeln–Leipzig 1899, 246–248.

Wer ist die Verfasserin? Welches ist der Stellenwert dieses Textes der Handschrift? Wie kommt sie in unsere Bibliothek? – Wie Sie sehen, stellt sich uns im Zusammenhang mit dieser Handschrift eine ganze Reihe von Fragen, auf die ich kurz eingehen will, und Sie werden sehen, daß Sie mit der Ermöglichung der Restaurierung tatsächlich eine große Tat für unsere Bibliothek vollbracht haben!

Die Handschrift in ihrer Bedeutung für die Kenntnis und Geschichte der deutschen Mystik entdeckt und teilweise ediert zu haben, ist das Verdienst des damaligen Domdekans und späteren Bischofs von St. Gallen, *Karl Johann Greith*[6]. Seither ist das Interesse für diese Handschrift und ihren wichtigsten Text, das *Fließende Licht der Gottheit* der Schwester Mechthild von Magdeburg nicht mehr abgerissen.

Allerdings wäre zu bemerken, daß schon einige Jahre zuvor P. *Gall Morel*, der unermüdliche Bibliothekar des 19. Jahrhunderts, in einer Beilage zum Jahresbericht der Stiftsschule, Programm genannt, darauf zu sprechen kam [7]. Er besorgte dann auch auf Anregung Greiths die erste vollständige Ausgabe des Originaltextes[8] und übersetzte ihn gleichzeitig in die heutige Schriftsprache[9].

Seither folgten sich zahlreiche Ausgaben, Übersetzungen oder Auszüge des Textes[10]. Heute ist dieser wichtige Text in einer zweibändigen kritischen

6) Greith K.J., Die deutsche Mystik im Prediger Orden von 1250 bis 1350 nach ihren Grundlehren, Liedern und Lebensbildern aus handschriftlichen Quellen, Freiburg 1861; Karl Johann Greith, 1807–1882, Bischof von St. Gallen 1862–1882, erster Führer der katholischen Partei, scharfer Kämpfer gegen den liberalisierenden Klerus und die staatlichen Übergriffe auf die Kirche, der eigentliche Organisator des jungen Bistums; auf dem I. Vatikanum Redner der Minorität, ein vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller: LThK 4, 1932, 692; HelvSac I/2.2, 1021–1025.

7) Morel G., Geschichtliches über die Schule von Einsiedeln, Einsiedeln 1855, 16.

8) Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder das fließende Licht der Gottheit aus der einzigen Handschrift des Stiftes Einsiedeln (hrsg. von G. Morel, Regensburg 1869, Reprint Darmstadt 1980).

9) Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg aus der einzigen Einsiedler Handschrift des XIII. Jahrhunderts mit unverändertem Texte in jeziger Schriftsprache (hrsg. von G. Morel, Reliquien aus dem Mittelalter V. Das Kloster 4, Regensburg 1869).

10) Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae II. Sanctae Mechtildis virginis Ordinis Sancti Benedicti Liber specialis gratiae, accedit sororis Mechtildis ... Lux Divinitatis. Opus ... (ed. Solesmensium O.S.B. Monachorum cura et opera, Pictavii/Parisiis 1877, 435–643); Leben und Offenbarungen der heiligen Mechtildis und der Schwester Mechtildis (von Magdeburg), Jungfrauen aus dem Orden des heiligen Benedictus II. (hrsg. nach den neuesten lateinischen Ausgaben von J. Müller, Regensburg 1881); Das fließende Licht der Gottheit von Mechthild von Magdeburg ins Neudeutsche übertragen und erläutert von M. Escherich, Berlin 1909; Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit (in Auswahl übers. von W. Oehl, Deutsche Mystiker II, Sammlung Kösel 48, München 1911); Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit nach einer neugefundenen Handschrift (hrsg. und übers. von W. Schleussner, Mainz 1929); Die Gesichte der Schwester Mechthild von Magdeburg. Aus dem „Fließenden Licht der Gottheit" (Insel-Büche-

Ausgabe erschlossen,[11] und Frau Professor Margot Schmidt besorgte dazu eine Neubearbeitung ihrer früheren Übersetzung[12].

Wer ist nun die Verfasserin des *Fließenden Lichts der Gottheit*? Sie ist zu erschließen aus den kurzen autobiographischen Hinweisen im Werk. *Mechthild von Magdeburg*[13] wurde wohl um 1207 in einer ritterlichen Burgmannenfamilie in der westlichen Mittelmark geboren und höfisch erzogen. Als zwölfjähriges Mädchen erlebte sie ihre erste Vision. Um 1230 flüchtete sie aus dem Elternhaus nach Magdeburg in ein Beginenhaus, um fortan, obwohl kränklich, in strengster Askese zu leben. Auch dort hatte sie viele visionäre Erlebnisse. Um 1250 schrieb sie diese selbst auf Geheiß ihres Beichtvaters, des Dominikaners *Heinrich von Halle*, eigenhändig auf als Offenbarungszeugnis, wohl auf Blättern, die dann von *Heinrich von Halle* zum Buch vom *Fließenden Licht der Gottheit* zusammengestellt wurden. Vor Anfeindungen und Drohungen floh sie um 1270 aus Magdeburg und wurde in das Zisterzienserinnenkloster Helfta aufgenommen. Dort begannen, angeregt durch das „Fließende Licht" die Nonnen *Gertrud von Helfta* und *Mechthild von Hackeborn* auch ihre mystischen Erlebnisse aufzuschreiben. Hier wurde auch ihr Buch vollendet. Gegen Ende des Lebens erblindete Mechthild und starb in Helfta um 1282.

Die mystische Schrift „Das fließende Licht der Gottheit" ist seit ihrer Entdeckung bis heute von großer Bedeutung, wie ja auch die neuesten Ausgaben und Übersetzungen beweisen, handelt es sich doch um das erste Werk, in dem das Deutsche in Poesie und Prosa für die Aufzeichnung mystischer Erfahrungen verwendet wurde. Ja, man kann sogar sagen, daß sich in diesem Werk das mystische Erleben zum unvergleichlichen Ausdruck in deutscher Sprache durchringt.

Das *Fließende Licht der Gottheit* gehört zu den höchsten Werken, die aus dem deutschen Mittelalter erhalten sind. Es ist weit mehr als Literatur und darf nicht nur an den künstlerischen Eigenschaften gemessen werden. Hier tritt die Sprache der Ekstase rein, in ihrer gotischen Wendung, hervor. Das Mysterium Gottes offenbart sich der Seherin als alldurchfließendes Licht, in das sie selbst zurückfließen möchte. Sie lebt aus der Gewißheit der ungeheuren Gnade. Es ist eine innige Christusmystik, die einfließt in die dichterische Sprache, welche die Bilderpracht des Hohenliedes mitführt. Mechthilds Visio-

---

rei 404, Leipzig o.J.); Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit (eingef. von M. Schmidt, mit einer Studie von H. U. v. Balthasar, Menschen der Kirche in Zeugnis und Urkunde 3, Einsiedeln 1955).

11) Mechthild von Magdeburg, „Das fließende Licht der Gottheit". Nach der Einsiedler Handschrift in kritischem Vergleich mit der gesamten Überlieferung (hrsg. von H. Neumann) Bd. I. Text, Bd. II. Untersuchungen (besorgt von G. Vollmann-Profe, MTU 100/101, München 1990–1993).

12) Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit (zweite, neubearb. Übersetzung mit Einführung und Kommentar von M. Schmidt, Mystik in Geschichte und Gegenwart, Abt. I. Christliche Mystik 11, Stuttgart 1995).

13) VerfLex^2 6, 1987, 260–270.

nen sind sprachlich ein Meer von Musik, aus dem sich fortwährend die rhythmisch-poetischen Gebilde erheben[14].

Die niederdeutsche Urfassung dieses großen mystischen Liebesgesanges ist verschollen oder verloren. Nur die Übersetzung ins Hochdeutsche hat sich in der einzigen Handschrift Codex 277 in Einsiedeln erhalten. Ihre Entstehung bildet eine der schönsten Episoden der spätmittelalterlichen Mystik auf Schweizerboden[15].

Das Werk wurde dann vor allem durch den Weltpriester *Heinrich von Nördlingen*[16] bekannt gemacht. Er brachte den Text nach Basel[17] und veranlaßte zwischen 1343–1345 im Kreis der Basler Gottesfreunde seine Übersetzung aus dem niederdeutschen Original in die Basler Schriftsprache, das Alemannische (oder Oberdeutsche). Heute gilt es als unwahrscheinlich, daß er selbst die Übersetzung vorgenommen hat. Doch gilt diese Übersetzung, die zur Rettung des Werkes wurde, als das schönste Denkmal der Basler Mystik. In Basel waren damals sowohl das niederdeutsche Original wie dessen lateinische Übersetzung durch den Bruder Heinrich aus dem Predigerorden bekannt. Die alemannische Übersetzung von Basel ist wohl eher das gemeinsame Werk der Basler Begine *Margarethe zum Güldin Ring*[18] und des Chorherrn *Heinrich von Rumersheim*[19]; eine Beteiligung des Mystikers *Johannes Tauler*, der sich damals in Basel aufhielt ist jedoch nicht auszuschließen. Heinrich von Nördlingen empfahl dann das Werk enthusiastisch nach allen Seiten.

Die Einsiedler Handschrift Codex 277 ist also das einzige vollständige Exemplar. Teile und Auszüge in verschiedenen sprachlichen Fassungen sind erhalten in einem elsässischen Fragment in Colmar, in einer ostfränkischen Übersetzung in Würzburg sowie in einer niederösterreichischen in Budapest. Auch aus der lateinischen Übersetzung wurden Rückübersetzungen ins Deutsche vorgenommen. Und wie schon gesagt, erfolgten dann seit dem 19. Jahrhundert moderne Textausgaben und Übersetzungen in die heutige Schriftsprache.

Wie kam die Handschrift nach Einsiedeln? Zu Codex 277 gehört ein Beiblatt mit dem Widmungsbrief, der uns Herkunft und Adressaten vermittelt: *Den swesteren in der vorderen ouwe/ Ir soent wissen/ das das buoch/ das úch wart/ von der zem Guldin Ringe/ das do heist/ das liecht der Gotheit/ des soent ir wol warnemen/ also das es sol dienen in alle húser des waldes/ und sol us dem walde niemer kommen/ und sol ie ein monat in eim huse sin/ also das es umb sol gan/ von eim in das ander/ wenne man sin bedarf/ und soent ir sin sunderlich behuot sin/ wand si sunderlich trúwe zuo úch hatte/ bittent ovch fúr mich/ der ir bichter was/ leider unwirdig. / Von mir Her Heinrich von Rumershein von Basel ze sant Peter.*

14) Muschg W., Die Mystik in der Schweiz 1200–1500, Frauenfeld 1935, 110–112.
15) Muschg W. (wie Anm. 13) 111.
16) VerfLex^2 3, 1981, 845–852.
17) Muschg W. (wie Anm. 13) 290–304.
18) Vgl. HelvSac IX/2, 201, 232, 662, 665.
19) Vgl. HelvSac IX/2, 662, 665.

Eine fast gleichlautende Widmung findet sich auch in Codex 278, einer weiteren Sammlung mystischer Texte: *Den swesteren in alleg. ir soent wissen ds/ das buoch dz vech ward von jungfrovg/ greten zem guldin Ring vo dz kúngunt har/ antwurnte des soent ir wol warnemmen jr/ swesteren in albeg as so das es dienen sol in/ die iiij húser im wald. jr soent wissen ds jrs/ nút vsser dem wald nút soent leng vnd/ sol ie ein Manat in eim huse sin vnd sol mans/ ie wider antwirten jn albeg. / Von mir Her Heinrich von Rumershein ze sant Peter ze Basel der ir beichter was bittend/ ovch fúr mich.* [Von späterer Hand, 14. Jh.] *Dis buoch höret in die vier húser/ in dem walde.* [Von Hand des 16. Jhs.] *Dem gotshusz s. Peter vff dem bach in shwitz gehörig.*

In Einsiedeln gab es schon im 10. Jahrhundert Inklusen. Das älteste Einsiedler Nekrolog nennt *Gisla, Adelmann, Engilrich* und *Engila* [20]. Seit dem 13. Jahrhundert siedelten am Fuß des Höhenzugs westlich von Einsiedeln Schwestern am linken Ufer der Alp. Sichere Nachrichten über diese Waldschwestern datieren aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; sie waren offenbar damals schon dem Abt unterstellt. 1403 ist erstmals von vier Schwesternhäusern die Rede, der Alpegg, der Vorderen und der Hinteren Au sowie der Hagenrüti. Die Alpegg lag westlich von Einsiedeln am Fuße des Chatzenstricks; die Vordere Au am Ort des heutigen Benediktinerinnenklosters; die Hintere Au unterhalb der Samstagern, etwas weiter talaufwärts als die Vordere Au und die Hagenrüti lag zwischen Alpegg und Bolzberg. Die Hintere Au und die Hagenrüti gingen anfangs des 16. Jahrhunderts ein, während die Alpegg und die Vordere Au im 16. Jahrhundert zum heute noch bestehenden Benediktinerinnenkloster Au vereinigt wurden. Zwischen diesen vier Schwesternhäusern und den Mystikerinnen in Basel um *Heinrich von Nördlingen* bestanden Beziehungen. Denn ihnen vermachte die Basler Begine *Margarethe zum Güldin Ring* das Werk der Mystikerin *Mechthild von Magdeburg* „Das fließende Licht der Gottheit“[21] sowie eine weitere Sammlung mystischer Prosa[22]. Die Bücher sollten je einen Monat in jedem der vier Schwesternhäuser zum Studium aufliegen und danach in der Vorderen Au bzw. in Alpegg aufbewahrt werden[23].

Die häufige Inanspruchnahme des Codex 277 bis zur neuesten Ausgabe macht es verständlich (ähnlich wie bei Codex 121, dem berühmten Graduale des seligen Abtes Gregor), daß die Handschrift immer mehr Schaden litt. Ja, es kam so weit, daß der Buchblock aus dem Einband fiel, weil die Schnüre gerissen waren. Eine Restaurierung erwies sich deshalb längerfristig als unumgänglich. Daß sie jetzt durch den Restaurator Herrn Martin Strebel sachgerecht vorgenommen werden konnte, danke ich Ihrem Entgegenkommen. Mit Ihrer Spende von Fr. 8'000.–, gezielt bestimmt für die Restaurierung eines Codex unserer Sammlung, machten sie es mir möglich, diesen schon seit längerem gehegten Wunsch erfüllen zu können. Der Zeitpunkt war günstig. Mußte

20) Cod. 319(645); MGH.Necr. I, 359–361.
21) Cod. 277(1014).
22) Cod. 278(1040).
23) HelvSac IX/2, 661–667.

bisher, d. h. bis zur Fertigstellung der kritischen Ausgabe, der Codex im Haus und zur Verfügung stehen, konnte ich nun die Handschrift ruhigen Herzens für einige Zeit außer Haus geben und die Restaurierung vornehmen lassen. Gemeinsam dürfen wir uns heute über das gelungene Werk freuen, und ich versichere Sie, sehr geehrte Herren, meiner aufrichtigen und tiefen Dankbarkeit. Zu hoffen ist nur, daß in Zukunft andere Ihrem Beispiel folgen werden; denn es gibt noch viel zu tun an unseren alten Handschriften und Drucken".

Worin bestand nun die Restaurierung? Ich erwähnte bereits, daß wegen der häufigen Benützung der Buchblock vom Einband losgerissen war. Hauptsorge des Restaurators war es deshalb, Buchblock und Einbanddeckel wieder zu verbinden. Zunächst wurden Zutaten früherer Reparaturen entfernt: der Pergamentrücken, die modernen Titelschilder usw. Bei der sorgfältigen Untersuchung zeigte sich, daß alle originalen Lederbünde beider Deckel im Falz gebrochen waren, das obere Kapitalband vollständig fehlte und das untere im Falz gebrochen war.

Der Einband wies verschiedene frühere Reparaturen auf, z.B. Heftfäden, die offenbar lose Lagen fixieren sollten. Vermutlich im 20. Jahrhundert war als Verbindung von Buchblock und Deckel innen ein Papierstreifen aufgeklebt worden. Die Rückenhinterklebung aus Pergament war gebrochen oder fehlte ganz. Auf dem Rücken fanden sich verschiedene Fragmente früherer Signaturschildchen. Die Vorsatzblätter waren nicht mehr vorhanden, doch sind auf den Deckelinnenseiten Schriftabklatsche der originalen Spiegel vorhanden; vermutlich handelte es sich je um einen Bogen Pergament, der als Lage geheftet war. Wahrscheinlich könnte man diese Spiegelblätter in den Fragmentensammlungen finden, die P. *Gall Morel* im letzten Jahrhundert aus solchen losgelösten Blättern anlegte.

Das Pergament des Bandes selbst ist in einem sehr guten Zustand, nur einige Seiten weisen leichte Wasserschäden auf; der Buchblock bedurfte folglich keiner Behandlung. Der Buchdeckel ist original 14. Jahrhundert, ein Ganzledereinband mit einfacher Rillenpressung auf Buchenholzdeckeln, und konnte wieder verwendet werden.

Die Behandlung bestand darin, Kapital und Kapitalbund zu erneuern, die Pergamenthinterklebung neu zu machen und den Rücken mit sechs Lagen Japanpapier zu überkleben. Die Leinenbünde mußten neu aufgeheftet und im Deckel fixiert werden. Die fehlenden Schließen (ursprünglich reich verzierte textile Bänder) wurden durch zwei Bänder aus Ziegenleder ersetzt und mit kleinen Riemenblechen mit Ösen an der Vorderkante des Deckels befestigt.

Über die Restaurierung wurde ein ausführliches und detailliertes Protokoll erstellt mit einer Photodokumentation der einzelnen Phasen. So restauriert wird der Codex – bei sorgfältiger Behandlung und Schonung – noch lange Zeit eine Zierde der Stiftsbibliothek Einsiedeln sein.

Odo Lang OSB *Einsiedeln*

Die Jahrestagung der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie vom 10. bis 12. Oktober 1997 in Ottobeuren

Der Dekan der Historischen Sektion, Prof. Dr. P. Ulrich Faust OSB, hatte diesesmal zur Jahrestagung in seine Heimatabtei Ottobeuren geladen, deren Gästehaus mit den schönen, frisch renovierten Räumen uns komfortables Quartier bot. Das erste, was wir von Ottobeuren näher kennenlernen durften – später wurden uns Kirche, Kloster und Museum gezeigt –, war das Archiv. Denn meistens ist es dieser Ort, der für einen Historiker wichtig ist, wenn er neuen Fragen an die Geschichte auf den Grund gehen will. P. Ulrich, der der engagierte Leiter des Archivs ist, stellte uns den Neubau vor, der ganz modernen Anforderungen entspricht. Die Redaktionssitzung der Germania Benedictina unter ihrem Hauptschriftleiter war nächster Programmpunkt: Zum erstenmal war Prof. Vogtherr/Leipzig dabei, der den Band XIII über die Zisterziensermännerklöster in den fünf neuen deutschen Bundesländern und in den ehemaligen deutschen Ostgebieten übernommen hatte. Er berichtete, daß es sehr schwierig sei, kompetente Bearbeiter zu finden, da dieses Forschungsfeld bis in die jüngste Vergangenheit kaum „beackert" worden sei. Band I über die Reformverbände und Kongregationen sollte in Kürze abgeschlossen werden, da Prof. Quarthal sein langersehntes Manuskript übergab. Leider war es in einem unfertigen Zustand und mußte deshalb zur Überarbeitung zurückgegeben werden.

Über den Band IV (Benediktinerinnen in Bayern) berichtete Prof. Quarthal, daß ein Drittel der Beiträge eingegangen sei. Mehr als die Hälfte der Artikel liegen für die Hassia Benedictina, dem Band VII, vor, wie ihr Bearbeiter P. Dr. Franzikus Büll OSB berichtete. Von Prof. Dr. Friedhelm Jürgensmeier, Band IX (Rheinland-Pfalz, Saarland), wurde ein Brief verlesen, in dem er die Drucklegung für Ostern 1998 ankündigte. Dr. Christof Römer, Band X (Mittel- und Ostdeutschland), war leider nicht anwesend. Dr. Waltraud Krassnig, Band III in drei Teilbänden (Austria Benedictina), berichtete über die Drucklegung eines Teils der Austria Benedictina.

Abends erklangen die drei Orgeln der Basilika (die zwei barocken Chororgeln und die moderne auf der Nordempore) in einem schönen Konzert. Josef Miltschitzky und P. Johannes Schaber OSB/Ottobeuren spielten Werke von L.-N. Clérambault, J. Alcock, M. Greene, J. S. Bach und F. Mendelssohn-Bartholdy. Den Abschluß des ersten Tages bildete eine gastfreundliche Geste des „Hausherren" Abt Vitalis Altthaler, der uns in seinen Räumen empfing, einen Umtrunk kredenzte und der Tagung einen guter Verlauf wünschte.

Nach dem Konventamt in der Basilika für die verstorbenen Mitglieder der BBA folgten am nächsten Tag die Tagungsreferate. Arne Jaaska/Los Angeles, beschäftigte sich mit einem Thema, zu dem er seine Dissertation verfaßt hatte: „Der Alexanderkult des Klosters Ottobeuren im 12. Jahrhundert", der mit der Überführung der Gebeine des römischen Märtyrers Alexander von Rom begonnen hatte. PD Dr. Helmut Flachenecker/Eichstätt, Spezialist für Schot-

tenklöster, referierte über das Memminger Schottenkloster St. Nikolaus. Bereits Ende des 12. Jhs., Anfang des 13. Jhs. setzte sein Verfall ein. Es besaß insofern eine Verbindung mit Ottobeuren, als es sich im 15. Jh. zu einem Priorat von Ottobeuren zu entwickeln begann. Sein Besitz ging schließlich an die Stadt über. P. Maurus Mayer OSB/Ottobeuren legte in seinem Vortrag das Schicksal des Ottobeurer Konvents nach der Aufhebung des Reichsstifts 1802 dar. Anhand der Tagebücher des zu diesem Zeitpunkt jüngsten Konventualen P. Basil Miller zeichnete er ein Bild des zusammengebliebenen Konvents, bis 1835 Ottobeuren als Priorat von St. Stephan in Augsburg wiedererrichtet wurde. P. Basil verbrachte diese Jahrzehnte zwangspensioniert im Kloster, die letzten vier Jahre bis zur Ankunft der Mönche aus Einsiedeln war er das einzige Konventmitglied im Gebäude.

Die Exkursion am Nachmittag konnten wir mit einem Bus absolvieren, was Prof. Reiter zu danken ist, der hierfür die Kosten übernahm. Ihm hiermit ein herzliches Vergelt's Gott! Die Exkursion mit Erklärungen von P. Rupert Prusinovsky OSB/Ottobeuren führte in die ehemalige Reichsstadt Memmingen und deren Umgebung, wo zwei in ihren Ausrichtungen völlig unterschiedliche Ordenshäuser besichtigt wurden: das Antonierhaus und die Kartause Buxheim. Doch zuvor wurde die evang.-luth. Stadtpfarrkirche St. Martin besichtigt, deren markanter, im 14. Jh. errichteter Turm das Stadtbild bestimmt. Im 15. Jh. zur größten gotischen Stadtkirche zwischen Lech und Bodensee ausgebaut, wurde sie ab 1524 zum Ausgangspunkt der Reformation in Memmingen. Einige Jahre zuvor war das Chorgestühl geschaffen worden, ein spätgotisches Pendant zum hochbarocken Buxheimer Chorgestühl und eines der großartigsten in Deutschland. Ihm galt unsere volle Aufmerksamkeit. Die 68 Skulpturen gelten als Meisterwerk künstlerischer und psychologischer Erfassung.

Wenige Schritte schräg gegenüber der Stadtpfarrkirche befindet sich das Antonierhaus mit seinen Museen, dem Antonier-Museum und dem Strigel-Museum. Als 1214 den Antoniusbrüdern zu Vienne in Südfrankreich das Kirchenpatronat von St. Martin übergeben wurde, war das für sie der Anlaß, sich in Memmingen niederzulassen, wo sie schließlich eine Generalpräzeptorei einrichteten. Der Antonierorden widmete sich der Krankenfürsorge und hier speziell den am „Mutterkornbrand" Erkrankten. Die Vierflügelanlage, bestehend aus dem Hospital und Wohnräumen der Brüder, ist die besterhaltene spätmittelalterliche Antonierniederlassung in Europa. Sie ging dem Orden nach einer Blütezeit im Spätmittelalter durch die Reformation verloren. Im Museum konnten wir uns über die Tätigkeit und die Geschichte des Ordens informieren. In diesem Gebäude ist auch eine Dauerausstellung über die Memminger Künstlerfamilie Strigel (15. Jh.) untergebracht, deren berühmtester Vertreter Bernhard Strigel Altar- und Porträtmaler Kaiser Maximilians I. war. Anschließend war noch Zeit für einen kurzen Rundgang durch die historische Altstadt, bevor uns der Bus zur Kartause Buxheim brachte.

Ein Plan aus dem Jahre 1755 am Eingang informierte uns über die Klosteranlage, die noch das Typische einer Kartause besitzt: den großen Kreuzgang mit den Zellenhäuschen (hier 22) für die einzelnen Mönche, worin sie abge-

schlossen von der Außenwelt in Meditation und Einsamkeit ganz dem Gebet lebten und ihre Arbeit verrichteten. Aus dieser Verbindung von gemeinschaftlichem Mönchtum und Einsiedlertum entwickelte sich die Klosteranlage der Kartäuser. Buxheim war die einzige reichsunmittelbare Kartause des Heiligen Römischen Reichs (1548). Sie wurde 1402 gestiftet und 1803 säkularisiert und befindet sich heute zum Teil in Staatsbesitz und zum Teil im Besitz der Salesianer Don Boscos. Wir beschritten den grossen Kreuzgang, besichtigten das Refektorium, betraten dann die Kirche und sahen nun, dass der Kreuzgang quer durch die Kirche verläuft und sie so in einen Priester – und Bruderchor teilt. Dieser Kreuzgangslettner ist bei den Kartäusern einzigartig. Ein wahres Meisterwerk konnten wir im Priesterchor bewundern: das von Ignaz Waibl ab 1687 geschaffene Chorgestühl. Es zeigte in der süddeutschen Bildhauerkunst neue Wege auf. Seit 1994 ist es nach einer „Odyssee" von hundert Jahren wieder an seinem Ursprungsort. In der Nordwestecke des Kreuzganges stiessen wir auf die als „Kabinettstück des bayerischen Rokoko" bezeichnete Annakapelle, die von Dominikus Zimmermann 1738–41 umgestaltet und stuckiert worden war. Das gesamte Kloster war schliesslich barockisiert worden, wofür die Gebrüder Zimmermann federführend herangezogen wurden. Mit grossem Interesse „studierten" wir die Ausstellung in den Zellenhäuschen, wo heute die Geschichte des Ordens, die Geschichte von Buxheim und die Lebensweise der Kartäusermönche dargestellt wird.

Zurückgekehrt erhielten wir noch eine Erklärung der Ottobeurer Basilika, eine der bedeutendsten barocken Klosterkirchen Deutschlands, und der Schätze der Sakristei.1737 war mit dem Kirchenneubau begonnen worden , der unter Abt Anselm Erb nach Plänen von J. Effner und J. M. Fischer 1766 vollendet worden war. J. J. Zeiller schuf die Fresken und J. M. Feichtmayer den Stuck. Schon 1731 waren die neuen Klostergebäude fertiggestellt. P. Ulrich Faust nahm sich am Sonntag nach Abschluss der Tagung noch die Zeit, uns durch Bibliothek und Kaisersaal zu führen und die Kunstwerke des Museums zu zeigen.

Abt Vitalis Altthaler von Ottobeuren zelebrierte am Sonntag das Pontifikalamt, assistiert von den geistlichen Mitgliedern der BBA. Die Choralschola stand unter der bewährten Leitung von P. Dr. Stephan Petzolt/Beuron. Es kam eine Messe des Ottobeurer Hauskomponisten Franz Schnizer (1740–1785) zur Aufführung. Anschliessend versammelten wir uns zum Festakt im Salettl der Abtei. Die Medaillenverleihung wurde für zwei Jahre zusammengefasst und so wurden diesesmal sechs Personen als neue Mitglieder in die BBA aufgenommen: Dr. P. Gottfried Glaßner OSB/Melk, Prof. Dr. Konstantin Maier/Eichstätt, Prof. Dr. Alfred Wendehorst/Erlangen, Prof. Dr. Walter Pötzl/Eichstätt, Prof. Dr. Thomas Vogtherr/Leipzig sowie Dr. Detlef Jankowski, Geschäftsführer des Abtei-Herwegen-Institutes. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Walter Pötzl über „Ottobeuren und die niederschwäbische Benediktinerkongregation". P. Ulrich Faust ein herzliches Dankeschön für diese gelungene Tagung!

Waltraud Krassnig *Salzburg*

IN MEMORIAM

P. Dr. Rupert Amschwand OSB

Am 7. Februar 1997 ging für P. Rupert die lange Leidenszeit einer dunklen Nacht zu Ende. Die unheimliche Alzheimer Krankheit hatte sich durch Jahre hingezogen und schliesslich jeden Kontakt mit der Umwelt total verwehrt. Josef Amschwand kam am 17. November 1916 in der Klusen, einem schönen Heimwesen in Wisserlen bei Kerns zur Welt. Zusammen mit fünf Geschwistern erlebte er hier eine wohlbehütete Jugendzeit. Josef wollte Priester werden und besuchte als externer Schüler das Benediktinerkollegium in Sarnen. Er war ein eifriger und aufmerksamer Schüler und wurde besonders von P. Bruno Wilhelm, einem belesenen Österreicher, den es nach der Auflösung des Benediktinerpriorates von Volders (Tirol) ins Kloster Muri-Gries und nach Sarnen verschlagen hatte, gefördert.

1937 trat Josef Amschwand in Muri-Gries bei Bozen ins Noviziat ein und kehrte ein Jahr darauf als Fr. Rupert nach Sarnen zurück, um dort das Gymnasium mit der Matura abzuschließen. Das Theologiestudium persolvierte er in Einsiedeln, wo er 1944 zum Priester geweiht wurde. Nach dreijähriger Probezeit als Lehrer an der Unterstufe kam er zum Geschichtsstudium nach Freiburg. Unter der aufmerksamen Leitung Oskar Vasellas entstand seine vielbeachtete Dissertation „Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri" (Sarnen 1956).

Im Herbst 1953 nahm er den Unterricht in Sarnen wieder auf, jetzt als Geschichtslehrer auf der Oberstufe. P. Rupert legte grossen Wert auf Übersichten und Zusammenhänge. Schon früh wagte er den Mut zur Lücke, indem er bestimmte Perioden fast nur in Stichworten behandelte. Umgekehrt hatte er wieder Mühe, von bestimmten Themen wegzukommen; denn immer mehr trug er die Themen privater Studien in den Geschichtsunterricht hinein. Besonders die Hinwendung zur Lokalgeschichte brachte es mit sich, daß sich P. Rupert zusehends der Schule entfremdete. Er hatte auch nicht mehr die eiserne Kraft, Schüler, die in provozierender Pose zu ihm herabschauten, mitzureissen. So pflegte er nun intensiver pastorelle und humanitäre Belange: Rat und Trost spenden, Kranke besuchen und Trauernde trösten. Mit bewundernswerter Hingabe betreute er durch viele Jahre die Schwerhörigen Obwaldens.

P. Ruperts Hauptverdienste liegen auf dem Gebiet der Forschung. P. Bruno Wilhelm, sein Mentor, hatte den jungen Mitbruder angeregt, aus privater Initiative zu sammeln und zu forschen. P. Rupert erwarb sich eine subtile Kenntnis des Obwaldner Dichters Heinrich Federer. In der Verehrung Federers stand P. Rupert seinem Mitbruder, dem Federer-Spezialisten Sigisbert Frick, nicht nach, doch war er im Urteil und in der Propaganda zurückhaltender. Durch fleissiges Studium wurde Rupert Amschwand auch ein ver-

sierter Kenner der Obwaldner Geschichte. In den jungen Mönchsjahren begann auch seine Bruder-Klaus-Forschung. Die Heiligsprechung des Landesvaters (1947) hatte ihn dazu mächtig motiviert. Er studierte mit gewissenhafter Gründlichkeit Robert Durrers zweibändiges Quellenwerk und sammelte von da an historisch, biographisch und literarisch alles, was sich auf Niklaus von Flüe bezog. Das war die Grundlage für Ruperts grösste historische Arbeit. Es ist der Ergänzungsband zum Quellenwerk von Robert Durrer. Die Obwaldner Regierung edierte dieses imposante Werk, den „Bruder Klaus III.", zum 500. Todestag des Landespatrons. Diese grosse Leistung fand in der Verleihung des Innerschweizerischen Kulturpreises eine verdiente Würdigung. Das war neben der Ernennung zum ausserordentlichen Mitglied der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie (1983) eine wohlverdiente offizielle Würdigung seines Schaffens.

Als er 1989 den Innerschweizer Kulturpreis entgegennehmen konnte, war die zerstörende Krankheit schon merklich fortgeschritten. Der Fortgang dieser unheimlichen Krankheit war für alle, die ihm nahestanden, ein schmerzliches Erlebnis. So drastisch wird die Hinfälligkeit menschlicher Kraft selten erfahren. Nun ist er durch einen langen, finsteren Tunnel zum Licht gelangt, er, der in guten Jahren so vielen armen und gebrechlichen Menschen selber Licht sein wollte.

Leo Ettlin OSB *Sarnen*

Dr. Heinz-Joachim Schulze

Am 15.November 1997 starb nach längerer schwerer Krankheit der ehemalige Direktor des Niedersächsischen Staatsarchivs Stade, Dr. Heinz-Joachim Schulze, im Alter von 71 Jahren. Am18.Juli 1926 ist H.-J. Schulze in Quedlinburg geboren und wuchs in einem evangelischen Elternhaus auf. Studium und erste Berufsjahre führten ihn nach Berlin, wo er seine Laufbahn in der Akademie der Wissenschaften begann. Wegen unvereinbarer politischer Auffassungen wechselte er bald in den Niedersächsischen Archivdienst. Oldenburg und schließlich Stade waren seine Dienststellen. Persönliches Leid brachte ihm der frühe Tod seiner Gattin und seines ältesten Sohnes. In Stade fand er den Weg in die katholische Kirche, wo er seit langem ein aktives Mitglied der lebendigen Diasporapfarrei gewesen ist.

Dr. Schulze war der erste, der die Aktivitäten der Germania Benedictina in Norddeutschland freudig begrüßte und seine Mitarbeit nicht nur versprach, sondern auch für die Bände VI, XI u. XII gehalten hat. Er hat dabei – den Spuren Hermann Tüchles folgend – die Geschichte der einzigen Erzabtei des alten Reiches (Harsefeld) sowie die der Frauenklöster Zeven, Buxtehude, Neukloster und Himmelspforten erforscht, deren Existenz bis zum Jahre 1650 ein Ruhmesblatt unseres Ordens ist. Als Leiter des Staatsarchivs Stade gab er das Stader Jahrbuch heraus. In der Historischen Kommission für Niedersachsen

und Bremen übte er als Mitglied des Vorstandes wesentlichen Einfluß aus. Die beiden stattlichen Bände über die Geschichte des Landes zwischen Weser und Elbe sind sein eigentliches wissenschaftliches Lebenswerk.

Seit 1989 gehörte er der Historischen Sektion unserer Akademie an. Viele lernten ihn bei unseren Jahrestagungen schätzen. Der große Freund des schwäbischen Barock wäre nur zu gern noch 1997 nach Weingarten gekommen. Eine fortschreitende Herzschwäche erlaubte ihm dies nicht. Vor unserer Ottobeurer Tagung telefonierte er mit mir und meinte, daß er im nächsten Jahr in Neresheim dabeisein wolle, wenn seine Genesung weiterhin voranschreite. Das ist ihm nicht vergönnt. H.-J. Schulze, dem die Akademie großen Dank für seine Mitarbeit schuldet, wurde in Stade unter großer Anteilnahme zu Grabe getragen. R.I.P.

Ulrich Faust OSB *Ottobeuren*

Literarische Umschau

HOLTER K., *Buchkunst – Handschriften – Bibliotheken. Beiträge zur mitteleuropäischen Buchkultur vom Frühmittelalter bis zur Renaissance 1–2*, hrsg. v. G. Heilingsetzer und W. Stelzer, Linz (Oberösterreichischer Musealverein – Gesellschaft für Landeskunde) 1996, 1291 Seiten, geb., viele Schwarz-Weiß-Abbildungen.

Mit den vorliegenden zwei Bänden sind wesentliche Beiträge des Doyens der österreichischen Handschriftenforschung, Prof. Dr. Kurt Holter, erstmals in einer repräsentativen Ausgabe versammelt. Damit werden auch wissenschaftliche Arbeiten, die Holter während der langen Periode seines wissenschaftlichen Wirkens an eher unzugänglicher Stelle veröffentlicht hat, wieder neu zugänglich gemacht. Die Artikel sind als Reprint gedruckt, was sich bei der Suche nach der ursprünglichen Paginierung der Beiträge vorteilhaft auswirkt, aber den Nachteil einer unterschiedlichen Typographie und extrem schwankender Schriftgrößen (vgl. 182 und 187) sowie mangelhafter Abbildungen wichtiger Werke (z. B. 293) mit sich bringt. Sämtliche Veröffentlichungen Holters zur übergreifenden Thematik der mitteleuropäischen Buchkultur finden sich in der einleitenden Bibliographie (XXI–XXVIII), wobei mit Asterisci auf die nun wiederabgedruckten Beiträge verwiesen wird, die in die Abschnitte „Frühmittelalter", „Einbandforschung" sowie „Buchkunst und Bibliotheksgeschichte" gegliedert sind. Sehr wertvoll für die Dokumentation und die weitere Forschungsarbeit ist das von Urban Bassi erstellte Register der in Holters Aufsätzen zitierten Handschriften und Abbildungen (1243–1291).

Wie umfangreich das wissenschaftliche Oeuvre Holters ist, zeigt die Tatsache, daß mit den jetzt wiederabgedruckten Beiträgen zur mittelalterlichen Buchkunst nur ein Teil seiner Forschungen erfaßt ist, die sich unter anderem auch mit islamischen Handschriften oder der Welser Stadtgeschichte beschäftigt haben (vgl. G. Heilingsetzer, Zum Geleit, XVII). Aus diesem Grund ist es für einen Rezensenten praktisch unmöglich, der Fülle der in Holters Beiträgen dargebotenen Informationen in geeigneter Weise gerecht zu werden.

Kurt Holters grundlegende Leistung für die Erforschung der hochmittelalterlichen Buchkunst besteht darin, nach den pionierhaften Arbeiten Georg Swarzenskis,[1] den Blick auf die Skriptorien der Peripherie gerichtet zu haben. In Zusammenhang mit den in den letzten Jahren vor allem für die Stifte

1) Swarzenski G., Die Salzburger Malerei von den ersten Anfängen bis zur Blütezeit des romanischen Stils, Text- und Tafelband, Stuttgart 1913, 1969^2.

Kremsmünster, Zwettl und Klosterneuburg vorangetriebenen Handschriftenkatalogen und -studien machte Holter zum ersten Mal auf die Bedeutung der kleineren Skriptorien, der „Außenposten",[2] aufmerksam. Kurt Holter hat bei der Untersuchung der Handschriften auch historische und kirchengeschichtliche Fragestellungen miteinbezogen, indem er die Handschriftenproduktion nach dem reformgeschichtlichen Zusammenhang der Diözesen und der exemten Klöster befragt hat. In methodischer Hinsicht legte Holter dabei – neben der Paläographie – besonders auf die stilkritische Gruppenbildung durch eine genaue Analyse der Spaltleisteninitialen Wert. „Die Zusammenarbeit der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen"[3] ist sein wissenschaftliches Credo. Topographisch konzentriert hat Holter diesen Teil seiner Forschungen auf die Buchmalerei des Stiftes Lambach, deren Rekonstruktion ihm in Jahrzehnten unermüdlicher Kleinarbeit gelungen ist.[4] Mit Hilfe des „Lambacher Williram" (Berlin, Staatsbibliothek, Cod. theol. lat. quart. 140, olim Lambach [OÖ.], Stiftsbibliothek, Cml XCIII) als dem Hauptwerk des in diesem Codex angeführten Schreibers und Miniators (?)[5] „Gottschalk", nach dem auch eine Gruppe von Handschriften benannt wird,[6] konnte die – besonders für das 12. Jh. – umfangreiche Lambacher Produktion rekonstruiert und zusätzlich ein Fundament für die in den neunziger Jahren einsetzende amerikanische Forschung geleistet werden.[7]

Die Rekonstruktion der Buchmalerei des Stiftes Lambach bildet in Holters Schaffen nur eine Konstante. In seinem Oeuvre gibt es zentrale Problemstellungen zu wichtigen Handschriften, die häufig wiederkehren und im Laufe der Jahre auch vielfach neuen Bewertungen unterworfen wurden. Die Gruppe des Psalters von Montpellier, des „Codex Millenarius Maior" und des Cutbercht-Evangeliars sowie die damit verbundene Problematisierung einer Kunst im Zeitalter Virgils bildet einen weiteren Schwerpunkt. Wegweisend ist hinsichtlich des Psalters von Montpellier Holters Hinweis einer Vorbildlichkeit des spätantiken Figurentypus, wie er aus dem 6. Jh. in den Darstellungen der Erzbischöfe in S. Apollinare in Classe oder in den Prophetengestalten von S. Apollinare Nuovo in Ravenna überliefert ist.[8] Holters Thesen zum Codex Millenarius Maior wurden besonders von David H. Wright auf-

2) Die Buchmalerei (Katalog: 1000 Jahre Babenberger in Österreich, Stift Lilienfeld, Wien 1976, 567–579, bes. 568).
3) Das Alte und das Neue Testament in der Buchmalerei nördlich der Alpen (La Bibbia nell'alto SSAM 10], Spoleto 1963, 413–471, bes. 414).
4) Nr. 27, 44, 47 und 51 der vorliegenden Sammelbände.
5) Babcock R., Reconstructing a Medieval Library, Fragments from Lambach, New Haven 1993, Nr. 24.
6) Holter K., Die Handschriften und Inkunabeln des Benediktinerstiftes Lambach (ÖKT XXXIV), Wien 1959, 216 f.
7) Babcock (wie Anm. 5); Davis L. F., Epiphany at Lambach: The Evidence of Gottschalk Antiphonary, Diss. phil. Yale University 1993.
8) Holter K., Zur Ikonographie der ältesten Salzburger Buchmalerei (ÖZKD 10, 1956, 34–38, bes. 37 f.).

gegriffen und entsprechend der Problematik der im Codex Millenarius Maior verwendeten Vorlagen modifiziert, wobei hier besonders Wrights Hinweis Beachtung verdient, daß Tassilos Heirat mit Liutpirc 768/769 das Aufgreifen langobardischer Anregungen in den Handschriften begünstigt hat.[9]

Holters und Neumüllers Lokalisierung des Codex Millenarius Maior nach Kremsmünster[10] blieb nicht unumstritten. Die seltene Verwendung der Sexternen, die auch im Psalter von Montpellier auftreten, verbinden den Codex mit Mondsee. Zudem bieten die wenigen – nur fragmentarisch erhaltenen Zeugnisse des Kremsmünsterer Skriptoriums – weder von der Schrift noch von ihrem äußerst bescheidenen und unspezifischen Initialschmuck her Anhaltspunkte für eine Entstehung vor Ort[11] (Mitteilung Friedrich Simader). Im Katalog zur Mondseer Ausstellung des Jahres 1981 äußerte sich Holter moderater und stellte die Handschrift in den „größeren Mondseer Zusammenhang".[12]

Als eine weitere Konstante der wissenschaftlichen Arbeit Holters muß die St. Florianer Riesenbibel bezeichnet werden. Hier wandelte sich Holters Meinung von der Zustimmung zu Heinrich Fichtenaus Lokalisierung nach Oberitalien und einer Datierung um 1075[13] zu einer Annäherung an die Salzburger Provenienz der Handschrift und eine Datierung um 1120.[14] Kurt Holter hat in anderem Zusammenhang[15] vermutet, daß die Blätter der Eferdinger Riesenbibel (Linz/D., Oberösterreichisches LA) ehemals zum verlorenen zweiten Band der St. Florianer Riesenbibel gehört haben. Neuerdings stellte er die Entstehung der Riesenbibel in den größeren kirchenhistorischen Zusammenhang der Augustiner-Chorherrenreform des Salzburger Erzbischofs Konrad I. (reg. 1106–1147).[16] Ein ähnliches Bemühen um eine Integration von künstlerischen Erzeugnissen in den kirchen- und kulturhistorischen Rahmen

9) Wright D. H., The Codex Millenarius and its Model (Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 3. F. 15, 1964, 37–54, bes. 45–47); vgl. Wolfram H., Das Fürstentum Tassilos III., Herzogs der Bayern (MGSL 108, 1968, 157–179, bes. 164).

10) Der Codex Millenarius (FGOÖ 6), Linz/D. 1959.

11) Bischoff B., Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit, Teil II: Die vorwiegend österreichischen Diözesen, Wiesbaden 1980, 26–30.

12) Die Buchkunst im Kloster Mondsee (Katalog: Das Mondseeland. Geschichte und Kultur, Linz/D. 1981, 185–221, 451–462, bes. 192, 194).

13) Buchmalerei (Katalog: Romanische Kunst in Österreich, Krems/D. 1964, 72, Nr. 5).

14) Bibliothek und Archiv – Handschriften und Inkunabeln (Die Kunstsammlungen des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian [ÖKT XLVIII], Wien 1988, 59 f.); Wind P. (Aus der Schreibschule von St. Peter vom Anfang des 11. Jahrhunderts bis Anfang des 14. Jahrhunderts [Katalog: Hl. Rupert von Salzburg 696–1996, Salzburg 1996, 364–404, bes. 371]) lokalisierte die Riesenbibel neuerdings nach St. Florian.

15) Mittelalterliche Buchkunst in und aus dem Stift Michaelbeuern (Benediktinerabtei Michaelbeuern. Eine Dokumentation [hrsg. v. B. Egelseder OSB], Michaelbeuern 1985, 249–262, bes. 250).

16) Romanische Buchkunst aus der Stiftsbibliothek St. Florian (Geschichte und ihre Quellen. FS für Friedrich Hausmann zum 70. Geburtstag, hrsg. v. R. Härtel, Graz 1987, 545–578, bes. 550).

verfolgte der Autor in seiner Studie zum Einfluß der Melker Reform auf das klösterliche Buchwesen in Österreich.[17] Gerade die Analyse der Wechselwirkungen zwischen Buchproduktion und klösterlicher Reform hat sich in jüngster Zeit zu einer wichtigen interdisziplinären Aufgabe der Forschung entwickelt.[18]

Die vorliegenden Bände mit ausgewählten Arbeiten Kurt Holters bieten der Handschriftenforschung in Österreich eine wichtige Hilfe. Die darin versammelten Beiträge bilden – wie Otto Pächts „Buchmalerei des Mittelalters"[19] – einen kunsthistorischen Ausgangspunkt jeder weiteren Beschäftigung mit den vielfältigen Facetten mittelalterlicher Buchkunst.

Werner Telesko *Wien*

IRMGARD SIEDE, *Zur Rezeption ottonischer Buchmalerei in Italien im 11. und 12. Jahrhundert* (SMGB.E 39), St. Otilien 1997

Auch wenn durch die ständig anwachsende Zahl moderner Bibliotheks- und Sammlungskataloge und die Fülle der Bücher über Cimelien verschiedener italienischer Bibliotheken und Archive immer mehr Handschriften bekannt sind, weiß man dennoch wenig über die Bedingungen, unter denen Werke hochmittelalterlicher Buchmalerei in Italien entstanden. Seit der vierbändigen Sammlung von Beiträgen vornehmlich zu Handschriften, Handschriftengruppen und Skriptorien, die Edward Bannister Garrison veröffentlichte (Studies in the History of Medieval Italian Painting, Florenz 1953–1962), sind größere Untersuchungen zur italienischen Buchmalerei des elften und zwölften Jahrhunderts selten geblieben. Meist beschränkten sich deren Verfasser auf die Buchmalerei einer Region, wobei hier vor allem die der Toskana und Mittelitaliens ausführlicher vorgestellt wurde (vgl. u.a. Knut Berg, Studies in Tuscan Twelfth-Century Illumination, Oslo usw. 1968; Gigetta Dalli Regoli, Miniatura a Pisa fra i secoli XII–XIV, in: Atti del I Congresso di storia della miniatura italiana, Cortona ... 1978, Florenz 1979, S. 23–50; dies., La miniatura lucchese tra la fine dell'XI e gli inizi del XII secolo ..., in: Romanico padano, Romanico europeo, Convegno intern. di studi, Modena ... 1977, Parma 1982, S. 273–288). Wenige Male fanden einzelne Handschriften Aufmerksamkeit (und in seltenen Fällen führte dies sogar zur Herausgabe

17) Der Einfluß der Melker Reform auf das klösterliche Buchwesen in Österreich (Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters [Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 3] [SÖAW.PH 367]), Wien 1980, 305–320).

18) Suckale R., Die Bedeutung des Hussitismus für die bildende Kunst, vor allem in den Nachbarländern Böhmens (Gaethgens Th. W. [Hrsg.], Künstlerischer Austausch – Artistic Exchange, Akten des XXVIII. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte 2, Berlin 1992, Berlin 1993, 65–70).

19) Pächt O., Buchmalerei des Mittelalters. Eine Einführung (hrsg. von D. Thoss/ U. Jenni), München 1984.

eines Facsimile wie bei einer wohl in Verona im ersten Viertel des 13. Jhs. entstandenen Handschrift: Codex Vaticanus Latinus 39, Zürich 1970 [Codices e Vaticanis Selecti ..., LXI]).

Aufgrund der historischen Verhältnisse, wegen der zersplitterten territorialen Ordnung einerseits und andererseits wegen des vielfältigen kulturellen Austauschs zwischen den Regionen Italiens und den Gebieten nördlich der Alpen sowie jenen des Mittelmeerraums, ist die Geschichte der hochmittelalterlichen Buchmalerei Italiens komplizierter und wohl auch vielfältiger als anderswo. Dies betrifft die Frage stilistischer Prägungen ebenso wie jene der jeweiligen Bildkonzeption. Wiederum als Folge historischer Ereignisse sind viele hochmittelalterliche Handschriftenbestände zerstreut oder verloren, so daß Aussagen zu stilistischen Vorbildern oder möglichen ikonographischen Vorlagen oftmals spekulativ bleiben. Wohl noch am besten untersucht sind unter diesem Gesichtspunkt Handschriften des zwölften Jahrhunderts aus Zisterzienserbesitz. Sie wurden meist nach Vorlagen angefertigt, die man aus den französischen Zisterzen mitgebracht oder in die von dort gegründeten Klöster geschickt hatte (vgl. u. a. C. Berardi Varvello, I manoscritti di Staffarda conservati nella Biblioteca Nazionale di Torino, in: Bollettino della Società per gli Studi Storici, Archeologici ed Artistici della Provincia di Cuneo 60, 1969, S. 35–53; Lucinia Speciale, Una cellula e i suoi libri: I. Ss. Vincenzo ed Anastasio alle Tre Fontane e Casamari, in: Arte medievale 2. ser. 8, 1994, S. 47–76). Es waren jedoch im Jahrhundert davor schon aufwendig ausgestattete Handschriften aus deutschen Skriptorien in den Besitz italienischer Klöster und Kathedralen gelangt, etwa das sog. Rocca-Sacramentar in der Biblioteca Vaticana (cod. Vat. lat. 3806, wohl Regensburg, vor 1000), das von Heinrich II. nach Montecassino gestiftete, heute ebenfalls in der Vaticana verwahrte Evangeliar (cod. Ottob. lat. 74, Regensburg, vor 1024) oder das in Fulda entstandene Sacramentar (cod. Vat. lat. 3548), doch ist ihre Rezeption in italienischen Skriptorien bisher nie systematisch erforscht worden.

Das neu erschienene Buch von I. Siede, hervorgegangen aus ihrer 1994 in Berlin angenommenen kunsthistorischen Dissertation, schließt nun eine der vielen Lücken. Kenntnisreich und alle Gesichtspunkte abwägend beschreibt die Verfasserin, wie man bei der Ausstattung von italienischen Codices auf Vorlagen zurückgriff, die von jenseits der Alpen stammten. Um nicht eine im Einzelfall oftmals notwendige, hier jedoch allzu breite Diskussion von vielen möglichen Vorlagen für einzelne Darstellungen ausführen zu müssen, die bei der Formulierung einzelner Bildmotive verwendet und kombiniert worden sein konnten, beschränkte sie ihre Fragestellung auf Bildfolgen, bei denen man zur Gänze solchen Vorbildern gefolgt zu sein schien (vgl. „Einleitung": S. 13–17). Sie wählte dazu vier italienische Handschriften aus, für deren jeweils umfangreiche Bebilderung man offensichtlich Bildformeln verwendet hatte, die aus Handschriften der Reichenau und aus deren Nachfolge bekannt waren.

Es handelt sich um ein Evangelistar aus Farfa (Codex Vitr. 20–6 der Bibl. Nac. in Madrid: S. 18–61), ein wahrscheinlich in Pisa entstandenes Evangeliar

(Cod. Acq. e Doni 91 der Bibl. Medicea Laurenziana in Florenz: S. 62–99), das in Padua für die Kathedrale geschriebene und illuminierte sog. Isidor-Evangelistar (Cod. E 1 der Bibl. Capit. in Padua: S. 100–142) sowie ein Evangelistar für die Kathedrale von Vercelli (Codex C. der Bibl. Capit. in Vercelli: S. 143–195). Jede Handschrift wird monographisch vorgestellt: Den Angaben zur Provenienz folgt eine ausführliche Beschreibung (Kodikologie, Einband, Text, Ausstattung mit Initialen und Miniaturen), dann ist die Abhängigkeit von den Vorlagen in Stil und Ikonographie erörtert; darauf folgt jeweils ein Kapitel zur „Einordnung der Handschrift" (Datierung, Lokalisierung, Auftraggeber) und eines zum „Kontext der Rezeption", in welchem die historischen Bedingungen des Entstehens und die jeweiligen Funktionen des Gebrauchs beschrieben werden. Mehrere zusammenfassende Verzeichnisse sind, soweit ermittelbar, als Appendices dem Textteil angefügt: Perikopenverzeichnisse, Inhaltsübersicht nach Lagen und Folia, Schemata der Liniierungssysteme, Quellenauszüge zu den einzelnen Handschriften, Übersicht über die „Schulzusammengehörigkeit" der zum Vergleich herangezogenen Handschriften sowie ein ikonographisches Register, in dem die Bildthemen nach ihrem Vorkommen in den besprochenen und mit diesen verglichenen Handschriften indiziert sind (S. 235–274).

Da man die unmittelbaren Vorlagen nicht kennt, war die Verfasserin darauf angewiesen, durch Vergleiche mit Handschriften aus dem Bereich der von ihr postulierten Vorlagen die vielfältigen Verbindungen der ausgewählten Beispiele zu jenen wahrscheinlich zu machen. Diese „Spurensuche" legte sie in einer Fülle von detaillierten Gegenüberstellungen von Bildthemen und -motiven dar. Dabei erweist sich, daß die vorgestellten italienischen Handschriften in Themenwahl, Einzelmotiven und sogar formalen Details (etwa der Verwendung des in Italien zu dieser Zeit eher unüblichen Goldgrundes) angelehnt sind an Reichenauer Handschriften, vor allem den in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts entstandenen der sog. Liuthar-Gruppe, sowie an Codices aus der zweiten Jahrhunderthälfte, deren Bild- und Initialenschmuck enge Verbindungen zur vorausgehenden Reichenauer Buchmalerei aufweist, ohne daß die Tätigkeit dieses Skriptoriums an einem oder an mehreren Orten der Umgebung des Bodensees bisher genauer zu lokalisieren gewesen wäre (vgl. Anna Sophia Korteweg, Der Bernulphuscodex in Utrecht und eine Gruppe verwandter spätreichenauer Handschriften, in: Aachener Kunstblätter 1985, S. 35–76; ferner: Katalog der illuminierten Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Benediktinerkloster Allerheiligen in Schaffhausen, bearb. von Annegret Butz ..., Stuttgart 1994, bes. S. 16–22).

Für alle vier Handschriften versucht die Verfasserin im einzelnen die Beweggründe für eine derartige Rezeption zu erschließen. Sie kann zeigen, daß man sich an jenen Vorbildern orientiert haben dürfte, um den repräsentativen Anspruch der Auftraggeber zu erfüllen, die nicht zuletzt damit ihre besondere Nähe zu den ottonischen und salischen Kaisern manifestierten. So entstammt der in Farfa wohl um 1060/1070 entstandene Madrider Codex der Regierungszeit Abt Berards I. (1048–1089), der von Heinrich IV. für das nördlich

von Rom gelegene Kloster, einen wichtigen Stützpunkt kaiserlicher Romfahrten, zahlreiche Privilegien erwirkte. Die um 1170 vollendete Handschrift in Padua war für den Gebrauch der Kathedrale bestimmt. Ältere Vorlagen waren hier wohl verfügbar, da Heinrich IV. im elften Jahrhundert in Padua mehrere Bischöfe eingesetzt hatte, die Suffragane der Patriarchen von Aquileja und – ebenso wie diese bis ins 13. Jahrhundert – deutscher Herkunft waren. In Vercelli, wo der Codex C der dortigen Kapitelsbibliothek wohl auch entstanden war, den die Verfasserin aus liturgischen Gründen in die Zeit zwischen 1185 und 1191 datiert, gab es schon in ottonischer Zeit, ebenso wie in den benachbarten Bistümern Mailand und Novara, enge Beziehungen zum Herrscherhaus. Ausdruck dessen war wohl auch, daß man in Sacramentaren von vornherein die „Missa pro imperatore" aufnahm oder wenigstens nachträglich einfügte, wie möglicherweise auch in Vercelli. In Pisa, wo im zweiten oder dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts das heute in Florenz verwahrte Evangelistar höchstwahrscheinlich entstanden war, erfuhren die Erzbischöfe Schutz und Förderung durch die staufischen Kaiser. Die sehr getreue Wiedergabe eines ottonischen Vorbilds (deretwegen man die Evangelistenbilder der Pisaner Handschrift in der älteren Literatur fälschlich sogar für Reichenauer Arbeiten hielt) spiegelt eine wahrscheinlich erst in dieser Zeit an die Kathedrale geschenkte ältere Handschrift.

Abschließend resumiert die Verfasserin die Gründe der von ihr beschriebenen Rezeption (S. 196–207). Die ikonographischen und stilistischen Verbindungen zwischen den von vier gewählten Fallbeispielen und den postulierten Vorlagen sind ohne unmittelbare Kenntnis solcher Handschriften in Italien nicht zu erklären. Tatsächlich sind viele Anlässe überliefert und archivalisch nachweisbar, zu denen solche Handschriften nach Italien gelangten: Im Rahmen von Gebetsverbrüderungen zwischen Klöstern kam es zum Austausch von Handschriften, auch das vereinzelte Ausgreifen monastischer Reformbewegungen nach Italien hatte gelegentlich die Bekanntheit mit fremden Handschriften zur Folge (Peter Ochsenbein, Moggio di San Gallo. Ein bislang unbekanntes Kloster der Hirsauer Reform, in SMGB 104, 1993, S. 315–327, bes. S. 319 f.), die deutschen Herrscher führten auf ihren Romzügen Handschriften mit sich und verschenkten sie an wichtige Kirchenfürsten, Kathedralen, Klöster. Anlaß zu solchen Geschenken dürfte regelmäßig auch die Erteilung von Privilegien gewesen sein (S. 201). Nur so ist die erstaunlich hohe Zahl von in Italien erhaltenen, in den meisten Fällen schon im Hochmittelalter dort nachgewiesenen Handschriften zu erklären (vgl. das Verzeichnis aller der Verfasserin bekannt gewordenen ottonischen Handschriften in Italien: S. 198–200). Die Reichenau, die aus Italien Reliquien empfangen hatte und von dort Pergamente bezog, genoß dort auch besondere Wertschätzung: Angeblich seit 998, belegt seit 1031 hatten neu geweihte Äbte des exemten Klosters anläßlich ihrer Konsekration dem Papst jeweils Evangeliar, Evangelistar, Sacramentar und zwei Schimmel zu übersenden, erfreuten sich aber auch besonderer Privilegien (dazu Helmut Maurer, Rechtlicher Anspruch und geistliche Würde der Abtei Reichenau, in: Ders. [Hg.], Die Abtei Reichenau ..., Sig-

maringen 1974, S. 255–275, bes. 264f.). Anregend, wenn auch Mutmaßung bleibt die Überlegung, ob man nicht den Umstand, daß einer der Auftraggeber des Evangelistars in Padua der vom Kaiser investierte, mit der Verwaltung des dort gelegenen Reichsguts betraute Erzpriester gewesen sein dürfte, als Indiz dafür interpretieren sollte, daß mit Reichenauer Handschriften noch ein Jahrhundert später ein mit Herrscherhaus und Reich verbundener Anspruch assoziiert werden konnte.

Man ist der Verfasserin für die eingehende Untersuchung und ihre überzeugenden kunsthistorischen Folgerungen dankbar. Ihre Thesen zu den historischen Voraussetzungen dieser Handschriften im einzelnen werden gewiß Forschung und Diskussion anregen.

Wolfgang Augustyn *München*

Kellner St. – Spethmann A., *Historische Kataloge der Bayerischen Staatsbibliothek München.* Münchner Hofbibliothek und andere Provenienzen (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis XI), Wiesbaden 1996, XXXI. u. 609 Seiten

Der vorliegende Band beschreibt die handschriftlichen Verzeichnisse der Münchener Hofbibliothek und weiterer 224 in sie eingegangenen Sammlungen. Unabhängig vom heutigen Aufbewahrungsort sind alle noch existierenden Kataloge erfaßt (856 Kataloge in 1538 Bänden). Im ersten Teil werden die Kataloge der 1558 gegründeten Münchener Hofbibliothek aufgeführt. Eine vollständige Bestandsaufnahme erfolgte bereits zwischen 1571 und 1582. A. F. v. Oefele sorgte für eine gute Katalogisierung im 18. Jahrhundert. Die Säkularisation bereicherte den Bestand um 30000 Handschriften, 24000 Inkunabeln und 200000 weitere Druckwerke, die bis 1814 (bei den Hss. sogar erst bis 1829) verzeichnet wurden. Im zweiten Teil werden die Kataloge der altbayerischen Klöster fast vollständig, die der Klöster Schwabens und der Oberpfalz nur in Auswahl beschrieben. Insgesamt geht es hier um die Kataloge von 116 katholischen Büchersammlungen (dazu kommen noch zwölf weitere). U.a. sind die Kataloge der benediktinischen Häuser wie Benediktbeuern, Tegernsee und St. Emmeram in Regensburg, der Augstinerchorherren (z.B. Polling mit seiner 80000 Bände umfassenden Bibliothek) und der Zisterze Kaisheim zu finden, aber auch die der Hochstifte Freising, Passau und Regensburg. Im dritten Teil werden Sammlungen der Reichsstädte Augsburg, Regensburg und Ulm, sowie die Bibliotheken wittelsbachischer Seitenlinien aufgenommen.

Wenn die Bibliotheksgeschichte der Klöster ein wesentlicher Teil ihrer Gesamtgeschichte ist, dann ist diese Publikation historischer Bibliothekskataloge von größter Bedeutung für die Geschichte der altbayerischen Klöster. Leider wurden nur gelegentlich außerhalb Altbayerns befindliche Klöster einbezogen. Bei Memmingen (S. 270 f.) wäre zu ergänzen, daß die Reste der Bibliotheken von Augustinereremiten und Kreuzherren nach Ottobeuren gelangten.

Diese Bücher sind natürlich nicht im 17bändigen Katalog der Ottobeurer Bibliothek aus dem 18. Jahrhundert verzeichnet, der sich heute im Ottobeurer Archiv befindet. Weltenburg (S. 496 f.) wird irrtümlich als „Priorat des Klosters Metten" bei der Wiedererrichtung 1842 bezeichnet. Zwar kamen die Gründermönche von Metten, aber Bayerns ältestes Kloster war ein selbständiges Priorat, bis es 1913 wieder Abtei wurde.

Ulrich Faust OSB *Ottobeuren*

KNAPP U., *Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte*, Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 1997, 190 Seiten mit zahlreichen Abbildungen (und Plänen im Anhang).

Das 1138 gestiftete und 1147 an den heutigen Ort verlegte Zisterzienserkloster Maulbronn gehört zweifellos zu den am besten erhaltenen mittelalterlichen Klosteranlagen. Es hat dies wohl der Zweckentfremdung durch die lutherische Reformation und der Umwandlung in ein protestantische Klosteramt, Seminar und herzogliches Schloß zu verdanken. Wäre Maulbronn auch nach der Reformation eine bedeutende Zisterzienserabtei geblieben, wäre der Bau wahrscheinlich ganz oder teilweise nach barockem Geschmack umgestaltet worden. Nur Sorge um die „reine Lehre" wird Herzog Ulrich von Württemberg kaum zur Aufhebung des Klosters veranlaßt haben. Er ließ das Abtshaus in ein herzogliches Jagdschloß umgestalten und sicherte sich das Jagdrecht in den Klosterwaldungen. „Dem [evangelischen] Abt wurde lediglich ein ‚Gnadenjagen' zugestanden" (S. 169). Die Einrichtung einer Klosterschule diente der Vorbereitung auf das Theologiestudium am Tübinger Stift. Die Existenz dieser Schule erforderte die Erhaltung von Bausubstanzen und hat uns bis zum heutigen Tag die vielleicht schönste Zisterze in Deutschland bewahrt.

Der vorliegende, reich bebilderte Band wurde aus Anlaß des 850jährigen Jubiläums von U. Knapp als auf jüngsten Untersuchungen beruhende Baugeschichte konzipiert. Es ist zu begrüßen, daß sich Verf. als Kunsthistoriker nicht auf sein Fach beschränkte, sondern die Klostergeschichte – eingebettet in die Ordensgeschichte und die allgemeine politische Geschichte – mit gutem Gespür für die Auswahl der Literatur – darstellt. Wenn Verf. jedoch von dem „im 6. Jahrhundert gegründeten" Benediktinerorden (S. 15) schreibt, entspricht das nicht den heute hinreichend bekannten Tatsachen. Zwar wurde die Regel Benedikts im 6. Jahrhundert geschrieben, aber einen Orden in Form einer Konföderation der Benediktiner gibt es erst seit 100 Jahren. „Eine Rückkehr zu den Anfängen des Mönchtums" (S. 15) strebten alle Reformen an, auch die nicht auf die Bildung einer Kongregation ausgerichtete Reform von Hirsau. Die *missa matutini* [?] gehörte nicht zu den sieben Gebetszeiten des Tages (S. 33), und die Komplet wurde am Ende des Tages entweder gesungen oder rezitiert. „Gelesen" (S. 32) ist in diesem Zusammenhang nicht der richtige Ausdruck.

Eine erste Blütezeit erlebte das Kloster im späten 12. Jahrhundert. Kaiser Friedrich Barbarossa bestätigte 1156 Januar 8 dem Kloster seinen Besitz und stellte es unter seinen Schutz. Die Gefolgsleute der Staufer, vor allem der Speyrer Bischof Günther, förderten das Kloster des vom Generalkapitel zentral geleiteten neuen Ordens. Vaterabt war der Abt des Klosters Neuburg im Elsaß. Maulbronn lag zwischen den staufischen Besitzungen in Nordschwaben und dem salischen Erbe in der Pfalz. Im Schisma untersagte der Kaiser den Äbten die Teilnahme am Generalkapitel, weil dieses sich für Papst Alexander III. ausgesprochen hatte. Die Versöhnung zwischen Papst und Kaiser vermittelten später die Zisterzienseräbte. Nachdem Papst Alexander III. 1177 Dezember 21 das Kloster unter seinen Schutz gestellt hatte, setzte ein neuer wirtschaftlicher und spiritueller Aufschwung ein. In der Geschichte der nach der Regel Benedikts lebenden Klöster waren ja Zeiten äußerer Armut fast immer auch Zeiten geistlichen Niedergangs. So konnte die herrliche Klosterkirche am 14. Mai 1178 durch den Trierer Erzbischof geweiht werden. Die detaillierte Darstellung aller Bauabschnitte von Kirche und Kloster, die durch viele Abbildungen und Zeichnungen veranschaulicht wird, macht das Werk von U. Knapp zu einem wertvollen Beitrag der Baugeschichte als Bestandteil der allgemeinen Ordensgeschichte der Zisterzienser.

Ulrich Faust OSB *Ottobeuren*

Peter Häger, *Klöster nach dem Kulturkampf. Zur preußischen Genehmigungspolitik gegenüber den katholischen Männerorden in der Provinz Westfalen zwischen 1887 und 1919* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz 11), Paderborn (Bonifatius-Verlag), 1997. – 440 S.

Vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 1996 als theologische Dissertation an der Jesuitenhochschule in Frankfurt/St. Georgen eingereicht. Aufgrund umfassender Quellenforschung in 28 staatlichen, städtischen und kirchlichen Archiven prüft der Verfasser, auf welche Weise und nach welchen Kriterien katholische Ordensgemeinschaften zwischen 1887 und 1919 die staatliche Erlaubnis erhielten, in der preußischen Provinz Westfalen Niederlassungen zu errichten. Nach dem Ende des Kulturkampfes verfolgte der auch in diesem Punkt auf seinen eigenen Nutzen bedachte Staat den Orden gegenüber eine höchst pragmatische Linie. Die zuzulassenden Orden durften den konfessionellen Frieden nicht stören. Orden mit sozial-caritativen bzw. missionarischen Aufgaben hatten die größten Zulassungschancen. Andernfalls mußte ihre Arbeit dazu dienen, die Pastoral des Weltklerus zu unterstützen, um so das Wertebewußtsein der Bevölkerung in den industriellen Ballungsgebieten, aber auch auf dem Land im Sinne des Staates positiv zu beeinflussen. Am schwersten fiel es dem Staat, die im Kulturkampf besonders angegriffenen Jesuiten und Redemptoristen zurückkehren zu lassen. Es ist dem Verfasser in seiner Darstellung gelungen, nicht nur die komplizierten Wege

der staatlichen Entscheidungsfindung nachzuzeichnen, sondern auch den in der Struktur äußerst unterschiedlichen zahlreichen Ordensgemeinschaften weitgehend gerecht zu werden. Gelegentliche Ungenauigkeiten werden ihm angesichts der Masse des Materials gerne nachgesehen werden.

Häger behandelt die aus der Regel Benedikts hervorgegangenen Orden etwas irreführend in einem Abschnitt mit dem Titel: „Die kontemplativen Orden". Von diesen erhielten als erste die Trappisten von Oelenberg und Mariawald 1888 relativ mühelos die Erlaubnis, in Maria-Veen bei Groß-Reken die ihnen angetragene Leitung einer „katholischen Arbeiterkolonie" zu übernehmen. Die „Arbeiterkolonie" sollte Arbeitslosen die Möglichkeit zu sinnvollen Tätigkeiten in der dortigen Moorlandschaft bieten. Erfolglos blieb dagegen der 1890 eingereichte Antrag der belgischen Benediktinerabtei Afflighem von der Sublazenserkongregation, das alte Kloster Knechtsteden in der Rheinprovinz – hier schaut der Verfasser über die selbstgewählten Grenzen Westfalens hinaus – neu zu besiedeln. Das Projekt scheiterte am Einspruch der Äbte Maurus und Plazidus Wolter von Beuron bzw. Maredsous, die das Monopol der Beuroner Kongregation in Preußen bewahrt wissen wollten. Den Beuronern selbst gelang es ihrerseits 1899 – und nicht schon 1898, wie die Kapitelüberschrift S.192 nahelegt –, mit der Gründung Gerleves in der Provinz Westfalen Fuß zu fassen. Genau wie im Fall der Trappisten ließ sich der Staat auch hier durch pastorale Gründe überzeugen. Das Benediktinerkloster sollte „den Bewohnern der Gegend den ersehnten regelmäßigen Gottesdienst durch eine hl. Messe gewähren" (S.194, Anm.586), schrieb Erzabt Wolter an den Kultusminister. Da der Verfasser die Hauptaufgabe eines Beuroner Klosters in der „Pflege des kontemplativen Lebens, in Verbindung mit der würdigen Feier der Liturgie" (S.194) sieht, zieht er diese Ankündigung pastoraler Tätigkeit durch den Erzabt mit vorsichtigen Worten in Zweifel (S. 195). So rächt sich, daß Häger seine Kenntnis der Beuroner Spiritualität nur einem kurzen, 1995 in „Erbe und Auftrag" erschienen Artikel verdankt. Dagegen unterstreicht die maßgebliche Arbeit von Johanna *Buschmann, Beuroner Mönchtum. Studien zu Spiritualität, Verfassung und Lebensform der Beuroner Benediktinerkongregation von 1863 bis 1914 (BGAM 43), Münster 1994, S. 516/612* ausdrücklich die wichtige Bedeutung der Seelsorge für das Beuroner Mönchtum. Im übrigen sieht der Verfasser mit Recht einen Zusammenhang zwischen der unproblematischen staatlichen Gründungserlaubnis für Gerleve und dem ausgesprochen wohlwollenden Verhältnis zwischen Kaiser Wilhelm II. und der Beuroner Kongregation. Allerdings führt er die Sympathien des Kaisers und des preußischen Staates für die Beuroner Mönche auf deren „unpolitische" Einstellung zurück (S.191, 197, 200, 203). Leider ist die unpolitische Haltung der Kongregation wissenschaftlich noch nicht erforscht. Dennoch läßt sich die vorherrschende Grundeinstellung wahrscheinlich am ehesten mit Begriffen wie monarchistisch, nationalistisch und konservativ beschreiben. Daß Häger die Beuroner darüberhinaus S.200 in einem Atemzug mit den Franziskanern noch als „unprätentiös" charakterisiert, ist ebenfalls kaum verifizierbar. Mit welcher Akribie der Verfasser allen Einzelheiten nachgeht, zeigt sich, wenn er S.193 gegen eine „oftmals"

(zuletzt in: *Die Benediktinerabtei Gerleve. Ihr Werden, Wachsen und Wirken, Münster 1998, S. 11 u. 16*) „vorgebrachte Ansicht, die eigentliche Entscheidung für den Standort die erst nach einem ... Besuch" des Laacher Abtes Willibrord Benzler „in Gerleve am 26. Mai 1898 – eigentlicher Grund für seine Anwesenheit in jener Region war die feierliche Konsekration des St. Ludgeridomes in Billerdeck – gefallen", nachweist, daß „zu diesem Zeitpunkt ... die staatliche Vorprüfung des Genehmigungsantrages für Gerleve bereits angelaufen" war. Zu diesem Ergebnis kam an – für die Forschung – entlegener Stelle auch *Hans-Josef Joest, Unerschütterlich vertrauendes Gebet dringt durch die Wolken. Die schwierige Gründung des Klosters Gerleve, in: Kirche und Leben. Bistumszeitung Münster, 5. Juni 1994, S. 6.* Genaugenommen ist jedoch die ganze Fragestellung irreführend, da nicht von einem einzigen, genau datierbaren Entscheidungstermin ausgegangen werden kann, sondern anzunehmen ist, daß es sich um einen langwierigen, vielstufigen Entscheidungsprozeß handelt.

Als manchmal amüsant, manchmal störend erweisen sich bei der Lektüre immer wieder stilistische Extravaganzen. Die Bezeichnung „Printmedien" (S. 183) eignet sich wohl kaum zur Bezeichnung des Pressewesens 1891. S. 41 ist von Kirchen „gleich welcher Couleur" die Rede – gemeint sind die unterschiedlichen Konfessionen –, und S. 199 heißt es in erstaunlicher Personifizierung, „die preußischen Staatsorgane" hätte „bei Betrachtung der Ziele" der Sozialdemokratie „das kalte Grausen erfassen" müssen.

Die genannten kritischen Beobachtungen können den insgesamt sehr positiven Eindruck dieser Arbeit nicht verdecken. Sie stellt für die Forschung über das katholische Ordenswesen des 19. Jahrhunderts in Deutschland einen erheblichen Fortschritt dar.

Marcel Albert OSB *Gerleve*

Rieder, B.: *Deus locum dabit.* Studien zur Theologie des Kartäuserpriors Guigo I. 1083–1136 (VGI 42), Paderborn–München–Wien–Zürich – 335 S., Broschur

Bereits der Titel des vorliegenden Buches verrät die beiden Anliegen, die der Autor Bruno Rieder OSB aus der Abtei Disentis zu verbinden sucht: Der Untertitel drückt sein wissenschaftliches Interesse an Guigo I. (1083–1136), den fünften Prior der Grande Chartreuse, aus; der Titel sein spirituelles an den Fundamenten der cartusianischen Tradition des Mönchtums: *Deus locum dabat* – „in dieser Formulierung wird Wesentliches der von Guigo formulierten Kartäuserspiritualität angesprochen: Zunächst der uneingeschränkte Primat Gottes, aus dessen Anerkennung in Einsamkeit und Schweigen der Mensch seine Identität und seinen Eigenwert gewinnt; sodann der zentrale Stellenwert des ‚Ortes' der *heremus* und der Zelle und des Darin-Bleibens, gerade weil der Mensch sich nicht selber (s)einen ‚Ort' suchen muss, sei es durch die Suche nach mitbrüderlicher Bestätigung, sei es durch asketische Leistun-

gen und Busswerke. Göttliche Gnade tritt dabei jedoch nicht in Gegensatz zu menschlicher Freiheit, sondern bringt diese zur Entfaltung. Schliesslich zeigt die futuristische Verbform (*dabit*) an, dass Guigo ein Eskapismus im Sinne einer vorweggenommenen ‚himmlischen' Existenz im Kloster ziemlich fremd ist; der eschatologische Vorbehalt ist bei ihm nicht aufgehoben. Dies wird deutlich an der zentralen Vorbildgestalt des Propheten Jeremias, dessen Gotteserfahrung durch Mühsal und Dunkelheit geprägt ist, wie auch in Guigos ganz spezifischem Verständnis der *vita angelica*." (3 f.)

In diesen wenigen Sätzen faßt Bruno Rieder imgrunde den gesamten Inhalt seiner im SS 1996 an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichten Lizentiatsarbeit zusammen. Er verfolgte mit seiner Arbeit weniger das Ziel, „erneut eine umfassende Gesamtschau" zu bieten, sondern eher das Bemühen, „ausgewählte Aspekte, Vorstellungen und Begriffe eingehender" zu untersuchen bzw. in sechs voneinander unabhängigen, aber aufeinander bezogenen Kapiteln „neue Fragestellungen" zu erproben: 1. Guigo I. im Rahmen seiner Zeit; 2. Guigos Christologie im Kontext seiner Zeit; 3. Vermittlungen (zwischen Gott und Mensch) ; 4. Leiblichkeit und Raum; 5. Askese und 6. Gnade.

Es gelingt dem Autor, den Leser Schritt für Schritt in die mittelalterliche Welt Guigos hineinzuführen, die auf dem Gebiet geistlicher Erfahrungen so weit entfernt scheint und doch so nahe ist. Sehr schnell wird klar, daß es sich bei der vorliegenden Untersuchung nicht um rein historisches Spezialwissen handelt, das nur wenige Gelehrte interessieren dürfte, sondern um die alle Menschen betreffenden Fundamente christlicher Existenz: Der Mensch in seinem Dasein vor Gott. Betrachtet man Guigo einfach als monastischen Gesetzgeber oder lediglich als Verfasser asketisch-erbaulicher Gelegenheitsschriften, so wird übersehen, daß er tiefe Menschenkenntnis besaß und nur am Heilsweg der ihm anvertrauten Mönche bemüht war. Diese beiden Momente fanden ihren Niederschlag in Guigos beiden Hauptschriften: In den *Meditationes* thematisierte Guigo die Berufung des Menschen zur Nachfolge Christi, in den *Consuetudines* faßte er die Nachfolge in konkrete Formen des monastischen Lebens, wie sie vom hl. Bruno grundgelegt worden waren. Seine mächtige geistige Gestalt und sein geistlicher Charakter treten uns in diesen Schriften besonders anschaulich entgegen. Unter Einbeziehung der internationalen Forschungsliteratur stützt sich der Autor Bruno Rieder in seiner einfühlenden Darstellung und seinen ausführlichen Textanalysen auf reiches Quellenmaterial. Seine Vergleiche mit anderen monastischen Traditionen erhellen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten innerhalb des abendländischen Mönchtums.

Das vorliegende Werk vermittelt einen noch-mehr-Interesse-weckenden Einblick in die frühe monastische Theologie der großen cartusianischen Tradition. Es wäre zu wünschen, daß der Autor Bruno Rieder in Ergänzung seiner hervorragenden Studie die *Meditationes* Guigos ins Deutsche übersetzte und sie dadurch einer breiteren Leserschaft bekannt machte.

Johannes Schaber OSB *Ottobeuren*

MEIER P., *Ich Bruder Klaus von Flüe.* Eine Geschichte der inneren Schweiz, Zürich (Amman-Verlag) 1997. 558 S. und 16 Farbtafeln.

Nikolaus von Flüe (1417–1487) wird nicht nur in der Schweiz seit Jahrhunderten als Nationalheiliger verehrt, sondern auch weit über die schweizer Grenzen hinaus. Fünfzigjährig verließ der bauer, Ratsherr und Kriegsmann Nikolaus 1467 seine Frau und seine zehn Kinder, um als Einsiedler in der Nähe seines Hofes, in der Ranftschlucht beim Flüeli, oberhalb Sachselns zu leben. Schon sehr bald wurde seine Einsiedelei zu einem heiligen Ort, den die Menschen aufsuchten, um bei einem berühmten Eremiten Rat und Gebetshilfe einzuholen. Seine Verehrung bis in unsere Tage ist ungebrochen. Am 15. Mai 1947 wurde Bruder Klaus von Papst Pius XII. Heiliggesprochen. Zum 50. Jahrestag der Heiligsprechung von Bruder Klaus (1997) hat Pirmin Meier, nach seinen großen Monographien „Paracelsus, Arzt und Prophet" (1994) und „Magisch Reisen Schweiz" (1996), wieder eine umfang- und inhaltsreiche Studie vorgelegt, in der er Nikolaus von Flüe räumlich nicht nur im Alpenraum, sondern in ganz Europa, und zeitlich nicht nur im 15. Jahrhundert, sondern im Christentum zwischen Antike und Gegenwart verankert. Die Studie beruht auf 12jähriger umfangreicher Forschungsarbeit.

Grundlage der Darstellung Pirmin Meiers ist die Einsicht, daß man sich der vielschichtigen Existenz des Asketen, Ekstatikers und Visionärs Nikolaus von Flüe nicht angemessen nähern kann, wenn man bei seiner Biographie nach einem chronologischen Schema vorgeht, das in der bisherigen Literatur über Bruder Klaus obendrein schon ausgereizt ist. „Vorgesehen ist hier eine Form von diskursiver Biographie, aus unterschiedlichen Perspektiven, Annäherung zugleich und Distanzierung, letztere nicht aus Überheblichkeit, sondern weil ein ‚abgeschlossenes' Bild von Bruder Klaus am Geheimnis der Person vorbeiführen würde." (11f.)

Fern liegt Pirmin Meier ein zusammenfassendes Nachbeten der Koryphäen der Bruder-Klaus-Forschung oder der umfangreichen Literatur. Er geht eigene, manchmal überraschende, teilweise erstaunliche und originelle Wege. Er zieht eine Fülle von Quellen aus der Geschichte der Theologie, der Mystik, der Medizin, der Literatur, der Volkskunde und der Militaristik heran, um damit ein faszinierendes kulturgeschichtliches Panoramabild des Heiligen zu malen. Die Pilgerströme in Sachseln und die umfangreiche Fach- wie Romanliteratur beweisen, wie lebendig das Andenken an Nikolaus von Flüe auch heute noch ist. Pirmin Meier hat mit seiner beeindruckenden Studie dieser Literatur nicht einfach einen weiteren Teil hinzugefügt, sondern neue Wege der Bruder-Klaus-Forschung eröffnet.

Johannes Schaber OSB *Ottobeuren*

REINHARDT R., *Reich-Kirche-Politik.* Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Germania Sacra in der frühen Neuzeit, hrsg. v. H. Wolf im Auftrag des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart als Festgabe für Herrn Professor Dr. Rudolf Reinhardt zum 70. Geburtstag, Ostfildern (Schwabenverlag) 1998

In der Katholischen Akademie Stuttgart–Hohenheim war die großartige Feier des 70. Geburtstages von R. Reinhardt der würdige Rahmen zur Präsentation der vorliegenden Festgabe. Im Festvortrag von M. Weitlauf war das schriftstellerische Wirken des Tübinger Kirchenhistorikers R. Reinhardt unter besonderer Berücksichtigung seiner Dissertation über Weingarten dargestellt worden. Der vorliegende Band enthält wichtige Arbeiten aus der umfangreichen Bibliographie des Jubilars. Die Akademie liegt unmittelbar gegenüber dem Schloßpark von Hohenheim, der untrennbar mit dem Namen von Herzog Karl Eugen und der Reichsgräfin von Hohenheim verbunden ist. Karl Eugen war ein aufgeklärter katholischer Fürst, der das damals fast ganz protestantische Württemberg regierte. Wie es dazu kam, wollte ich aus dem Aufsatz S. 172–203: „Konvertiten und deren Nachkommen in der Reichskirche der frühen Neuzeit", erfahren. Die katholische Konfession geht aber schon auf dessen Vater Karl Alexander (1684–1737) zurück, der 15 Jahre nach seiner Konversion von 1712 Maria Augusta von Thurn und Taxis geheiratet hatte. Karl Alexander von der Linie Winnental gelangte 1733 an die Regierung. Ihm folgte Karl Eugen 1737. Eine bedauerliche Feststellung war in diesem Zusammenhang das fehlerhafte Register, das falsche Seitenangaben liefert oder Seiten nicht aufgenommen hat (z. B. Karl Eugen S. 196 Anm. 152). H. Wolf würdigt das Oeuvre von R. Reinhardt auf den Seiten 1–8 unter dem Titel „Von der Reichskirche zur Oberrheinischen Kirchenprovinz" – und zurück. Als Priester des Bistums Rottenburg – Stuttgart wirkte R. Reinhardt ja in einer erst im 19. Jh. gebildeten Diözese aus Teilen mehrerer untergegangener Bistümer (vor allem Konstanz) der alten Reichskirche. Daß die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens besser als jede andere in Deutschland erforscht ist, verdankt sie dem nun emeritierten Professor Reinhardt auf dem berühmten Lehrstuhl von K. A. Möhler, K. J. v. Hefele, F. X. v. Funk und K. Bihlmeyer. Zu den großen Verdiensten Reinhardts gehört die Gründung des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1979. Aus den Studientagen der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten entstand seit 1982 das renommierte „Jahrbuch für Rottenburger Kirchengeschichte", das R. Reinhardt durch seine umsichtige und energische Redaktionsarbeit entscheidend geprägt hat. Das Jahrbuch beschränkt sich ja nicht nur auf die Diözesengeschichte, sondern ist von allgemeinem geschichtlichen Interesse. Der monastischen Geschichte, der kirchlichen Verfassungsgeschichte und der Erforschung des Josephinismus galt das stete Interesse Reinhardts. Der Rezensionsteil des „Rottenburger Jahrbuchs" genießt hohes Ansehen unter Historikern. Trotz der Verwurzelung in der jüngeren Kirchengeschichte seiner Heimat blieb R. Reinhardt seiner großen wissenschaftlichen

Liebe, der Geschichte der Reichskirche treu. Davon legt die vorliegende Aufsatzsammlung Zeugnis ab.

Ulrich Faust OSB *Ottobeuren*

ELM K. – PARISSE M. (Hrsg.), *Doppelklöster und andere Formen der Symbiose männlicher und weiblicher Religiosen im Mittelalter* (Berliner Historische Studien 18, Ordensstudien VIII), Berlin (Verlag Duncker + Humblot) 1992, 256 S.

Der vorliegende Sammelband ist für die Projekte der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie von besonderem Interesse. Begegnen wir doch bei der Erarbeitung der Geschichte der Männer- und Frauenklöster in Österreich (Austria Benedictina) und der Frauenklöster in Baden-Württemberg und Bayern (GermBen 4) immer wieder dem Phänomen der Doppelklöster im Gefolge der Hirsauer Reform. Bauliches Nebeneinander können wir heute beim Salzburger Peterskloster und Franziskanerkloster, das sehr lange die Petersfrauen beherbergte, sehen. Wie kam es zu dieser uns merkwürdig erscheinenden Form der Doppelklöster? Warum verschwanden sie so bald in Bayern und Württemberg, während sie sich in Salzburg, Admont und Göttweig wohl am längsten gehalten haben. Auf diese unsere Fragen gibt uns der vorliegende Band leider auch keine hinreichende Antwort. Dennoch trägt er viel zur Erhellung eines Phänomens bei, das wohl noch viele Einzeluntersuchungen erfordert.

G. Jenal befaßt sich in seinem Beitrag (S. 25–55) mit der diesbezüglichen monastischen Gesetzgebung im Italien des frühen und hohen Mittelalters. Handelt es sich bei Hieronymus eindeutig um benachbarte Gemeinschaften, so bestimmt eine Novelle des Cod. Just. 546, daß Gemeinschaftsklöster von Personen verschiedenen Geschlechts aufgelöst werden sollten. Im 11. Jh. ist eine Vielzahl von Doppelklöstern in Italien festzustellen. Bei drei solchen benediktinischen Gemeinschaften in Padua verfolgt Verf. die Entflechtung im 13. Jh. Oft sind wirtschaftliche Probleme und Selbständigkeitsbestrebungen der Frauen die Ursache. Wenn es bei der Trennung von Mönchen und Nonnen im Kloster Allerheiligen in Padua „propter honestatem religionis" heißt, kommt die Problematik eines Zusammenlebens verschiedengeschlechtlicher und asketischer Personen damit zum Ausdruck. Dennoch haben die Päpste des 12. Jhs. (Viktor II., Urban II., Eugen III.) den neu entstandenen Kongregationen der Vallumbrosaner und Camaldulenser das Institut des Doppelklosters bestätigt. Bei den Prämonstratensern sollte ursprünglich jede Gründung ein Doppelkloster sein. Um 1140 wurden all diese Doppelgemeinschaften wieder getrennt, was doch wohl die Problematik eines solchen Instituts offenbart. J. Wollasch zeichnet in seinem Beitrag (S. 97–113) die Beziehungen Clunys zu dem Frauenkloster Marcigny auf, das 73 km südwestlich von Cluny liegt. Es wurde erst 1055 unter Abt Hugo gegründet. 18 Nonnen dieses Klosters lassen sich nachweisen, die der Familie der Herren von Semur entstammen. Marcig-

ny ist nur 5 km von der Burg Semur entfernt. Dennoch ist es nicht einfach ein Familienkloster. Es sollte Asyl und Hafen für die Frauen sein, wie es Cluny für die Männer bedeutete. Mehr als zehnmal hat Abt Hugo Marcigny mit seinem Besuch beehrt. Von hier aus wurden weitere Frauenklöster der ecclesia Cluniacensis besiedelt. Von eigentlichen Doppelklöstern kann aber wohl keine Rede sein.

E. Gilomen-Schenkel behandelt in ihrem Artikel (S. 115–133) Engelberg, Interlaken und andere autonome Doppelklöster im Südwesten des Reiches (11.–13. Jh.). Für uns sind diese Ausführungen wohl die wichtigsten des ganzen Buches, weil Verf.in mit gutem Recht für einen von uns zu bearbeitenden geographischen Raum radikal fragt, weswegen in der Literatur bzw. in Klostergeschichten die Tatsache von Doppelklöstern nicht thematisiert wird. Von 22 untersuchten Klöstern sind 13 als Doppelklöster belegt, vier oder fünf besaßen einen Frauenkonvent, der nicht am selben Ort gelegen war. Die Autorin findet eine Erklärung im Fehlen programmatischer Verteidigungsschriften der Doppelklöster. Nur im neunten Abschnitt der Praefatio zur berühmten Chronik des Klosters Petershausen ist eine solche zu finden (ed. O. Feger, Lindau-Konstanz 1956, 24). Allerdings ist nicht Einsiedeln die einzige Reichsabtei, wie Verf.in S. 121 behauptet, die sich mit der Beziehung zum Frauenkloster Fahr den hochmittelalterlichen benediktinischen Reformklöstern zugesellt. Auch die zum Kreis der alemannischen Klöster zählende Reichsabtei Ottobeuren war in der Reformzeit ein Doppelkloster. Bei der Betrachtung Engelbergs fällt die hohe Zahl der Nonnen (200–300) gegenüber der geringen Zahl der Mönche (20) um 1330/31 auf. In der Helvetia Sacra III/1,597 wird von 40 Mönchen und 80 Klosterfrauen berichtet, „die oft Mangel an dem zum Leben Notwendigen hätten". Dagegen spricht Verf.in von 139 Klosterfrauen beim Besuch der Königin Agnes 1325, die „geweiht worden" sind. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, daß bei den vorgestellten Reformklöstern die Doppelklostereinrichtung die Regel und nicht die Ausnahme ist. Auch die Trennung ist dann eine allgemeine Erscheinung. Die zukünftige Klostergeschichtsschreibung und auch die Projekte der Germania und Austria Benedictina sollten den Doppelklöstern die gebührende Beachtung schenken.

Die weiteren Beiträge sind für die allgemeine Erforschung der Orden von großem Interesse. Für die Geschichte der Klöster mit Benediktsregel sind sie von geringerer Bedeutung, weil es um andersartige Orden geht.

Ulrich Faust OSB *Ottobeuren*

Autoren dieses Bandes

Dr. Camilla Badstübner-Kizik
ul. Boh. Star. Warsz. 8/11
PL - 81455 Gdynia

PD Dr. Helmut Flachenecker
MPIG - Germania Sacra
Postfach 28 33
D - 37018 Göttingen

Dr. Alois Haidinger
Postgasse 7 - 9/4/3
A - 1010 Wien

Dr. P. Konrad Kienesberger OSB
Stift
A - 4550 Kremsmünster

Dr. Peter Orth
Kochstr. 4
D - 91054 Erlangen

Dr. Karl Schmuki
Klosterhof 6 D
CH - 9004 St. Gallen

Georg Schrott
Wuppertaler Str. 110
D - 45549 Sprockhövel

Prof. Dr. Thomas Vogtherr
Augustusplatz 9 - 11
D - 04109 Leipzig

Prof. Dr. Joachim Wollasch
Kartäuserstr. 134
D - 79102 Freiburg i. Br.

Dr. Maria Magdalena Zunker OSB
Abtei St. Walburg
D - 84072 Eichstätt